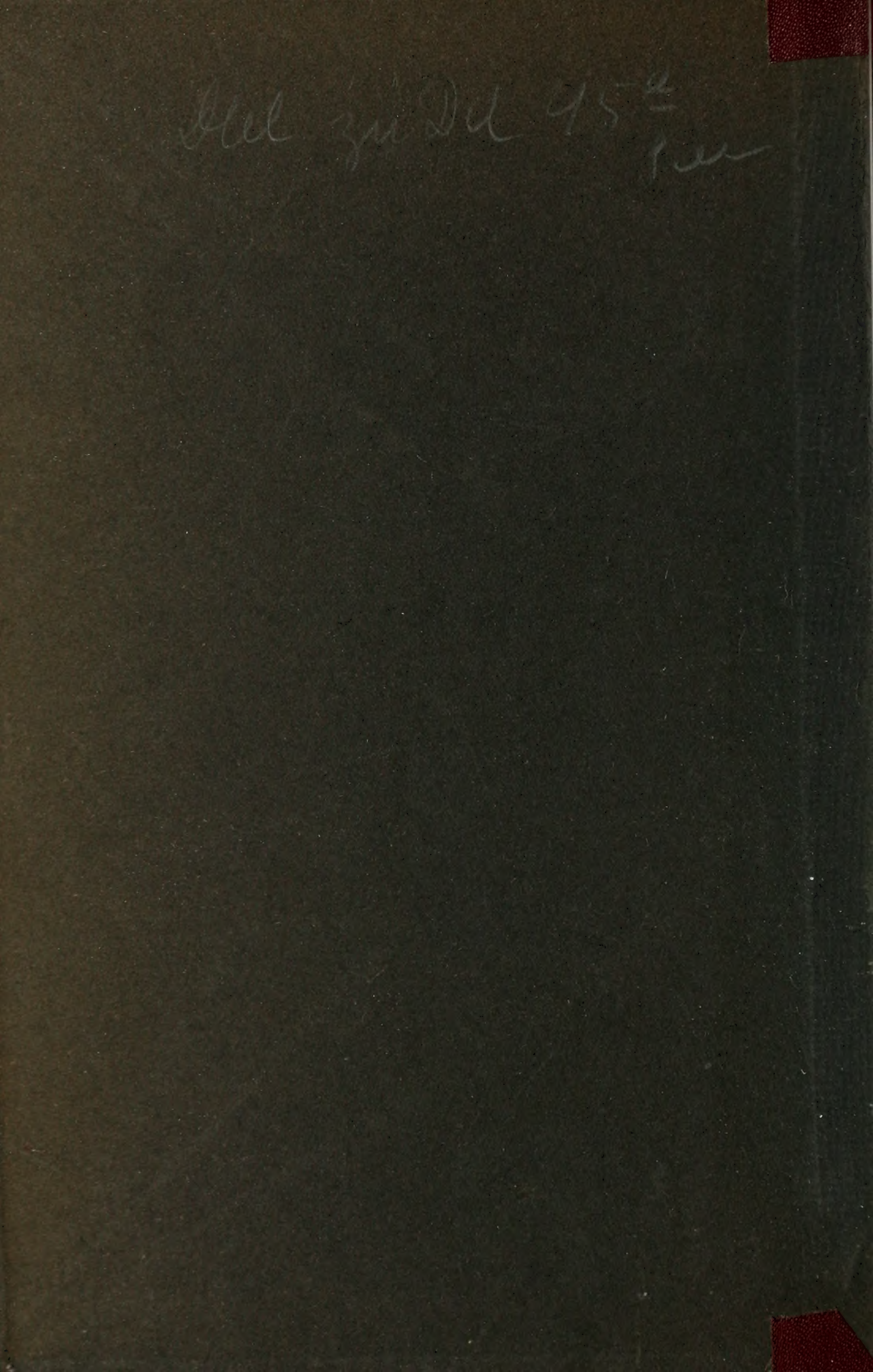
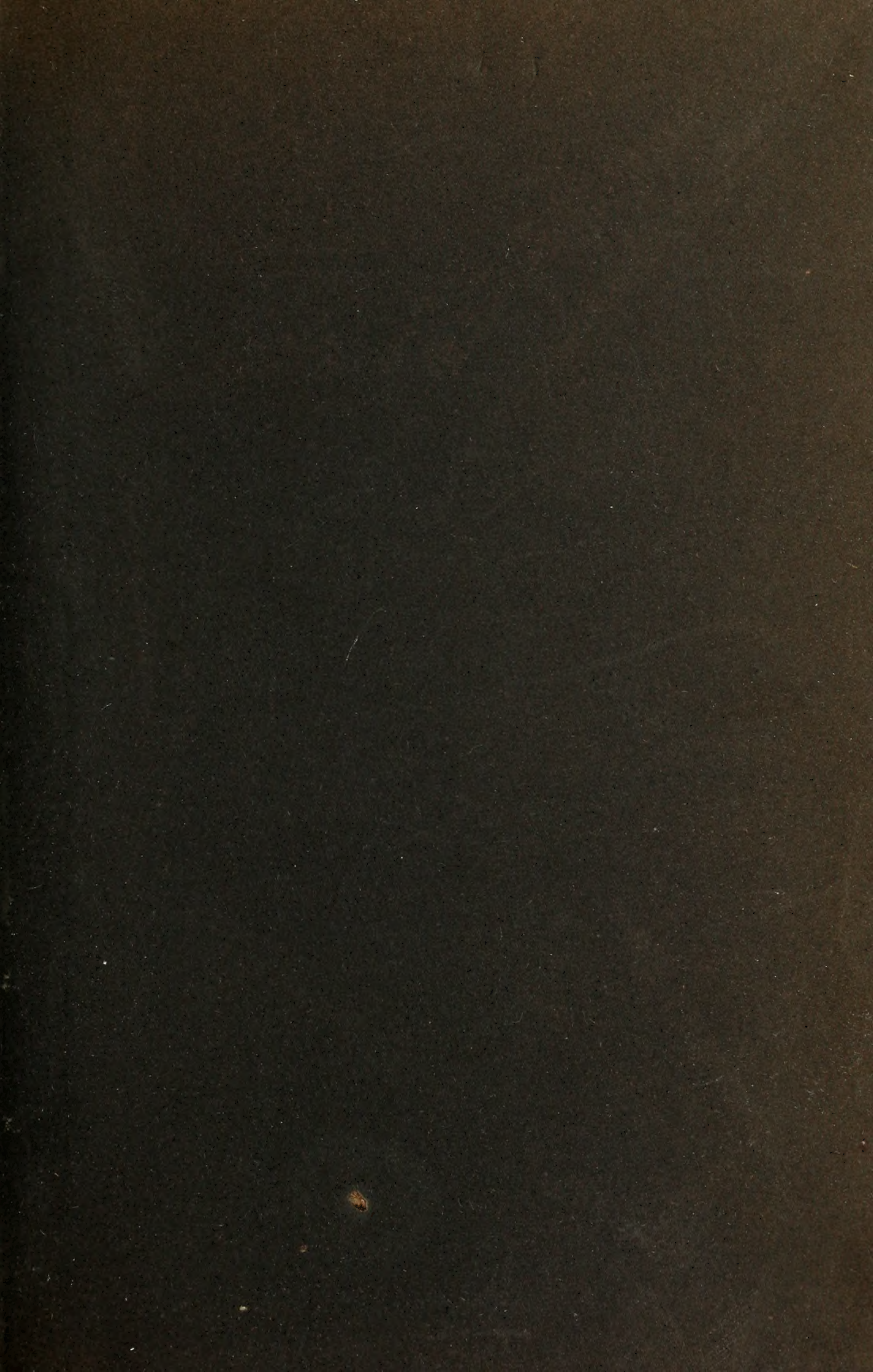
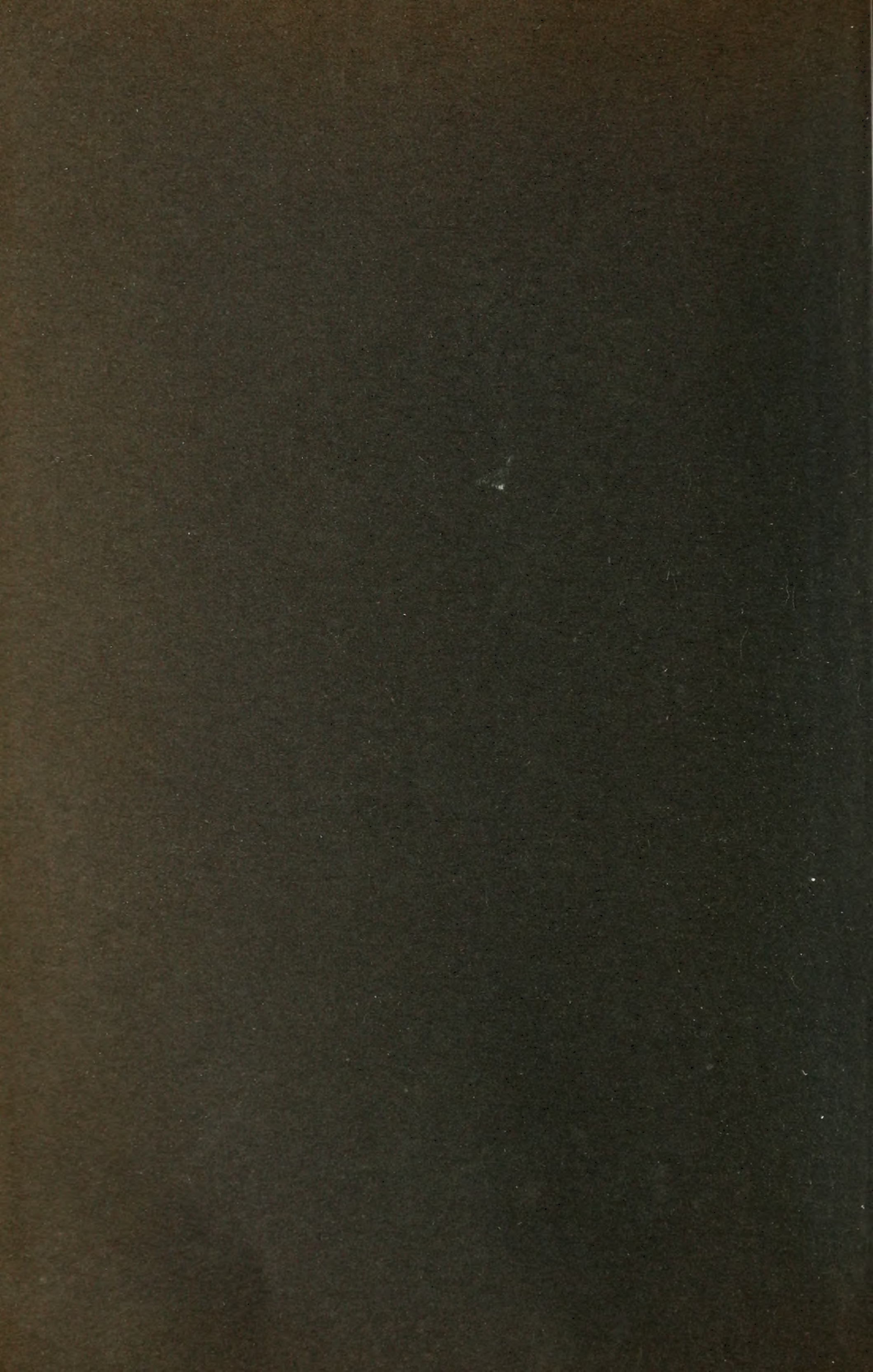
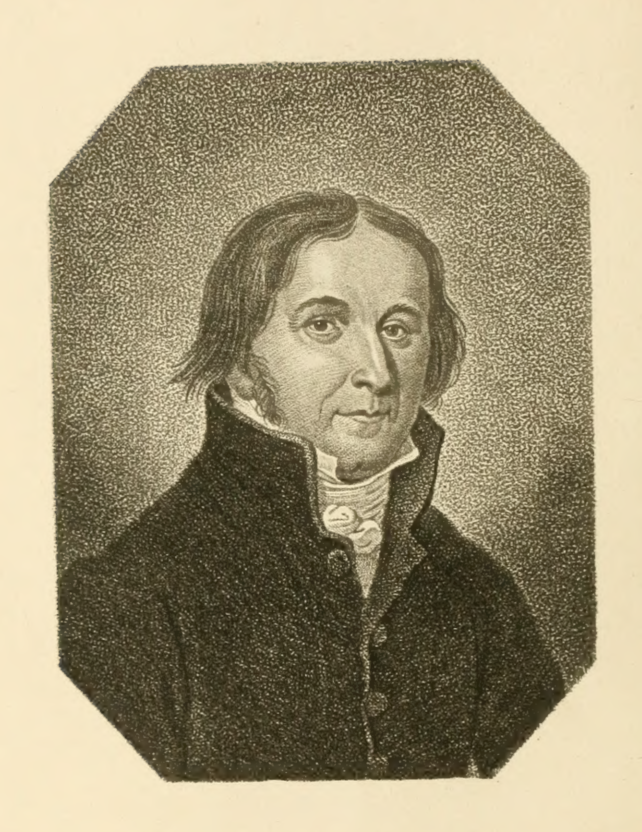
Ernst Moritz Arndt







9 506



Ernst Moritz Arndt.

Geprüft Ki. 13.6.47.

Ernst Moritz Arndt.

Ein Lebensbild

von

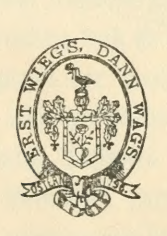
Ernst Müsebeck.

Erstes Buch.

Der junge Arndt.

1769—1815.

Mit einem Bildnis von E. M. Arndt.



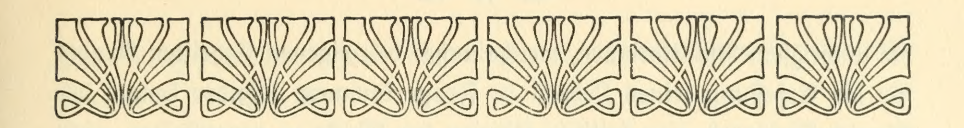

Bücherei

Gotha 1914.
Friedrich Andreas Perthes A.-G.

DD
86
.7
A8M8
Buch.1



L120,



Vorwort.

Als E. M. Arndt am 29. Januar 1860 seinen „lieben Deutschen" durch den Tod entrissen war, entwarf sogleich der ihm wesensverwandte Rudolf Haym den Lesern der „Preußischen Jahrbücher" ein lebensfrisches Bild des Mannes, der als der getreue Eckart seines Volkes angesehen wurde.

Seitdem ist kein Versuch unternommen, das Wesen des Verkündigers der deutschen Einheit auf wissenschaftlicher Grundlage biographisch zu fassen. Die populäre Literatur bemächtigte sich einseitig des dankbaren Stoffes. Die noch in den sechsziger Jahren erschienenen Lebensbilder, welche die Theologen Schenkel und Baur schrieben, waren beide partei- und kirchenpolitisch gefärbt. Thieles volkstümliches, durch Sachlichkeit sich auszeichnendes Buch (1894) fand namentlich gegenüber der Baurschen Schilderung nur geringe Verbreitung. Meinholds Arndt in der Sammlung „Geisteshelden" (1910) bedeutete einen Rückschritt. Alle diese Darstellungen leiden darunter, daß sie sich zu stark auf die Glaubwürdigkeit der „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" verlassen, die erst 1840 von Arndt niedergeschrieben wurden, daß sie es nicht versuchen, die genaue Entstehungs- und Erscheinungszeit der Hauptschriften festzulegen und sie mit der allgemeinen geistigen und politischen Entwicklung zu verbinden.

Demgegenüber hat Heinrich Meisner seit länger als zwei Jahrzehnten seine Tätigkeit dem Bemühen gewidmet, das Quellenmaterial zu einer Biographie Arndts zusammenzubringen. Das von ihm 1898 in Verbindung mit Robert Geerds herausgegebene „Lebensbild in Briefen" und die von ihm allein schon 1893 veröffentlichten „Briefe an Johanna Motherby" sind neben den „Briefen an eine Freundin" (1878)

die wichtigsten Publikationen, welche außer den eigenen Schriften Arndts für die Erfassung seines Lebens in Frage kommen. Leider konnte der Wunsch Meisners, eine kritische Edition der Werke zu veranstalten, nicht zur Erfüllung gebracht werden. Eine Gesamtausgabe, die er plante, blieb in den Anfängen stecken. Soviel die wiederum von ihm und von Geerds im Hesseschen Verlage besorgte und eine zweite vom Deutschen Verlagshause Bong & Co. durch Leffson und Steffens veranstaltete Auswahl auch bieten, das Verlangen nach einer wissenschaftlichen Edition bleibt im Interesse der sicheren Erkenntnis des Werdens dieses Mannes und des deutschen Lebens jener Zeit bestehen, das durch seine Arbeit mitgeschaffen wurde.

Trotz dieses stets fühlbaren Mangels will die in Angriff genommene Biographie versuchen, das innere und äußere Leben Arndts mit der geistigen und politischen Entwicklung seines Volkes zu verbinden; sie will zeigen, wie aus der Außenwelt und aus dem eigenen Ich, aus der geschichtlichen Notwendigkeit und aus der persönlichen Freiheit sein Charakter und seine Tat sich formten, sein Schicksal sich gestaltete. Es schien dem Verfasser eine Ehrenschuld unserer Geschichtschreibung zu sein, in den Erinnerungsjahren der Freiheitskriege ein Bild des Deutschen zu zeichnen, welcher die ganze Kraft in den Dienst seines Volkes und Vaterlandes stellte, beiden Ideen wieder zur Wirklichkeit in allen Kreisen verhalf, auch in schweren Zeiten ein starker Hoffer, nach unten und nach oben ein Aufrechter blieb. Arndt gehört nicht in die Reihe jener Herrscher und Führer, welche uns die großen Biographien von Droysens York über Lehmanns Scharnhorst, Delbrücks Gneisenau und Meineckes Boyen bis zu Lehmanns Stein und Bailleus Königin Luise schildern. Sein Charakter und sein Schicksal stellen das deutsche Volk in seiner idealen Erscheinung dar. Die Massenenergie des nationalen Bewußtseins wird in ihm zu persönlicher Kraft. Die eigentümliche Aufgabe des Biographen bestand also darin, diese Wechselwirkung zum harmonischen Ausdruck zu bringen, nicht die Tatsachen selbst, sondern die ihnen zugrunde liegende Gesinnung und die Wirkung zu schildern, die sie auf das Empfinden Arndts und des Volkes ausgeübt haben, zu zeigen, wie dieser Mann trotz seines leidenschaftlichen Nationalgefühls niemals den Dienst an der ganzen Menschheit, an dem rein Mensch-

lichen vergessen und so den Charakter des eigentümlichen Deutschtums überhaupt bewahrt hat.

Ich brauche nicht zu versichern, wie viel ich den eben erwähnten Biographien, den Vorarbeiten Meisners sowie dem neue Wege bahnenden Buche Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat" verdanke, auch wo es nicht zum besonderen Ausdruck kommt. Das Material des Geheimen Staatsarchivs hierselbst sowie des Universitätsarchivs zu Bonn wurde mir von Sr. Exzellenz dem Wirklichen Geheimen Rate Dr. Koser, dem Generaldirektor der preußischen Staatsarchive, und von Geheimrat Professor Dr. Erdmann, dem ehemaligen Rektor der preußischen Rheinuniversität, bereitwilligst in vollem Umfange zur Verfügung gestellt. Kommen auch die archivalischen Forschungen vornehmlich erst in dem zweiten Bande zur Erscheinung, nachdem Czygan in seiner Publikation „Zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege" die einschlägigen Bestände bereits in ausgiebiger Weise herangezogen hat, so unterlasse ich es doch nicht, beiden Verwaltungen schon jetzt verbindlichsten Dank zu sagen. Das königlich schwedische Reichsarchiv zu Stockholm übersandte mir in zuvorkommender Weise Auszüge aus seinen Akten, doch bedarf die Tätigkeit Arndts in Stockholm noch im einzelnen der Aufklärung. Die Arbeiten bei der Regierung zu Stralsund scheinen in den Registraturen keinen Niederschlag gefunden zu haben.

Besonders verpflichtet fühle ich mich Herrn Professor Göritz, dem unermüdlichen Sammler der Göritz-Lübeckstiftung im Märkischen Museum der Reichshauptstadt. Mit nie versagender Freundlichkeit hat er mir seine einzigartigen Schätze zur Geschichte des deutschen Geisteslebens dieser Zeit zur Verfügung gestellt. Ohne sie wäre es unmöglich gewesen, die Aufgabe zu vollenden.

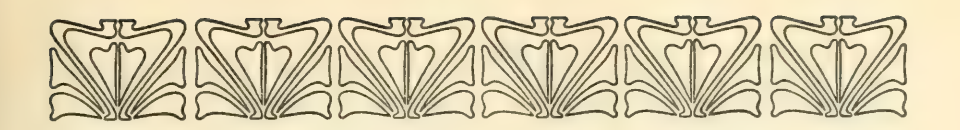
Dem Verlage danke ich für die würdige Ausstattung des Werkes.

Das erste Buch führt die Lebensgeschichte Arndts bis zum Jahre 1815. Das zweite, an Umfang noch nicht halb so starke Buch, das in etwa drei Jahren erscheinen wird, soll seine Schicksale während der Reaktion und in den Stürmen der Revolution schildern und die Arbeit zum Abschluß bringen. Entsprechend der Zeit, die er behandelt, gibt dieser erste Band ein abgeschlossenes Ganzes.

Irre ich nicht, so bahnen sich im deutschen Geistesleben Wege an, welche dem sittlichen Idealismus Arndts zu neuer Geltung verhelfen. Groß war der Einfluß seiner Schriften, größer ist die Gesinnung, welche sie geschaffen hat. Dieser unzerstörbare Wert, nicht der zeitliche Erfolg bestimmt das Leben der Geschichte.

Berlin-Schöneberg,
am Jahrestage der Schlacht an der Katzbach 1913.

Ernst Müsebeck.



Inhalt.

Seite

Vierter Abschnitt.

Schwedische Dienste und deutsche Sehnsucht. 87—305
1802—1812.

1. Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Germanien und Europa. Erste Sammlung der Gedichte. 1802—1804. 87—127

2. Erster Aufenthalt in Schweden. 1803—1804. 127—133

3. Pädagogische Schriften. Geist der Zeit, erster Teil 1805/06. 133—174

4. Arndts Stellung im politischen und geistigen Leben Deutschlands 1806. 174—202

5. Zweiter Aufenthalt in Schweden. Geist der Zeit, zweiter Teil. 1807—1809. 202—239

6. Rückkehr nach Greifswald. Aufenthalt in Berlin und Stellung zur preußischen Reform. Letzte schwedisch-pommersche Arbeiten. 1809—1812. 239—305

Fünfter Abschnitt.

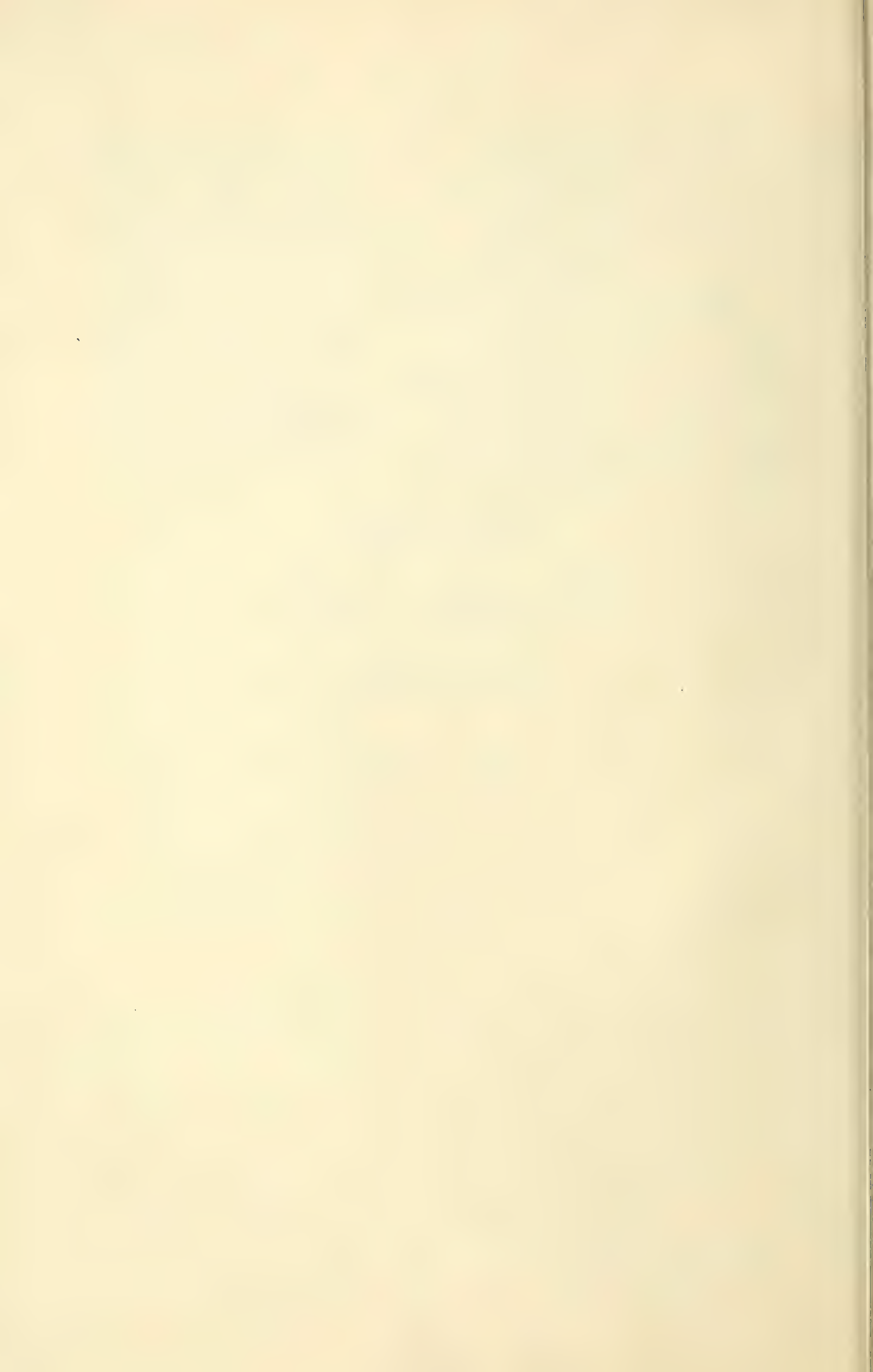
Der Freiheitskampf. Deutsche Arbeit. Preußische Hoffnungen.
1812—1815. 306—591

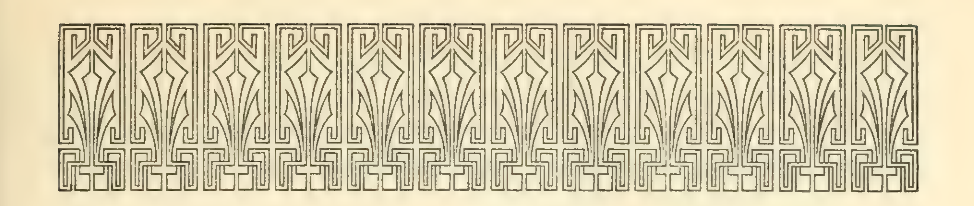
1. Fantasien. Kurzer Katechismus. Was bedeutet Landsturm und Landwehr? Geist der Zeit, dritter Teil. Breslau. St. Petersburg. Königsberg. 1812—1813 März. 306—403

Erstes Buch.

Der junge Arndt.

1769—1815.





Erster Abschnitt.

Herkunft und Knabenjahre.

1769—1787.

Ernst Moritz Arndt war ein Feiertagskind, die Gabe einer fröhlichen Zeit.

Am zweiten Weihnachtstage 1769, in dem gleichen Jahre wie Napoleon, wurde er geboren.

„Glückliche Zeit! es war die sechste Stunde des Abends,
Wo in der südlichen Welt alles zur Wonne sich schickt",

da durchzitterte das stattliche Herrenhaus von Groß-Schoritz am innersten Winkel der Schoritzer Wiek auf Rügen eine stille Freude. Zum zweiten Male hatten fröhliche Lebensgeister ihren Einzug in das trauliche Heim des gräflich Putbusschen Oberinspektors Ludwig Nikolaus Arndt und seiner Frau Friederike Wilhelmine Schumacher gehalten.

Äußere, etwa durch Geburt oder Herkommen ererbte Vorzüge wiesen den Eltern ursprünglich keine Sonderstellung in den breiten Schichten der ländlichen Bevölkerung des schwedischen Pommerns zu. Ludwigs Großvater war der allerdings nicht beglaubigten Familienüberlieferung nach ein Schwede von Geburt; er soll unter den Fahnen seines Königs in den deutschen Kämpfen des 17. Jahrhunderts gefochten, sich die Charge eines Korporals erworben haben und schließlich nach dem dreißigjährigen Kriege durch Heirat erbuntertäniger Bauer der Grafschaft Putbus geworden sein. Der Sohn Ludwig verwaltete das einträgliche Amt eines Schäfers der herrschaftlichen Güter Putbus und Darseband. Ihm wurde als viertes Kind der Vater von Ernst Moritz im Jahre 1740 geboren. Seine Mutter, um drei Jahre jünger, entstammte der Familie eines kleinen Gastwirts und Kossäten in Lancken am Südrande der Granitz, jener damals so einsamen Jagdgefilde der Putbuser Herren,

deren unberührte Schönheit heute alljährlich tausende Besucher aus allen deutschen Gauen in ihren heimlichen Bann zieht [1]).

Trotz des elenden Zustandes, in dem sich das Schulwesen des platten Landes, namentlich der von den Kirchdörfern oft weit entfernten Orte mit ihren sogenannten Nebenschulen befand, ging die Erziehung beider Eltern über das Maß des gewöhnlichen Dorfunterrichtes hinaus. Mit Unterstützung seines älteren Bruders Heinrich, des späteren Patriarchen der Familie, besuchte Ludwig Arndt jahrelang die Schule des Kantors und Küsters Jahn zu Vilmnitz mit der ältesten Kirche auf Rügen und dem Erbbegräbnisse der herrschaftlichen Familie; er gelangte zu einer soliden Kenntnis aller Elementarfächer. So verwandte sein Herr den anstelligen Burschen bald als Heidereiter und Förster, dann als Schreiber in der Kanzlei; während des siebenjährigen Krieges, der für die sieggewohnten schwedischen Truppen einen so ruhmlosen Verlauf nahm, beauftragte der Graf, Generalintendant des Heeres, ihn vielfach mit vertraulichen Sendungen und zog ihn nach dem Frieden auf Reisen in seine persönliche Umgebung. Diese Lehr- und Wanderjahre bildeten aus dem leibeigenen Schäferssohn einen geschäftskundigen und über die engen Grenzen des heimatlichen Kirchsprengels hinausblickenden Mann heran; sie erhoben ihn mit den benachbarten Gutspächtern, den adligen Besitzern und den Geistlichen der Umgegend auf den gleichen Bildungsgrad; er wurde freigelassen und schließlich mit der selbständigen Verwaltung des Schoritzschen Güterkomplexes beauftragt. Seine Frau, die er in der Mitte der sechziger Jahre heimgeführt hatte, die Krone der geistig sehr begabten Geschwister, hatte ein günstiges Geschick mit den Töchtern des reichen Pächters Bukert auf dem Lancken benachbarten Gute Garftitz zusammengeführt; mit ihnen wurde sie längere Zeit erzogen und so weit gefördert — sie spielte Harfe, sang und zeichnete —, daß man sie zu den gebildeten Frauen rechnen konnte.

Doch wichtiger und bedeutungsvoller für die Entwicklung ihrer eigenen Kinder als diese von außen her gewonnene Bildung waren die geistige Ebenbürtigkeit und Eigenständigkeit der Eltern, die Haltung und Richtung ihres ganzen inneren Seins. Der Vater von urwüchsiger und zäher, zuweilen derber Kraft, mit einem arbeitsfrohen, auf das Praktische gerichteten Sinn; eine pommersche Bauerngestalt, aber in ihrem Herben und Unnahbaren gemildert und zugänglich gemacht durch den heiteren

[1]) Alle Nachrichten über die Familie Arndt hat Ernst Moritz v. Arndt in seiner „Geschichte des Geschlechtes Arndt nebst Stammtafeln und einem Wappen" Köln 1898 gesammelt. E. M. Arndts „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" sowie seine „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein" und seine Gedichte werden, wenn nicht anders angegeben ist, nach der Ausgabe im Verlage von Karl Fr. Pfau, Leipzig 1892 ff. zitiert.

Lebensmut, durch die frische Lebendigkeit und frohe Beweglichkeit, die ihm einst die Zuneigung seines Herrn gewonnen hatten. Diese beiden Richtlinien seines Charakters spiegelten sich in seiner äußeren Erscheinung wider. Entschlossenheit und Freundlichkeit atmeten seine freien, eindrucksvollen Gesichtszüge und seine aufrechte, bei aller inneren Bescheidenheit ihres Wertes bewußte Persönlichkeit. Niemals in seinem wechselreichen Leben schlugen diese Grundtöne seines geistigen Seins disharmonische Klänge an; immer gaben sie einen wohllautenden Widerhall seines reinen, friedvollen und glücklichen Innenlebens. So sehr waren die Kinder — ganz anders wie einst der junge Martin Luther — von der Harmonie im Charakter des Vaters durchdrungen, daß ein aufbrausender, rasch zufahrender Zorn nie ängstliche Furcht, sondern nur ernste Scheu in ihnen erweckte. Friedrich, der um 2 Jahre jüngere Bruder von Ernst Moritz, schrieb bei seinem Tode an ihn, während er in Schweden weilte: „Unser Vater war aus der alten Ulresche Ygdrasil gewachsen, aus dem mächtigen Baume des Frühlings der Welt", und vier Jahre vorher, wenige Wochen nach dem Tode der Mutter: „Mich rührt sein Anblick immer unaussprechlich wegen des Bildes von Freundlichkeit und Stille, das aus dieser Stärke leuchtet." Ernst Moritz selbst aber verglich ihn mit dem fröhlichen, helljauchzenden Frühlingsboten, der Lerche:

„O er war dir ja gleich an fröhlichen Liedern und Freuden,
Liebte das glückliche Land, liebte die Felder wie du."

Das Bindeglied mit dem Innenleben der Mutter bildete ein ursprünglich-gesundes, biblisch-kirchliches Christentum, das von den theoretischen Zeitströmungen des Rationalismus nicht angetastet wurde. Die heitere Frömmigkeit des Mannes, die tiefe Innerlichkeit der Frau schlossen sich zu einer schönen Einheit. Aber in einem blieb die Mutter von der Zeit nicht unberührt: sie teilte ihre alles mitfühlende Empfindsamkeit. So durchsetzte sich, namentlich infolge der Lektüre von Youngs Nachtgedanken, ihre schlichte Religiosität nach und nach mit einer mystischen Überschwänglichkeit, die ihren angeborenen Hang zur Einsamkeit verstärkte. Ihre Erscheinung war ein Abbild jener innerlich-frommen, zurückhaltenden Vornehmheit, die solche biblisch durchgebildeten Gestalten des Bürger- und Bauernstandes schon ohne jede weitere Erziehung über den Durchschnitt ihrer Umgebung erhebt. Eine ungewöhnlich hohe und breite Frauenstirn, große blaue Augen beherrschten die sinnigen Gesichtszüge. Aus ihnen leuchteten der klare, stets besonnene Mut, den sie in den schwierigsten Lebenslagen bewahrte, und jene weibliche Ruhe wider, die sie selbst bei ihren vielgeschäftigen Aufgaben stets Zeit zur mütterlichen Fortbildung der großen Kinderschar und eifrigen Lektüre

finden ließ. Bei allem freundlichen Frohsinn und aller stillen Heiterkeit, die sie um die Ihrigen zu weben verstand, war sie doch im Grunde eine nach innen und auf das Übersinnliche gerichtete, einsame Natur; aber gerade dadurch gewann sie die seelische Ruhe, die ihrem zarten, ja schwächlichen Körper trotz seiner Bedürfnislosigkeit die Widerstandskräfte gab, deren sie für ihre tägliche Arbeit bedurfte. So hatte der dankbare Sohn recht, wenn er 1805 seiner Freundin Charlotte v. Kathen schrieb: „Ich bin von sehr edlen Eltern geboren, die von Natur waren, was man durch Erziehung nie wird. Ich hatte eine Mutter — ein kühneres und freieres Weib in einem gebrechlichen Körper hat die Natur nie hervorgebracht. Gleich im Glück, freudig im Unglück, still, fromm und thätig, mit einer reichen Fantasie und einem gesunden Herzen ausgerüstet, war ihr das Leben genug." Und seiner geliebten Schwester Gottesgab ruft er einmal zu: „Wo sind in Pommern Kinder, die solche Eltern haben [1])?"

Solcher Art waren äußere Erscheinung und Charakter von Vater und Mutter; würdige, aus dem Bauernstande herausgehobene Seitenbilder zu den Eltern des Freiherrn v. Stein; dazu angetan, den Mittelpunkt ihres Kreises zu bilden. Benachbarte Geistliche, unter ihnen Magister Stenzler, der vielseitig gebildete Pastor des heimatlichen Kirchspieles Garz, adlige Gutsbesitzer und Pächter, namentlich aus dem Geschlechte v. Kahlden, das auf der gegenüberliegenden Halbinsel Zudar angesessen war, Beamte aus Garz und Putbus, erfreuten sich in gleicher Weise an den geselligen und literarischen Abenden im Hause des ehemaligen Leibeigenen. Die gemessenen und doch zierlichen französischen Formen gesellschaftlicher Höflichkeit und Bildung hatten auch in den deutschen Familien der mittleren Klassen Eingang gewonnen; mochten die eckige Steifheit und linkische Würde, die sie hier annahmen, dem ernsten Gemüte als Unnatur, als Produkt fremdländischen Geistes unerträglich dünken und dem neckischen Schalk als komische Pedanterie Stoff zur Satire bieten, sie waren doch das äußere Mittel, welches Unterschiede der Geburt und des Ranges zurücktreten ließ und einen freieren Verkehr der gleichgestimmten Kreise verschiedener Stände ermöglichte. Und überdies: Wenn die ersten „Abkonterfeiungen und Nachkonterfeiungen des feinen und vornehmen Lebens" mit dem unumgänglichen Gebrauch der hochdeutschen Sprache und einiger französischer Brocken überwunden

---

[1]) Major v. Arndt-Darmstadt stellte mir seinerzeit Platinotypien der Eltern Arndts und seiner ersten Frau Charlotte Quistorp in dankenswertester Weise zur Verfügung; über die Mutter vgl. H. Meisner, Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung" 1897, über den Vater meinen Aufsatz in der „Deutschen Welt" 1904.

waren, führten am Tee- und am Kartentisch breite Behaglichkeit und frohherzige Geselligkeit das Wort bei diesen gegenseitigen Besuchen; ihr Reiz wurde durch die vom nordischen Hauptland übernommenen Sitten leichter und ausgedehnter Gastlichkeit noch vermehrt. Gemeinsame Lektüre der neuesten schönwissenschaftlichen und poetischen Erscheinungen schloß die Teilnehmer noch enger aneinander; denn trotz der politischen Zugehörigkeit zu Schweden blieb die geistige Bildung und Ausgestaltung Neuvorpommerns und Rügens allezeit von den literarischen Strömungen Deutschlands beherrscht; sie glich dem damaligen ästhetischen Leben des Mutterlandes in seiner Weitherzigkeit; irgendeine Beschränkung auf bestimmte Richtungen lag ihm fern. Diese Weltoffenheit war doch eine der heilsamen Früchte der Aufklärung, deren Segen die Gegenwart nicht vergessen sollte. Die vielgelesenen Romane der empfindsamen Zeit, Pamela, Clarissa und Sir Charles Grandison des Engländers Samuel Richardson, die trotz ihres fast kleinlichen Realismus die vollen Töne überschwenglicher Sentimentalität anschlugen, Martin Millers schwächlich-rührseliger Sigwart, Gellerts Leben der schwedischen Gräfin G., das den harmlosen und innig-frommen Dichter mit seinen moralisierenden Tendenzen besonders bei den Frauen beliebt machte, fanden in diesem Kreise die gleichen Liebhaber, die mit ebenso feinem Verständnis sich an den humoristischen und volkstümlichen, dabei vom Geiste persönlichen Christentums belebten Liedern und Erzählungen des Wandsbecker Boten und den Balladen des patriotisch-christlichen Fritz Stolberg erfreuten. Und nur wenige Jahre vergingen, als auch Bürger und Lessing, Goethes Werther und die von Eschenberg und Wieland übersetzten Dramen Shakespeares in diesem abgelegenen Winkel deutscher Erde mit eifriger Begier gelesen wurden. Die Mutter des Freiherrn v. Stein aus der in Hannover und im Rheingau ansässigen altadligen Familie Langwerth v. Simmern, jener Schwarzburgsche Stallmeister und Oberaufseher Friedrich Heubel, der Oheim von Friedrich Perthes, in dessen Haus dieser seine ersten Jugendeindrücke erhielt, der Vater Barthold Georg Niebuhrs, nach seinen weiten Reisen Landschreiber zu Meldorf in Süderdithmarschen, die Mutter unseres E. M. Arndt, sie alle atmen die gleiche geistige Durchbildung, sind alle von dem vielseitigen Interesse beseelt, das für das 18. Jahrhundert charakteristisch erscheint. Über Herkommen, Stand und Raum hinaus war dadurch eine seelische Harmonie dieser Menschen hergestellt, die für die geistige Zusammengehörigkeit und das bei aller Verschiedenheit gegenseitige Verständnis der Männer der deutschen Erhebung bereits in der vorhergehenden Generation den Grund legte. Arndts Bemerkung in seinen „Erinnerungen" trifft gewiß das Richtige: „Es war das wirklich eine poetische Epoche,

wo das liebe Deutschland nach einem langen matten Traum wieder zu einem eigentümlichen literarischen und poetischen Dasein erwachte, und das war das Schöne darin, daß die Zeitgenossen viel mehr, als es mir von den Jetztlebenden (1840) deucht, an jenem Dasein teilnahmen." Die Gefahren literarischer Nascherei und sinnlich-tatenloser Schöngeisterei, die wie ein giftiger Hauch sich über einen großen Teil des damaligen jungen Deutschland hinabsenkten und auf Naturen wie Varnhagen von Ense einen unheilvollen Einfluß ausübten, wurden hier glücklich vermieden. Alle Mitglieder jenes Zirkels wurzelten in dem gesunden Untergrunde einfachen Naturlebens; aus ihm strömten ihnen immer wieder frische Säfte zu. Und zu dem Kreise dieser geselligen Zusammenkünfte traten Gestalten, deren autochthone Stärke von der Bildung des 18. Jahrhunderts überhaupt unberührt geblieben war. Zunächst die Brüder des Vaters: der „Patriarch der Familie", der alte Ohm Hinrich Arndt, fast immer fröhlich und heiter, stets sorgenlos, weil er im Glück und Unglück nie sein unbedingtes Gottvertrauen verlor; in ihm hatte sich die romantische Poesie des schönen Putbuser Landes verkörpert; auf seine Stimme horchte der Knabe, wenn die ganze Familie im Herbste zur Zeit der Obstreife in Posewald zum Besuche weilte, wenn in lauschiger Abendstunde der Alte, kraftvoll wie der Bruder, doch ohne dessen Beweglichkeit, auf dem breiten Steine vor der Haustüre des Pächterhauses saß und ihm die Gestalten der nordischen Sage vor sein geistiges Ohr zauberte oder die Taten eines Gustav Adolf und Karl XII. in die jugendliche Seele hineinzeichnete; denn während der Vater von Ernst Moritz gleich den meisten seiner Standesgenossen ein durchaus unpolitischer Mann war, hing Hinrich Arndt mit streng monarchischer Gesinnung an seinem schwedischen Königshause; er wußte dessen unehrerbietige Behandlung in Wort und Rede noch dem fünfzehnjährigen Jünglinge durch eine kräftige Ohrfeige begreiflich zu machen. Dann der hübsche, schneidige Jochen, ein kleiner Pächter, dessen geistige Schärfe und unermüdliche Zähigkeit der Neffe erst in späteren Jahren würdigen lernte; sein Zwillingsbruder Christian, der einst unter die Soldaten gegangen war und unter den Augen des großen Preußenkönigs gefochten hatte; er nannte einen reichen Schatz von volkstümlichen Märchen und Kriegserinnerungen, von Jäger- und Soldatenliedern sein eigen und erhöhte dadurch die poetische Stimmung des Posewalder Hauses. Schließlich der ebenso kräftige, aber mildere und weichere Johann, Förster in der Granitz, — in aller Brüder Adern rollte mächtig das starke, heiße Arndtblut. Dazu die Verwandten mütterlicherseits: der behagliche und freundliche Ohm Moritz Schumacher zu Silmnitz, der nie von seinen Reisen nach Greifswald und Stralsund zurückkehrte, ohne im Arndtschen Hause

anzukehren und die Leckermäuler der Kinder mit Süßigkeiten zu stillen; die hilfsbereite, Ernst Moritz besonders zugetane Base Sophie, die ständig im Hause weilte. Und endlich der alte Hauptmann v. Wotke, der sonntäglich herüberkam und allezeit den Zorn des Vaters zu besänftigen wußte; Hinrich Vierk und Balzer Tievs, beides Knechte auf dem väterlichen Hofe, die nach den harten Feldarbeiten des Tages die Kinder des Herrn in der gemeinsamen Leutestube mit ihren heimischen Sagen und Leuschen ergötzten; — sie alle standen sicherlich neben Vater und Mutter vor den Augen des Greises, als er in den „Erinnerungen" die Worte niederschrieb: „Es war die 20 bis 25 Jahre nach dem siebenjährigen Kriege eine stille, heitere Zeit, und die Menschen fühlten sich außerordentlich wohlig und wählig und ließen bei Besuchen, Zusammenkünften und Festlichkeiten und bei Reisen zu entfernten Verwandten die Kinder an Allem freundlich mit Teil nehmen. — — Die Menschen waren damals ungebildeter, aber eigentümlicher, mannigfaltiger und poetischer als jetzt; das Naturgepräge war noch nicht zur glatten Einerleiheit so abgeschliffen, man konnte mehr von ihnen lernen, mehr von ihnen haben."

Und Ernst Moritz lernte und hatte von ihnen; nicht in der Theorie; er erlebte sie täglich und stündlich als Wirklichkeiten. Sie alle waren mit der heimatlichen Scholle verwachsen, ihre ureigensten Kinder. In ihnen verkörperte sich die reiche Mannigfaltigkeit des Landes; seine unentweihte Frische und seine poetisch-romantische Schönheit; sein wunderbares Durch- und Ineinander vom tiefernsten, melancholischen Waldsee bis zum wildwogenden Meer, von der heiteren, weit sich dehnenden Feldflur bis zu dem jähen Absturz der steilen und scharfen Kreidefelsen waren in diesen Gestalten ins Menschliche übersetzt. Stark war das Geschlecht, das den getreuen Eckart des deutschen Volkes erzeugt hatte, stark waren Land und Leute, die den Lebensinhalt seiner jungen Seele bildeten. Rügen mit den alten und jungen Genossen der eigenen Kindheit bildete für ihn zu allen Zeiten und an allen Orten einen lebendigen Inhalt seiner Seele; die Heimat war ihm der mütterliche Boden, der die eigene Erdkraft geschaffen hatte, war „heiliges Land".

„Wo ich geboren bin? Am Ufer des baltischen Meeres
Lullte die sausende Flut mich als mein Wiegenlied ein.
Sei mir, mütterlich Land, sei freundlich gegrüßet, o Rügen!
Liebliche Insel, wohin ewig die Liebe sich sehnt!"

So sang der Dichter zur Zeit des Waffenstillstandes im Jahre 1813 mitten in den von zornigem Haß und gläubiger Kraft erfüllten Kriegsliedern während einer unfreiwilligen Muße, die er in einem Nacht-

wächterhause an der Stadtmauer zu Reichenbach in Schlesien verbrachte und zu einem poetischen Rückblick in sein eigenes Leben, zu dem kindlich-schönen, weil so von Dankbarkeit erfüllten „Lug ins Leben" benutzte; in dem dort gleichfalls gedichteten „Lebenstraum" sind das kleine Eiland Pulitz im Jasmunder Bodden oder die Ufer des Rheins die Stätten, wo einst seine Hütte stehen soll. Und als er 1816 nach den Kämpfen seiner herrlichsten Jahre, doch unter dem Eindruck des Mißbehagens über vergebliche Hoffnungen sein Vaterland wiedersah, da traten vor seine Seele in dankbarer Erinnerung alle jene Gestalten, die seinem Jugendleben in dem Vaterhause geistigen Inhalt gegeben hatten. Mit oft unwiderstehlichem Drange erwachte die Sehnsucht nach der Heimat, als die Demagogenuntersuchungen seine geistige Kraft lahm zu legen drohten. Länder und Völker, der sonnige Süden mit seinen lichtdurchfluteten Bildern und der stille Norden mit seiner schweigsamen Erhabenheit, selbst der heilige Kampf für des Vaterlandes Freiheit ließen ihn keinen Augenblick vergessen, wo die Wurzeln seines Lebensbaumes gewachsen waren. So ist es mehr als schwärmerische Begeisterung des in die ferne Jugendzeit zurückschwebenden Träumers und Poeten, die in den „Erinnerungen" das Wort führt und gerade die Tage des unschuldigen Kinderlebens auf dem rügenschen Eiland dem Leser beschaulich vor die Seele malt; es ist die klare, sichere Erkenntnis des eigenen Werdens, die dem Greise die Feder geführt hat. Sein Leben wurde, wie das Land seiner Geburt war: „alles in dem unordentlichen, aber romantischen Zustande eines noch sehr unvollkommenen und ursprünglichen Ackerbaues", durchbraust von dem Rauschen seiner hohen Eichen- und Buchenhaine; Perlen und Edelsteine inmitten: märchenhafte Hünengräber mit ihren Erinnerungen an die heldenhafte Vorzeit; idyllische Hügel und Büsche, Teiche und Seen, die freundliche Geister mit Zwergen, Elfen und Nixen bevölkerten; das alles eingefaßt und zusammengehalten von den aufgeregten Wogen der schäumenden See während eines wilden Novembersturmes oder den glatten, glänzenden Flächen seiner stillen Buchten im sommerlichen Abendsonnenschein. „Mütterlich Land", das konnte Rügen für einen Dichter mit der beschaulichen Enge seines Landes und der unendlichen Weite des umgebenden Meeres, mit jenen Gestalten von urwüchsiger Kraft, frischer Natürlichkeit und doch sinniger Romantik bedeuten, die seinen täglichen Umgang bildeten. In glücklicher Übereinstimmung vereinigten sich Land und Leute, um auf eine empfängliche Seele den Zauber volkstümlicher Poesie auszuüben und dabei einen Reichtum von Gefühlen und Empfindungen wachzurufen, die einer starken, inneren Einheit als einer alles umspannenden und neu schaffenden Kraft bedurften, um sie nicht in eine endlose Weite

und Leere romantischer Begeisterung und Volkstümelei zerfließen zu lassen [1]).

Ernst Moritz Arndt ward diese Empfänglichkeit der Seele als ein liebevolles Geschenk der Natur und als ein Erbteil der Eltern beschert. Eine lange Kindheit mit ihrem beglückenden Dämmerschein verstärkte die Phantasie und das unbewußte Mitleben mit der Natur und den Menschen, die sie beseelten. Die Zeit bis zu seiner Übersiedelung nach Stralsund im Jahre 1787 bildet für sein geistiges Wachstum eine innere Einheit. Obwohl die Eltern in diesen seinen Jugendjahren zweimal den Wohnsitz wechselten, blieb die Einwirkung der Außenwelt auf das kindliche Gemüt doch stets gleicher Art; es wurde durch diese Änderungen nur in seiner Mannigfaltigkeit bereichert, nicht auf einen andern Ton gestimmt. Noch der Greis war sich der wundervollen Harmonie bewußt, die seine Jugendzeit verklärt hatte; sie wurde dadurch von einem bedeutungsvollen Einfluß auf seine weitere Entwicklung und klingt in den „Erinnerungen" immer wieder durch. Im Jahre 1775 löste die gräfliche Herrschaft die Güterverwaltung von Schoritz auf; die Stelle eines Oberinspektors ging ein. Das Bewußtsein der eigenen geistigen Durchbildung und Fähigkeiten, Kredit von seiten wohlwollender Freunde in Stralsund ermöglichten es Ludwig Arndt, die zu jenem Besitz gehörigen Höfe Dumsevitz, Ubechel und Preseke als selbständige Pachtung zu übernehmen; aus dem ehemaligen Leibeigenen, aus dem herrschaftlichen Beamten war ein unabhängiger Gutspächter geworden. Die Kinder freilich befriedigte der Wechsel zunächst wenig. Schoritz war ehemals der Hauptsitz eines Herrn v. Kahlden gewesen, der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kurz vor seinem Verkauf das noch heute stehende Herrenhaus neu erbaut, einen geräumigen Hof und mehrere Gärten angelegt hatte. Der weite Hofraum gewährte einen uneingeschränkten Blick auf die Felder; ein breiter Fahrdamm lief in seiner Mitte, und von ihm führte eine Freitreppe direkt in das Wohnhaus mit seinen zum Teil künstlerisch ausgestatteten Gemächern. Das Zimmer, in dem Ernst Moritz geboren wurde, lag nach einem wohl gepflegten Garten zu; die prächtige, wohl 3 bis 400 Jahre alte Linde, deren Zweige tief zur Erde hängen und einen großen, kreisrunden Raum bilden, umfing mit ihrem kühlenden Schatten die glückliche Mutter und ihre drei ältesten Knaben, während der Vater jenseits der Gartenhecke die Erntearbeiter beaufsichtigte. In wenigen Minuten war eine kleine Halbinsel erreicht, die bei hoher See ganz vom Festland abgeschnitten

---

[1]) Außer den „Erinnerungen" und Gedichten sind namentlich die „Briefe an eine Freundin" (Charlotte v. Kathen) zu vergleichen, die Eduard Langenberg, Berlin 1878, herausgegeben hat.

wurde, und auf der anderen Seite reichte ein Eichwald bis dicht an das Haus heran. Es war eine Idylle, von liebevoller Hand geschaffen und feinsinnig in die Umgebung eingefügt. Das alles mußten die Kinder verlassen, um auf einen häßlichen, zufällig entstandenen Hof überzusiedeln; sein Wohnhaus war zwar auch neu, aber klein und unansehnlich, nach Art eines pommerschen Bauernhauses. Die reichen Obstgärten, die Hügel und Wälder des neuen Wohnsitzes, die still verschwiegenen Teiche inmitten der Feldmark mit ihren von Weidengebüsch bekränzten hohen Ufern und die unmittelbare Nähe des Greifswalder Boddens ließen freilich die Nachteile bald vergessen, zumal das benachbarte Schoritz den Kindern stets eine offene Stätte bot.

Jener bedeutsame Wechsel in der Lebensstellung der Eltern vollzog sich zu einer Zeit, die in der Entwicklung der Landwirtschaft Norddeutschlands einen gänzlichen Umschwung herbeiführte. Schwedisch-Pommern nahm an ihm teil. Die Einführung des Kartoffel- und Kleebaues, der jährlich anwachsende Getreideexport als eine Folgeerscheinung des amerikanischen Freiheitskrieges brachten eine bedeutende Steigerung der Einkünfte der selbständigen landwirtschaftlichen Verwaltungen [1]). Bereits nach Ablauf von fünf weiteren Jahren, 1780, sah sich Arndt imstande, eine umfangreiche Pachtung städtisch Stralsunder Güter von dem Obersten v. Schlagenteufel, dessen Pachtzeit sich noch auf vier Jahre belief, für eine bedeutende Summe abzulösen und selbständig zu übernehmen; sie setzte sich aus den beiden Gütern Grabitz und Breesen sowie den Bauerndörfern Giesendorf und Gurvitz am Kubitzer Bodden zusammen, nur etwa eine Meile von der Stadt entfernt. Das Hauptgut und der Wohnsitz der Familie wurde Grabitz, mit einem alten, sehr großen, aber schlechten und gichtbrüchigen Hause, in dem die starke Familie des Pächters und sein nicht kleines Gesinde sich notdürftig behalfen. Vom Meeresstrande trennte sie auf der einen Seite nur ein kleines Wäldchen, „die Lau", auf der anderen langgestreckten schmale, fette Wiesen und Weiden. Bei starken Nord- und Nordoststürmen, die das Wasser durch die Barhöfter Enge und den Gellenstrom in den Bodden hineintrieben, wälzten sich die Wogen bis auf fünfzig Schritte an den Hof heran. Mochte die neue Heimat auch der stillen, romantischen Reize der Schoritzer und Dumseviter Umgebung entbehren, diese schaurig-ernsten Töne einer erhabeneren Natur fanden bald Eingang in das Ohr des zwölfjährigen Knaben, der ungefähr zu gleicher Zeit der fürsorglichen Obhut der Mutter entwachsen war und einer festeren, männlichen Aufsicht bedurfte.

---

[1]) Vgl. Carl Johannes Fuchs, Der Untergang des Bauernstandes und das Aufkommen der Gutsherrschaften nach archivalischen Quellen aus Neuvorpommern und Rügen, Straßburg 1888, S. 132 ff.

In seinen „Fragmenten über Menschenbildung" faßt Ernst Moritz Arndt einmal den allgemeinen geistigen Zusammenhang zwischen Eltern und Kind in die Worte: „Die Mutter ist seine Liebe als Liebe, der Vater seine Notwendigkeit, sein ewig Gesetz in Liebe; durch die Verbindung dieser Gegensätze wird die Welt, so wird der Mensch." Naturgemäß hat die Liebe als Tat, als naive Unmittelbarkeit zunächst Ziel und Richtung des Kindes zu bestimmen; ihre Arbeit beschränkt sich darauf, das Menschliche, das Kindlich-Natürliche zu bewahren, es an unsichtbarer Hand zu lenken, auf seine Eigenart aufzumerken und sie zu vermehren. So vertraute der Vater die Erziehung in den frühesten Lebensjahren ganz der Mutter an. Ihr fabulierender Mund erzählte mit großer Anmut den Kindern die kindlichen Märchen und biblischen Geschichten. Bibel und Gesangbuch lieferten den Stoff zur ersten Lektüre. Frau Friederike Wilhelmine Arndt war eine fromme Frau und eine gewaltige Bibelleserin; mehr als einmal durchlas der träumerische und wißbegierige Knabe mit ihr das Buch der Bücher, während die anderen schon längst ihre Ruhestätte aufgesucht hatten. Die Sonntagsevangelien und die kräftigen Kirchenlieder Luthers und Paul Gerhardts wurden dem Gedächtnis unvergeßlich eingeprägt. Mit liebenswürdigem, feinem Sinn wußte sie ihre Jungen in die heiligen Geschichten einzuweihen und ihnen das Auswendiglernen nie als fromme Last, nur als kindliche Lust und Freude empfinden zu lassen. Die ehrwürdig-familiären Gestalten der alttestamentlichen Patriarchen mit ihrer ruhig-männlichen Gottergebenheit und ihrer behäbigen, ursprünglichen Erdkraft, mit ihrer tätigen Schaffensfreude und dem fröhlichen Genuß eigener Arbeit wurden ihnen als Vorbilder hingestellt. Jene Stunden kindlicher Lehrbegier, die das Mutterherz befriedigte, blieben in unvergeßlicher Erinnerung haften. Hier waren in der Tat der Mann „das Bild der milden Herrschaft und der ruhigen Kraft", das Weib „das Bild der schüchternen Sitte und der bittenden Freundlichkeit", die Kinder „die blühende und bewegliche Welt um sie" [1]. Im eigenen Elternhause fand der nachdenkliche Sinn des Knaben diese Vorbilder in größerer Milde wieder; die strenge Scheidung der Geschlechter, die unbedingte Unterordnung der Familienverhältnisse im Orient unter den Willen des Vaters fiel hier fort und an ihre Stelle war ein friedevolles Mit- und Füreinanderleben getreten: Ohm Hinrich, der Patriarch der Familie, seine Brüder, die liebevollen Eltern, die allzeit fröhliche Kinderschar, die bis zur Übersiedelung nach Grabitz schon auf sechs Häupter, fünf Brüder und eine Schwester, ange-

---

[1]) E. M. Arndt, Fragmente über Menschenbildung, dritter Teil (Psychidion), Altona 1819, S. 44 ff.; Teil 1 und 2 erschienen bereits 1805 daselbst.

wachsen war, eine schöne Wirklichkeit holder Eintracht und Freundlichkeit. Während so die Mutter die Phantasie ihrer jungen Sprößlinge mit traulichen und ernsten Bildern einer fernen Vergangenheit belebte, verschmähte der Vater es nicht, nach den Sorgen und Mühen des ländlichen Tagewerkes in den heranwachsenden Söhnen an einzelnen Herbst- und Winterabenden die ersten mechanischen Verstandeskräfte im Rechnen und die ersten Kunstfertigkeiten im Schreiben zu wecken und zu fördern. Sonntäglich vereinten sich Mann und Weib, Kinder und Gesinde zum Kirchgang nach Garz. Die mit einem festen Turm versehene, schlichte Kirche, abseits der Stadt auf einer Anhöhe in weltabgeschiedener Stille gelegen, war ganz dazu angetan, um den Sinn von der Einförmigkeit des alltäglichen Lebens abzulenken; und ein den Eltern wohlvertrauter Pastor, der gelehrte Superintendent Pritzbuer, von Ernst Moritz später mit dem Ehrennamen eines zweiten Patriarchen bedacht, setzte in gleicher biblischer Weise das Werk der Mutter fort; an ihm erlebte er „die Glückseligkeit eines festen und festmachenden Glaubens, die heitere und stille Freundlichkeit eines von allen Stürmen der Zeit und von allen Leiden und Unbillen durch Menschen unverwüstlichen und unanfechtbaren Lebens“, dieses Geschenk der Stillen im Lande an die deutsche Kultur, das nicht mehr unser sittliches Ideal sein kann, dessen geistiger Einwirkung wir uns aber doch nie ganz zu entziehen vermögen [1]). Und wenn die Kinder nachmittags unter der Leitung des alten Großknechtes Jakob Nimmo zur Katechismusstunde zum zweiten Male nach Garz wanderten, dann lenkten sie gar oft vorher oder nachher mit den Altersgenossen ihre Schritte nach dem alten, sagenumwobenen Schloß- und Tempelwall Charenza zum ausgelassenen Spiel; der Knabe tummelte sich an derselben Stelle, die ihm der Patriarch am Abende vorher vielleicht mit den Gestalten der rügenschen Götter- und Heldenwelt bevölkert hatte. So war in seiner Jugendzeit nichts Theoretisches; was dem Verstande und dem Gemüte nahegebracht wurde, stand vor ihm in der sichtbaren Erscheinungswelt, regte die Phantasie an, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verbinden. Die Seele E. M. Arndts nahm schon damals die Richtung auf das Ewige, die sie in allen Wandlungen und Umwandlungen nie verloren hat. Der „ungestört christliche Glaube

---

[1]) Friedrich Samuel Theodor Pritzbuer, Superintendent und Pastor zu Garz, geb. 31. Januar 1731, gest. 14. August 1819. Arndt gedenkt seiner oft in den Erinnerungen; er wohnte zuletzt als Emeritus bei seinem Schwiegersohn, dem Propste Pistorius daselbst, der seine, Arndt eng befreundete Tochter Charlotte geheiratet hatte; Briefe an eine Freundin S. 215. Sein Grab befindet sich noch auf dem rings um die Kirche gelegenen Friedhofe zu Garz unter altehrwürdigen Tannen; — vgl. obige Worte in seinem „Leben eines evangelischen Predigers“, des Christian Gottfried Aßmann, Berlin 1834, Einleitung.

seiner guten Eltern und seiner Muhme Sophie" wurden in diesen Jahren des ersten aufdämmernden kindlichen Bewußtseins auch sein Besitz. Einfache Lebenswahrheit und starke Lebenskraft, aufgebaut auf den Erzählungen des biblischen Christentums, verwirklicht in dem Dasein des Elternhauses, waren die sicheren Grundlagen der ersten Erziehung; glücklich vermied die Mutter alle sentimentalen, schwärmerischen Abwege, die jener Zeit und einem Zuge ihres eigenen Wesens so nahe lagen. Voller Dankbarkeit gedachte er zu kritischen Zeiten der deutschen Lande und seiner eigenen Entwicklung dieser Tatsache in einer Elegie vom Jahre 1806, die er ihr nach ihrem Tode widmete:

„Mächtiger fühle ich mich, zu ringen mit Schwerdt und mit Leyer,
 Für das Vaterland frisch nehm' ich den blutigen Tod,
Für die Jugend, das Mährchen der Schnöden, männlicher duldend
 Wandl' ich muthig den Pfad, welcher zu Himmlischen führt.
Solches wehet von dir und strömet aus heiliger Nähe,
 Was du dem Knaben oft, später dem Jüngling gelehrt [1])."

Diese Eindrücke, die ihm von der unermeßlichen, weil unschuldigen Welt eines sinnigen Mutterherzens gegeben wurden, bestimmten die Jahre, die für die ganze Gesinnung eines menschlichen Daseins vielleicht die entscheidenden sind. „Mutterherz, Mutterliebe, Muttermund war mir der Mittelpunkt des Lebens der Kindheit, die Haltung und die Erklärung der geheimen Welt voll Wunder für die zarten Wesen, die Ägide, worunter sie Schutz suchten. Dem Vater habe ich seinen Anteil, einen kleinern für diese Jahre, mitgegeben. Er ist in doppeltem Sinne mehr der leibliche Freund des Kleinen, sowohl für die Erhaltung des Leibes physisch, als für die Befriedigung ihres äußeren, immer regen Thätigkeitstriebes." Diese Worte in den „Fragmenten über Menschenbildung" waren der eigenen Erfahrung entnommen [2]). Spielend bereicherte die Mutter das Gemüt der Kinder, spielend ließ der Vater sie an den alltäglichen Geschäften des Landlebens teilnehmen, ohne ihnen schon den Ernst der Arbeit fühlen zu lassen. Er wußte es meistens so einzurichten, daß es bei dem Herumspringen und Herumspielen irgend etwas auszurichten und zu bestellen gab. War Not am Manne, etwa in der Saatzeit oder während der Ernte, so mußten die hurtigen Hände und Füße der Buben aushelfen. In träumerisches Nachdenken versunken hütete Ernst Moritz gar oft die Herden des Hofes, ergötzte sich bei gemeinsamer Arbeit an den alten Volksliedern und abenteuerlichen Märchen, die ihm die fünfzehnjährige Tochter ihres Holländers, „der Fabelmund des Gesanges und der Sagen", mit schönem, weiblichem Wunderglauben

---

[1]) Gedichte III, S. 181 ff. [2]) A. a. O. Teil I, S. 169.

erzählte [1]), saß an dem duftenden Holunderbusche oder schwermütigen Weiden am stillen Feldsee, lag hinter der goldgelben Hocke, vernahm als neunjähriger Knabe zuerst mit Bewußtsein das Brausen des nahen Meeres, während die Abendluft durch einen nahen Feldbusch pfiff, schaudernd vor innerer Bangigkeit sich ängstlich hinter den Garben drückend, bis der Vater ihm wieder Mut machte, trieb dann frohmutigen Sinnes über das vollbrachte Tageswerk die ihm anvertrauten Rinder im glühenden Abendrote heim. Das Patriarchenleben und seine Geschichten wurden nun dem Knaben auch durch die eigene Tat verständlich.

Alle Erziehung bei dem geistig und körperlich ruhigen Dasein der Eltern trug nicht das Gepräge einer bewußten Bildung nach einem bestimmten Schema oder nach einer zielsicheren Richtung; sie beschränkte sich auf eine allseitige Erweckung, Anregung und Entfaltung der geistigen Anlagen und Kräfte. Jeder eigentliche Schulunterricht fehlte; die Vermögensverhältnisse erlaubten es nicht, einen eigenen Hauslehrer zu nehmen. Was den Kindern Vater und Mutter zeigten, war ein sicheres Bild treuer Tugend und alter Sitten [2]). Und in dieser Sicherheit beruht die Lösung des Erziehungsproblems, das durch die sorglose Ungebundenheit dieser zwölf Knabenjahre gestellt wird.

Dem ländlich-unbefangenen Unterrichte entsprach eine bewußte Stählung und Abhärtung des jugendlichen Körpers, eine beabsichtigte Freiheit in allen kindlichen Vergnügungen. Die Mutter, die sich aller geistigen Getränke, ja des Kaffees und fast aller Fleischspeisen enthielt, war für die Kinder in der Enthaltsamkeit und Mäßigkeit vorbildlich. Jeder Verweichlichung und bequemen Zimperlichkeit beugte der Vater mit Ernst, ja mit Strenge vor. Mantel und Überrock waren auch bei dem heftigsten Schneegestöber unbekannte Dinge. Mochte bei feierlichen Gelegenheiten eine gewisse Förmlichkeit der damaligen Sitten auf die junge Welt übergehen, sie verschwand bald wieder aus dem frohen Kindersinn; Zopf, Toupet und Locken, die die Köpfe verunstalteten, tiefe Verbeugungen und zierliche Handküsse gerieten bald in Vergessenheit, wenn der Übermut die Brüder und Spielgenossen in Feld und Wald, an den nahen Meeresstrand oder in die dichten Eichenbüsche am Garten, die beliebten Tummelplätze zu ausgelassenen und waghalsigen Spielen hinaustrieb. Die märchenhafte Umgebung in Land und Leuten ging auf sie alle über. Die Knabenwelt bildete sich zu einer „ordentlichen mythischen Gesellschaft" aus, die „Geschichte trieb", und von der jeder an be-

---

[1]) Ebendaselbst S. 141.

[2]) Briefe an den General Grafen Schwerin, geschrieben von K. H. B. (Arndt) im Sommer 1807, im „Nordischen Kontrolleur" 1808/09, S. 568.

stimmten Abenden verpflichtet war, Geschichten zu erfinden und zu erzählen.

Die Dumsevitzer Jahre bildeten für Ernst Moritz die Zeit der „aufdämmernden Kindheit". Das Beste an ihnen war, daß „wir mit keinem frühen Lernen gequält wurden und auch diese Zeit noch so spielend durchspielen durften". Mit der Übersiedelung nach Grabitz traten Veränderungen ein, die sich seiner feinen Empfindung einprägten. Zwar wurde die einfache Innerlichkeit und fröhliche Herzenseinfalt der Eltern von den Zeitideen nicht berührt, aber das familiäre und gesellige Leben bekam bei den günstigeren Vermögensverhältnissen und der ausgedehnten Lektüre der neuen schönwissenschaftlichen Erscheinungen einen behäbigeren und zugleich weltlich-sinnlicheren Anstrich. Von den Kindern hielten sie derartige Einflüsse fern. Chroniken und Märchenbücher erweiterten ihren Horizont; aber sie trugen das gleiche Gepräge einer Kraft, einer Einfalt und Glückseligkeit, das in dem Gedächtnisse haften blieb.

Grabitz brachte endlich den Arndtschen Kindern die erste ordentliche Schule. Schon in Dumsevitz war einmal der Versuch zu einem Privatunterricht gemacht worden. Ein alter griesgrämiger Kandidat, Herr Kai, kam ins Haus, verschwand jedoch wieder nach acht Tagen, weil seiner Anschauung nach die Frauenwelt des Hauses ihm die gebührende Ehrerbietung in Gestalt formvollendeter Knickse und untertäniger Anrede versagte und sich unterstand, ihn zur Familie zu rechnen. An Kenntnissen übertraf ihn der neue Hauslehrer, Herr Gottlob Heinrich Müller, ein gemütlicher Sachse aus Chemnitz, gewiß nur wenig. Nach Absolvierung der Schule seiner Vaterstadt war er dem Rufe der Trommel gefolgt und hatte dann später den Korporalstock mit dem spanischen Rohre vertauscht. Sein Wissen beschränkte sich in allen Unterrichtsgegenständen auf die Anfangsgründe; aber die Kinder lernten das Stillesitzen, und er verstand es wenigstens, mit seinem eifrigen sächsischen Luthertum durch Gesang und Katechismus das äußerliche Christentum in ihnen fester zu machen. Nach zwei Jahren wurde er verabschiedet. Die befreundeten Pastoren Stenzler und Krüger, die Vorstellungen der Mutter bewogen den Vater zu diesem Schritt. Der Vermittlung dieser Hausfreunde war es auch wohl zu verdanken, daß gleich ein Ersatz gefunden wurde, Gottfried Dankwardt, Kandidat der Theologie, Sohn eines Arztes aus Barth in Pommern, „ein Fünfundzwanziger, ein kleiner, blonder, fröhlicher und beweglicher Mann, in seinem innersten Wesen voll Freundlichkeit und Frömmigkeit, obgleich von dem Geniewesen der Sturm- und Drangperiode, welche in jenen Tagen von 1770 bis 1785 herrschte, stark angeweht und durchgeweht".

Mit seinem Eintritt in das Pächterhaus zu Grabitz im Jahre 1784 begann ein neuer Lebenskreis für Ernst Moritz. Sein älterer Bruder Karl besuchte bereits die Schule zu Stralsund; er selbst war 14, sein Bruder Fritz 12 Jahre alt. Der gelehrte, der regelmäßige Unterricht nahm seinen Anfang; sie wurden in die Geheimnisse des Lateinischen, Französischen und Englischen eingeweiht. Was ihr Lehrer an eigenem Wissen besaß, gab er seinen Schülern gerne. Der Schulraum in dem von dem Wohnhause abliegenden Backhause wurde ihnen ein lieber Aufenthaltsort. Zwar wehte keine hochgeistige Luft in ihm, aber der das Regiment dort führte, war trotz seiner stürmischen Wunderlichkeiten „ein guter frommer Lehrer"; er war mehr: „ein tapferer und begeisterter Kernmensch, in dessen kleinem zarten Bau eine mächtige Seele hauste". Das Schicksal hatte es günstig gefügt, daß zu den Knaben in der Übergangszeit zum Jüngling ein gleichgestimmter Erzieher in noch jugendlichen Jahren kam, der sie an seiner eigenen Entwicklung teilnehmen ließ. Die Kandidaten der Nachbarschaft, unter ihnen Ludwig Kosegarten, Nestius, der Neffe des Propstes Pistorius zu Poseritz und der wilde, genialische Johann Hagemeister aus Greifswald kamen in wöchentlichen Zirkeln zusammen. Die ihnen anvertrauten Zöglinge nahmen daran teil; zu den beiden Gebrüdern Arndt gesellten sich gleichaltrige aus den Familien v. Kathen, v. Schmiterlöw, v. Platen; hier wurde auch schon die Jugendfreundschaft geschlossen mit Charlotte v. Mühlenfels, seit 1795 vermählte v. Kathen, der Empfängerin der „Briefe an eine Freundin", die einen Zeitraum von beinahe 50 Jahren umspannen. Der Strudel der geistigen Bewegung, der Deutschland bereits vor dem Ausbruch der Revolution erfaßte, hatte diese Leiter der Jugend alle in seinen Bannkreis gezogen; besonders Hagemeister und Kosegarten waren den Ideen der Stürmer und Dränger zugetan. Die neuesten literarischen Zeitereignisse bildeten den Inhalt und das Tagesgespräch ihrer Zusammenkünfte und Lesegesellschaften mit den Pastoren der nächsten Kirchspiele, deren geistige Durchbildung offenbar auf einer anerkennenswerten Höhe stand [1]). Es war natürlich, daß auch die junge Welt davon berührt wurde. Bei Friedrich Arndt blieben diese Eindrücke der Jugendzeit lange haften; sie entsprachen wohl seiner natürlichen Veranlagung. Die Auszüge aus seinen hinterlassenen Papieren, die der Bruder in dem ersten Bande seiner „Schriften für und an seine lieben Deutschen" mitteilt, lassen namentlich aus der Jenenser Studentenzeit die gärenden, oft ziel- und zügellosen Gedanken jener Epoche wiedererkennen. Mit-

---

[1]) So auch das Urteil von Joh. Fr. Zöllner, Reise durch Pommern nach der Insel Rügen und einem Teile des Herzogtums Mecklenburg im Jahre 1795, Berlin 1797, S. 236.

teilungen in den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" und in Briefen bestätigen die Annahme. An Ernst Moritz gingen diese sprudelnden und überschäumenden Wogen vorüber, berührten vielleicht seine Außenseite, erreichten sein Innenleben, seine Seele nicht. Fast will es scheinen, als habe der wilde Johann Hagemeister, der später seine schönen Talente verbrausen ließ, in den Gedankenkreisen des jüngeren Bruders unheilvolle Verwirrung angestiftet, während der ältere sich mehr dem Wesen des eigenen Erziehers, einer ihm offenbar sympathischen Erscheinung, anschloß; er hat ihr in den „Erinnerungen" ein schönes Denkmal dankbarer Zuneigung gesetzt. Und konnten sie alle einmal nicht auf den richtigen Weg zurückfinden, dann wußten die Eltern ihren Einfluß geltend zu machen, „denn der Vater hieß Zucht und Ordnung, und die Mutter Besonnenheit und Klarheit".

Drei Jahre lang weilte Dankwardt in dem Arndtschen Hause. Ernst Moritz wurde in dieser Zeit ein eifriger Leser. Alte Chroniken und Kompendien, namentlich aus dem Hause des Patriarchen, legten den Grund zu einer guten Kenntnis der großen Taten des schwedischen und des deutschen Volkes; namentlich die nordischen Märchen und Sagen, die Heldenbilder aus der schwedischen Geschichte, die der Patriarch außerdem lebensvoll vor seine Seele zauberte, prägten sich ihm mit starken und festen Lettern ein. Und die Alten lehrten ihm, was Vaterland und Volk für einen tatenfrohen Mann bedeuteten. Cäsar, Hannibal und Alexander begleiteten ihn mit ihren Heldentaten auf seinen Streifzügen am Meeresstrand, durch Feld und Wald. Nirgends ist davon die Rede, daß die Gestalt Friedrichs des Großen ihn einmal in ihren Bann gezogen hätte. War es vielleicht der geistige Einfluß des durchaus schwedisch gesinnten Patriarchen, der sie von ihm fernzuhalten wußte? — So sah er aus dem jüngsten Zeitalter deutscher Geschichte nur jene Vertreter einer literarischen Epoche, die ihre Befriedigung, den Höhepunkt ihrer Entwicklung nur in der künstlerischen, philosophischen und kosmopolitischen Bildung des einzelnen, in der rücksichtslosen Erfassung alles Wissenswerten und alles Nützlichen fanden. Sie standen der breiten Basis des Volkslebens gleichgültig gegenüber. Die Wurzeln, denen seine ersten seelischen Eindrücke entsprossen waren, konnten in diesem Boden nicht grünen und blühen. Sein enger Zusammenhang mit dem nervigten, bis in den Kern gesunden Bauernstamme sträubte sich dagegen, die Menschen dieser Art als ein Nichts anzusehen, oder als ein bedeutungsloses Etwas beiseite liegen zu lassen. So entsprechen die Sätze in den „Briefen an Freunde" gewiß einer richtigen Beobachtung seines Wesens in dieser Zeit: „Ich habe unser Lob, von uns selbst ausgesprochen, vor 20 Jahren schon als Knabe gehört, aber ich versichere Dich, schon damals wollte es mir nicht

recht ein, entweder weil Mutter Natur dem aus autochthonischem Bauernstamme Entsprossenen noch zu viel von dem alten guten Hausverstande mitgegeben hatte, oder weil Kornelius Nepos und Cäsar, die ich notgedrungen lesen mußte, schon unsichtbar wirkten. Ich hatte die Idee, nicht von einem ganzen Volke von Kosmopoliten und Philosophen, sondern von einem ganzen Volke von Bürgern und Männern einmal im Herzen, und es verdroß mich, wenn man meine Deutschen lobte, wo sie nur Tadel zu verdienen schienen, als die, welche den Sinn und Geist aller Zeitalter und Klimate verständen und umfaßten, welche das Beste der Zeitgenossen leicht lernten und sich aneigneten, und deswegen auf kleinere Ideen von Volk und Vaterland, die vor solchen höheren verschwänden, nicht stolz sein könnten noch dürften: ich hatte mir einmal vorgesetzt, auf mein Volk und auf seine eigne Kunst und Wirksamkeit stolz sein zu wollen [1]."

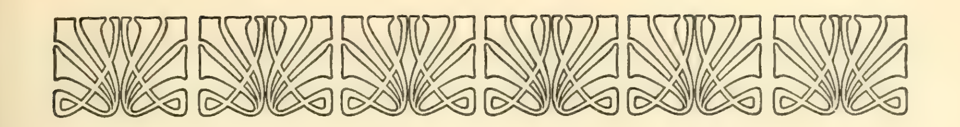
So wurde aus dem vierzehnjährigen Knaben ein Jüngling. Die Macht des Gedankens begann in ihm lebendig zu werden und stellte ihm sein eigenes Bild vor die Seele; ihm, der bis dahin mit lebhafter Phantasie die ganze Außenwelt und ihre Erscheinungen in sich aufgenommen und bei lebendiger Einbildungskraft sich selbst länger vergessen hatte, als es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Und nun stürmten jene Fragen auf ihn ein, die nicht aus der Einwirkung der Umwelt, sondern aus sich selbst heraus, aus seiner eigenen Natur erzeugt waren: Warum war er stiller und verschlossener als seine Geschwister; warum ungestüm, hart und unbiegsam auch bei Strafen, warum „trotzig und allen Streichen keine Thräne, allen Ermahnungen keine Bitten oder Gelübde gebend"? — In diesen Kämpfen der Seele um das Bewußtsein des eigenen Ich fielen ihm Rousseaus Emil und Salzmanns Schriften in die Hände, zum Teil wurden sie ihm absichtlich gegeben. Ihre Wirkung war zunächst niederdrückend auf das junge, leidenschaftlich bewegte Gemüt. Seinem Freunde Christian Ehrenfried v. Weigel schrieb er im Sommer 1807 über diese Zeit: „In meinem fünfzehnten Jahr las ich Rousseaus Emil, und Salzmann und andere über die Gefahren der Jugend, die mir zum Teil absichtlich in die Hände gegeben wurden. Ich wage noch nicht zu entscheiden, ob sie mehr gut oder schlecht auf mich gewirkt haben; so viel möchte ich sagen, daß jenes überlaute und übertriebene Geschrei von den Gefahren und Sünden der Jugend durch größere Leiden, wenigstens durch größere Angelegenheiten und Gefahren der Menschheit in den

---

[1]) Briefe an Freunde, geschrieben 1805 und 1807, erschienen Altona 1810, S. 39; die folgende Stelle ebendaselbst S. 167. Für diese Jahre sind außerdem zu vergleichen Briefe an Schwerin, a. a. O. S. 568.

letzten zwanzig Jahren gottlob begraben worden ist. Rousseau, den ich in einer schlechten Übersetzung las, wirkte außerordentlich auf mich, und ich weiß noch, wie er mich durch seine Paradoxen abschreckte. Ich sah in der Beschreibung, die er von heftigen und grausamen Menschen machte, mein eigenstes Bild, und fürchtete in künftigen Tagen eine Tyrannenseele aus mir werden zu sehen, die mir nun freilich, wenn ich sie hätte, in dieser Zeit nicht übel stehen sollte; so bange machte er mir mit meinen starken Braunen, meinen dunkeln Augen, und den Aufwallungen von Zorn und Ungestüm, denen ich sehr unterworfen war, und mit Fleischessen, das mir nach Landessitte mit allen andern gemein war." Der lustigere und freiere Sinn, der mit dem regelmäßigen Unterrichte und dem ausgedehnten Verkehr unter Altersgenossen beiden Geschlechts sich bei ihm bemerkbar machte, verschwand bald wieder in diesen Jahren des Überganges von dem unmittelbaren Sein und Leben, von der harmonischen Einheit zwischen Leib und Seele in ihrer unbefangenen Entwicklung aller Kräfte zur Reflexion, zu jenem Zwiespalt zwischen dem eigenen Ich und der Außenwelt, der den Gedanken des eigenen bewußten Willens und damit der Sünde erwachen läßt. Dieser Durchbruch der eigenen Persönlichkeit, die Angst vor dem eigenen Selbst und seinen Neigungen trieben ihn in die Einsamkeit. Dazu schienen ihm jene oben erwähnten leisen Veränderungen im Hauswesen für sich gefährlich zu werden. Er legte seinem Körper harte Entbehrungen auf, stählte ihn durch eiskalte Bäder bis in den späten Herbst hinein, entzog ihm die gewohnte Fleischnahrung, lagerte ihn auf harten Brettern zur Ruhe, um seiner Lüste Herr zu werden. Schon in diesen Jahren kämpfte eine starke Seele mit einem starken Körper einen harten Kampf. Schwermütige Sehnsucht bemächtigte sich seines Herzens. Träumend lag er einsam am Meeresstrande, über sich die dahinjagenden Wogen, neben sich den Gischt der wogenden See, in der Ferne am jenseitigen Ufer die dunklen Weidengebüsche auf Ummanz. Die Verwandlung in dem Wesen der Mutter, jene Ablösung von allem Irdischen und Fleischlichen, jene Neigung zum Überschwenglichen, die den Vater oft in tiefe Kümmernis versetzte, mehrten seinen Hang zur Einsamkeit, seine Sucht nach einer Liebe, „wie der Mensch sie nachher selten findet". Für diese ernste Zeit des jungen Lebens wurde seine beste Liebe der Vater. Die Mutter hatte dem Knaben eine weite Welt voll frommer Einfalt und sinniger Beschaulichkeit zu zeigen gewußt, der Vater stand dem Jüngling, wo das Blut heißer in den Adern rollt und die Seele zum ersten Male von dem Leid der Sehnsucht ergriffen wird, mit seiner Freundlichkeit treu zur Seite. Eben hatte er das siebzehnte Jahr vollendet; an einen gelehrten Beruf dachte niemand. Da führte ein fremder Eingriff ihn in eine andere

Lebensbahn. Wahrscheinlich durch Vermittlung des Magisters Stenzler brachten mehrere Freunde und Gönner eine Summe zusammen, die es dem Vater ermöglichte, den zweiten Sohn das Gymnasium zu Stralsund besuchen zu lassen. Im Februar des Jahres 1787 siedelte er bereits über. Ernst Moritz Arndt trat aus der patriarchalisch abgestimmten Umgebung mit ihren schlichten, einfachen Verhältnissen in das Kulturleben einer ihm unbekannten Welt.



Zweiter Abschnitt.

Gymnasium und Universität.

1787—1798.

Die alte Hansestadt, mit ihren 11 000 Einwohnern der Mittelpunkt des schwedischen Pommerns, stand nach dem siebenjährigen Kriege in einem Zeitabschnitt, der von den Ruhmestaten früherer Tage zehrte und sich nun bemühte, den Glanz verschwundener Selbständigkeit nicht ganz erbleichen zu lassen. Der Schimmer einer stolzen Vergangenheit lag über dem sozialen und geselligen Leben ihrer Bewohner ausgebreitet. Bürgermeister und Rat nebst den alten Patrizierfamilien wachten mit selbstherrlicher Würde darauf, ihre Sonderstellung in der Bürgerschaft allseitig anerkannt zu sehen; Korporationen und Innungen bewahrten ihre herkömmliche Geschlossenheit. Alle waren auf den ästhetisch-sinnlichen Ton einer verfeinerten, oft üppigen Geselligkeit gestimmt, so daß der Propst Zöllner auf seiner Durchreise nach Rügen 1795 keinen auffallenden Unterschied zwischen Berliner und Stralsunder Verhältnissen zu finden wußte [1]. Der Getreidehandel führte einen regen Verkehr der Großkaufleute mit den benachbarten Gutsbesitzern und Pächtern herbei; der reiche Grundbesitz der Stadt, auf dem sie die Gerichtsbarkeit besaß, bildete ein weiteres Bindeglied mit dem Lande. Freilich: der Gegensätze zwischen beiden blieben genug; ein leichterer Dialekt, die vornehmere Kleidung und der tägliche Verkehr mit seinesgleichen, der Handel über See machten den Städter beweglicher, gaben ihm einen Schliff, der dem schwerfälligen, meistens auf sich angewiesenen Landmann abging. Neben den vornehmen Familien der Stadt standen die Offizierkorps der in der Festung liegenden zahlreichen Besatzung; doch ohne

---

[1]) Außer den Schriften Arndts ist zu vergleichen Zöllner a. a. O. S. 155 ff., Zober, Geschichte des Stralsunder Gymnasiums, und derselbe, Berichte des lit.-gesell. Vereins zu Stralsund 1842; über Dinnies Allgemeine Deutsche Biographie V, 242 f., Lappe, Blüthen des Alters, Stralsund 1841, S. 167.

Zusammenhang mit ihnen. Dieses Nebeneinanderleben gestaltete sich noch ungünstiger, als gerade in jenen Jahren einzelne junge Leutnants aus pommerschen und schwedischen Adelshäusern sich übermütige Ausschreitungen zuschulden kommen ließen. Die starke Garnison übte auf die moralische Struktur der niederen Bürgerschaft, bei der sie größtenteils in Quartier lag, einen bedenklichen Einfluß aus; und es fehlte auch von dieser Seite her nicht an Reibereien zwischen der bürgerlichen und militärischen Verwaltung; die auf ihre Alteingesessenheit pochenden Handwerkerfamilien gewannen es nicht über sich, mit den aus aller Herren Ländern geworbenen Truppen in gesellige Beziehungen zu treten. So zog sich zwischen der deutschen Bevölkerung und den schwedischen Truppen allmählich eine tiefe Scheidewand.

Denn deutsch waren die Bewohner Stralsunds; nicht nur ihrer Abstammung und Sprache nach; sie standen vielmehr mit den geistigen Strömungen, die in jener Zeit Deutschland durchfluteten, in enger Verbindung. Namentlich Joh. Alb. Dinnies, Bürgermeister seit 1778, der schon vom Jahre 1753 an neben der Leitung des väterlichen Handelsgeschäftes den Posten eines Ratsherrn bekleidete, hatte es sich angelegen sein lassen, durch die vornehmen Häuser jene Verbindung herzustellen. Juristisch-historisch und literarisch auf deutschen Universitäten durchgebildet, hatte er schon in der Mitte der vierziger Jahre eine „arkadische Gesellschaft" ins Leben gerufen, welche die leichte französische Literatur pflegte. Und als sie in Deutschland durch die sittlich höher stehende englische ersetzt wurde, bemühte er sich, seinen Landsleuten auch diese zu vermitteln. Seine Mußestunden füllten Studien über die Geschichte des engeren Heimatlandes und genealogische Forschungen über städtische und adlige Geschlechter aus, für die ihm der Kammerrat Pommer-Esche mit seiner reichhaltigen Bibliothek ein treuer Genosse war. Das ganze Interesse Dinnies' gehörte seiner Vaterstadt; er stand im Mittelpunkte ihres geistigen Lebens, und neben ihm der Protophysikus Weigel, der Syndikus Fabricius, zugleich Direktor des städtischen Konsistoriums, mit seinen kosmopolitischen Interessen, der Ratsverwandte Israel mit seiner anziehenden Sammlung von Gemälden und Kupferstichen, die Lehrer des altehrwürdigen Gymnasiums, dem nun E. M. Arndt als Schüler angehören sollte.

Diese Bildungsstätte, neben der Landesuniversität die vornehmste des neuvorpommerschen Landes, hatte seit etwa zwei Jahrzehnten einen neuen Aufschwung genommen. Sein Urheber war ebenfalls Dinnies. Schon während der Jahre 1766—1768 wurde durch den Rektor Büttner namentlich die Wichtigkeit der Übersetzungen aus dem Lateinischen in das Deutsche für die Kenntnis und die geistige Erfassung beider Sprachen

hervorgehoben und der Geschichtsunterricht mehr in den Vordergrund gerückt. Seinem zweiten Amtsnachfolger Christian Heinrich Groskurd blieb es vorbehalten, diese Umgestaltungen zu einem Abschluß zu bringen. Dieser vortreffliche Organisator verstand mit gewissenhafter, wohl ans Pedantische streifender Ordnung die Kräfte zusammenzuhalten, ohne dabei die innere Freudigkeit am Unterrichte selbst zu verlieren. Gleich mit seinem Amtsantritt, 1779, wurde der Plan der beiden oberen Klassen Prima und Sekunda dahin neu geordnet, „die verschiedenen Fähigkeiten des Geistes, deren Kultur in den früheren Jahren viele zum unersetzlichen Schaden der Jugend beinahe blos auf das Gedächtnis beschränken wollen, den Verstand, die Urteilskraft, die Einbildungskraft, das Gefühl des Wahren, Edlen und Schönen zur rechten Zeit in Thätigkeit zu setzen, zu bearbeiten und vollkommener zu machen, das eigene Lesen angenehm zu gestalten, die deutsche Sprache mehr zu üben". Es ist das weitgreifende Ideal der Aufklärung, dem er auf der Schule Eingang verschaffen wollte. Treffliche Helfer fanden Dinnies und Groskurd für ihre Bestrebungen in dem Subrektor Ruperti und dem Konrektor Furchau. Ruperti, noch ein Jüngling an Aussehen und Jahren, ward infolge seiner Zugänglichkeit und seines gediegenen Wissens bald der vertraute Freund und Genosse aller aufstrebenden Elemente unter den Schülern der beiden oberen Klassen. Furchaus sprudelnde Lebendigkeit und freie Beweglichkeit in der klassischen und deutschen Literatur litt gerade in diesen Semestern stark unter häufigen Krankheitsanfällen. Seine umfangreiche Belesenheit verband sich mit der glücklichen Gabe, den klassischen Dichtern seine Sprache anzupassen und sie der deutschen Seele verständlich zu machen. Der Einfluß dieser drei vornehmsten Lehrer der Anstalt ging über den Rahmen der eigentlichen Schullektionen hinaus. Wöchentlich einmal versammelten sie abwechselnd die Schüler der oberen Klassen zu literarischen Unterhaltungen um sich; der Rektor und Konrektor erboten sich überdies, „alle 14 Tage einmal mit denjenigen Primanern, die Lust dazu bezeigen, die Werkstätten der Fabrikanten, Künstler und Handwerker zu besuchen".

Noch eins. Die drei Männer, denen Arndt seine gymnasiale Ausbildung verdankte, waren Schüler der Göttinger Universität, Heyne ihr Lehrer. Sie bemühten sich, die verschiedenen Seiten des antiken Kulturlebens in ihrer Entwicklung zu erfassen und darzustellen. So ging ihr Ziel bereits über das des Rationalismus hinaus und kam dem klassischen Realismus ganz nahe. Das Leben des Altertums war in ihnen wieder lebendig geworden, hatte neue Gestalt und neue Gestaltungskraft gewonnen. Mochte ihnen die sprachlich-kritische und grammatisch-formale Methode fehlen, die zur exakten Forschung unumgänglich ist,

sie konnten ihren Schülern Besseres geben, sich selbst, die den Lebensodem eines edlen Klassizismus in sich verspürten und ihn als sittliche Macht weiter vermitteln wollten, ohne sich von der Gegenwart abzusondern. Noch in späten Jahren empfand ihr größter Schüler jenen „Mangel der Vernachlässigung der Lehre von den Sprachformen, den Mangel der grammatischen Strenge". Und doch: seiner Geistesart entsprach diese Behandlung; das strenge Wissen um Formen und Sprachregeln würde in ihm niemals jene Vorliebe für die klassische Dichtung und das Leben Griechenlands wachgerufen haben, die eine Richtung seiner Entwicklung kennzeichnet. Es bedeutete eine günstige Fügung, daß Lehrer und Schüler so einander angepaßt, so füreinander bestimmt waren. —

In diese mannigfaltigen Strömungen einer reichen städtischen Kultur sah sich Ernst Moritz Arndt aus der in sich geschlossenen Einheit eines patriarchalischen Familienlebens mit einem unerwarteten Ruck hineinversetzt. Seine Wohnung erhielt er bei dem schon bejahrten Konrektor Furchau, der bald zu den Hausfreunden des Vaters zählte. Der Klassenunterricht in der Sekunda fand ihn mit ganz guten Kenntnissen ausgerüstet, seinen Mitschülern bald gewachsen. Im Lateinischen und Französischen war er „ziemlich fertig, las und verstand das Englische, hatte Geschichte und Geographie, wie man sie in diesem Alter haben kann, auf den Nagel inne". Weniger glückte es ihm in der Mathematik, „welcher ich nie Lust abgewinnen konnte". Die geringen Anforderungen im Griechischen, dessen Kenntnis er bis dahin entbehrt hatte, wurden in einem halben Jahre eingeholt. Privatunterricht bei dem Bruder des Rektors und besondere Vorliebe für die Sprache ließen ihm die Schwierigkeiten bald überwinden. Sein regstes Interesse wandte sich dem Geschichtsunterrichte zu, der nach Schröckhs Lehrbuch der allgemeinen Geschichte erteilt wurde. Der historische Pragmatismus, die Verbindung und Anwendung aller Begebenheiten mit und in der Gegenwart nach der Arbeitsmethode der Aufklärung ist gewiß auf Arndt nicht ohne Einfluß geblieben; fügten sie sich doch leicht in seinen starken Subjektivismus ein, mit dem er die Ereignisse von der frühesten Zeit an erfaßte. Cornelius Nepos, Cäsar und Livius waren ihm durch seinen Hauslehrer Dankwardt vertraute Bekannte geworden. Ihre Heldengestalten hatten ihn bereits auf seinen einsamen Wanderungen am Meeresstrand begleitet und zu leidenschaftlicher Liebe, aber auch zu ebenso leidenschaftlichem Haß entflammt. Alexanders erhabene Größe und Hannibals heldenhafte Vaterlandsliebe begeisterten ihn; die harten Spartaner und das „stolze, treulose und unterdrückende Würgervolk" Roms stießen ihn ab. Die Feinde der weltbeherrschenden Stadt waren seine Freunde. Die grenzen-

lose Übermacht eines Volkes, seine Herrschaft über die Welt erschienen bereits dem Jüngling als etwas Unnatürliches und Ungesundes. Ciceros kleine moralische Abhandlungen, Ovids Metamorphosen und Terenz' Gedichte, die als neue Lektüre in Sekunda, Ciceros Briefe, Sallust, Tacitus, Vergil und Horaz, die in Prima hinzukamen, vermochten seine Abneigung gegen Rom nicht zu vermindern. Die Heldengestalten Homers, die zornmütigen Reden Demosthenes', Äschines' und Sophokles' gewaltige Tragödien, Thucydides, Aristophanes und Plato ließen Griechenlands Größe in seiner Seele immer lebendiger werden. Ebenso stabil blieben seine Grundanschauungen in der mittleren und neueren Geschichte. Die Prinzipien, die der Mann und der Greis mitten im Sturm und Drang des öffentlichen Lebens verfochten hat, waren schon in dem Jüngling erwacht, der daheim den Erzählungen des Oheims lauschte oder an den aufgeregten Reden und Gegenreden aufgerüttelter Kandidaten sich lebhaft beteiligte und in Stralsund allen andersgerichteten Anschauungen seiner Lehrer zum Trotz in unbewußter Vorahnung seines eigenen Werdens zum Ausdruck brachte. So konnte er 1807 seinem schwedischen Freunde, dem Grafen Schwerin, über diese Zeit das Bekenntnis ablegen: „In den Geschichten des Mittelalters gefielen mir die Araber, den deutschen Kaisern stand ich gegen die Päpste und großen Vasallen bei; der Salier Heinrich IV. und der Hohenstaufe Friedrich II. sind von mir beweint worden. Selbst ehe ich urteilen konnte, hätte ich Einem ganzen Sieg gewünscht über ganz Deutschland, entweder den Protestanten mit Moritz von Sachsen, oder Karl V.; so im dreißigjährigen Kriege dem großen Gustav Adolf oder dem kühnen Wallenstein, dessen Leben mich immer wunderbar angezogen hat; so später dem preußischen Friedrich, den ich entweder als einen kleinen Markgrafen von Brandenburg hätte sterben oder mit seinen Adlern bis an die Alpen hätte rücken lassen mögen.“ Die Zerrissenheit und der Dualismus des deutschen Volkes galten schon dem nachsinnenden Knaben und Jüngling als die Grundübel der politischen und nationalen Entwicklung. Sein vom Vater und Oheim ererbtes und gepflegtes monarchisches Gefühl bäumte sich gegen die Erhebung der nordamerikanischen Freistaaten gegen das Mutterland auf; der englische Admiral Sir Rodney, der Besieger der französischen und spanischen Hilfsflotten, war sein Lieblingsheld. Republikanischen Gebilden des Mittelalters und der Neuzeit gewann er keine Sympathie ab. In den jahrhundertelangen Kämpfen zwischen England und Frankreich wandte sich seine Zuneigung dem Inselvolke zu; Italienern und Spaniern war er gut Freund. Will man es zusammenfassen, was ihn an den geschichtlichen Begebenheiten und Gestalten anzog, so darf man wohl sagen: es war

das Heroische, das seine sittliche Größe in dem tragischen Unterliegen bewährte, die Weiterbildung starker monarchischer Elemente, der Gegensatz gegen die Übermacht einzelner Völker und Gewalten; dieser trat freilich zurück, sobald sein Royalismus sich bedroht sah; so bei Frankreich gegenüber England, so bei dem amerikanischen Freiheitskriege.

Und seine Stellung zu den Zeitereignissen, zum Ausbruch der Französischen Revolution, dessen Kunde ihn eben noch in Stralsund erreichte? — An zwei Stellen berichtet er selbst über den ersten Eindruck, den sie auf ihn machte. In den Briefen an Schwerin heißt es: „Kälter und bedächtiger haben wohl wenige sie in Europa empfangen. Hier möchte ich fast sagen, daß eine dunkle Vorahndung mich geleitet habe, denn sonst weiß ich nicht, wie ich heißer, der damals Homer und Thucydides mit Andacht las, nicht auch Feuer fing, da alle Herzen und Köpfe rasend wurden; oder war es, daß ich Homer und Thucydides mit Andacht las und das Volk, welches Europa zu verjüngen versprach, verstand? Ich weiß noch — es war im Herbst 1789 — als unser Rektor in S. seine Zeitungskollegien hielt. Der Mann wollte nicht schlechter sein als andere. Aufklärung und Freiheit mußte der Zeit jeder im Munde führen, der nicht für einen Tropf gelten wollte. Von Pfaffentum, Vernunftreligion, unveräußerlichen Menschenrechten und vielen anderen Unveräußerlichkeiten, die seit fünf Jahren nur wieder gar zu veräußerlich geworden sind, hörte man damals in jeder Schenke, geschweige von jedem Katheder. Der gute Rektor erzählte dann mit heiligem Enthusiasmus die Einholung des Königs von Frankreich von Versailles, die herrlichen Äußerungen des Volksgeistes, die Entstehung der Klubs und Kokarden, und was sie für die neue Freiheit bedeuteten, und gab uns sogar den Prunk einiger Reden wieder. Er schien wirklich begeistert, was ihm sonst selten begegnete, und dies und die französische Art zu reden mußte mich verdrießen; genug, ich lachte, und nicht bloß im Scherz. Dies merkte er und ward noch heftiger, und entlockte mir Worte, worin ich laut protestierte und es klar aussprach, ich halte die Franzosen für ein albernes Volk, — dies war das Wort — das nichts Herrliches machen werde, und ich sehe nicht, wie man sich über kindische Streiche freuen könne. Ich vergaß wohl, mit wem ich sprach, und er behielt Recht und überzeugte mich durch jene Beweisart, die jetzt auch bei den Franzosen gilt. Ich schwieg und dachte das Wörtlein ‚albern' weiter nach." Und in seinen „Erinnerungen" schreibt er: „Nun brach in meinem blühenden Jünglingsalter die große französische Umwälzung und mit ihr die große Umwälzung und Umrollung der Herzen von halb Europa los. Diese ward allenthalben und auch bei

uns im Hause für und wider heftig bestritten, hatte aber auch da mehr Freunde als Feinde; und ich mußte auch trotz meiner Abneigung gegen das Volk mich doch oft zu den ersten gesellen, weil die Verschuldungen der Regierungen vor Ludwig dem Sechszehnten entsetzlich gewesen, weil manche von den Führern aufgestellte Lehren und Grundsätze unleugbar gerecht und heilig waren, wie sehr sie später auch entheiligt und befleckt worden sind." H. Carnot verwertet diese Sätze, von denen übrigens der letzte einschränkende in der Übersetzung weggelassen ist, um Ernst Moritz Arndt, „le Gallophobe par excellence", den Reihen jener Deutschen beizuzählen, „qui acclamaient les idées de 89"; von deutschen Historikern ist dieses Urteil aufgenommen [1]). Ob mit Recht, wird schon bei der Gegenüberstellung dieser beiden Äußerungen zweifelhaft. Jene erste, die bereits 1807 niedergeschrieben wurde, zeigt doch ein ganz anderes Bild als die zweite und weist auf Quellen hin, aus denen ähnliche Gedanken bei Arndt entsprungen sein können. Sicher zu lösen ist das Problem, wie weit die ursprünglichen Ideen der Revolution und ihre tatsächliche Verwirklichung seine eigene Entwicklung bestimmen, wie weit er von anderen Seiten beeinflußt wurde, und wie weit er eigenständig ist, erst nach einer Analyse der Jugendschriften. Hier genügt es, darauf hingewiesen zu haben, daß diese Fragen gleich den meisten seiner Altersgenossen ihn ernstlich beschäftigten; daß gewisse Widersprüche sich geltend machten: gegen den Lehrer, der sich glücklich pries, die Ankunft des menschlichen Heils noch mit eigenen Augen zu sehen, gegen die Mitschüler, die es mit überschäumender Jugendkraft voll zu erleben hofften. —

Mit der naiven Sicherheit eines unbefangenen Landjungen wußte der Siebzehnjährige sich in den Kreis der Schule und der zahlreichen Kameraden einzufügen. Schon am 30. März, also wenige Wochen nach seiner Ankunft, schrieb er seinem Vater das köstliche Geständnis: „Ich bin hier immer lustig und nur einmal ein bischen unmutig gewesen; sonst fällt hier, so viel ich weiß, nichts Neues vor; denn Vieles, was hier für Neuigkeit genommen wird, halte ich da nicht für [2])." — Der Grund zu diesem leichten Unmut war bald beseitigt: den spöttischen Späßen zierlicher und modern gekleideter Stadtjünglinge über sein

---

[1]) H. Carnot, Les premiers échos de la revolution française au dela du Rhin in „Compte rendu de l'académie des sciences morales et politiques", nouvelle série XXX. tome, Paris 1888. — So z. B. K. Th. Heigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reichs, S. 291.

[2]) Mitgeteilt von H. Meisner u. R. Geerds, Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. Berlin 1898 (zitiert als M.-G.). S. 13.

ländlich-altväterliches Äußere, über die schlichte Kleidung aus selbstgewebten Stoffen setzten seine gute Faust und sein zielbewußter Fleiß bald ein Ende. Dazu half ein glückliches Anpassungsvermögen über die ersten Schwierigkeiten hinweg. Bald sammelten sich gleichgesinnte Genossen um ihn. Karl Asmund Rudolphi, der bekannte Berliner Physiologe, der früh verstorbene Johann Arnold Pommer-Esche, ein Sohn des bereits erwähnten Kammerrates, Friedrich Reincke, sein treuer Freund in späteren Lebensjahren, Johann Jakob Grümbcke und Ernst v. Gagern, denen er während und nach seiner großen Reise zwei umfangreiche Episteln widmete, Bernhard Cummerow und Johann Israel aus angesehenen Stralsunder Häusern bildeten mit ihm einen engeren Kreis. Sein Bruder Fritz und sein Stubengenosse Lorenz Stenzler, ein Sohn seines alten Gönners, vermehrten das heimatliche Element im letzten Jahre des Stralsunder Aufenthalts. Das erste Gedicht, das von E. M. Arndt sich erhalten hat, „Hermanns Siegeslied", im schwärmenden Kreise vaterlandsfroher Gesellen entstanden, verkündet den Jugendstolz seines Verfassers. Doch blieb der tägliche Verkehr nicht auf diesen kameradschaftlichen Umgang beschränkt. Neben jener Unterstützung, die nach anderthalb Jahren infolge der verbesserten Vermögenslage des Vaters aufhörte, genoß er den Vorzug von Freitischen, die ihm Freunde des Elternhauses zuteil werden ließen. Dadurch wurde er mit den Lebensformen der reichen und vornehmen Familien bekannt; ihre Söhne waren bald die Freunde des einfachen Bauernkindes. Soweit es die gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten zuließ, entzog er sich zunächst jenem geselligen Umgange nicht. Aber bald scheuchten ihn die Gefahren, die das auf geistigen und körperlichen Sinnengenuß bedachte Dasein für seine zum Überschäumen volle Jugendkraft in sich barg, aus seiner Sorglosigkeit auf. Wiederum waren es Rousseau und Salzmann, die ihm die Folgen dieser verfeinerten Lebenskunst in deutlichen Umrissen vor Augen malten. Leib und Seele bäumten sich widereinander auf und rangen um das Vorrecht auf die Persönlichkeit. Der stärkere Wille, ein sittenreiner Mann voll ungebrochener Geisteskraft zu werden und zu bleiben, bändigte den starken Leib, nicht für Monate und Jahre; für alle Zeit. Zum zweiten Male verdammte er sich zur Einsamkeit. Die gastlichen Häuser wurden gemieden; er unterwarf sich wiederum allen jenen körperlichen Strapazen und Abhärtungen, denen sorgsame Mutteraugen verwundert nachgeblickt hatten. Er stand vor einer Krisis. Die Zeit war da, wo sein Ich die Wahl treffen mußte. Und kaum schaute sie ihn mit ihrem Januskopfe an, da war auch die Entscheidung gefallen. In diesem Jahr erkämpfte er sich das Erbe, das ihm Herkommen und Natur als Gabe in die Wiege gelegt hatten, die Kraft einer reichen, un-

verkehrten Innerlichkeit und die Energie zu ihrer unbedingten Beherrschung zu eigenem Besitz.

Die ursprüngliche Lustigkeit und Frohherzigkeit verschwand. Düstere Stimmungen wurden aus der einsamen Zurückgezogenheit und Verschlossenheit geboren. Das veränderte Wesen der Mutter bestärkte ihn in seiner Neigung, sich von der Kultur abzuwenden. Die von jeder disziplinarischen Aufsicht und Strenge freie Erziehung im elterlichen Hause und jene warmherzigen Eindrücke aus der Jugendzeit bildeten eine wohltätige Ergänzung zu diesen neuen Gewalten und bewahrten ihn davor, „ein Kalmeuser oder höchstens ein energischer Pedant" zu werden. Das Vaterhaus blieb ihm auch jetzt die Heimat, die „Oberburg" aller Gefühle und Gedanken: „und zu wie vielen Orten und Menschen ich auch freundlichen Zutritt hatte, nirgendshin zog es mich so mächtig als zu diesen Wurzeln meines Daseins". Es war erlebte Wirklichkeit, wenn er in einem poetischen Glückwunsch, den er seinen Eltern 1788 zum Neujahrstage widmete, sie als die Erzieher und Führer seiner Jugend, als die Besten auf Erden pries.

Ludwig Nikolaus Arndt hatte unterdessen die heimatliche Insel verlassen und bereits in der zweiten Hälfte des Jahres 1787 eine Pachtung der Grafschaft Putbus auf dem Festlande übernommen, die Löbnitzer Güter zwischen Stralsund und Barth, die von dem schon mehrfach erwähnten Grafen Philipp von Schwerin und seinen Geschwistern nach dem Tode des Vaters an den Grafen Malte zu Putbus verkauft waren. Die „Erinnerungen" schreiben es dem Einflusse des Patriarchen zu, daß die Gräfinwitwe Wilhelmine diese ertragreichen Güter dem Vater verpachtete. Ihren Mittelpunkt bildete ein vornehmer Herrensitz, ganz im französischen Geschmack des 18. Jahrhunderts angelegt. Seine vornehmsten Räume hatte einst Ulrike Luise, die Gemahlin Gustavs III. und Schwester Friedrichs des Großen, während des Kampfes mit dem schwedischen Reichsrat eine Zeitlang bewohnt. Die weiten Gartenanlagen mit ihren Lusthäusern, Grotten und antiken Standbildern, mit ihren Hecken und Alleen, die einst die Schäferspiele der vornehmsten Familien des Landes gesehen hatten, wurden in ihrer reizvollen, intimen Unordnung der Tummelplatz der jungen Welt des Arndtschen Hauses. Zwei kleine benachbarte Eichenwäldchen, ein etwas weiter entfernter großer Buchenwald mit den romantischen Ruinen einer alten, sagenumsponnenen Burganlage erinnerten lebhaft an die alte Heimat Schoritz und an Garz. Das Meer fehlte; ein kleiner Bach, der sich durch die Gärten und Wiesen hindurchschlängelte, mußte es ersetzen. Die Trauer um den Verlust einer kleinen dreijährigen Tochter wurde bald durch die Freude über die Geburt des jüngsten Kindes überwunden.

Das war Dorothea, von ihrem Bruder stets „Gottesgab" genannt, die Vertraute des Jünglings, Mannes und Greises. Eine behagliche und wohlige Breite hielt in dem Rittersitze, der mit seinen beiden Flügeln stolz von einer kleinen Anhöhe auf die reiche umliegende Landschaft bis zu den Türmen von Barth herabschaute, ihren Einzug. Zu ihrer ländlichen Stille pilgerte der angehende Gelehrte in jenen von inneren Unruhen durchsetzten Jahren gar oft hinaus, um neue Überwindungskraft aus ihr zu schöpfen.

Daß der Sohn die gelehrte Laufbahn einschlagen werde, galt den Eltern von dem Augenblicke an als selbstverständlich, wo sie ihn auf die Stralsunder Schule geschickt hatten. Seit dem Herbste 1788 besuchte er die Prima des Gymnasiums. Zu den Entlassungsprüfungen im Herbst 1789 war der Vater gekommen. Berechtigte Freude erfüllte ihn, als Ernst Moritz auf ihnen durch ein öffentliches Lob ausgezeichnet wurde. Neben den gewöhnlichen Schullektionen hatten ihn eifrige Privatstudien gefördert; sie konnten um so weiter ausgedehnt werden, als der Hausvater, Konrektor Furchau, allen seine reichhaltige Bibliothek zur Verfügung stellte. Trotz seiner Kenntnisse sollte und wollte der Primaner doch noch ein Jahr dort bleiben, ehe er zur Universität überging. Fröhliche Gelage vereinten ihn noch einmal mit den scheidenden Genossen; alle Abmachungen und Geschäfte für die nächste Zukunft waren getroffen: da verließ er wenige Tage später heimlich bei Nacht und Nebel die Stadt, „um, wie es in den Briefen an Freunde heißt, Landmann zu werden, den ganzen Tag im Schweiße des Angesichts zu arbeiten, um mir den Menschen zu bewahren". Die Freuden und Genüsse der letzten Tage hatten seine Seele gewaltig erregt; er empfand lebhaft in sich selbst den Rousseauschen Gegensatz zwischen der gesellschaftlichen Wirklichkeit in ihrer angeblich schädlichen Einwirkung auf den Menschen und dem glückseligen, an und für sich sittlichen Naturzustande. Eine unzähmbare, leidenschaftliche Reaktion des autochthonen Gefühls gegen alle feine Kultur des städtischen Lebens wurde wach und verband sich mit der Furcht, zu einem „weichen und liederlichen Lappen" zu werden. Eine träumerische Einbildungskraft und ein tief empfundener sittlicher Wille führten die persönliche Notwendigkeit dieses Schrittes herbei. Denn der Mensch war für ihn der arbeitsame, tätige Mensch; ihn glaubte er in dem geistigen und sinnlichen Leben der Stadt zu verlieren, in dem Naturzustande dagegen sich zu erhalten. Und der Naturzustand war für den Landgeborenen die harte Arbeit des Landmannes. Das elterliche Haus mochte ihm in dieser Erregung und Furcht vor sich selbst zu verweichlicht erscheinen. Ein pathetischer Brief benachrichtigte den Vater von seinem Schritt. Nur mit einem Wäschebündel und ein wenig Geld aus-

gerüstet, verließ er in den ersten Oktobertagen das vorpommersche Babel moderner Kultur, um sich jenseits der Grenze zu verdingen. Greifswald, größere Dörfer und befahrene Landstraßen wurden sorgfältig gemieden. Bereits am dritten Tage überschritt er die Peene bei Demmin und versuchte nun eine Stelle als Schreiber oder Rechnungsführer zu erlangen. Zwischen Demmin und Jarmen schien ihm das Glück zu lächeln. Der Besitzer des Gutes Zemmin, Hauptmann Philipp v. Parsenow, war nicht abgeneigt, den kräftigen Burschen zu behalten, falls sein Vater einwillige. Statt des Konsenses kamen am fünften Tage nach seiner Flucht aus Stralsund sein ältester Bruder Karl und Ohm Moritz Schumacher mit der Versicherung des Vaters, ihm volle Freiheit in seinem Entschlusse zu gewähren, und der Bitte, dann jedenfalls die Landwirtschaft bei ihm zu erlernen. Ernüchtert durch die Erlebnisse und Entbehrungen der letzten Tage kehrte er mit ihnen in die Heimat zurück; „die Liebe der Eltern und das Zureden der Freunde" hatten das ihrige dazu beigetan, ihm den richtigen Weg finden zu lassen.

Ein in seinem Innern unausgeglichener Zwiespalt zwischen körperlich-sinnlicher Kraft und sittlichem Wollen war das Motiv zu dieser Flucht gewesen. Der Gegensatz der ein wenig behaglichen, ein wenig sentimentalen Lebensformen der sechziger und siebziger Jahre zu dem mächtigen Ringen der folgenden Jahrzehnte nach einem neuen, innerlicheren Ideal und nach neuen Wegen hatte auf seine Vollnatur die Wirkung nicht verfehlt. Eben war er noch seinem Lehrer entgegengetreten, weil er die Revolution als den Beginn eines herrlichen Zeitalters für alle Nationen mit beredten Zungen pries; dann, vielleicht schon nach wenigen Tagen, wollte er plötzlich die Spuren der von Rousseau theoretisch gewiesenen Lebensbahn praktisch für sich selbst aufsuchen, wie es das französische Volk als Einheit tat. Martin Luther wurde, als die Weite der Welt, ihre Freuden und Leiden, ihm die Seele zu rauben drohten, ein Mönch, seine Zufluchtsstätte die gebundene Enge des Klosters; der junge Ernst Moritz Arndt wandte sich in seiner Pein immer an die ungebundene Weite der Natur; in der naturgemäßen Hantierung der Väter wollte er sich das Menschentum wahren. Man hat immer wieder darauf hingewiesen, wie in dieser verschiedenen Art des Suchens, in der verschiedenen Stellung zur Natur die Denk- und Lebensformen zweier Weltanschauungen zum Ausdruck kommen; ebenso wichtig ist es, zu beachten, daß das Ziel des Suchens eines Luther ganz anders geartet war als das eines Arndt. Luthers Sehnsucht richtete sich auf eine Vereinigung der Seele mit Gott, auf eine religiöse, transzendente Bestimmung des Menschen unter Ausscheidung des Weltlichen; Arndt wollte durch die Flucht das eigene Ich in ein stabiles Gleichgewicht zu

sich selbst bringen, durch die Arbeit in der Natur und ihre Bewältigung sich selbst als ein nur durch sich bestimmtes sittliches Wesen finden. Luther suchte Gott, Arndt den Menschen. In diesem Ziel zeigt sich deutlich der Einfluß, den die von seinen Lehrern ihm nahe gebrachte Aufklärung auf ihn ausgeübt hat mit ihrem Bemühen, den Menschen einmal ganz zum Mittelpunkt des persönlichen Lebens zu machen. Gedanken des Rationalismus und Rousseausche Ideale wogten in seiner Seele wild durcheinander, als er dem Stralsunder Gymnasium den Rücken kehrte. Gewiß: übertriebene Vorstellungen von den ihm drohenden Gefahren mögen in ihm den Entschluß gezeitigt haben. Aber in der grundehrlichen, durchaus wahrhaftigen Empfindung liegt ein zarter Reiz der jugendlich-raschen, begeisterungsfähigen Persönlichkeit, die keinen Augenblick zögerte, den für sich als richtig erkannten Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen. Dieser schnelle Fortschritt vom Willen zur Tat bleibt ein wesentliches Kennzeichen ihrer Art. Und weiter: diese Flucht war mehr als eine flüchtige Episode; sie muß gewertet werden als eine erste bewußte Äußerung jener für ihn bedeutsamen Doppelnatur, die später stark vernehmbar in den Briefen an Johanna Motherby, leiser auch in dem Briefwechsel mit Charlotte v. Kathen hervortritt. Der heiße Kampf um jene beiden Glücksgüter: frohes, beschauliches Selbstgenießen in schwärmerischer Liebe und stiller Häuslichkeit, oder selbstentsagender und doch persönlichkeitsbewußter Kampf in dem Dienste der Gemeinschaft durchzog die Brust des Jünglings und des Mannes. —

Von einer Rückkehr nach Stralsund war nicht mehr die Rede. In der Stille der Heimat glätteten sich die brausenden Wogen. Die ruhige Freundlichkeit des Vaters, der ihm in dieser Zeit wiederum besonders nahe trat, ernste Ratschläge seiner Lehrer und briefliche Ermunterungen seiner Schulkameraden wirkten auf den Entschluß hin, die so jäh unterbrochenen Studien fortzusetzen. Furchaus Hinweis, daß dies ebenso gut in ländlicher Abgeschlossenheit wie auf dem Gymnasium geschehen könne, gab den Ausschlag. In ernster Geistesarbeit, die sich natürlich auch auf die neuesten Zeitereignisse erstreckte, blieb er vom Herbst 1789 an ein und ein halbes Jahr in der Heimat, um Ostern 1791 nach der Landesuniversität Greifswald überzusiedeln und sich der Theologie zu widmen. Eigene Wahl, der geheime Wunsch und die Stimmung der Eltern, natürliche Einflüsse der ländlichen Umgebung führten ihn diesem Studium zu.

Am 1. Mai 1791 wurde Ernst Moritz Arndt durch den Rektor Georg Brockmann, Professor der Theologie, immatrikuliert; wenige Wochen später, am 12. Juni, sein jüngerer Bruder Friedrich, mit dem er dann auch in Jena wieder zusammentraf. Die alte pommersche

Landesuniversität trug den Charakter der Mittelmäßigkeit. Bei der Berufung der Dozenten gaben meistens Konnexionen den Ausschlag, und gar oft diente die Hochschule als Versorgungsanstalt für Gelehrte, die man in Schweden nicht gebrauchen konnte. Die Institute, namentlich die Bibliothek, entsprachen nicht den Anforderungen der Gegenwart; gleich den Professoren waren auch sie veraltet. Der Zuzug an Studenten fehlte; höchstens 50 bis 60 Hörer füllten die Auditorien, Landesangehörige und einige Schweden, welche darauf rechneten, einmal im Dienste dieser ausländischen Provinz verwertet zu werden. Beide Gruppen lagen oft in heftiger Fehde miteinander. Aus dem großen deutschen Mutterlande zog es niemand an diese von allem Verkehr abgelegene Stätte der Musen, die auch der unmittelbaren Nähe landschaftlicher Reize oder der Erinnerung einer ruhmreichen Vergangenheit entbehrte, wie sie die stolze Nachbarin, Stralsund, aufzuweisen hatte. So standen der engbeschränkte Partikularismus und die philisterhafte Selbstgenügsamkeit in keinem Verhältnis zu den reichen Einkünften, welche die Greifswalder Universität aus den alten Besitzungen des ehemaligen Klosters Eldena bezog [1]).

Der Zeitanschauung und seiner eigenen Neigung gemäß war Arndts Durchbildung während der Universitätsjahre universaler Art. Neben Theologie und Philosophie hörte er in Greifswald naturwissenschaftliche Vorlesungen; der Schwede Brismann, „ein heller, lebendiger Kopf", wurde in diesen Fächern sein Führer. Seines späteren Schwiegervaters, Johann Quistorp, der die Professur für Botanik bekleidete, erwähnt er unter den Lehrern nicht. Auch dessen Bruder Johann Gottfried, der das Amt eines Universitätsbaumeisters und Zeichenlehrers innehatte und auf ältere und jüngere Freunde Arndts, wie Ludwig Kosegarten und Karl Schildener, auf das nachhaltigste einwirkte, scheint für seine künstlerische Durchbildung keine Bedeutung erlangt zu haben. Theologie und Philosophie wurden ganz im Sinne der Wolffschen Aufklärung gelehrt. Der Theologe Schlegel sowohl, der erst 1790 von Riga durch Gustav III. als erster Professor der Gottesgelahrtheit und zugleich als Generalsuperintendent für Schwedisch-Pommern berufen war, sowie Johann Christoph Muhrbeck, der Philosoph, ein geborener Schwede und eifriger Gegner Kants, machten mit dem Gedanken einer rationalen Welt- und Lebensbetrachtung durch deutliche Begriffe und gründliche

[1]) Einer scharfen Kritik wurden diese Zustände an der heimischen Hochschule von J. D. v. Reichenbach, Kammerrat zu Stralsund, unterzogen in seinen „Patriotischen Beiträgen zur Kenntnis und Aufnahme des Schwedischen Pommerns", 1784 ff., vgl. auch den Brief C. W. Ahlwardts an Stägemann, Greifswald 2. Oktober 1816, in Fr. Rühl, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., Bd. II, S. 96.

Beweise Ernst. Historische Vorlesungen hörte er in Greifswald nicht. J. G. P. Möller, dem das Verdienst zukommt, in den von Zobel und Dähnert redigierten „Neuen kritischen Nachrichten" Deutschland zuerst mit dem Gange der schwedischen Literatur bekannt gemacht zu haben, beschränkte seine Lehrtätigkeit auf ein geringes Maß. Es entsprach den Tatsachen, wenn Arndt einmal resigniert berichtet, daß für Geschichte, Erdkunde und Sprachen „hier eben keine vorzüglichen Vorleser waren". Um so mehr wandte sich diesen Fächern sein Privatstudium zu.

Die beiden Brüder verließen bald — Fritz im Herbst 1792, Ernst Moritz zu Ostern 1793 — das enge und nüchterne Greifswald, um nach Jena überzusiedeln. Mehr als die damals gewohnheitsmäßige Sitte ihrer pommerschen und mecklenburgischen Landsleute bestimmte sie sicherlich der Ruf, den sich die kleine Universitätsstadt der thüringischen Fürstentümer in deutschen Landen während des letzten Jahrzehnts erworben hatte. Fast immer eine Freistätte unbedingter wissenschaftlicher Forschung gewann sie jetzt eine ihr allein eigentümliche Bedeutung durch den engen Zusammenhang mit dem literarischen Klassizismus der großen Weimarer und dem philosophischen Kritizismus Kants. Im Anfang Mai 1789 war Schiller nach Jena übergesiedelt, auch dem Norden des Vaterlandes, seinen Stürmern und Drängern auf den einsamen Dörfern des rügenschen Eilandes gewiß schon wohlvertraut; und man darf annehmen, daß dem Greifswalder Studenten seine ersten Vorlesungen „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte" nicht unbekannt geblieben waren. Schillers Kollegien selbst zu hören blieb ihm leider versagt. Schon im April 1793 hatte der Dichter das Gartenhaus außerhalb der Stadt aufgesucht; seine Krankheit hinderte ihn daran, für das Sommersemester die Vorlesungen aufzunehmen, und bereits am 2. August erfolgte seine Abreise nach der schwäbischen Heimat, aus der er erst am 15. Mai 1794 wieder in Jena anlangte. Persönliche Einwirkungen sind weder von Goethe, den er einmal in der Musenstadt sah, noch von Schiller auf Arndt festzustellen. Seine geschichtlichen Studien befriedigten ihn wenig. Den gelehrten Vorträgen des alten, auf seine Würde bedachten Heinrich — „trocken und einförmig wie die Wüste Sela" — über allgemeine Reichsgeschichte und neusächsische Geschichte sowie der vielseitigen Gewandtheit und der geistreichen Formvollendung Woltmanns konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Um so bedeutender waren die Lehrer auf den Gebieten der Theologie und Philosophie: der durch seinen Verkehr mit dem Schillerschen Hause bekannte Joh. Jak. Griesbach, der trotz aller kritischen Gelehrsamkeit dem kirchlichen Glauben auch in der Blütezeit des Rationalismus zugetan war, und der damals noch „junge und frische" Paulus wirkten als Theologen,

Reinhold, Schütz, Ulrich und Fichte als Philosophen. Reinhold, in seinen Jenenser Jahren Kants entschiedenster Anhänger, vermittelte durch seine leicht fassenden und leicht faßbaren Anpassungsformen den Kritizismus des Königsberger Philosophen weiteren Kreisen; ebenfalls ein ausgesprochener Kantianer, wenn auch ohne die sittliche Größe, war Christian Gottfried Schütz, der vielseitige Herausgeber der Allgemeinen Literaturzeitung; infolge dieser Redaktionstätigkeit freilich von geringem Einfluß auf die Studenten. Eine vermittelnde Stellung wahrte sich Ulrich, dessen lebendige und geistvolle Vorlesungen über Geschichte der Philosophie und Literaturgeschichte von Arndt sehr gerne besucht wurden. In seinem letzten Semester konnte er schließlich noch Fichte hören, dessen „tapfere Persönlichkeit ihn begeisterte". —

Die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" gehen über die Studienjahre mit auffallender Kürze hinweg, „weil", wie ihr Verfasser meint, „sich darin für meine Entwicklung scheinbar nichts Merkwürdiges begeben hat. Ich wandelte auf dem alten Wege fort, ward aber allmählich freier und leichter. Gottlob nicht leichtfertig". Und noch zwei andere Urteile Arndts über diese Zeit seien hier angeführt; das eine aus dem Jahre 1805: „Ich war wirklich auch eine Zeitlang dumm und gläubig, die Jahre 1792 und 1793, und das sind die Jahre, wo ich am wenigsten gelernt und am schlechtesten gelebt habe, die Stunden abgerechnet, wo meine sündliche Jugend und Brudergemeinschaft mich aus der verdammten Hexerei herausriß"; und das andere aus dem Jahre 1807 über die Semester zu Jena: „da war nur mein altes Treiben, und keine besonderen Revolutionen". Was heißt dieses „dumm und gläubig" [1])?

Schon der Gymnasiast hatte sich eine gründliche Kenntnis der alten und neuen Literatur erworben; seine Lieblinge, die Griechen, beschäftigten ihn auch während der Jahre, die er nach dem Stralsunder Aufenthalte in dem väterlichen Hause zubrachte. Diese Lektüre wurde ergänzt durch das Studium der philosophischen Systeme eines Plato, Leibniz, Kant und Fichte. Der Buchhalter des Vaters, ein „personifizierter Traum" und philosophischer Autodidakt, Paul Beck, bildete den Mittelpunkt des Kreises. Ernst Moritz nahm freilich meistens nur als passiver Zuhörer an den Diskussionen teil. Noch 1799 war er sich dessen bewußt:

> „Ich Bube stand mit heil'ger Furcht dabei,
> Wie ihr die tiefen Worte tauschtet,
> Und den Gedanken, bis er aus dem Ei
> Gefiedert aufwärts fleucht', belauschtet.

---

[1]) Briefe an Freunde, S. 45 und 181.

Ich traute damals noch dem Witze
Der Menschen mehr als jetzt und neigte mich
Vor jedem weißen Bart, vor jeder roten Mütze,
Vor jedem Schwarzrock züchtiglich [1])."

So blieb er auch während der Universitätszeit „dumm und gläubig"; das „alte Treiben" nahm seinen Fortgang. Was die Vertreter des allmächtigen Intellektes ihm darboten, eignete er sich als Wissenschaft, als von Fremden kritisch gesichertes Material an. Wo aber blieben in den moralischen Vorlesungen Gellerts und dem Theophron Campes, die dem Religionsunterrichte auf dem Gymnasium zugrunde gelegt waren, in den kritischen Vorträgen von Griesbach und Paulus die innerliche Größe und die natürliche Einheit des religiös-sittlichen Lebenskreises des Elternhauses? — Gewiß erkannte er die wissenschaftliche Richtigkeit des Kantschen Kritizismus an, wie sie ihm Reinhard und Fichte darboten; aber er wußte ihn mit seiner persönlichen Eigentümlichkeit nicht zu verbinden. Die Wissensvorräte lagen in ihm aufgespeichert, ohne ihrem Zweck zu dienen, der Durchbildung seiner Individualität:

— — — „Im wilden Mut,
Bestimmt vom Fürchten und vom Hoffen,
Lag dieses Herz für alle Pfeile offen
Und mancher giftige trank sein Blut [2])."

Giftig waren die Pfeile, die seine Haut ritzten; denn mit Ernst widmete er sich der Wissenschaft und sah doch, daß daraus für ihn selbst nichts Ernstliches werden wollte; ja sie wirkte jene rein negativen Kräfte in ihm aus, die nur die innere Unfreiheit offenbaren, die Zerrissenheit einer Seele, die noch nicht sich selbst gefunden hat. Was der Knabe mit Inbrunst anbetete und verehrte, verachtete und verspottete der Jüngling. Wie an einem harten Felsen des heimischen Gestades waren die brandenden Wogen rationalistischer und kritischer Weltbetrachtung an ihm emporgelaufen; sie hatten sein innerstes Heiligtum, seine Seele nicht durchflutet, aber wohl Verstand und Wissen mit salzigem Wasser durchsetzt. Dadurch war die Spannung zwischen dem augenblicklichen Sein und dem zukünftigen Bilde, das er von sich selber schaute, noch vergrößert. In der kalten, ja rücksichtslosen Abwehr alles seiner Natur Fremden liegt eine Bedeutung dieser Jahre, die ihm selbst nicht bewußt geworden ist. Es gehörte ein ungebrochener Jugendmut und eine ihres Eigenwertes sichere Seele dazu, um so zu handeln und trotz der heißen Sehnsucht nach Selbstleben — zu warten. Weiter: Begeistert für die

---

[1]) Gedichte I, S. 50. An Karl Heinrich Beck.

[2]) Gedichte I, S. 38. An Ernst Ludwig v. Gagern.

umbildende Kraft des Wissens hatte er die Universität bezogen, „gläubig" ihren Verkündigern das Wort vom Munde abgelauscht. Und wie hart spielte er ein Jahrzehnt später ihnen mit, wie ist er gegen sie als ihr Hauptankläger zu Felde gezogen! Warum? — Nicht aus einem objektiven, allgemein gültigen Rechte heraus; sondern deshalb, weil die Wissenschaft der Aufklärung und des Kritizismus bei ihm selbst versagt, weil sie nicht jene innere Revolution in ihm ausgelöst hatte, die er mit Recht von ihr erwartete. Herkommen und Umgebung legten einen eigenartigen Grund in ihn; er bewahrte das Erbe während der Knabenjahre in der Heimat und während der Gymnasialzeit, die Universität vermochte nur die Form niederzureißen; den Inhalt rettete er hinüber in die Zukunft; und alles verband sich, um seine Kräfte einmal gegen die Tradition mobil zu machen. So setzte die zunächst negative Wirkung dieser Zeit sich später in höchst positive Resultate um. Und schließlich: sie waren darum auch augenblicklich für ihn nicht wertlos; sie zeigten ihm, daß der herkömmliche Weg für ihn nicht gangbar sei; sie lehrten ihn, daß der Mensch zum Suchen des eigenen Ich in erster Linie durch sich selbst, nicht durch das ihm Dargebotene bestimmt wird. Darum hatte er ein Recht, einschränkend hinzuzufügen, er sei „freier und leichter" geworden.

Ein glückliches Gegengewicht zu den düsteren Stimmungen und finsteren Schatten, die viel vergebliches Mühen auf sein Dasein warfen, bildete das harmlos-ungezwungene, vom goldenen Schimmer natürlicher Poesie verklärte Leben und Treiben im Kreise seiner Freunde und Studiengenossen. Die Herrlichkeit des Burschentums zog ihn in ihren berückenden Bann. Bei aller Tätigkeit blieb ihm ein kümmerliches Stubenhockertum fremd. Das Leben zog ihn an; und hier fand er reiches, überquellendes und überschäumendes Leben bei frohem Becherklang und lautem Trompetenschall, bei lustigen Bummels an den Strand des Greifswalder Boddens, ins burgengekrönte Saaletal. Im Kreise der Kommilitonen wertete allein die selbstbewußte Persönlichkeit für volle Münze; wer etwas zu bieten vermochte, wer etwas war, galt als gleichberechtigt; der gelehrte oder kopfhängerische Philister wurde scheel angesehen. Hier vergaß er die niederdrückende Qual der Arbeit, meisterte Trübsinn und Sorge, wurde freien und leichten Sinnes, durchkostete übermütige Jugendtorheiten und fröhliche Jugendfreundschaften. In Greifswald waren es außer Ernst v. Gagern, späterem Ratsherrn daselbst, namentlich Muhrbeck und Weigel, beides Professorensöhne, die Adressaten der „Briefe an Freunde", mit denen der Grund zu langer Freundschaft gelegt wurde. Schon in diesem Jahre sproßte auch die erste Liebe zu Charlotte Quistorp in dem Burschenherzen hervor. Im Kreise trink-

fester Kumpane wurde die eigene Kraft lebendig, und er genoß herzhaften Sinnes den Augenblick:

„Drum pflück' ich die Rosen, die heute mir blüh'n,
Drum brech' ich die Trauben, die heute mir glüh'n;
Wer weiß, was ich morgen noch habe?" (1791.)

Das gleiche Leben nahm in Jena seinen Fortgang; zahlreiche pommersche Bekannte, unter ihnen auch der bereits erwähnte Gagern und F. Eichstedt, später Syndikus der heimischen Universität, gingen mit ihm. In nahem Verkehr scheint er ferner namentlich mit den Balten gestanden zu haben, die in Saalathen stark vertreten waren; die Briefe an seinen Freund Benjamin v. Bergmann aus Livland geben ein lebhaftes Bild von seinem dortigen Aufenthalt. Einer Korporation trat er nicht bei. Wie weit er an jenem Bunde beteiligt war, der sich 1791 zusammengefunden hatte, um eine Gleichberechtigung aller Studierenden herbeizuführen, die Vorrechte der Orden zu beseitigen und Streitigkeiten auf Grund eines schriftlichen Ehrendoxex zu begleichen, läßt sich nicht feststellen. Der Ausgang der „Jenenser Revolution" — die Bewegung verlief im Sande, auch Goethe soll sie ungünstig beurteilt haben — erregte jedenfalls lebhaft sein Interesse [1]). Aber weit mehr als solche Reformpläne standen der frohe Genuß des unbefangenen Lebens und die unmittelbaren Eindrücke der Schönheiten des deutschen Mittelgebirges im Zentrum seiner Gedanken. Die Lichtenhainer Kommerse hallten auch von seinem Burschengesange wider, das „einförmige Getrudel der Zwetzer und Drusnitzer Musikanten" ergötzte ihn in der ungezwungenen Einfachheit mehr als später die schönsten Töne der Stralsunder Hoboisten [2]). Menschen und Natur verwoben sich zu einem köstlichen Gesamtbilde, das erfrischend auf ihn zurückwirkte. Das Recht des Stärkeren im Bierstaate sagte ihm zu; noch in seinen „Briefen an Freunde" leuchtet das Behagen über die Anerkennung hervor, die er in frohem Zecherkreise fand. Freilich: ganz als den ihrigen vermochten die Burschen ihn weder in Greifswald noch in Jena anzuerkennen; zu oft klangen Töne aus seinem Innern heraus, die mit dieser alles beherrschenden Sorglosigkeit nicht harmonierten; Stimmungen der Abgeschlossenheit und körperlichen Selbstzucht — wir kennen sie schon von der Heimat und von Stralsund her — drängten mit plötzlicher Gewalt ans Licht; diese Gegensätze konnte niemand lösen, weil niemand ihren Grund verstand. Es war nicht ein Gleichgewicht der Kräfte, das bei

---

[1]) Vgl. H. Zeiß, Geschichte der alten Jenenser Burschenschaft, Jena 1903, S. 1; Brief Arndts an Benjamin v. Bergmann, Löbnitz 20. Februar 1795, M.-G. S. 19 ff.

[2]) Zwätzen und Triesnitz, Ausflugsorte bei Jena.

ihm in solchen Stunden jugendlichen Übermutes in Erscheinung trat, sondern der leidenschaftliche Drang einer starken Natur nach Betätigung, die Unlust an der dargebotenen geistigen Kost, und es sprach aus ihnen der Wille, freieren und festeren Sinnes zu werden. Die Folge war darum keine Ruhe in heiterer Selbstvergessenheit, sondern die Spannung zur Arbeit wurde nur vergrößert. Sein Bruder Fritz ging andere Wege. Aus vollem, schäumendem Becher schöpfte er bis zur Neige die Herrlichkeiten des Studentenlebens, um sich dann plötzlich zurückzuziehen und mit gleicher innerer Teilnahme klassische Bildung und moderne Geistesrichtungen von Shakespeare bis Fichte in sich zu verarbeiten. Seine Aufzeichnungen geben ein lebhaftes Bild dieser sprunghaften, vollblütigen Natur, die von dem Pol einsamster Geistesarbeit zu dem Gegenpol der tollsten Ausgelassenheit hinüberraste. Auch bei Ernst Moritz haben solche plötzlichen Schwankungen nicht gefehlt. Beide glichen sich mannigfach in den Auswirkungen ihrer Kräfte. Der Bruder fand sein Leben, seine Befriedigung in ihnen, für ihn selbst bedeuteten sie ein rastloses, unbefriedigendes Suchen.

So nahte die Trennungsstunde von Jena, der Abschied vom Studentenleben. Ende August 1794 reiste er ab, auf weiten Umwegen der Heimat zu. Mittel- und Nordwestdeutschland wurden durchstreift. Leipzig, Dessau, Quedlinburg, der Harz, Braunschweig, Celle, die Lüneburger Heide und Hamburg bezeichneten die Stationen. Hier sah er Schröder in mehreren Rollen, auch als König Lear, wanderte nach dem benachbarten Wandsbeck, um den so viel umworbenen Matthias Claudius aufzusuchen, wagte es jedoch nicht, zu ihm zu gehen. Fast die ganze Reise wurde zu Fuß zurückgelegt, und so langte er erst in den letzten Oktobertagen zu Hause an. Die Seinen hatte er wieder; doch in der Heimat überfiel ihn Heimweh nach den fröhlichen Zeiten Jenas, nach dem Verkehr mit den sorgenfreien Gesellen, kurz der rechte Philisterjammer. Der Unterricht, den er seinem jüngsten Bruder Wilhelm im Französischen erteilte, war ein bloßer Zeitvertreib. Seine Studien hielten sich zu sehr in dem engen Kreise des Memorierens und der rezeptiven Aufnahme fremder Gedanken, als daß sie für ihn den Wert selbständiger Arbeit gehabt hätten. Dispute und Wortgefechte mit seinem Vater und dem Freunde Paulus Beck halfen ihm über die innere Unzufriedenheit nicht hinweg. Sie entsprang der Erkenntnis, daß die ihn umgebende Welt zu sehr auf ihn einwirke, daß sein Eigenes nicht zum Durchbruch kommen könne. Nirgends war trotz seiner 25 Jahre der Ansatz zur Selbständigkeit. Bedrückend wirkte auch wohl das reichere Leben im elterlichen Hause; er empfand körperlich und geistig den Gegensatz zu der studentischen Einfachheit in Jena und sehnte sich nach ihr

zurück; mochten auch zuzeiten unsichere Gedankenspiele die in sinniger Dämmerung liegende Vergangenheit mit einer ungewissen Zukunft verbinden und ihn leichteren Schrittes über die Sorgen der Gegenwart hinüberführen: in seinen Briefen an Bergmann klingt trotz aller Beschwichtigungen ein innerliches Mißbehagen wider, das er dem Freunde nicht verbergen mochte. Vielleicht milderten sich jene Eindrücke allmählich. Allein es ist doch eine liebevolle Verklärung der Erinnerungen an das Vaterhaus, wenn Arndt von diesen beiden Jahren, die er wieder in der Heimat zubrachte, bündig berichtet, sie seien meist fröhlich dahingeflossen. Dem tiefblickenden Mutterauge waren die Sorgen, die ihn drückten, und die Gedanken, die ihn quälten, nicht entgangen. Und es klingt fast, als wolle er ihren leichten Unmut beschwichtigen, stille Vorwürfe zurückweisen, wenn er ihr brieflich versichert: „Daß ich bei Ihnen auch diese letzten beiden Jahre recht froh gewesen bin, fühle ich jetzt mehr als jemahls."

Als Arndt seiner Mutter am 20. November 1796 diese Zeilen zukommen ließ, hatte er das Vaterhaus für immer verlassen und den ersten selbständigen Schritt ins Leben getan. Nachdem der Generalsuperintendent Schlegel in leichter Weise ihn für das Pfarramt tentiert hatte, nahm er mit großem Danke die Einladung des alten Hausfreundes Kosegarten an, seine Kinder zu unterrichten und ihn zugleich in seinem Pfarramte zu unterstützen. Dieser war glücklicher Inhaber der Pfarre von Altenkirchen auf Wittow, der einträglichsten Rügens. So gelangte Ernst Moritz noch einmal für längere Zeit auf die heimatliche Insel, in ein Pfarrhaus, das, von jeder engherzigen Beschränkung fern, die patriarchalischen Verhältnisse des dortigen Fischer- und Bauernvolkes und die vielseitige Bildung des ausgehenden 18. Jahrhunderts vereinigte. Kosegarten lebte seit 1792 in dieser Gemeinde. Anfangs folgte er im praktischen Amte der Aufklärung und versuchte von der Kanzel herab allgemein nützliche Kenntnis zu verbreiten. Seine durchaus poetische Veranlagung, die infolge einer unglücklichen Jugendliebe oft in Überschwänglichkeiten ausgeartet war, lenkte bei der Tätigkeit für seine Pfarrei bald in gesunde, volkstümliche Bahnen ein; er vermied dabei glücklich die Gefahr, auf das niedrige Niveau platter Popularität hinabzusteigen, verstand es vielmehr, die Gemeinde zu sich hinaufzuziehen. Die Gottesdienste wurden wieder in den alten, dem Landvolke heilig gewordenen Gebräuchen abgehalten. Martin Luthers Katechismus, Paul Gerhardts Lieder und Johann Buggenhagens liturgische Formeln traten an die Stelle modernisierter Lehr- und Gesangbücher.

Arndt lebte in diesem Familienkreise „ganz wie zu Hause, d. h. ganz wie ich will, nur daß Sie alle mir fehlen". Der Unterricht der Kinder,

besonders der jungen Alwine, bereitete ihm herzliche Freude; viel Anregung boten die reichen Schätze der Bibliothek Kosegartens, eines warmen Verehrers Shakespearescher und Goethescher Dichtung. Dieser vermittelte es auch gewiß, daß von hier aus die ersten Gedichte Arndts den Weg in die Öffentlichkeit fanden; sie erschienen 1798 in dem von Aschenberg herausgegebenen „Bergischen Taschenbuch", in dem er nun alljährlich vertreten war [1]). Abendliche Spaziergänge nach dem Strande, auf die Altenkirchener Weide oder auf den Kapellenbrink führten ihn in die friedvolle Stille ländlicher Abgeschlossenheit; gemeinsame Ausflüge nach der zerrissenen Küste Arkonas und der Bernsteininsel Hiddensee verbanden ihn wieder mit den erhabenen, einsamen Schönheiten des Heimatlandes. Seine Predigten in der alten, noch romanischen Kirche mit dem eingemauerten Götzenbilde Svantevits oder in dem kleinen, auf halber Höhe am Strande für die Fischer erbauten Bethause bei Vitt fanden warmen Beifall. Und doch: „Gerade hier auf Wittow, wo die Leute anfingen, etwas von mir zu meinen, kam ich ganz von dem Entschlusse ab, ein Geistlicher zu werden. Warum? Ich bildete mir ein, weil ich nach und nach erfuhr, daß die meisten Stellen in Pommern und Rügen, welche königlichen Patronats waren, oft fast wie durch Kauf und Verkauf, gelindest doch durch nicht immer löbliche Verbindungen in Stockholm gewonnen wurden; es war aber wohl, weil die Welt mich nach einer andern Seite hinzog, weil ich den rechten Beruf nicht hatte, von der allgemeinen theologischen Lauigkeit der Zeit ergriffen war." Mit diesen Worten begründet er in den „Erinnerungen" den folgenreichen Schritt. Und ähnlich hat es sich verhalten. Kaum war er in Altenkirchen einige Monate, da weihte er die Mutter in seinen Plan ein, den geistlichen Beruf aufzugeben und sich allen Anerbietungen und Zureden durch eine längere Reise zu entziehen. Für sie bedeutete dieser Entschluß die Entsagung ihres Lieblingsgedankens, und sorgenvoll richteten sich die Blicke in die nebelhafte Zukunft des Sohnes, die sie bereits in sichere Wege geleitet sah. Allein er wußte sie zu beruhigen; trotzdem die mütterlichen Worte ihn tief erschütterten, schrieb er ihr doch schon am 1. Dezember 1796: „Alles ist mir noch immer wie ein Traum, obgleich ich nichts Grausendes und Jammervolles darin finde. Frisch und frei, wie ich ins Leben hineinsehe, das ich darum für kein Rosenwandeln halte, dünkt mich der Mensch und die Erde allenthalben des

---

[1]) Die Überschriften lauten: 1. Preis der Freundschaft, mit Komposition von Wagner, 2. Freudelied, 3. Der Traum, 4. Schön ist's jenseits, 5. Ermunterung zur Lust, 6. An Lyda, 7. Klage um Friedrich Otto, 8. Der Strom; vgl. W. Crecelius, Ernst Moritz Arndt und das Rheinland; Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins Bd. VIII, Bonn 1872, S. 185 ff.; und unten vierten Abschnitt 1.

Herrn. Bloß Muth gebraucht's, den väterlichen Herd zu verlassen, und Thränen kostet es und erfreut auch durch eine liebliche Sehnsucht, wann man von geliebten und ehrwürdigen Menschen fern seyn muß. — — — Wer ist seines Schicksals immer Meister? — — Ich wußte nicht, woher ich komme, ich weiß nicht, wohin ich gehe; aber w i e ich gehe, das muß ich wissen."

In den Stunden, da er solche Worte schrieb, war er freilich über dieses „wie ich gehe" noch wenig zu sicherer Klarheit gelangt. Aus der Altenkirchener Zeit stammen zwei Gedichte: „Liebeskraft" und „Freude". Es sind Sehnsuchtslieder trotz des zuversichtlichen Tones, der aus ihnen zunächst zu klingen scheint. Die himmlische Liebeskraft, die alles Irdische hervorsprießen läßt, alles Irdische aneinander bindet, fehlte ihm:

„O laß auch mich an deinen Busen fallen! —
Er schlägt für alles Leben ja so weit —
Mit deinen tausend Wogen laß mich wallen
Hinab den Strom in die Unendlichkeit." (1796.)

Sonniger Glanz und sommerliche Freude herrschten auf der heimatlichen Flur; in natürlicher Unschuld lag sie da, voll trotziger, verhaltener Kraft. Freude und Unschuld schienen dem Dichter auch die unverwüstliche Stärke des Menschenherzens auszumachen:

„Lustig sei und lachend des Menschen Stirn!
Nur dem Fröhlichen blüht der Baum des Lebens,
Dem Unschuldigen rinnt der Born der Jugend
Auch noch im Alter.
Heiter schwimmt die Luft mit ihren Sternen
Auf dem Busen des sanftbewegten Meeres."

Seine eigenen Stimmungen schlugen in gestaltungsloser Unruhe hin und her, und so schließt er:

„Doch gestaltlos zittern auf wilden Wogen
Bleichende Schimmer."

Das Amt gewährte ihm keine innere Befriedigung. Schroff standen die Gegensätze zwischen dem, was er seit seinen Primanerjahren an theologischen Kenntnissen sich angeeignet hatte, und den Anschauungen der Gemeinde einander gegenüber. Er konnte nicht die einfach-naive Lehre des Christentums, wie sie ihm Luthers Katechismus darzubieten schien, mit der durchsichtigen Lehre der Aufklärung, noch viel weniger mit der Zeitströmung der Stürmer und Dränger vereinigen. Die Unsicherheit und Unbestimmtheit seiner seelischen Kräfte erweckten das Verlangen, Neuland zu suchen. Warum sollte nicht auch er wie Wilhelm Meister die herkömmlichen, von Sitte und Gewohnheit bestimmten Wege verlassen und die Bahnen wandeln, auf die ihn das eigene Ich hin-

wies? — Die Lektüre von „Wilhelm Meisters Lehrjahren", von der er seiner Mutter in jenem Dezemberbriefe berichtet, traf verwandte Töne seines Herzens: den Drang nach reiner Menschlichkeit, die Sehnsucht nach Lösung aller Fesseln, die Herkommen und Umgebung dem Menschen anlegen, das Verlangen nach Selbstbestimmung der Persönlichkeit. Mit mächtiger Leidenschaft loderten starke Gewalten körperlicher und geistiger Ungebundenheit in ihm empor. Sein Inneres „krankte bei allem Licht, das hervor wollte und bei aller Glut, die mich verzehrte, oft an Erstarrung und Verfinsterung. Da kam ich auf den Einfall, eine Reise zu machen; ein Einfall von Gott, denn ohne sie wäre ich vielleicht nie ein Mann geworden" [1]). Mit diesem Entschluß verband sich die Absicht, der Theologie Valet zu sagen. Über ein Jahr währte der Kampf mit dem Elternhause. Im April 1798 gab er seine Stellung in Altenkirchen auf, um die letzten Wochen vor dem Aufbruch bei den Seinigen zuzubringen. Der Vater hatte seine Einwilligung gegeben; allein schweren Herzens. In den Tagen, wo er den Sohn um sich hatte, versuchte er noch einmal, ihn umzustimmen, durch eine günstige Gestaltung seiner Zukunft ihn von dem Vorhaben abzubringen. Es bot sich die Aussicht, ihm eine Pfarrei in der Nachbarschaft, in Langenhanshagen bei Barth, zu verschaffen. Der Preis schien dem Vater verlockend und anziehend genug zu sein: die Tochter des Pfarrhauses. Das bestärkte den Sohn nur in seinem Entschluß; für ihn wären es lästige Bande geistiger Unfreiheit und platter Nützlichkeit gewesen, in die er sich für immer geschlagen hätte. Mitte Mai reiste er ab. Von Greifswald aus gestand er dem Vater seine Liebe zu Lotte Quistorp; der Mutter hatte er bereits von Altenkirchen aus gebeichtet. Ihn graute es vor dieser Vermischung weltlicher Behäbigkeit und geistlichen Amtes, die damals in Pommern nicht selten war [2]). Unerschütterlich klangen seine Worte: „Ich werde nun und nimmer, wie die Sachen stehen, kein Prediger." Seine Seele war sich dessen bewußt, daß der Schritt, den er zu tun im Begriffe stand, für ihn zunächst weit mehr ein Verlassen des bisher begangenen Weges als den Anfang eines Marsches auf ein neues bestimmtes Ziel bedeutete. Er wollte suchen, aber voll freudiger Zuversicht. Mühe und Arbeit sollten ihn nicht verdrießen: „Ich weiß es, mein Leben wird voll Mühe und Arbeit sein; aber nur dann werde ich verzweifeln, wenn mir der Trost eines guten Gewissens fehlt."

---

[1]) Briefe an Freunde S. 182.

[2]) Vgl. auch Zöllner, a. a. O. S. 236 für Rügen.



Dritter Abschnitt.

Wanderjahre; erste Liebe und erste Arbeit.

1798—1802.

Die letzten Wochen, die E. M. Arndt im elterlichen Hause verlebte, waren für ihn unerquicklich, bedeuteten eine lästige Bindung an die Umgebung und ihre Gesellschaft, an das Alltägliche, weil er jetzt die „Oberburg" seines ganzen Innenlebens nicht mehr von sich aus als eine Notwendigkeit setzen konnte, als etwas, das unbedingt und unzertrennlich ihm gehörte. Das Geheimnis seiner Liebe dem Vater gegenüber lastete als ein schwerer Druck auf seiner Seele. Die Verschlossenheit seiner Natur steigerte sich bei den Versuchen, ihn in eine Pfarrstelle hineinheiraten zu lassen. Und Worte vermögen nun einmal den Bann nicht immer zu lösen, der ein Menschenherz hält; äußere Gemeinschaften steigern nur die inneren Nöte, die aus den Gegensätzen geboren werden. Unfrei in sich selbst stand er allen gegenüber, darum konnte er nicht mit ihnen und für sie leben. Redliche, wahrhaftige Arbeit an sich selbst, aber auch nun durch sich selbst wollte er leisten, unbehindert von jeder Rücksichtnahme auf Anverwandte, von jedem Ballast fremden, aber innerlich toten Wissens. Alles, was in seinem Geiste wesensfremd lagerte, dort wucherte und die eigene Kraft in sich zu ersticken drohte, wurde beiseite geschoben. Vielerlei hatte er versucht, vielerlei gewollt; das war sein Elend. Jetzt stellte sich die eigene, ihm angeborene und durch sich selbst im Zaum gehaltene Willenskraft der Welt und ihren Erscheinungsformen gegenüber; er mußte erst einmal ganz aus dem Lebenskreise herauswachsen, in den er durch Herkommen und Geburt gestellt war, um sein eigenes Bild zu schauen und die innere Notwendigkeit der natürlichen und geschichtlichen Abhängigkeitsverhältnisse zu erfassen und in ihnen zu arbeiten. Mit dieser Erkenntnis und mit dieser Hoffnung zog er in die Ferne. Als Arndt abreiste, war ihm das eine sicher, daß er allein durch sich selbst seine Ursprünglichkeit wiedererlangen könne;

„denn so ist es von Ewigkeit her bestimmt, und schön ist es, daß die Götter es so bestimmten, daß man durch andere wenig werden kann und das beste durch sich selbst werden muß“ [1]). Die Frage wenigstens muß hier schon gestellt werden, ob nicht auf diese Anschauung und auf den Entschluß, die strenge Geschlossenheit eines objektiv gegebenen Kausalzusammenhanges hinter sich zu lassen, und von der Selbsttätigkeit der eigenen Seele eine Welt sich zu setzen, Fichte stark bestimmend eingewirkt hat.

Etwa am 20. Mai 1798 brach er von Greifswald auf. Sein nächstes Reiseziel war Jena; die Stätte jugendfroher Burschenlust lockte ihn in ihre leichten Fesseln. Freilich: die Hoffnung, einige glückliche, freudeselige Tage dort zu verleben, trog; eins fehlte, das Wichtigste, das persönliche Band. Die Gestalten waren verschwunden, mit denen er einst in dem fröhlichen Musensitze gehaust und geschwärmt hatte. Es blieben nur die schattenhaften Umrisse des Bildes übrig, und sie stimmten ihn zum Nachdenken, das Herz und Gedanken in eine vergangene, für immer verlorene Herrlichkeit zurückzog. Nach einem achttägigen Aufenthalte, den er größtenteils mit seinem Bruder Fritz verlebte, nahm er Abschied von der Saaleuniversität, reiste durch den Thüringer und Frankenwald über das Fichtelgebirge dem Süden zu und langte bereits am 19. Juni in Baireuth an. Hier setzt seine Reisebeschreibung ein, die zunächst von 1801 bis 1803 in einzelnen Abschnitten (6 Bände in Oktav) bei Heinrich Gräff in Leipzig, dann 1804 in zweiter Auflage unter dem Titel „Reisen durch einen Theil Teutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799“ ebendaselbst erschien.

Die „Reisen“ gehen durchweg auf Tagebücher oder fast gleichzeitige Aufzeichnungen zurück, die der Verfasser an längeren Ruhepunkten, auf dem Donauschiffe und zu Aschbach, in Wien, Mariazell und Laibach niederschrieb; die umfangreichen Kapitel über Italien wurden offenbar in Florenz zum ersten Male aufgesetzt und dann in Paris noch einmal überarbeitet, bevor er hier an die Konzeption der Eindrücke ging, die das Leben Südfrankreichs und der Hauptstadt auf ihn gemacht hatte; die letzten Abschnitte über Belgien und die Rheinlande sind wiederum an Ort und Stelle verfaßt; alles getreu dem Grundsatze, den er einmal als den ihn leitenden Gedanken bezeichnet: „Ich habe schlechterdings nur meinen Augen und Ohren getraut, und darf kühn sagen, daß ich wenigstens die fremde Autorität immer angeführt habe, wenn auf sie hin etwas erzählt ist.“ Die in den vier Bänden erwähnten Reise-

[1]) Briefe an Freunde S. 80.

und Kunstschriftsteller zeugen von dem Ernst, mit dem er seine Vorbereitungen getroffen hat, und der Umsicht, mit der er während der Reise, namentlich während seines Aufenthaltes in Italien, seine Eindrücke zu erweitern und zu vertiefen suchte. Für Süddeutschland und Österreich diente ihm das bekannte große Werk des Führers der Berliner Aufklärung, Friedrich Nicolais „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz“ als Grundlage, ohne jedoch seinen räsonierenden, altklugen Ton nachzuahmen. Winckelmann, Mengs und Heyne waren seine ständigen Begleiter durch die Kunstschätze und Altertümer Norditaliens, namentlich von Florenz. Voß' Übersetzung von Vergil sowie die eigene Kenntnis der klassischen Literatur vermittelten ihm die Verbindung der Gegenwart mit der altrömischen Kultur, und in feiner Weise beobachtete er staunend, wie noch damals zahlreiche Werkzeuge im Ackerbau, im Weinbau und in der Gartenkultur die gleichen Dienste taten wie zu den Zeiten der Alten. Jagemanns Briefe über Italien und Volkmanns Historisch-kritische Nachrichten von Italien waren ihm wohl vertraut [1]). Der Einfluß aller dieser Schriftsteller, die Richtung der klassich-idealistischen Periode überhaupt und die eigene Vorliebe für das Altertum wirkten dahin zusammen, daß Arndt ganz unter dem Banne der hellenistisch-römischen Kunst und der italienischen Renaissance stand. Ihnen gegenüber erschienen ihm die Werke der niederländischen Meister, selbst die eines Rubens, Rembrandt und van Dyk von zu groben und starken Leidenschaften bewegt, ohne die Grazie und Zartheit der Italiener, ohne deren Stille und Mäßigung, die in dem Menschen das Gefühl des Guten und Schönen erwecken, ihn aus der gemeinen Welt der Wirklichkeit und der Beschränktheit, der alles Geschichtliche unterliegt, in die reine Sphäre des Ideals erheben. Es ist bezeichnend, daß Arndt zu dem realistischen, in dem Heimatboden und seiner Natur wurzelnden Verfahren der Niederländer, zu der germanischen Kunst damals keine innere Beziehung gewinnen konnte [2]). Den Vorarbeiten zu seinem Aufenthalte in Paris hatte er das damals weit verbreitete Buch von Friedrich Schulz „Über Paris und die Pariser“ zugrunde gelegt, das in lebendigen Farben ein Bild der Hauptstadt beim Ausbruch der Revolution bot; auch Meyers Reisewerke und

---

[1]) Über Chr. Jos. Jagemann, † 1804, der sich um das Studium der italienischen Sprache und Literatur sehr verdient machte, und Joh. Jak. Volkmann, † 1803, der zu Winckelmann und Mengs in nahen Beziehungen stand, vgl. die Allgemeine Deutsche Biographie; die „Briefe über Italien“ in drei Bänden erschienen 1778/1785; die Historisch-kritischen Nachrichten von Italien in zweiter Auflage 1777/78.

[2]) So besonders Band I S. 219 bei Beschreibung der Gemäldesammlung des Prinzen Eugen im Schlosse Belvedere bei Wien.

Merciers Gemälde von Paris haben in seinen Beschreibungen Spuren hinterlassen [1]). Georg Forsters „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich" waren ihm bekannt; aber es ist auffallend, wie wenig er in seinen Schilderungen durch den von ihm sonst so hoch geschätzten Anhänger der Revolution beeinflußt ist. Beider Interessen gingen hier weit auseinander. Forster verfolgt mit besonderer Vorliebe die geschichtliche Entwicklung der Verfassung der Städte, ihrer Industrie und den daraus entspringenden Handel sowie die Gründe des Niederganges; sie interessieren ihn als eigentümliche Gebilde einer ganz bestimmten Verbindung von Ursache und Wirkung, die jetzt für die Notwendigkeit der Ideen der französischen Revolution sprechen. Arndts Gedanken bleiben mehr an dem Tatsächlichen haften, er schildert die unmittelbare Wirkung, welche die Gegenwart von Land und Leuten auf ihn ausübt.

Und darin liegt der Hauptreiz dieser Bände. Was sie geben, sind frische, zuweilen von derber, aber immer ungesuchter Natürlichkeit durchwehte Schilderungen seiner Erlebnisse. Was ihr Verfasser gesehen, was er innerlich erfaßt und erschaut hat, und nur das, hält er in seinen Aufzeichnungen und aus seinen Vorarbeiten fest und vergegenwärtigt es sich in dem Buche noch einmal: „Man sieht ihn vor sich stehen, man hört ihn erzählen"; es sind „seine Beobachtungen, seine Ansichten, seine Erfahrungen" [2]). In so lebendiger, durchaus persönlicher, oft naiver Anschaulichkeit reden diese Beschreibungen zu ihrem Leser, die jeder gelehrten Betrachtung entbehren. So wie er hier erzählt, ist er gereist, offenen Auges für den Menschen als „einen Spiegel der Dinge, unter welchen er entstand und wuchs". Immer geht der Schreiber einer rationalistisch-konstruktiven Betrachtungsweise aus dem Wege, die von ihrem Ideenkreise aus das Leben der Völker und Menschen zu begreifen und von der eigenen Gedankensphäre aus zu verstehen sucht, ohne deshalb mit seinem Urteil zurückzuhalten. In der persönlichen und relativen Darstellungsweise liegt der Wert dieser Schilderungen für Arndt selbst und seine Objekte.

---

[1]) Das Buch von Schulz war August 1790 beendigt, 1791 erschienen; Fr. Joh. Jos. Meyer, Hamburg. Domherr 1760—1844, verfaßte zahlreiche Reisewerke, die neben ihrer zeitgeschichtlichen Bedeutung auch einen bleibenden kunstwissenschaftlichen Wert besitzen, vgl. Allg. Deutsche Biographie.

[2]) So eine Kritik in der „Allgemeinen Literaturzeitung" 26. März 1802 S. 792 ff., 29. Januar 1803 S. 244 f.; namentlich die Schilderungen der Städte und ihrer Feste, der einzelnen Völker werden als treffend und naturwahr hervorgehoben: „Wer sich einmal in der Gesellschaft eines echten Natursohnes wieder erholen will, dem mag unser Verfasser aus voller Überzeugung empfohlen sein"; ebenso günstig urteilen die „Neuesten kritischen Nachrichten", herausgegeben von J. G. P. Möller, Bd. 27 S. 89/91, 153/156, Bd. 28 S. 12/15.

Im letzten Drittel des Juni erfolgte die Abreise von Baireuth. Über Erlangen, Fürth, Nürnberg führte ihn sein Weg durch die Oberpfalz hindurch nach Regensburg. Dort bestieg er ein Donauschiff, um in langsamer Fahrt nach Wien zu gelangen. Angenehm war er von der naiven Gutherzigkeit des bayerischen Volkes berührt worden. Die Bevölkerung der österreichischen Kaiserstadt, ihr Lebensmotto: Alles gut haben, gut leben, aber alles ohne Mühe, der Mangel jeder vorherrschenden Leidenschaft und jedes ausgesprochenen Extrems im Guten und im Bösen, die Mißachtung des Militärs und dessen eindruckslose äußere Erscheinung sagten seinem Sinne wenig zu; die Wiener glichen ihm zu sehr schönen Automaten ohne Leben und ohne Seele. Und wo sich geistige Beweglichkeit zeigte, bemühte sich die Regierung, sie durch polizeiliche Gängelei in die gewohnten Bahnen des Genusses zu lenken. Wo er hinschaute, stieß sein Auge auf „Unterdrückung des heiligen Rechts, was jeder Mensch hat, sich seines eigenen Daseins lebendig und vollständig bewußt zu werden, ehe er daran denkt, daß ein Staat in der Welt sei".

Noch in Wien traf Arndt mit dem jüngeren Christian Ehrenfried Weigel zusammen, den er in Greifswald als Student schon flüchtig kennen gelernt hatte, einem fröhlichen Gesellen von gegenwartsfreudiger Innerlichkeit, der ihm bei der ersten Begegnung dazu angetan schien, seine Schwere zu lösen, seine Verschlossenheit aufzuschließen. Beide traten in der Tat im fremden Lande einander näher, und so verlebten sie die nächsten Wochen zusammen, unternahmen gemeinsam die Reise nach Ungarn. Preßburg und Ofen-Pest bildeten die Standquartiere. Der Königsberger Arzt Dr. Motherby und der Studiengenosse Arndts v. Bergmann vervollständigten die Reisegesellschaft. In frohem Genuß flossen diese Stunden dahin; ungehemmte Lebenslust durchströmte beim feurigen Ungarwein die Adern. Die weiten Flächen voll üppigen Getreides, die Donauinseln mit ihren Möwen und Strandläufern riefen die Erinnerung an die Heimat wach. Der unter den Fronen wie ein Lasttier dahinlebende Leibeigene mochte es ihm zum ersten Male zum Bewußtsein bringen, wie sehr auch das eigene Heimatland unter diesem Drucke schwer litt und der Bauersmann die Freude zur Arbeit verlor. Das Land war reich, seine Bewohner arm. So wenig sie in ihren Weisen und Sitten, in ihren Gebräuchen und inneren Gegensätzen dem Fremden verständlich sein mochten, eins hatten sie: den Nationalcharakter, „der doch immer nur ein Volk macht", ein Land, „das in Gefahren alle Arme bewaffnet, alle Herzen vereinigt, Nation und Vaterland eins macht". Und der Zustand Ungarns entlockt ihm das Bekenntnis: „Wo kein allgemeiner Geist mehr ist, da mag noch so viel Bildung, Freiheit

und Kraft in den Einzelnen sein, es hilft und wird nichts: früher oder später sinkt die Nation zusammen, oder ist doch der ewige Ball derer, die sie zum Spiel brauchen können. Ungarn ist noch zu helfen, wenn es den unteren Ständen mehr Rechte giebt. Dieses Volk kann nur auf dem Einen Wege sich helfen, wenn es diesen eigentümlichen Geist zuerst noch als ein Heiligtum bewahrt, immer mit der Zeit fortschreitet, und allmählich denen, deren Nacken jetzt die stolzen Magnaten niedertreten, etwas von dem Gefühl zukommen läßt, daß auch sie Menschen sind." Aber alle diese traurig stimmenden Eindrücke wurden übertönt von dem Widerhall der Freude, den das Zusammensein im Kreise der Reisegenossen, die Schönheit des Landes, die leichte und vornehme Grazie seiner Bewohner trotz ihrer Armut und ihres geistigen Tiefstandes in ihm erweckten. All das wirkte auf seine eigene Gestaltungskraft zurück:

„Spielet, ihr Götter der Freude, ihr losen
Freundlichen Knaben, im holden Verein,
Kränzet die rosige Stirne mit Rosen,
Füllet die Becher mit goldenem Wein!
Führt in der Schönheit umschmeichelnden Banden,
Musen und Grazien, führt mich die Bahn.
Reich mit den Blüten Mnemosynens landen
Eure Geweihten im stygischen Kahn."

Heiterer Gleichmut zog in seine Seele. Mochte ihr des Lebens Schöne auch nur als ein Traum erscheinen, dessen Dasein philosophische Weisheit wegen seiner Kürze und Unbeständigkeit überhaupt beklagte, ihm graute vor den Stürmen des Lebens nicht; auch das Ende seines Schicksals hatte für ihn die Schrecken verloren:

„Frisch auf! ob aus den hohen Sitzen
Die Götter lächeln oder blitzen,
Du wandle wohlgemuth die Bahn:
Viel Holdes blüht am Pilgerwege,
Und gelten dir die Donnerschläge,
Sie können nimmer dich tiefer schlagen
Als bis zum unterird'schen Kahn." —

Nach einem kurzen, zweiten Aufenthalt in Wien wurde am 11. September die Reise fortgesetzt. Bei Mariazell erreichte er die steiermärkische Grenze. Die natürliche Schönheit der katholischen Kultusstätten hob ihn hinaus über die engherzige Beschränktheit eines konfessionellen Lokalpatriotismus, der nur an den geweihten Stätten des eigenen Bekenntnisses Gott erleben kann. Wie schon zu St. Emmeran in Regensburg versenkte sich seine Seele in das „volle Gefühl der höheren und edleren Menschenkräfte und der himmlischen Mächte unseres Geistes", stellte sich in die Abhängigkeit vom Ewigen, wo sie seiner bewußt wurde. Eine

bunte Reisegesellschaft bildete seinen täglichen Umgang; Offiziere, Kaufleute, Pächter durchzogen mit ihm die Alpenländer und belebten den Aufenthalt an den Stationen. Hier in den Grenzländern des germanisch-romanischen Sprachgebiets trat die lebhafte Bewunderung für Napoleon zum ersten Male hervor: „il Buonaparte è una grandissima desta“. Der König von Preußen galt den Österreichern seit dem Baseler Frieden nur als „il traditore, il destruttor della Germania è della casa d'Austria“. Die gereizte Haltung der oberitalienischen Bevölkerung gegen die französische Republik, die politischen Umwälzungen, die Kriegserklärung der zweiten Koalition führten in der Beurteilung des Korsen keine Änderung herbei: „Sonderbar ist es bei dieser Stimmung der Gemüter und in dieser verwickelten Lage der Dinge, daß über Einen Mann nur Eine Stimme herrscht, von Grätz bis Bologna. Man höre Freunde und Feinde, immer wird Buonaparte als ein großer Mann, als ein Freund der Menschen und Beschützer der Armen und Elenden geschildert.“ Alles verzieh man ihm; nur daß er dem Vaterlande seine Kunstwerke zum guten Teil hatte entwenden lassen, wurde ihm nicht vergeben.

Am 26. September war Arndt von Triest aus zu Schiff in Venedig angekommen, der wunderbaren Stadt, die schon die Fabeln und Geschichten der Kindheit ihm vor die Seele gezaubert hatten. Sein Aufenthalt diesseit des Po beschränkte sich auf wenige Tage; die genaue Beobachtung der Einheimischen und Fremden durch die österreichischen und französischen Truppen sowie die beginnenden Unruhen machten längeres Verweilen lästig und unbequem. Bereits am 6. Oktober eilte er über Ferrara und Bologna nach Florenz und blieb hier über vier Monate. Sein Plan ging ursprünglich dahin, in der Heimat mediceischer Kunst noch länger Rast zu machen und sich in das Studium der italienischen Kultur zu vertiefen, um dann von dort aus Rom und Neapel aufzusuchen. Die römisch-neapolitanisch-französischen Händel versperrten ihm den Weg; die Lombardei, Mantua, Mailand, Parma, Turin sah er nur „wie auf der Flucht“. Immer stärkere Unruhen im Lande trieben ihn aus Florenz fort. Am 21. Februar 1799 brach er auf; Pisa, Lucca und Livorno wurden gestreift, dann fuhr er zu Schiff von Lerici nach Genua, um bereits am 20. März wiederum auf dem Wasserwege nach Nizza zu eilen.

Als Goethe am 29. Oktober 1786 in Rom angekommen war, schrieb er wenige Tage später in seiner italienischen Reise: „Wie moralisch heilsam ist es mir dann auch, unter einem ganz sinnlichen Volke zu leben, über das so viel Redens und Schreibens ist, das jeder Fremde nach dem Maßstabe beurteilt, den er mitbringt! Ich verzeihe jedem, der sie tadelt und schilt; sie stehen zu weit von uns ab, und als Fremder mit

ihnen zu verkehren, ist beschwerlich und kostspielig." Dieses Bewußtsein des Abstandes durchweht die Arndtschen Blätter, die von seinem Aufenthalte in Italien reden. Wohl weiß er den sinnberückenden Zauber und die leichte Anmut, die sich mit ihren lockenden Reizen um Volk und Landschaft weben, nachzuempfinden, sich hineinzuleben in Licht und Freude und Herrlichkeit, in den unvergänglichen Charakter der Jugend und des Frühlings, der aus den florentinischen Villen und Gärten zu ihm spricht. Allein in den ernsten Hainen durchzieht ihn Sehnsucht nach den „melancholischen und schwärmerischen Lauben des Nordens", nach den düsteren und erhabenen Alleen von Wörlitz und Sanssouci. Die Werke der Skulptur und der Malerei, der Baukunst und der Keramik verfehlten, wie schon erwähnt wurde, ihre Wirkung nicht; aber sie waren keine inneren Notwendigkeiten seines Daseins, sondern nur schöne Ausdrucksformen einer äußeren Kultur, die wohl den großen Zusammenhang des alten Klassizismus und der Renaissance mit der Gegenwart aufdecken, aber keine Neuschöpfung des persönlichen Lebens Arndts verwirklichen konnten. Daß die Volksseele bis in die untersten Schwingungen hinein von dem Raube der Kunstdenkmäler so verletzt wurde, während alle staatlichen und politischen Veränderungen sie unberührt ließen, blieb ihm unverständlich. Wie ganz anders als die langatmigen Aufzählungen der Kunstgegenstände muten uns die Schilderungen der augenblicklichen Zustände an, seine Beobachtungen über die italienischen Volkstypen, die von packender Wirklichkeit durchzogenen Genrebilder einzelner Erlebnisse, die seine Feder mit leichter Hand hinwirft! In einer Epistel an Grümbcke von Florenz aus schreibt er:

„Denn mehr als alle Pergamente
Ist die lebendige Natur,
Und diese, Lieber, war es nur,
Die mir die Brust nach andern Himmeln brennte."

Diese „lebendige Natur", den gemeinen Mann in seiner täglichen Arbeit, im Acker- und Weinbau, in allen Manufakturen und Erwerbsgeschäften, bei seinen täglichen Vergnügungen im Kaffeehaus, die Unterschiede in den Charakteren der lombardischen und piemontesischen, florentinischen und ligurinischen Bevölkerung weiß er in lebhaften Farben zu schildern und darzustellen. Widerwärtig tritt ihm das System der katholischen Kirche in Italien entgegen; die betäubende Macht des Sinnenrausches und der priesterlichen Formen blieben ihm so wenig wie Goethe verborgen; ihr protestantisches Bewußtsein von dem religiös-sittlichen Werte des Wortes bäumte sich gegen die naturalistischen Kulte und den äußerlichen Dienst auf. Aber noch ein anderes wollte er sehen; er wollte sehen, wie sich der „Geist der Zeit" im Verhältnis zu dem Charakter

der Nation herausgebildet habe. Die Italiener als Volk sind nach seiner Anschauung das tapferste und talentvollste in ganz Europa; sie haben selbst in einer dreihundertjährigen Abhängigkeit vom Ausland ihre Eigentümlichkeit bewahrt. Darum bangt ihn der Nation wegen auch nicht vor der zunehmenden Französierung des Landes, die namentlich in Genua so große Fortschritte gemacht hat, und es erfüllt ihn mit Freude, daß sich in der Lombardei die Zeichen mehren, die gegen die fremde Verwaltung und die Überschwemmung des Landes mit französischen Beamten sich wenden. Sie richten sich zugleich gegen jene abstrakte Schwärmerei, die da hofft, ohne Rücksicht auf die geschichtliche Vergangenheit und ohne Kenntnis des handelnden Menschen einen allgemeinen Völkerbund, eine allgemeine Religion und eine allgemeine Republik einzurichten, und sie decken die Unwahrheit auf, die in diesem Bestreben liegt, denn dies Ziel, das doch ein sittliches ist, kann nur durch Krieg und Unterdrückung erreicht werden. Und moralische Kraft soll in dem Staate, „dem äußeren physischen Leben vieler Millionen, das auf Interesse gegründet ist", nicht durch Blut und Gewalt kämpfen, sondern innerlich in ihm wirken und beide Energien zu einer geistig-natürlichen Einheit verschmelzen.

So drängten die Beobachtungen des staatlichen Lebens in Italien Arndt schon zu der Frage hin, welches sittliche Recht die französische Nation besäße, ihre Anschauungen anderen Völkern selbst wider ihren Willen aufzuzwingen; und es war ihm gewiß nicht unlieb, nun durch die Verhältnisse gezwungen zu sein, früher, als zunächst in seiner Absicht lag, den italienischen Boden zu verlassen, um so mehr als ihm der Charakter der ligurinischen Bevölkerung, ihre hinterlistige Feigheit, ihr lächelnder Eigennutz und ihre spröde Hartseligkeit, so wenig zusagten. Ende März landete das Schiff in Nizza. Gerade der lange Aufenthalt in Südfrankreich und in Paris, der nach dem ursprünglichen Plane nur auf wenige Wochen bemessen war, wurde für die geistige Richtung seines Lebens von der größten Bedeutung. Seine Worte beruhten auf eigener Erfahrung „Es ist doch ein schönes Ding um die Notwendigkeit! Ihr Gesetz ist oft leichter als alle Wahl, weil es alle Wahl abschneidet, und so als das heiligste Gesetz dem Gemüte zur Freiheit wird." —

Zwei Ziele hatte sich Rousseau für die Umwandlung des Menschengeschlechtes in seinen einzelnen Individuen gesetzt: die Wiederherstellung, die Zurückforderung (réclamation) des natürlichen Menschen, und dann durch ihn die Heranbildung des vollkommenen sozialen Menschen [1]).

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Ernst Moritz Arndts Stellung zum fridericianischen Preußen und zur Französischen Revolution", Bd. 117 S. 255 ff., Berlin 1904, dessen Resultate jedoch hier mannigfach modifiziert sind.

Das war im Gegensatze zu der kulturfreudigen Aufklärung ein neues Lebensbild, das nicht in dem begrifflichen Verstehen der Dinge, sondern in dem gefühlsmäßigen Erfassen des eigenen Ich seinen Daseinsgrund hatte. Beide Forderungen übernahm die Revolution, nachdem sie sie mit dem Geiste der französischen Aufklärung vereinigt, sie verstandesmäßig von sich aus festgelegt und inhaltlich begrenzt hatte. Diese beiden Postulate bildeten das Wesen der jakobinischen Auffassung vom Menschen. Die Mittel zum Ziele waren die demokratische Wiedereinführung der sozialen Gleichheit in der Schule und die Herstellung der natürlichen Religion. Der Verwirklichung dieser Ideen galten die Bemühungen der Ultrarevolutionäre, Robespierres und des Nationalkonventes unter Leitung der Gemäßigteren und der Direktorialregierung. Ihrem Verlaufe wandte sich das Interesse Arndts zu, den neuen Errungenschaften in Schule und Kirche galten seine Beobachtungen. In dem Schulwesen der Republik sollte die Rousseausche Pädagogik in die Praxis umgesetzt werden, die auf dem Prinzip der gleichen Erziehung aller Kinder durch den Staat unter frühzeitiger formaler Durchbildung des Verstandes sowie unter strenger Abhärtung des Körpers beruhte. Man suchte die jugendlichen Kräfte möglichst früh nutzbar zu machen. Der ganze uniforme Unterricht war das Mittel, um nationale Bürger aus der heranwachsenden Nation zu drillen, eine große einheitliche Masse heranzuziehen, die mit der Zwangsjacke der reinen Politik, der reinen Moral und der reinen Religion angetan das Werk der Lebenden vollenden und das goldene Zeitalter individueller Freiheit und sozialer Gleichheit zum Gemeinbesitz der Menschheit machen sollten.

Der Besuch einer Unterrichtsstunde in der neuen Zentralschule zu Nizza genügte für den scharfen Beobachter, um ihn von derartigen Verallgemeinerungen und Abstraktionen zu heilen, die alles individuelle Leben töteten. Der Besuch der Schule war schlecht, die Zahl der Lehrer zu gering und ihre Besoldung äußerst niedrig; der Unterricht selbst litt unter der Dürftigkeit der Lehrmittel. Das Bild, das sich ihm in Paris von den Folgen dieser Methode entrollte, war ebensowenig erfreulich. Die radikale Umwälzung zerstörte jene heilige Unschuld des Kindes, die noch die Stärke des Alters bildet, schon in den frühesten Jahren, warf des Gedankens Macht in die Herzen hinein, wo sie ihre Bedeutung noch nicht zu fassen vermochten. Als er von der Heimat Abschied nahm, kehrte jener Gedanke, der bereits 1797 in dem Gedichte „Freude" sich ausgesprochen findet, noch einmal wieder; seiner liebsten Schülerin von Altenkirchen, Alwine Kosegarten, galten als Scheidegruß die Worte:

„Die Unschuld hält uns ewig jung
Und spottet jeder Runzelung."

Dieser Inhalt seiner eigenen Jugendzeit bildete noch im spätesten Greisenalter das Ferment, das sein Leben als verbindende Kraft durchzog. Warnend standen die Bilder des französischen Unterrichts vor seiner Seele und mahnten ihn daran, die Jugend nicht vor der Zeit in die Religion und die Verfassung ihres Landes einzuführen, den Menschen so lange als möglich Mensch sein zu lassen, ehe man ihn lehrt, was ein Gott und ein Bürger für Dinge sind. Immer wieder erreichten jene Fragen des Nizzaer freien Schulmeisters sein Ohr: Was ist ein freier Staat? Was ist ein freier Mensch? Was ist die Tugend?, und wie ein Keulenschlag wirkten die Antworten der Knaben: Wo alle Bürger Souveräns sind; der die Tyrannen verabscheut; ein guter Republikaner zu sein! Bei allem Suchen nach ursprünglichem Menschentum ging es verloren. Freie Menschen wollte Rousseau schaffen: durch das Parasitentum fremder Ideen geknechtete Seelen drohte die moderne Schule der Französischen Revolution heranzuzüchten. Der „klassische" Geist Frankreichs, der durchaus dem Wesen der Aufklärung entsprach, hatte das seinige getan, um dieses Zerrbild des Rousseauschen Gedankens ans Tageslicht zu fördern.

Ebenso unsinnig und der gesunden Entwicklung widersprechend mutete Arndt das Bestreben an, die positive, geschichtlich begründete Religion zu vernichten und eine natürliche Religion von Staats wegen herzustellen. Aus der übertriebenen Sucht nach dem Natürlichen entstand das Bild eines unnatürlichen Menschen, weil er von allem historisch Gewordenen in seiner Mannigfaltigkeit losgelöst und auf die einheitliche Basis rationeller Erkenntnis gestellt war. Schon um den Begriff der natürlichen Religion war es natürlicherweise zur Uneinigkeit gekommen. Die zynischen Kirchenfrevel und die Schändung aller Heiligtümer des Volksglaubens durch die radikalen Hubertisten überschritten für Robespierre das Maß des Erträglichen und des — Nützlichen. Die Idee Gottes, eines großen Wesens, schien ihm so notwendig zu sein, daß man sie erfinden müßte, wenn sie nicht vorhanden wäre; und es zeugte wenigstens von einigem Verständnis für volkstümliches Leben, wenn er in seiner berühmten Rede gegen jene Verwüstungen im Jakobinerklub am 21. November 1793 die Anschauung vertrat, daß eine Religion ohne sinnliche Gottesdienste für das Volk unverständlich sei; freilich verkannte er dessen innerliche Anhängigkeit an die alten überlieferten Zeremonien und Gebräuche im Gegensatze zu den neuen, von aller Tradition losgelösten, willkürlich gemachten Formen vollkommen; seiner nüchternen Auffassung blieb es ein Geheimnis, das mit jenem sinnlichen Kultus der Volksseele die religiöse Weihe überhaupt schwand. Auch auf Arndt waren solche der Aufklärung entstammenden Gedanken nicht ganz ohne Einfluß geblieben. Aber hier kam es ihm zum Bewußtsein, es sei ein

naturnotwendiges und darum menschliches Gesetz, daß positive Religionen zu allen Zeiten bestehen müßten; denn „jene dreiviertel aller Menschen werden bei ihrem beschränkten Dasein, wo sie mit lauter Dingen und wenig mit sich selbst umgehen, immer etwas Sinnliches, Äußeres und Bildliches haben müssen, sich des Heiligen in ihnen bewußt zu werden, und was sie dunkel fühlen, zu einer Art von Gedanken zu erheben, den man Gewissen nennt. Sie werden als irdische Wesen nur in der Masse, d. h. in einer Gemeinde, sich stark zum Glauben und zur Hoffnung des Unbegreiflichen fühlen; sie werden an etwas Festes und Stehendes nur die Gefühle knüpfen können, die in ihnen durchaus unstät und schwankend sind, d. h. sie bedürfen einer positiven Religion". Und die Einwirkung des Staates auf sie will er gerade im Gegensatz zu den omnipotenten Dekreten der französischen Machthaber möglichst eingeschränkt sehen, denn das Wesen der Religion besteht ja gerade in der persönlichen Freiheit des Bekenntnisses und des Glaubens, in der persönlichen Gebundenheit des Wandels und der Tat als Folge jener sittlich-religiösen Gesinnung. Nur in allen äußerlichen Angelegenheiten, in den Fragen des Ritus und der Zeremonien hat die Regierung ein Recht mitzusprechen; doch soll sie nicht befehlen, sondern nur anordnen und lenken, möglichst in freier Übereinstimmung mit jeder religiösen Gesellschaft. Bei aller Geistesfreiheit und bei aller ungehemmten Beweglichkeit werden nach seiner Meinung die verschiedenen Konfessionen und Sekten nebeneinander bestehen, ohne sich zu befehden. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die volle Unabhängigkeit der Kirchen vom Staate durchgeführt war, lieferten ihm den Beweis. Seine unhistorische, auf dem Rationalismus beruhende Methode kam ihm hier nicht zum Bewußtsein. Und überdies: „im Grunde haben alle Menschen Eine Religion, die auf das Höchste und Unendliche ihrer Natur gebaut ist, und diese Religion wird sie schon in den Hauptpunkten zusammenführen. Wie eine liberale Regierung den Geist der Zeit befördert und zugleich mit ihm fortgeht, so tut es auch die Religion meistens"; er weist sie hin auf die ihr innewohnende Einheit, auf die „Religion der Menschlichkeit", die Christus der Allheit vorgelebt hat, die aber seine Nachfolger teils schlecht verstanden, teils schlecht befolgt haben. Wie auch immer ihre Äußerungen und Formen gestaltet sein mögen, der Geist der Zeit wird sie wieder zu ihrem ewigen Ursprung führen, und alle ihre Anhänger werden es erkennen, daß jede in der Persönlichkeit geborene Idee nur durch die Wiedergeburt in den Gemeinschaften zur Entfaltung gelangen kann; denn „alles Schönste liegt zwar in jedem Einzelnen, aber wird nur durch die Zusammenwirkung und Gemeinschaft vieler ausgebildet und geschaffen für die Erde".

So setzte er sich mit den neuen Formen, welche die Revolution in Kirche und Schule geschaffen hatte, auseinander; er sah, wie sie auf die Nation selbst, das französische Volk, wirkten, und er sah, wo sie die Grenzen des Möglichen überschritten, wo der angebliche Fortschritt das Wesen der Menschheit verkannte, das Land der Wirklichkeit verließ und in ein Reich erträumter, sehr bedenklicher Utopien übersiedelte. Mit dieser Erkenntnis bildeten sich seine eigenen Anschauungen weiter; er verband die äußeren Tatsachen mit der eigenen Persönlichkeit, ohne sich doch, wie in der Heimat, von ihnen eingeengt zu fühlen, und suchte auch die schwerere Arbeit zu leisten, sich wiederum in seine Welt zu stellen. Wie aber stand es nun mit den Neubildungen des staatlichen und sozialen Lebens, jenen Gebieten, innerhalb deren Grenzen der „Geist der Zeit" zunächst nach seiner Verwirklichung strebte, und wie erschien dem späteren unversöhnlichen Gegner des französischen Volkes dieses in jener Zeit, da er in seiner Mitte lebte? —

Jubelnd begrüßte Arndt seine Ankunft in Nizza, voller Erwartung auf die Eindrücke des Landes, das es gewagt hatte, die Formen des alten Geistes so rücksichtslos zu zerbrechen, die den einzelnen bei all seiner inneren Freiheit immer wieder unter die äußeren Fesseln des Herkommens und der Gewohnheit zwangen, und welches das „erste Gesetz der Menschlichkeit" aufgestellt hatte, ein Mensch sein zu dürfen und in seiner Person die heiligen Rechte und Pflichten von Tausenden darzustellen und zu verkörpern! So verband sich in ihm das Recht auf persönliche Freiheit mit dem Rechte auf Repräsentation des freien Volkes im Staate. Freilich schon nach vierzehn Tagen mußte er seine Täuschung eingestehen: auch diese Menschen waren nicht frei, und alle Volksvertreter trotz des zur Schau getragenen Demokratentums nur „Schauspieler der Regierung". So sehr er die bereitwillige Höflichkeit der militärischen und bürgerlichen Beamten im Gegensatze zu der bureaukratischen Strenge Deutschlands, die ruhige Kraft und männliche Offenheit der Soldaten lobte, schon hier im Süden schreckte ihn die Gesetzlosigkeit und Wildheit der revolutionären Bewegungen. Und als er nach Marseille kam, dessen Geschichte von der Gründung der Stadt an er besonders gern verfolgt hatte und in dessen Mauern er so besonders gern verweilen sollte, gewahrte er, welche Verwüstungen sie hier angerichtet hatten. Die Schiffahrt lag danieder, die reichen Kaufhäuser waren vernichtet. Der Bauernstand sollte zwar durch die Umwälzung gehoben sein, allein es war in den wenigen Jahren unmöglich gewesen, die unter dem alten Regime heruntergekommene Landwirtschaft in eine blühende zu verwandeln. Die Stadt hatte ein Drittel ihrer Einwohner verloren. Der Eindruck der Vernichtung erreichte seinen Höhepunkt in

Lyon: „Hier stand der schrecklichste Geist des scheidenden Jahrhunderts, nicht in seiner Göttlichkeit und Menschlichkeit, sondern in jener Teufelskraft, die mächtig und unfühlend verzehrt und in der gewaltigen Lust des Umbildens vernichtet.“ Dumpfe Gleichgültigkeit beherrschte in Erinnerung an die Schreckenstage noch jetzt die Bevölkerung; sie haßte die augenblickliche Ordnung, weil sie so viel Unheil über die Stadt gebracht hatte, ohne jedoch deshalb das Königtum zurückzuwünschen, verachtete die Feste, die zur Belebung des Gemeingeistes veranstaltet wurden, und bedauerte die Konskribierten, die auf den Schlachtfeldern Italiens ihr Leben für das Vaterland und für die Freiheit lassen sollten. Am 21. Mai erfolgte der Aufbruch von Lyon; über Châlons-sur-Saone, Auxerre, Sens gelangte er nach Fontainebleau, und am 26. hielt die Post vor dem Bureau des diligences zu Paris; er nahm im Hôtel de Bruxelles in der Nähe des Palais Egalité bis zu seiner Abreise am 7. August Wohnung; er war in der „jetzigen Hauptstadt Europas“, im Mittelpunkte der Bewegung, deren Strahlen die Herzen bis an die äußerste Peripherie des Weltteils entzündet hatten.

Die Schilderungen von Paris über fast 600 Seiten ziehen naturgemäß alles in den Kreis ihrer Beobachtung, was die Revolution aus dem alten Zustande geschaffen, was auf sie selbst eingewirkt und ihren Fortgang bestimmt hat: von dem Bettelwesen und den Weibern der Hallen bis zu dem Rate der Fünfhundert, dem Rate der Alten und den Männern des Direktoriums, von den Anstalten für Kranke und Schwache zur Besserung und Heilung menschlichen Elends bis zu den Plätzen, da Tausende, angeblich zur Herstellung der Freiheit, ihr Haupt unter das Fallbeil beugen mußten, während die Masse jauchzend dem blutigen Massenmorde wie auf der Bühne einem Schauspiel entgegensah, von den erhabenen Stätten der Kunst und Wissenschaft bis zu den Klublokalen und Lasterhöhlen, da vornehm und gering den niedrigsten Leidenschaften frönte. Das gemeinschaftliche und gesellige Leben des einfachen Mannes aus dem Volke und der reichen Leute in den öffentlichen Gärten und auf den Boulevards, in den einfachen Speisehäusern und den glänzenden Restaurants, in öffentlichen Schaustellungen und im Theater, die würdige Feier des Volksfestes am 14. Juli und das widerliche Gaukelspiel des Leichenfestes für die bei Rastatt ermordeten französischen Gesandten, das nur veranstaltet war, um den eigenen Haß gegen die Regierung auf Fremde abzuladen, interessierten den fremden Beobachter nicht weniger als die Ausdrucksformen, in denen das soziale und das staatliche Leben einer neuen Zeit sich zu organisieren suchte. Die äußeren Sitten und Lebensgewohnheiten, die auch in den untersten Klassen nie ihre Urbanität und äußere Feinheit, ihre natürliche Leichtigkeit und Un-

gezwungenheit verloren, nahmen ihn für das französische Volk ein. Was der Patriot später, als er die Gefährlichkeit der Übertragung auf die Deutschen sah, mit so heftigem Zorn verfolgte, machte ihm gerade den Aufenthalt in diesem Lande so lieb und angenehm.

Der reine, von der Welt der Wirklichkeiten schwer getroffene Enthusiasmus war bereits verflogen, als Arndt Paris erreichte, und die Maßnahmen des Direktoriums, die politischen Ereignisse jener Monate und die Volksstimmung waren nicht dazu angetan, ihn wiederherzustellen. Die Mittelmäßigkeit der leitenden Staatsmänner hatte Frankreich in eine kritische Lage gebracht; es zeigte sich, daß das demokratische System wohl die höchste Energie entfalten könne, daß aber ihre Leistungsfähigkeit immer nur von kurzer Dauer ist. Nirgends herrschte Zutrauen zu der Regierung, die es nicht über sich gewann, auf Adressen und Anfragen eine unzweideutige Antwort zu geben. Hervorragende Talente wie Carnot und Barthelemy wurden beiseite gedrängt, die großen und vielgestaltigen Interessen des Volkes von kleinen Menschen wahrgenommen. So oft er auch den Sitzungen des Rates der Fünfhundert beiwohnte, niemals sah er Begeisterung, und niemals begeisterte ihn die Art der Verhandlungen. In der auswärtigen Politik waren die Begründung der parthenopeischen Republik, die Verjagung des Herzogs von Toskana und die Flucht des Königs von Sardinien aus Turin die letzten Siege gewesen, die Frankreichs Heere und Diplomatie errungen hatten. Dann reihte sich Mißerfolg an Mißerfolg gegen die Verbündeten der zweiten Koalition. Bereits im März wurde die oberrheinische Armee unter Jourdan bei Ostrach und bei Stockach von Erzherzog Karl geschlagen; im April erlitten die oberitalienischen Truppen die Niederlagen bei Magnano und bei Cassano; es erfolgten die Aufhebung der zisalpinischen Republik, der Schluß des Kongresses von Rastatt, die Ermordung der französischen Gesandten. Und noch war kein Monat verflossen, daß Arndt in Paris weilte, da kamen die schweren Nachrichten von dem Unglück des schweizerischen Heeres unter Masséna vom 4. bis 7. Juni und des neapolitanischen Heeres unter Macdonald an der Trebbia vom 17. bis 19. Juni. So nimmt es kein Wunder, wenn er von dem politischen Geist der Zeit sagte, er hätte während jener Monate in der Hauptstadt gleichsam geschlafen. Die Menschen waren von ihm zu schnell vorwärts gerissen worden, und nun für eine Weile gesättigt. Herber Kummer um die Verluste und heiße Erbitterung gegen die Regierung schwelten wie verglommenes Feuer in einer übervollen Scheuer unter dem Dache, aber die hellen Flammen brachen nicht hindurch wie in den Provinzen. Eine unheimliche Stille beherrschte die vielköpfige Masse, aber sie beugte sich unter dem äußeren Druck der Machthaber. Der deutsche Idealist ver-

urteilte die französische Nation nicht wegen der Greuelszenen der Gesetzlosigkeit, der Blutströme des Aufruhrs und des Prinzips blinder demokratischer Gleichmacherei; er konnte das alles als notwendige Ereignisse ansehen, welche die Zeit überwinden müsse; aber es war ihm unbegreiflich, wie es unter diesem sich frei dünkenden Volke dahin gekommen sei, „daß man vor einem lauten und freien Worte bebte", und er fragte sich erstaunt, ob diese kopflosen Schwärmer und sich selbst vergötternde Gläubige das Recht hätten, ihren republikanischen Glauben zum alleinseligmachenden zu gestalten; und der erwachende Realist sprach es als einen Grundsatz aus, daß die Erde durch physische Macht regiert werde und daß die moralische Kraft sie höchstens lenken könne; daß diese oft unterliege und immer gegen jene kämpfe; aber in das Innere des Menschen dürfe der „böse Geist" nicht hineinkommen. Die Anschauung, die einzelne Franzosen ihm gegenüber vertraten, daß die Gewalt die Freiheit schaffen müsse, damit der freie Wille sie nachher behaupte, fand nicht seine Billigung. War es denn überhaupt richtig, daß die Freiheit des einzelnen das einzige Ziel sei, nach dem die staatliche Gewalt zu trachten habe, „giebt es denn nicht außer dem Freiheitsgeiste einen andern, welchen die meisten bei den Urteilen über die Franzosen vergessen zu haben scheinen?" — Und er antwortete: „Man hat vergessen, daß es einen National- oder Volksgeist giebt, der oft ebenso kräftig wirkt und ebenso groß handelt, als alles, was Schwärmerei und Begeisterung für Freiheit ausschreien. Dieser Volksgeist — — lebt bei jeder edlen und großen Nation, die sich ihrer Unabhängigkeit versichern kann und wirkt auf das Herrlichste." Das hatte dem Knaben und Jünglinge die Geschichte von England und von Schweden gezeigt, auf der Reise sah er diesen Geist in Ungarn lebendig, Frankreichs Emigranten bewahrten ihn selbst im Ausland bei allen persönlichen Verlusten, nur in Deutschland gab es ihn nicht. Darum „weil der Nationalgeist fehlt, ist ein Volk von 30 Millionen Menschen der Spott Europas geworden". Dieser Mangel hatte ihn selbst dem deutschen Mutterlande entfremdet, wegen der Stärke des Gemeingeistes, des Nationalitätsbewußtseins bewunderte er das französische Volk, das bis zu seinen Tagelöhnern, Knechten und Arbeitern, „unstreitig den nützlichsten und verdientesten Gliedern des Staats", von ihm beseelt war, wenn auch einzelne allzu kühne Geister es gering einschätzen mochten. Und als er die Worte niederschrieb: „Heiliges Gesetz der Menschlichkeit, du hast durch dieses Volk auch dich weit über die Erde verbreitet. Gieb ihm zu seiner Liebenswürdigkeit Reinheit der Sitten, gieb ihm den Frieden und den Schutz weiser Gesetze; aber bewahre es vor dem Geist der Eroberung und Herrschaft, der es selbst und andere elend machen würde! Dies ist mein Gebet für

Euch, geliebte Franzosen!", da war es neben jenem Gesetz der Freiheit und dem Gesetz der Humanität, das auch dem Fremden gerecht zu werden sich bemühte, sicherlich ebensosehr das große tatsächliche Erlebnis eines einheitlichen Volksgeistes, das ihn zu diesem Wunsche begeisterte und „mit Ehrfurcht gegen die Nation" erfüllte.

Schon die Zustände in Italien hatten Arndt argwöhnisch, nicht gegen die Berechtigung der Revolution überhaupt, wohl aber gegen die Art der Verwirklichung ihrer Gedanken gemacht. In Frankreich selbst sah er den Zusammenbruch des Versuches, die „reine" Vernunft, ohne Zusammenhang mit der Vergangenheit, in Kirche und Staat, in Schule und Haus, in den öffentlichen Verbänden und im Leben von Mensch zu Mensch zur Realität zu gestalten; er sah, wie alle Verhältnisse danach rangen, wiederum Verbindung mit den natürlich gegebenen und geschichtlich gewordenen Formen zu gewinnen. Jene Gebetsworte für die Zukunft des französischen Volkes decken doch bei aller ihrer Wärme den tiefen Mangel auf, der das neue Licht mit einem düsteren Flor umgab. Mit unwiderstehlicher Gewalt hatte es sich ihm aufgedrungen, daß der Revolution nicht die sittliche Idee des deutschen Idealismus, nicht die innere Kultur zur Freiheit zugrunde lag, sondern der rein natürliche Gedanke der persönlich-wirtschaftlichen und sozialen Freiheit und Ungebundenheit, daß sie nicht die schlechthinnige Idee des Guten um seiner selbst willen vertrat, sondern den Grundgedanken Voltaires und der Enzyklopädisten, die persönliche Glückseligkeit, das Prinzip der Nützlichkeit. Allein sollte es nicht möglich sein, diese natürliche Freiheit und Glückseligkeit zu versittlichen, sollte ihr nicht vielleicht der „große Genius Bonapartes" jenes Ziel geben können, durch das die revolutionäre Bewegung erst ihre ethische Bedeutung erhielt? — Arndt hat es unbedingt in den nächsten Wochen, während er Nordfrankreich und Belgien durchreiste und sich längere Zeit in Brüssel aufhielt, geglaubt. Sonst wäre von ihm kaum die Frage aufgeworfen worden, warum die belgischen Niederlande nicht ebensogut mit Frankreich verbunden werden könnten, als sie ehemals unter Spanien und jüngst unter Österreich standen. Gewiß: am besten wäre es, wenn man diese Gebiete, soweit der flämische Dialekt reicht, zu den nördlichen Provinzen schlüge, allein: im übrigen schien ihm die Verbindung mit Frankreich doch natürlicher und heilsamer zu sein als die mit Deutschland, weil in dem größten Teile des Landes die französische Sprache geschrieben und geredet wird. Selbst wenn der Charakter dieser Provinzen mehr mit dem deutschen als mit dem französischen übereinstimme, so bleibe die Sprache doch ewig das Organ der Ausbildung und der Dolmetscher der Taten und Sitten eines Volkes, denn „sie giebt seinen Verbindungsknoten, und sie muß immer

der Vereinigungspunkt bleiben; Berge und Ströme sind keine Grenzen der Natur, sondern die Sprache; Frankreich müßte also nie weiter herrschen, als wie jedermann seine Zunge versteht. Ist heute der Rhein die natürliche Grenze, warum sollte es nicht morgen die Oder und das karpathische Gebirge sein können?" — Nach seiner Anschauung gibt die Sprache wie dem einzelnen so auch einem ganzen Volke sein ihm individuelles Gepräge.

Obwohl Arndt hier Berge und Ströme als natürliche Grenzen eines Staates zurückweist, bricht er nicht mit dem Begriffe der natürlichen Grenze überhaupt, verlegt sie nur aus dem Gebiete des Geographischen in das des Menschlichen. Es ist geradezu auffallend, wie wenig der historisch denkende Wirklichkeitsmensch, dessen starker Sinn für Geschichte sich doch auch in den „Reisen" nicht verleugnet, hier die im Laufe der Jahrhunderte begründeten Tatsachen berücksichtigt und nun in der Sprache allein die natürliche, absolut gültige, einzige Grenze findet. Lange Jahrzehnte bedurfte es, ehe er sich von der unbedingten Geltung des naturrechtlichen Doktrinarismus ganz befreite. Noch während der Freiheitskriege findet sich in seinen Schriften eine eigentümliche Nebeneinanderstellung der naturrechtlich bestimmten Gültigkeit und des Dranges der geschichtlichen Notwendigkeit, die jene oft rücksichtslos aus dem sittlichen Willensdrange, dem einfachen Selbsterhaltungstriebe oder dem gewaltigen Streben nach Macht und Herrschaft heraus durchbricht, und erst in den dreißiger Jahren offenbart sich in seinen Arbeiten eine innere Verschmelzung und Lösung dieser Probleme. Aber: daß es mit der Einheit der Sprache allein nicht getan sei, um einen machtvollen National- und Kulturstaat zu schaffen, das lehrten ihn die nächsten Wochen, die Tage, die er im Rheinlande zubrachte, vom 16. bis 30. August.

Den letzten Aufenthalt auf französischem Sprachgebiet hatte er in Lüttich genommen; die Stadt behagte ihm wenig; er nennt sie eine der häßlichsten, die er je gesehen habe, ein Bastardgebilde, halb romanisch, halb germanisch, und er eilt, ihr den Rücken zu kehren und nach Aachen zu kommen. Auch die alte Kaiserstadt bot ihm wenig; sie war verödet, fast ländlich. Den einen Teil der Bevölkerung beherrschte mittelalterliche Frömmigkeit und Priesterlichkeit, den andern freche und aufdringliche Sittenlosigkeit. Und als er Köln erreichte, spürte seine Seele gewiß etwas von der geschichtlichen Größe der Vergangenheit der Stadt, ihrer ehemaligen Bedeutung für die Rheinlande, und der unvollendete Bau des Domes machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn, allein „der Mönchsgeist der Universität wie der Steckgeist der bürgerlichen Verfassung haben sich unverändert in ihrer ganzen Finsternis und Unbehilflichkeit erhalten, und wenn man ein altes Nest der Dummheit und Verfinsterung zeigen

wollte, so weise man nur auf Köln" [1]). Alles Freie und Feine schien ihm hier ausgeschlossen zu sein, unter den Geistlichen traf er nirgends „eine freie Stirn, ein kühnes Auge". Das Übergewicht des geistlichen Elementes teilte sich der ganzen Bevölkerung mit, allenthalben herrschte „Bewußtlosigkeit des Geistes und Gestaltlosigkeit der Gestalt". Aber eins mußte er sich hier zum ersten Male gestehen, daß die Franzosen, die jetzigen Herren, ganz anders seien als im eigenen Lande, und er muß hier in einem Teile der eingeborenen Bevölkerung zuerst jenem Hasse gegen den Eroberer begegnet sein, der ihn selbst bald ganz beseelen sollte.

Und nun begann jene Rheinfahrt bis nach Mainz zu Schiff, die ihn mit ihrem ganzen Zauber und ihrer einzigartigen Herrlichkeit gefangen nahm. Als er an Koblenz vorüberkam und hier einige Tage verweilte, schrieb er in sein Tagebuch: „es kann einem doch jammern, daß diese schönen Ufer von einander gerissen werden sollen"; und in der zweiten Auflage seiner „Reisen" wurden die Worte eingeflochten: „Noch jetzt, da ich dieses im äußersten Germanien — in Greifswald — zum zweiten Mal schrieb, wird die heiße Sehnsucht wieder wach nach Koblenz." Was hatte seine Seele an diesen Stätten erleben müssen: die republikanischen Franzosen setzten die Verdorbenheit und den Übermut der royalistischen Emigranten fort; das äußere Leben, die Tracht, die Sitten, die Sprache und damit die Gesinnung wurden französiert; es war ihm sicher, daß wenige Jahrzehnte genügen würden, um dies lebendige, geistig rege Volk dem fremden Nationalcharakter ganz anzupassen; in allen Zweigen der Verwaltung herrschten die Fremden; nicht daß sie die Zustände besserten, war die Hauptsache, sondern daß sie das Herrenrecht in vollem Maße ausübten. Grimmig meint er: „Wenn solches alles eine Nation ohne Murren leiden kann und ohne endlich fürchterlich auszuschlagen, so hat sie den Namen und die Ehre eines Volkes verwirkt"; dann fährt er fort: „Ich habe in Frankreich einige Franzosen verabscheut, die meisten beklagt, viele geschätzt und einige geliebt; hier lerne ich sie hassen als Feinde und Verderber meines Volkes, und kaum kann ich einen mehr sehen, daß mir das Blut nicht heiß in die Wangen aufkocht. Und diese predigen uns das Gesetz der Freiheit und Gleichheit? Sitten und Wohlstand haben sie genommen, wohin sie gekommen sind, was können sie noch nehmen?" — Sie nahmen noch mehr. Arndt jammerte nicht allein die geistige Mißhandlung der Bewohner der Rheinlande, die sie ihrer natürlichen Eigenart berauben wollte, ihn ergriff die Schamröte bei dem Gedanken und der gewissen

[1]) Jos. Hansen in seinem Gustav v. Mevissen S. 196 f. bestätigt dies Urteil für die vergangene Periode.

Aussicht, „daß der Rhein, worauf Germanien sonst so stolz war, mit den Franken geteilt werden wird; daß dieser schöne Volksschlag zu einem Zwitter herabgewürdigt werden soll. . . . Du schöner germanischer Rhein, du hurtiger Rhein, du wirst hinfort der Sklave der Fremden mit deinen Kindern, die du nicht mehr schützen sollst, und lässest ihnen ihre kahle Elbe und Weser und die stolzere Donau, die erst bei dem Ungar herrschend wird. O möge nur die Menschheit an deinen Ufern blühen! mögen sie hinfort nicht mehr von dem Blute der Erschlagenen rot fließen! und möge es dann Teutschland vergessen, daß es einst an beiden Ufern seine Sprache sprechen durfte!" Die weitere Fahrt machte es ihm unmöglich, an diesen letzten Sätzen als dem Endresultat der augenblicklichen Entwicklung festzuhalten; als er Mainz gesehen hatte, dünkte es ihn, „dieser Rhein mit seinen Reben und seinem schönen Volke könne in Ewigkeit nicht von uns genommen werden, ohne eine unserer schönsten Ehren zu verlieren. Nein, er darf uns nicht genommen werden. Was soll der Franzose damit? Er kann ihn nur brauchen, darauf zu schiffen und Festungen anzulegen".

Der vierzehntägige Aufenthalt am Rhein brachte es Arndt zum Bewußtsein, daß die Sprache nicht die alleinige natürliche Grenze eines Volkes bilde; hier sah er, daß in dem Lande, in dem Boden und der eigentümlichen Beschaffenheit eines Landes wichtige Imponderabilien für den Bestand und das Leben einer Nation liegen, die es nie verlieren dürfe, ohne sich selbst in seiner Einheit und in seiner Eigenart aufzugeben; daß es für Deutschland und den deutschen Volksgeist eine innere Notwendigkeit bedeute, den Rhein ganz und ungeteilt zu behaupten, der für den westlichen Nachbarn nur den Wert einer Vermehrung seiner äußeren Machtmittel besaß, ohne ihm für sein nationales Leben eine Bereicherung, einen sittlich-sozialen Wert zu bieten [1]). Während der ganzen Zeit war er unter der Maske eines Schweden gereist, hatte in Frankreich, namentlich in Marseille und Paris, lebhafte Beziehungen zu den diplomatischen Vertretern des Nordlands, zu dem Konsul Fölsch und dem Legationssekretär Brinckmann, unterhalten. Nicht das deutsche Volk, sondern seine Regierungen hatten es dahin gebracht, daß der Name mißachtet wurde. Hier am Rhein erlebte er den „deutschen" Nationalgeist zum ersten Male an sich selbst; der

[1]) Schon einmal, während des Aufenthaltes in Paris, hatte Arndt es mit Erstaunen gemerkt, wie der französische Charakter von dem deutschen so ganz verschieden sei; III, S. 329 erzählt er, wie auf der Straße Reklamezettel geschlechtlicher Heilmittel angeboten, selbst von vornehmen Damen genommen und ohne Erröten durchgelesen würden; „eine Deutsche würde sie und den Darbieter mit Händen und Füßen von sich schieben. So zeichnen sich die zarten Unterschiede der Sitten und Charakter der Völker".

Aufenthalt daselbst wurde ihm eine Offenbarung, wie eng seine Persönlichkeit mit diesem Volke verbunden sei, wie tief sie in der Naturkraft, in der Schönheit und Eigentümlichkeit des Vaterlandes wurzele. In Italien vermißte der Norddeutsche seine Gärten von Sanssouci und Wörlitz, am Rhein spürte der Deutsche, daß dieser Strom ein Heiligtum seines Volkes, daß Deutschland ohne ihn nicht mehr Deutschland sei. Es litt ihn nicht länger in jenen Gegenden; ihnen war schon zu sehr das Gepräge französischer Herrschaft aufgedrückt. Von Mainz aus führte ihn sein Weg über Frankfurt und Hanau, der Odenwald und Spessart wurden durchquert; und in diesen Waldgebirgen trat ihm der erste Widerstand gegen die Fremden auf deutschem Boden entgegen; die buntscheckigen, aber gut bewaffneten Bauern- und Bergvölker behagten ihm mit ihrem starken, mutigen Geist; hier sah er volkstümliche Kraft, die in den rheinischen Landen dahin zu schwinden drohte. Mitte September wurde Jena, der Ausgangspunkt der Reise, wieder erreicht. Aber ebensowenig wie am Anfang vermochte es jetzt eine Anziehungskraft auf ihn auszuüben. Die Sehnsucht nach der Heimat, nach dem Vaterhause packte ihn und er eilte, sein „kleines Vaterland" wieder zu erreichen. —

Wenige Wochen später war E. M. Arndt wieder bei den Seinen. Als ein Jüngling, der sich in dem heimatlichen Hafen vor dem Stürmen und Drängen der eigenen Seele nicht geborgen fühlte, hatte er den Beruf aufgegeben, das Vaterland verlassen und die hohe See der Fremde aufgesucht, um draußen selbständige Umschau zu halten. Als ein Mann kehrte er heim, der die Freiheit in sich selbst, gegen seine Umgebung und die Geister der Zeit gewonnen hatte; er fing an, von sich aus die Welt zu setzen, nicht als einen Widerstreit gegen das Ich, sondern als eine natürliche und gewordene, für sich zu Recht bestehende Wirklichkeit, mit der sich das eigene Recht auseinandersetzen mußte, von der es selbst ein Teil war, die es wiederum von sich aus zu versittlichen galt. Das Wort beruhte auf Wahrheit: „Diese kleine Flucht gehörte zur Notwendigkeit meines unruhigen Lebens." In der Fremde hatte sein heißes Blut die niederdrückende Sphäre des alltäglichen Daseins vergessen und sie durch sich selbst zu beherrschen verstanden, weil ihn keine Fesseln konventioneller Formen einengten, in der Fremde verlachte er das Vorurteil der Menschen, suchte Glück und Unglück nur in sich selbst. Seine Behauptung gegenüber dem Vater, er habe dies von den Eltern gelernt, war gewiß keine Lobhudelei; aber ebensowenig ist es ein Selbstbetrug oder eine Überschätzung dieser Wanderjahre, wenn er an Weigel schreibt: „Diese haben mir zuerst Freiheit und Klarheit in mir selbst gegeben und jenen Mut, der nicht mehr kindisch vor dem Bösen zittert." Jene Abhängigkeit von allem Überlieferten und Anerzogenen, die Mög-

lichkeit, ja die Notwendigkeit, nur auf seinen eigenen Willen das Horoskop für seine nächste Zukunft zu stellen und mit blankem Auge fremden Personen und Verhältnissen gegenüberzutreten, gaben ihm die lebendige Erfahrung des theoretischen Grundsatzes, an dem er vor seiner Reise als einzigem Anker festgehalten hatte. Selbst die richtige Stellung zu der Welt und dem Übersinnlichen zu gewinnen ist die Aufgabe des Menschen; Welt- und Gottesanschauung wollen von jedem mit persönlichsten Werkzeugen geschmiedet werden. Weil das Vertrauen auf die eigene bestimmende Tat gegenüber der Welt und gegenüber Gott nicht mehr bloße Theorie, sondern erlebte Wirklichkeit war, verlor sich die Schüchternheit und Verschlossenheit gegen andere, die bisher das Beste in der Brust verschlossen hatten. Als ein Mensch, der sich seine Entschließungen im Strome der ihn umgebenden Verhältnisse selbst setzt, war er gereist; der Wechsel der Tage mit ihrem Überfluß oder Mangel drückte ihn nicht nieder; herrschende und beherrschende Schichten der Bevölkerung aller durchquerten Länder waren in seinen Beobachtungskreis getreten; er betrachtete ohne das Vorurteil einer philosophischen Anschauung oder einer persönlichen Lebenserfahrung die Naturgeschichte ihres Werdens, ließ sie in ihrer Objektivität auf sich wirken. Der Mensch stand dem Menschen gegenüber und suchte den Menschen seiner Natur und seiner Geschichte, nicht den konstruierten Menschen der Abstraktion zu verstehen und unbefangen zu erfassen; auch seine staatlichen Organisationen würdigte er in erster Linie nicht als politischer Denker, sondern als Kosmopolit, als Mensch, und so wurden deren natürliche Grenzen aus dem Gebiet des geographisch Umrissenen in das Menschliche, in die Sprache hineinverlegt. Frei von der Voreingenommenheit gegen Fremdes, bloß weil es Fremdes war, offenen Sinnes für die Menschlichkeit in allen ihren Erscheinungen wollte er sich seine Zukunft gestalten. —

Aber wohin nun die Schritte lenken, wo das Glück suchen? — Gewiß:

„Es weilt an keinem fernen Strand,
Es wohnt an keinem fernen Orte,
Du findest es an deiner Pforte."

Allein in welchem Wirkungskreis sollte sich die eigene Kraft betätigen? — Offenbar versuchte der Vater nach der Rückkehr des Sohnes noch einmal, ihn in die alte Bahn des geistlichen Standes zurückzuziehen [1]). Seine Antwort bildete die „Epistel an meinen Vater" aus dem Jahre 1799. Voll klarer Bestimmtheit werden alle dahin zielenden

[1]) Oder kurz vor seiner Rückkehr; vgl. Brief an seinen Vater, Jena den 19. September 1799 am Schluß, M.-G. Nr. 15, S. 36.

Wünsche zurückgewiesen. An diese Vergangenheit fesselte ihn nichts mehr; die heilige, das menschliche Wollen bestimmende Notwendigkeit hatte sein Schicksal, seine Tat negativ so weit festgelegt, den Bruch mit der Theologie besiegelt. Die Erinnerung an jenes Lebensziel rief keine bittere, faul und schwächlich machende Reue in ihm hervor, die zur trüben, sinnierenden Untätigkeit verdammt, sondern durch sie erkannte er das eine klar, daß dieser Fehltritt ihm neue Pfade wies. Umwege in der Lebensführung sind oft notwendig, um verborgene, vom geraden Wege abseits liegende Wahrheiten hervortreten zu lassen und den Menschen in die stille Einsamkeit des eigenen Wesens hineinzuführen. Nicht trübe Gedanken an die Vergangenheit und bange Ahnungen für die Zukunft umfingen seine Seele. Das helle Licht einer aufgehenden Morgensonne fiel in ihr weit geöffnetes Tor: Hoffnung, die freundliche Himmelstochter, hielt ihren beglückenden Einzug. Seine Episteln dieser Zeit sind keine neue Vertiefung in die philosophischen Probleme von Plato über Jakob Böhme zu Kant, sondern eine letzte Abrechnung mit ihnen, die einen Strich unter das Konto der Vergangenheit mutig zieht. Und so gibt er einem Gedichte dieser Monate, aus dem Anfang des Jahres 1800, den bezeichnenden Titel: „An die Wiedergeborenen"; klar lag der Weg vor ihm, den diese Wiedergeburt zeigte:

„Das Höchste läßt sich nicht erkaufen,
Es kommt auf kein Beschwören, auf kein Schrei'n;
Als Himmelsgabe ist es dein,
Geknüpft an keine Erdenbande."

Die Frage: Was nun? „ward zunächst durch die Liebe entschieden" [1]).

Schon seit dem Studienjahr in Greifswald trug Ernst Moritz eine heimliche Liebe in seinem Herzen. Charlotte Marie Quistorp, die natürliche Tochter des dortigen Professors der Naturwissenschaften, hatte es ihm angetan. Bevor der gestrenge Vater die Liebenden voneinander trennen konnte, hatten sie einander versprochen und verlobt. Bald darauf, wohl noch während der Greifswalder Zeit, kam sie nach Barth zu „Madame Fischer" in Pension. Die eigenen Eltern wußten nicht um die Liebe des Sohnes; seine Mutter hielt nach beendigtem Studium gelegentliche Äußerungen für jugendliche Tändeleien, die nicht ernst zu nehmen seien. Die Pläne, ihm die Hand der Langenhanshäger Pfarrtochter und damit eine fette Pfründe zu verschaffen, führten das Geständnis herbei, „daß meine alte Liebe zu Lotte Quistorp noch nicht veraltet ist und unter uns nie veraltet gewesen ist, obwohl wir aus

---

[1]) Erinnerungen S. 84. — Von dem Briefwechsel mit Charlotte Quistorp stand mir nichts zur Verfügung.

guten Gründen den Briefwechsel abgebrochen hatten. Was Sie auch davon denken mögen, so ist sie doch die einzige, mit der ich einst glücklich zu leben hoffe. Sie ist jung und wild, ich weiß es, aber hoffentlich nicht, was ihre Sittenrichterinnen aus ihr machen, und gewiß nicht, was diese selbst sind; — — sie ist blühend und stark; — — daß sie ein Herz und ein lebendiges Gefühl für alles Gute und Schöne hat, weiß ich; daß sie mich liebt, empfinde ich". Und an seinen Vater: „Wenn ich glaube, mit diesem Mädchen einst glücklich zu sein, wenn ich trotz manches äußeren Scheins ein gefühlvolles und edles Herz in ihr achte, wenn ich sie also allen Mädchen in der Welt vorziehe, so werden Sie mir ihre Beistimmung nicht versagen." Der alte Arndt hatte seinerzeit den Sohn in dem Wunsche bestärkt, sich mitten hinein in die Welt zu wagen, und bereitwillig die Mittel zur Verfügung gestellt; wußte er doch, wie viel er selbst seinen Wanderjahren verdankte. Ihn erfüllte wohl die geheime Hoffnung, daß die wechselnden Eindrücke des Lebens vielleicht die alte Liebe erkalten lassen und den Sohn seinen Plänen gefügiger machen würden. Ein Stück des schlau berechnenden Nützlichkeitsprinzips des Bauern steckte auch in seinem Herzen, und wohlmeinende, sittenstrenge Freunde hatten es gewiß nicht verabsäumt, ihm und der Mutter den Makel einer Ehe mit dem unehelichen Kinde immer wieder fühlen zu lassen, von dem sie selbst betroffen würden, ihnen die bedenklichen Folgen auszumalen, die ein solcher Bund für den Sohn nach sich ziehen müsse. Allein dieser war anderen Schlages. Bevor er die heimatliche Scholle verließ, sahen sich die Liebenden Mitte Mai 1798 noch einmal in Greifswald; es war für sie nur ein örtliches und zeitliches Auseinandergehen, denn „Trennung ist eigentlich bei Liebenden eine Lüge; die Geister der Liebenden sind sich immer nahe und reichen sich überm Weltmeer die Hände. — — Fahr' glücklich und gedenke in Italien meiner. Bring' mir was mit von der Ferne" [1]). Mit einem scherzenden Lächeln hatte sie sich aus der träumerischen Betrachtung herausgerissen, und stand nun vor dem Manne, in dem sie die Welt, ihre Welt verkörpert sah, mit der kindlich-naiven Bitte: „Bring mir was mit." Und unschuldige Lebenslust leuchtete plötzlich aus ihren großen Augen, lachend warf sie den von langem, dunklem Lockenhaar umrahmten Kopf zurück; der Geliebte aber blickte staunend in das trotz der vollen Wangen langgestreckte Gesicht, das bald übermütige Schalkhaftigkeit, bald beschauliche Ruhe in seinen Zügen ausprägte. Nichts Klassisch-Schönes oder Vornehmes zeigte ihre Erscheinung. Weibliche Heiterkeit und kindliche Herzenseinfalt stellten die

---

[1]) So ihr Abschiedsgruß in sein Album, mitgeteilt von H. Meisner, E. M. Arndt und Charlotte Quistorp, Nord und Süd, Bd. 78, Breslau 1896, S. 108.

Harmonie eines Wesens her, das dem oberflächlichen Blicke, auch dem besorglichen Auge der Mutter und dem strengeren Urteil des Vaters, in lauter innere Widersprüche zu zerfließen schien. So stand sie vor ihm, als er Abschied nahm, ein Bild inniger Zuneigung und jugendlichen Reizes:

— — — „um den schönsten Kopf die schönsten Locken,
Blaue Augen, Rosenwangen rund,
Süßes Schelmenlächeln um den Mund,
Gleich geschickt zu küssen und zu locken."

Während der Trennungszeit wurde der Briefwechsel mit ihr wieder aufgenommen; und so oft er den Seinigen Nachricht über seine Erlebnisse gab, fehlte als Beilage gewiß nicht ein Gruß an seine Lotte. Das war die erste Möglichkeit, den im Herzen noch immer widerstrebenden Vater zu gewinnen und den Zweifel der Mutter zu beseitigen. Sein Liebesleben, das sich von 1799 an in den Liedern ausspricht, bewegte sich in den Schwankungen zwischen einer sehnsuchtsvollen Hoffnung, sie bald die seine zu nennen, und der bangen Furcht, doch noch von ihr getrennt zu werden. Auch jene Doppelnatur, das Wilde und das Schmiegsame, das Naive und doch Mutige, die sie in den Augen der Seinigen vielleicht als ungeeignet für den Sohn, als kein den Mann beglückendes Bild weiblicher Ruhe erscheinen ließ, spiegelt sich in ihnen mit voller Deutlichkeit wider. Wann sollte es für ihn ungetrübte, durch keine finsteren Mächte mehr zu beseitigende Wirklichkeit werden:

„Frauenlieb ist gold'ner Wein,
Frühlingsglanz dem trüben Leben;
Frauenlieb ist Sternenschein,
Ist der Blume Duft und Weben"? —

Das Verlangen, allen jenen Unsicherheiten ein Ende zu machen, und der Wunsch, sich eine eigene Wirksamkeit zu schaffen, bewogen ihn, sich der gelehrten Laufbahn zu widmen. Die Verbindungen mit der Landeshochschule durch seinen zukünftigen Schwiegervater, zu dem er übrigens nie in nähere Beziehungen getreten ist, wiesen ihn darauf hin, in den Lehrkörper der Greifswalder Universität einzutreten, so sehr ihn auch zunächst die engen Verhältnisse zurückschrecken mochten. Ihr Charakter hatte sich in dem Jahrzehnt, das zwischen dem Beginn der Studienjahre Arndts und seiner Habilitation lag, nicht viel verändert. Zwar waren 1795 infolge der Schriften Reichenbachs einzelne Reformen angeordnet und auch durchgeführt, aber sie blieben ohne einschneidende Bedeutung, und erst seit Beginn des neuen Jahrhunderts machte sich ein frischerer Wind und eine sorgfältigere Befolgung der Lehrpläne geltend.

Die Zahl der Studenten war nur um ein ganz geringes gestiegen [1]). Zwischen dem 5. und 21. März 1800 erwarb er sich den Magistergrad. Seine Approbation erfolgte „unanimi consensu, insonderheit da er viele Geschicklichkeit in der Historie sowohl als in der griechischen und lateinischen Sprache an den Tag legte"; in der Geschichte prüfte ihn der alte Professor Möller unter anderm über die Frage, „ob dieselbe und in welchem Verstande sie eine scientia sei, ob man ein primum principium historiae annehmen könne". Bald darauf promovierte er und bat um die Erlaubnis, „die Historie und Philologie zu dociren". Prorektor und Dekan befürworteten das Gesuch, und am 5. Mai traf die Einwilligung des Kanzlers v. Cederström ein. Obwohl seine Vorlesungen nicht mehr in das bereits veröffentlichte Verzeichnis aufgenommen werden konnten, las er schon im Sommersemester mit gutem Erfolg. Ein Votum der Fakultät vom 19. Dezember 1800 stellte das Zeugnis aus: „M. Arndt hat im vorigen halben Jahr mit so ungeteiltem Beifall gelesen, daß auch in jetzt laufendem seine Vorlesungen wiederum mit Beifall besucht werden." Die von seiner eigenen Hand geschriebenen labores oder diarii geben als Vorlesungen des ersten Semesters an: Geschichte von Italien in Beziehung auf die neuere Kunst; sie fand keine Zuhörer; das dreistündige öffentliche Kolleg über Geschichte der merkwürdigen Revolutionen Europas seit Karl VIII. von Frankreich bis auf den Tod Ludwigs XIV. als Einleitung in die Geschichte unserer Zeit wurde von sieben, seine zweite öffentliche Vorlesung, gleichfalls dreistündig, über Lucians Dialoge von zwei Zuhörern besucht; dazu kamen noch einige Privatissima in der lateinischen Sprache. Ebenso reichhaltig waren die Ankündigungen für das zweite Semester. Im Mittelpunkte der historischen Vorlesungen stand die bereits im ersten Semester versprochene über Italien; durch eine sechsstündige ältere Geschichte vom Anfang aller Geschichte bis auf die Zerstörung des abendländischen Kaisertums fand sie eine universalgeschichtliche Grundlage; in einer dritten vierstündigen Vorlesung: Geschichte des jetzigen europäischen Staatensystems von dem Einfall Karls VIII. von Frankreich in Italien bis auf unsere Zeiten wollte er die Auswirkungen der italienischen Geschichte, vor allem der Staatsidee der Renaissance, und des Naturrechtes auf ganz Europa schildern. Aktuelle Bedeutung für das historisch-politische Leben der Gegenwart hatte ein viertes Kolleg: Geschichte aller Republiken und ihrer Tendenz. Auf sprachlichem Gebiete schließlich er-

[1]) Vgl. V. Schultze, Die Universität Greifswald während der französischen Okkupation 1807—1810, Pommersche Jahrbücher VIII, 1907, S. 65 ff.; dazu zum Folgenden die eingehende Schrift von Alb. Höfer, E. M. Arndt und die Universität Greifswald zu Anfang unseres Jahrhunderts, Berlin 1863.

bot er sich zu Vorlesungen in der griechischen Sprache über einen beliebigen Dichter oder Prosaisten.

Schon dieses Verzeichnis läßt erkennen, wohin seine Tätigkeit zielte; er bemühte sich, die persönlichen Erfahrungen, welche die Wanderjahre in Italien und Frankreich ihm gebracht hatten, historisch zu vertiefen, sie mit der politischen und geistigen Gesamtlage der Gegenwart in systematischen Zusammenhang zu bringen sowie diese selbst daraus in ihrem ideellen Ursprung zu verstehen und kritisch zu beurteilen. Aber es blieb keine rein kritische Beurteilung des Objektes. Von Anfang an war nicht abgeklärte Wissenschaft als reine Erkenntnistätigkeit und als Selbstzweck sein Ziel; sie wurde ihm erst wissenswert durch die praktische und persönliche Anwendung auf das pulsierende Leben und die eigene Individualität. Diesen historisch-politischen Charakter tragen bereits seine beiden ersten Schriften, die noch vor der ersten Auflage der „Reisen" erschienen: „Dissertatio historico - philosophica, sistens momenta quaedam, quibus status civilis contra Russovii et aliorum commenta defendi posse videtur, quam ampl. ord. phil. Gryph. consensu publico examini subiiciunt praeses Mag. Ernest. Maur. Arndt Rugius, respondens A. J. Winter, die 19. April 1800", und „Ein menschliches Wort über die Freiheit der alten Republiken", eine Broschüre, die wenige Monate später im Druck erschien als jene Dissertation und dem Freiherrn v. Essen, Generalgouverneur über Pommern und Rügen, Kanzler der Akademie zu Greifswald, gewidmet war [1]).

Seine Erstlingsschrift wandte sich gegen die Allgemeingültigkeit der Rousseauschen Ideen, daß die bestehende Kultur in Staat und Gesellschaft der Grund alles Übels sei und daß der natürliche Mensch nur zu handeln brauche, um gut und glücklich zu sein und zu bleiben. Arndt geht von dem Grundsatze aus, daß diese Anschauungen mit dem politischen, gesellschaftlichen und religiösen Leben Frankreichs eng verbunden seien, und führt damit das ganze System auf seine geschichtliche Bedingtheit zurück. So ist die Schrift mehr historisch als philosophisch gerichtet. Nicht auf die Verfassung eines Staates kommt es an, daß seine Bewohner glücklich sind, sondern auf die Menschen, auf die regierenden Persönlichkeiten: „leges et res publica non tam homines vertisse et mutasse dici possunt, quam illas ab hominibus mutatas videmus". Die ideell gleiche Natürlichkeit aller Menschen war für seine Anschauung unannehmbar. Mochte er auch von ursprünglichen Rassenunterschieden absehen und sie im primitiven Naturzustande als nicht vorhanden setzen,

---

[1]) Beide erschienen zu Greifswald, 1800, bei J. H. Eckhardt; ihre Abfassungszeit liegt wohl später als die des Manuskriptes der Reisen.

die geographische Lage und die klimatischen Verhältnisse bedingten schon eine verschiedenartige Entwicklung. Das hatten ihm seine Reiseerlebnisse deutlich gezeigt, daß es unmöglich sei, ein von allen natürlichen Zuständen losgelöstes „reines" Staatswesen zu verwirklichen, ja er war davon überzeugt, daß sie für die Zukunft eines Volkes von ausschlaggebender Bedeutung werden könnten: „populus, qui portibus caret, vel eo ipso quodammodo ad aeternae barbariei tenebras condemnatus est". Ebenso schroff wurde die Annahme einer unverdorbenen Gutheit des ursprünglichen Menschen zurückgewiesen. Der Verfasser stützte sich darauf, daß die mit Vorliebe als Beispiel angeführten Germanen der taciteischen Zeit durchaus keine Naturmenschen mehr gewesen seien, daß Rousseau bei den Spartanern nur die guten Seiten hervorkehre, und daß nach den neueren Forschungen den Eingeborenen der australischen Inseln durchaus nicht jene natürliche Gutheit angeboren wäre, die man ihnen andichte. Alle diese Voraussetzungen entsprechen nicht dem Wesen des Menschen; denn jedem Volke und jedem einzelnen ist der Trieb angeboren, auf der Bahn geistiger Entwicklung fortzuschreiten, also notwendig Kulturträger und Kulturbildner zu gleicher Zeit zu sein. Dies Verlangen eindämmen oder einschränken zu wollen, heiße den natürlichen Menschen verkennen, ja es sei unmöglich, „aut studiis et industriae certum finem ponere: vi naturae nostrae, sive voluntatis potentis arbitrium rivo necessitatem caeci cuiusdam motoris appellare placet, agimur et iactamur. Animalia res accipiunt, ut offeruntur . . ., homo omnia putat, exercet, expolit, libidine efficiendi aliquid et producendi sollicitatur, et licet principia rerum haud ab illo pendeant, ad formandas tamen et erudiendas summo studio fertur". Von einer lebensvollen Wirklichkeit des Menschen in seiner Verbindung mit der Natur und Geschichte war der Verfasser ausgegangen bei der Beurteilung Rousseaus, von der Bewertung dieses werdenden Menschen zu der von jeder Erfahrung losgelösten, aus der Idee und dem absoluten Seinsollen heraus konstruierten sogenannten natürlichen Menschen des dämonischen Franzosen gab es keine Brücke, so viel auch Arndt im einzelnen ihm verdankte.

Das Werden als das Wesen des Menschen setzte die zweite Schrift voraus. Die ewige Bewegung und Veränderung der Menschheit, ihrer staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen ist unvermeidlich, und wohl dem, der in ihr die Notwendigkeit verehrt, „die erste und strengste Göttin der Menschen". Jene unaufhörliche Veränderung, das heraklitische *πάντα ῥεῖ*, wegen der Unmöglichkeit, ihr Woher oder Wohin zu deuten oder begrifflich darzustellen, deshalb in ihrer Wirklichkeit zu leugnen oder zu mißachten, heißt die Bedeutung und das Sein des Menschen und der Völker verkennen, und damit das

wichtigste Prinzip der Geschichte. Die Frage, warum es so ist, zu welchem Zwecke der Mensch durch sein Wollen und Können als in ihm liegende Gesetze bedingt wird, warum die einzelnen Völker sinken oder steigen, entziehen sich ebenso der wissenschaftlichen Beantwortung als etwa die Fragen, warum der Vogel fliegt und zu welchem Zweck die Quelle fließt. Die historische Auffassung des menschlichen Seins in den einzelnen Individuen und in den organischen Gebilden verwehrte es Arndt, der weit verbreiteten Tagesmeinung deutscher Dichter und Publizisten zu folgen und eine bestimmte, hier die republikanische Staatsform als die allgemeingültige und zu erstrebende Norm anzusehen. Diese Anschauung gründete sich auf die eben erlebten Umwandlungen in Nordamerika, England, Schweden und zuletzt in Frankreich. Republikanische Schriftsteller des Inselreiches, Rousseau und die französischen Enzyklopädisten hatten zu ihrer Verbreitung beigetragen. Größeren Einfluß auf diese Stimmungen übten vielleicht noch die Betrachtung des klassischen Altertums und seiner Staatsformen. Gegen sie hatte sich der Spott Schlözers gewandt, der jene Republiken und ihre freiheitlichen Verfassungen jeglichen Wertes für die menschliche Gesellschaft zu entkleiden suchte. Diese Verhältnisse werden hier nicht geprüft. Der Verfasser hat ein anderes Ziel: Als Mensch, nicht als Bürger eines bestimmten Staates will er sich der oft gerühmten Freiheit der alten Republiken gegenüberstellen, und eine solche Betrachtungsweise führte zu einem ganz negativen Resultat. Dem aristokratischen Staate der Spartaner war der Krieg, „diese scheußlichste, obgleich notwendigste Kunst der Künste", der Zweck seines Lebens; die Arbeit verrichteten Sklaven; und trotzdem führten die Freien ein Leben „ohne Grazien und Musen". Ihr Militarismus zeugte die kriegerischen Tugenden der Tapferkeit und der Stärke, barg aber auch eine grausame Behandlung der Unterworfenen und tötliche Einerleiheit des täglichen Lebens in seinem Schoße. Das Dasein Athens war durch die Schönheit verklärt, die bürgerliche und politische Freiheit so groß, „wie sie seitdem vielleicht nie und nirgends gewesen ist. — — Und doch wie elend ward dieser Staat, wie nichtswürdig und verworfen seine Bewohner, wie ruhmlos sein Ende". Gerechtigkeit gegen Bundesfürsten kannte weder Sparta noch Athen. Und schließlich vermag er aus der Geschichte der römischen Republik nur die traurige Lehre zu ziehen, „daß in der Welt kein Reich der Gerechtigkeit möglich ist". Obwohl der Römer sich seiner Freiheit gegen die Barbaren rühmte, gab es doch Sklaven; sie verlangten dies edelste Gut für sich, verweigerten es anderen. —

Schon bei der Schilderung der Jugendjahre Arndts mußte aus Anlaß eines einzelnen Vorfalles auf dem Stralsunder Gymnasium die Frage aufgeworfen werden, wie er sich zu den Ideen der Revolution

stellte. Trotz seines urwüchsigen, unerschütterten Monarchismus sah er sich doch innerlich genötigt, oftmals den Verteidigern der neuen Bewegung sich zuzugesellen [1]). Hier nun, nach der Schilderung seiner Reisen und nach der Analyse seiner ersten Schriften, die sich ebenso wie die Vorlesungen der ersten Semester eng an jene anschließen, ist der Ort festzustellen, wo er sich von den revolutionären Ideen angezogen fühlte und wo sie ihn abstießen, in welchen Punkten sie sein Denken und Leben beeinflußten und in welchen sie an seinen Gedanken spurlos vorübergingen; denn nur so läßt sich inhaltlich der Fortschritt fassen, den diese Jahre ihm brachten und der die eine Seite der Aufgaben, denen in dem folgenden Jahrzehnt seine Tätigkeit gewidmet war, bestimmte. Das Recht zur Revolution, d. h. das Recht einer Nation, die bestehende Staatsverfassung, wenn nötig, auf gewaltsame Weise umzugestalten, wurde von ihm dem französischen Volke durchaus zuerkannt, weil die Sünden des Königtums und der Regierung dazu hindrängten, und weil der Geist fast des ganzen Volkes durch die vorhergehende geistige Bildung auf eine äußere und innere Umformung vorbereitet war [2]). Arndt hat nie zu den prinzipiellen Gegnern der Französischen Revolution gehört. Weiter: jene Zubilligung beschränkte sich nicht auf die einzelne konkrete Erscheinung, das ius revolutionis war im äußersten Falle ein Recht jeder nationalen Gesamtheit, jedes seines Selbst bewußt gewordenen Volkes gegenüber einer Regierung, der dieses nationale Gesamtbewußtsein zuwider ist oder die es zu hintertreiben sucht; er hat es später, 1809—1812, auch den Deutschen zugestanden, wenn ihre Fürsten ihnen nicht den Weg zur Freiheit weisen, ihnen nicht ihre Führer sein wollten. Rousseau hatte zuerst die geistige Unruhe in seine Seele hineingetragen, sie dem selbstbewußten, starken Lebensideal geöffnet, das sich gegenüber jener Unterdrückung des persönlichen Daseins durchzuringen im Begriffe stand, wie er sie in dem absoluten Bureaukratismus Österreichs schaudernd gewahrt hatte, und wie sie ihn bald mit so heftiger Abneigung gegen den Staat Friedrichs des Großen erfüllte. Die unmittelbare Intuition der Gedanken des radikalen Franzosen, ihre starke innere Erregung, welche die angeborenen Rechte des Menschen, die Bedeutung jedes einzelnen für sich, bevor das Staatsleben in seine Sphäre eingriff und sein Leben in Anspruch nahm, und dann erst für die Gesamtheit zur Geltung brachte, wirkten stark auf ihn; er teilte damit das

---

[1]) Vgl. oben S. 28 ff.

[2]) Ludwig XVI. nahm Arndt aus; III, S. 150 meint er, die Franzosen würden ihn einst, wenn die Parteien wieder die Wahrheit vernähmen, einem Ludwig dem Heiligen und XII. zur Seite stellen; sein Fehler war vielleicht, „daß er für eine stürmische Zeit zu gut war und aus Furcht, Böses zu thun und Übel zu verursachen, nicht kühn noch groß sein konnte“.

Schicksal fast aller gebildeten Deutschen; in der ursprünglichen, alles Gewordene mit sich fortreißenden Kraft dieser Gedanken sah er den geistigen Ursprung der Revolution; wie töricht erschienen ihm jene Bemühungen einzelner Franzosen, sie auf die Tätigkeit der Freimaurer, Illuminaten oder der Damen der Halle zurückzuführen [1])! Das aus der Tiefe des Herzens hervorquellende Innenleben Rousseaus, das sich gleich einem reißenden Strome über die ganze Nation verbreitete, hatte ihn in seinen Bannkreis gezogen; die Leiden und Kämpfe der Zeit, da der Jüngling heranreifte, waren zum guten Teil dadurch bestimmt. Zu diesem Einfluß gesellte sich dann während des Studiums zu Jena und in den folgenden Jahren die Bedeutung Fichtes, die er selbst für sich so gering bewertet, deren Größe jedoch namentlich die Epistel an Karl Heinrich Beck 1799 verrät. Es ist wohl keine Frage, daß Arndt die 1793 erschienene Schrift seines Lehrers „Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution" gekannt hat. Seine scharfe Betonung des einheitlichen Nationalitätsgedankens für ihren Fortschritt und für die staatlichen Vorgänge überhaupt bildet eine Abweisung der Fichteschen einseitigen „Kultur zur Freiheit", die dieser als den einzigen Endzweck des Staates setzt, und seine Betonung der sprachlichen und kulturgeographischen Bedingtheit des Staatslebens, der irrationalen Faktoren, der Faktoren der äußeren Notwendigkeit, des Interesses, der Unfreiheit erklingen wie eine Polemik gegen die Ableitung des „reinen" Staates aus dem persönlichen Selbstbewußtsein des einzelnen Menschen [2]). Aber neben diesen Gegensätzen finden sich auch

---

[1]) Reisen III, 48.

[2]) So namentlich Reisen IV, 20 ff. . . . „Was soll uns alles Geschwätz über die reine und aprioriſche Natur des Menschen, über seinen Zustand vor und außer aller Gesellschaft, über sein Wesen als Geist und als Leib. — Es wandelt ein Geist verborgen, und nur den Edleren fühlbar, durch die ganze Natur und also auch durch den Menschen. — Aber sobald wir anfangen, diese großen Dinge — herausklauben und haarklein bestimmen und auflösen zu wollen, so geraten wir auf das Lerchenfeld und verwickeln uns in die Netze, die wir uns selbst stellen. Die Erfahrung wird uns doch immer zur Seite gehen müssen, sie wird uns erst viel geben und lehren müssen, ehe unser Urteil fest und sicher auf eigenen Füßen gehen kann, d. h. wir werden erst die Leiter auf der Erde befestigen müssen, womit wir den Himmel erklettern wollen. In Grotius und Macchiavelli ist mehr Gesundes über die Kunst, Menschen zu regieren und Staaten aufrecht zu erhalten, als in allen Philosophien des Rechts und der Politik a priori. Wie kann ich auch überall etwas a priori und vor aller Erfahrung bestimmen, was mir einzig in einer Reihe von Erfolgen gegeben werden kann"; natürlich ist das, „was dem Menschen als Menschen angehört, ohne welches er aufhören würde, ein solcher zu sein"; gegen dieses muß er Gehorsam zeigen, auch ohne bürgerliche Gesellschaft; „kommt die Staatsgesellschaft hinzu, so gehört auch sie zu seiner Natur; weil er zu ihr hinstrebte, war sie nicht streitend mit seinen Grundanlagen". Übrigens bildet Fichtes Schrift mit ihrer Betonung der sittlichen Freiheit doch einen scharfen Gegensatz gegen die natürliche, gleiche Freiheit der Revolution.

starke Gleichklänge zu der Fichteschen Schrift. Mit unerbittlicher Strenge verlangen die „Reisen“ sowie jene beiden ersten Arbeiten die Versittlichung aller Grundlagen gemeinsamen Lebens, und wenn Fichte einmal alle Urrechte der Menschheit auf die beiden Klassen der unveräußerlichen Rechte der Geistigkeit, des reinen Ich, und der veräußerlichen Rechte der Sinnlichkeit, der äußeren Handlungen zurückführt [1]), und auf die erste Kategorie dem Staate keinen Einfluß zubilligt, so entspricht das ganz den Anschauungen Arndts, die er in diesen Schriften niedergelegt hat. Was Fichte aus dem reinen Denken heraus folgert, ergibt sich ihm aus den Tatsachen der Erfahrung. Und das war ja gerade das Große und Menschliche an der Revolution trotz aller einzelnen Greuelszenen, daß sie dieses „heilige Gesetz der Menschlichkeit“ aus dem Dunkel der Vergangenheit an das helle Tageslicht rückte und der Erde gleichsam wiederschenkte. Dieses Recht ist das Gesetz der „Humanität“, und es offenbart sich in der sich selbst bestimmenden Freiheit der einzelnen Individuen und der einzelnen Volkseinheiten, sowie in der gesetzlichen Gleichheit. Er erkennt es ausdrücklich an, daß das französische Volk diesen Gedanken bei sich selbst durchzuführen versucht hat, aber er spricht es ebenso unumwunden aus, daß außerhalb der Grenzen des Landes seine Heere und seine Beamten in Italien nicht weniger als in Deutschland und der Schweiz dieses Grundgesetz mit Füßen getreten und nicht beachtet haben. An die Stelle seiner absoluten Gültigkeit setzten sie ein einseitiges Nützlichkeitsprinzip und gewährten ebensowenig wie das alte Rom den übrigen Völkern, was sie für sich selbst in Anspruch nahmen.

Dieser schrille Mißklang in dem Verlaufe der französischen Revolution führte ihn dann zu der weiteren Frage, ob es überhaupt möglich sei, das „reine“ Ich, die „reine“ Religion, die „reine“ Sittlichkeit, den „reinen“ Staat durchzusetzen oder geschichtlich, d. h. in der Erfahrung zu verwirklichen. Seine Antwort ist ein unbedingtes Nein, weil der Mensch sich nie von der äußeren Bedingtheit lösen kann, weder in der Gestaltung der eigenen Persönlichkeit noch in der Bildung der Gemeinschaften, weil sie jener zweiten Kategorie von Gesetzen und Rechten unterworfen sind, die den Menschen schlechthin an die Sinnlichkeit binden. Das radikale Souveränitäts- und Ichbewußtsein Rousseaus beruhte auf der Annahme der ursprünglichen Gutheit des Menschen, darum war seine geschichtliche, oder vielmehr seine naturgeschichtliche Methode gegründet auf den Begriffen der Ausartung oder der Entfaltung des Menschen. Dem Gedanken der Evolution gegenüber vertrat Arndt den Gedanken der Entwicklung, dem Begriffe eines schlechthin

[1]) A. a. O. Seite 223.

vollkommenen Staates oder dem Verlangen einer vollkommenen Loslösung vom Staate und einer gänzlichen Auflösung aller Kultur in Staat und Gesellschaft, wie sie sich bisher gestaltet hatte, also dem Verlangen nach einem neuen Anfang stellt er seine defensio status civilis entgegen, weil er an seine Versittlichung, an seine Humanisierung glaubte. Die Entwicklung des einzelnen, der Gesellschaft und des Staates zur Humanität, wie er sie vertrat, rückt ihn an Herder heran, zeigt, wie stark er von dessen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" beeinflußt wird; und man darf wohl annehmen, daß auch die starke Betonung der Sprache für die Grenzen der Nationalstaaten und für den Kultur-, d. h. Humanitätsstaat auf ihn zurückzuführen ist. Die ganze geschichtliche Auffassung Arndts, wie sie in den „Reisen" und den beiden kleinen Schriften zum Ausdruck kommt, wurzelt darin, daß wir versuchen müssen, eine Person, ein Volk, und ihre Entwicklung nach den ihnen immanenten Kräften und nach ihren äußeren Bedingtheiten zu verstehen, und nicht, sie unter allgemein gültige logische Gesetze zu subsumieren, denen weder der einzelne Mensch, noch viel weniger das einzelne Volk als von Natur zusammengesetzte Wesen unterworfen sind; sie bedeuten einen Zwang, der ihre Geschichte unnatürlich einengen und begrenzen würde[1]). Er wandelt auch hier in den Bahnen Herders. Und nun die Schlußfolgerung, die er daraus zieht. Herder sagt in seinen Briefen: „Zum besten der gesamten Menschheit kann niemand beitragen, der nicht aus sich selbst macht, was aus ihm werden kann und soll"; jeder muß also zunächst sittlichen Gehorsam gegen seine eigene Natur üben, sich selbst humanisieren, ehe er dies Wagestück bei anderen unternimmt, nach Ort und Zeit die eigene Kraft heranbilden, ehe er in die Geschicke seines Volkes eingreift: „Jeder strebe, auf seinem Platz zu sein, was er in der Folge der Dinge sein kann; dies soll er auch sein, und ein Anderes ist für ihn nicht möglich." Und Arndt: „Sei an deinem Platze hilfreich, menschlich, gerecht, und deine Liebe zum Einzelnen geht in die Unendlichkeit hinein, als Wechselwirkung auf das Allgemeine über, — du bist ein rechter Weltbürger." Fichtes abstrakter Individualismus hatte so in ihm durch Herder eine konkrete Gestalt gewonnen. Außer der eigenen Erfahrung auf seinen Reisen, die immer am höchsten einzuschätzen sein wird, war offenbar dessen Stellung zur Humanität der Gedanke, der in ihm Fichtes und Rousseaus Anschauungen umformte; nicht daß er nun das Ich von der Gemeinschaft oder dem Universum loslöste: seine Arbeit war ihm vielmehr das Mittel, das Eigene mit dem Allgemeinen

---

[1]) Vgl. oben S. 76 Anm. 2.

zu verbinden; und der klassische Hellenismus lehrte ihn, die gegebene Ordnung des Staates als Notwendigkeit, als zu seiner Natur gehörig in sein Leben, sein Leben in diesen Gesamtwillen einzufügen; er hatte in der Tat Homer und Thucydides, wie er es ausspricht, mit Andacht gelesen. Es wird immer wieder darauf hingewiesen, wie einfach und schlicht doch eigentlich die Gedankenwelt Arndts gewesen sei, wie natürlich und aus gesunder Erdkraft gewachsen. Es ist nur zum Teil richtig. Wie harter Mannesarbeit bedurfte es erst, ehe er sich zu dem Eigenen durchrang; und das Eigene wiederum: wie viele fremde Elemente mußten erst mit ihm verschmolzen werden, ehe ein einheitlicher Wille mit schöpferischer Kraft, eine Persönlichkeit daraus wurde, die zugleich auf den Gesamtwillen der Nation eingespannt war. Zunächst standen ihm nur die Gesetze fest und klar vor der Seele, die des Menschen Verhalten zur Natur und Geschichte bestimmen sollen. Sie heißen: Glaube allezeit und allerorten an einen angeborenen Menschenadel und darum an die Herrschaft des Menschen, glaube aber auch, daß du stets das Böse als etwas Wirkliches in dir selbst und in der Gemeinschaft überwinden mußt, glaube also an eine Entwicklung zum Guten und zur Humanität; suche das dir eigentümliche Maß und erringe dir deine Stellung und deinen Platz in dem unaufhörlichen Wechsel; erkenne deine Beschränkung durch Raum und Zeit und deinen unauflöslichen Zusammenhang mit der Gesamtheit als eine Notwendigkeit des menschlichen Lebens. So wird die Natur aus einem wilden Chaos zu einem durch die Schöpferkraft des Menschen umgestalteten Kosmos. Die Geschichte ist nicht eine immerwährende, zusammenhanglose Neubildung oder gar rückläufige Verbildung, sondern eine tiefe innerliche, auf allen vorangegangenen Zeiten ruhende, daher zugleich notwendige und freie Bewegung. Das gilt für Individuen wie für Völker. Auf dem Vorhandensein der inneren und äußeren Notwendigkeit gründete Arndt seine Zustimmung zu der Revolution in Frankreich; auf ihr Fehlen bei anderen Staaten und Völkern hin sprach er der romanischen Nation das Recht ab, die aus ihren eigentümlichen Zuständen entstandene Bewegung auf andere zu übertragen; ein solches Verfahren widersprach überdies deren Selbstbestimmungsrechten, *ihren* Menschenrechten; und er verwahrte sich aus dem gleichen Grunde gegen den Gedanken *allgemein* gültiger Staatsformen. So fehlt bei aller Übereinstimmung mit den Ideen der Revolution doch der innere Parallelismus, der allein eine Übertragung geistiger Energie bewirkt. Die französische Bewegung sog ihre ungestüme, nach außen hinstürmende Kraft aus einer gedachten Welt, deren Unmöglichkeit sie nicht zur inneren Ruhe kommen ließ. Arndt wurzelte jetzt nach der Reise ganz in der wirklichen Welt, die er sich in harter, inner=

licher Arbeit zu eigen machte. Fichtes Individualismus und Herders Entwicklung zur Humanität formten sich durch den sittlichen Willen der Persönlichkeit zu einer Einheit. Bei der Revolution verband sich mit dem Begriffe der Freiheit eine angeblich ursprüngliche und wiederherzustellende Gleichheit; Arndts persönliche Freiheit war undenkbar ohne die individuelle Verschiedenheit der Menschen; sie herauszuarbeiten ist das erste Ziel, das Mittel zur Humanität, deren Grundlage in der Gleichheit vor dem Gesetze fest verankert ist[1]). Von einer „acclamation des idées de 89“ kann man nicht reden[2]). Sein Lebensideal war ein anderes als das der französischen Revolution; der Germane wußte, das Unendliche und Ewige als Gesinnung wie ein unverlierbares Heiligtum im Herzen tragend, in seiner Wirksamkeit sich Grenzen zu setzen, während der Romane sich ins Uferlose, in die unheimliche Verallgemeinerung des eigenen Selbst verlor. Es ist bezeichnend, daß von allen neueren historischen Werken Humes History of England von ihm am höchsten eingeschätzt wurde, weil sie nur so viel erzählt, als man wissen kann, weil sie nie vergißt, daß mancherlei Götter, Verfassungen und Weisen der Menschen sind, und weil man in dem Autor öfter den Menschen als den Bürger sieht.

Beide kleinen Schriften atmen freilich durchaus nicht die abgeklärte Ruhe des englischen Philosophen und Historikers. Arndt will auch durchaus nicht, wie wir schon gesehen haben, nur geistige Ursachen in ihrer Wirksamkeit auf den Geist eines Volkes anerkennen, alle physisch derartig wirksamen Kräfte dagegen leugnen. Aber wie der letzte Vorzug, den er an ihm rühmt, daß aus seinen Werken öfter der Mensch als der Bürger spreche, nicht etwa der neuen Bewegung eines klassischen Idealismus oder einer kritischen Philosophie entstammte, sondern der Aufklärung, so verraten auch die „Reisen“ und die beiden kleinen Broschüren trotz aller Realistik und trotz der psychologischen Erfassung von Personen und Zuständen, daß Arndt von demselben Geiste bedingt, daß er durch ihn hindurchgegangen ist. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß er die Reise-

---

[1]) So sagt er Reisen III, S. 323, Menschen können nur vor dem Gesetze gleich sein; die gesetzliche Gleichheit ist die schwerste von allen, aber sie muß zustande gebracht werden.

[2]) Den Zusammenhang Arndts mit dem klassischen Idealismus Weimars, über den später noch zu reden sein wird, hat ein anderer Franzose weit richtiger herausgefühlt als Carnot; der Verfasser des Artikels in der „Biographie nouvelle des contemporains“, tome premier, Paris 1820, schreibt: er war „grand idéologue, partisan de ces doctrines de la civilisation qui deviennent, en Germanie, une espèce de culte de la pensée, enthousiaste de la liberté civile, et défenseur de l'indépendance de son pays“. Außerordentlich günstig urteilt er über die „Reisen“, nennt sie „ouvrages judicieux, pleins de pensées profonds, où se trouve une impartialité remarquable envers les Français, qu'Arndt aimait cependant si peu“, ein beachtenswertes Urteil eines Franzosen aus damaliger Zeit.

bücher, die aus dem rationalistischen Lager hervorgegangen waren, benutzt hat, daß das Ziel seiner Persönlichkeit im Grunde anders gerichtet war als das Luthers eben durch das zwischen ihnen liegende Zeitalter der Aufklärung, daß die Gymnasiasten- und Studentenzeit mit ihren rationalistischen Tendenzen doch nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben sei: immer wieder muß er sich gegen sie waffnen, ganz überwunden hat er sie trotz der harten Worte, die er ihrer Entartung in dem folgenden Jahrzehnt entgegenschleudert, niemals ganz, ebensowenig wie Hume; ganz überwinden konnte er sie gar nicht, ebensowenig wie wir es können, wenn wir Menschen des 20. Jahrhunderts bleiben wollen. Die Aufklärung hatte ihm jene Richtung auf die Welt, jene Anerkennung ihrer selbständigen Bedeutung gegeben, die das 16. Jahrhundert, die auch die Reformatoren nicht kannten. Wenn er in „Ein Wort über die Freiheit der alten Republiken" als das Wesen der Geschichtschreibung hinstellt, sie solle erzählen, was geschah, so kennzeichnet er damit treffend die pragmatische Auffassung der Geschichtschreibung durch die besten Vertreter der Aufklärung. Er selbst hat diese Bedingung nie erfüllt; er hat allen seinen Arbeiten, auch den historischen, immer ein Stück seines eigenen Geistes aufgeprägt. Jene beiden Schriften sind darum, obwohl in der Gesamtheit der literarischen Kundgebungen ihrer Zeit an objektivem Werte gering zu bemessen, für die persönliche Auffassung und Stellung Arndts von grundlegender Bedeutung. Dessen war er sich bewußt, wenn er sagt: „Wer schreibt, soll schreiben, wie er denkt, wie der Mensch handeln soll, wie er glaubt. — — Dem Menschengeist soll kein sinaitisches Gehege gezogen werden, keine Nordwestpassage getürmt, als die ihm die eigene Beschränkung setzt. Was er will, soll er dürfen, und was er wagt, auf seine eigene Gefahr ausführen." So steht bei ihm in diesen Schriften der Mensch vor dem Bürger; geradeso wie bei Hume. Aber es war eine rein formale Übereinstimmung. Bei dem Engländer ruhte sie auf der Aufklärung, hatte als Ziel die rationelle Erkenntnis durch den menschlichen Verstand des Betrachtenden. Bei dem Deutschen ruhte sie auf Rousseau, Fichte, Herder, hatte als Ziel die idealistische Sittlichkeit des Handelnden. Dem entsprach das Motto, das er der zweiten Schrift vorsetzte, die sophokleischen Worte: „Wem Furcht vor jemand seine Zunge schließt, der dünket mich der Schlimmste nun und immer." Daß sie so ganz auf persönlicher Überzeugung beruhte, entging dem scharfen Widerspruche nicht, der ihr in dem Kreise der Greifswalder Kollegen zuteil wurde. Diese unaufhörliche Veränderung alles Seienden, die an jeden Menschen zu jeder Zeit immer wieder mit der Aufgabe herantritt, selbst sein, ja das Lebensproblem zu stellen und zu

lösen, mochte älteren, durch das System der Aufklärung fest in sich gefügten Gelehrten leicht die Aufhebung jeder sittlichen Norm bedeuten. Manch biederer Kollege, der sich in diesen Individualismus nicht hineinleben konnte, schüttelte bei den Anfangsworten: „Ewiges Spiel ist das Leben der Welt und Spiel ist das Leben der Menschen" das greise Haupt und erblickte in dem jugendlichen Feuerkopfe einen offenbaren Verderber der Jugend. Ein von Arndt sonst hochgeschätztes Mitglied des Konzils gab diesen sittlichen Bedenken freimütigen Ausdruck in einem Schreiben vom 22. November 1800 an den Freiherrn v. Essen und bat in Erwägung zu ziehen, „daß junge Männer, die sich der Akademie widmen und Lohn genießen wollen, zuverlässige Proben von Festigkeit in einem der akademischen Jugend zum guten Beispiel dienenden sittlichen Betragen geben mögen". Warum Arndt diese Arbeit in dem noch erhaltenen Schriftenverzeichnis vom 20. Juni 1807 unangeführt läßt, ist nicht festzustellen. Verfehlt wäre es sicherlich, mit Höfer anzunehmen, er habe es absichtlich getan und vorgezogen, sie der Fakultät gegenüber in Vergessenheit geraten zu lassen [1]).

Derartige Urteile einer vergangenen Zeit drückten ihn nicht nieder. Zukunftssichere Sterne walteten über dem Anfang seiner Lehrtätigkeit. Mit freudig-starker Zuversicht, durch seinen frischen Lebensmut und seine jugendliche Weitherzigkeit unbefangene und in kein System eingespannte Geister an sich zu fesseln, war er in sie eingetreten. Von diesem Geiste waren seine Vorlesungen durchglüht: Auswirkungen seiner lebensprühenden Persönlichkeit ohne jeden Anstrich philiströser Moralität und hausbackener Stubengelehrsamkeit. Seine geistige Spannkraft hob ihn — vielleicht zu sehr — über die Bedenken hinweg, in das während dieser Jahrzehnte beliebte polyhistorische Vielerlei hinabzutauchen; er selbst äußert sie in seinen „Erinnerungen" [2]); aber sein Grundsatz war auch hier:

„Thu' das Deine und thu' es frisch!
Besser stolz an dem irdnen Topfe,
Als demütig am goldnen Tisch."

---

[1]) Höfer a. a. O. S. 41. — In dieses verwerfende Urteil stimmte übrigens nicht ein sein Spezialkollege Möller, der in den „Neuesten Kritischen Nachrichten" 1809 (Greifswald) Bd. 26 S. 329 f. schreibt: „Zu einer Zeit, wo die Schwärmerei des Republikanismus, der gemeiniglich mit Menschenrechten anfängt und mit räuberischer Unterdrückung und Unterjochung endigt, zu so einer Höhe gestiegen ist und sich sogar in die vermeinte Glorie griechischer und römischer Namen entwickelt, ist es wohl ein Verdienst, jene Republikaner des Altertums nicht bloß von der imponierenden Seite der Größe ihrer Thaten und ihres Heroismus, sondern ihrer Moralität darzustellen und ihnen die Larve abzuziehen, wodurch Nationalstolz, alte Geschichtschreiber, neue Politiker und Demagogen gegen ihre wahre Gestalt verborgen haben."

[2]) S. 75.

In anderer Weise ist seine Tätigkeit als junger Dozent nicht denkbar; er fand in ihr zugleich „eine herrliche Notschule, ein Chaos von Gesammeltem und Aufgespeichertem, was in dem Gehirn noch in völliger Unordnung über und unter einander liegt, in Ordnung und Klarheit zu stellen", nachdem die Begründung des eigenen Hausstandes in der Flucht des äußeren Lebens ihm einen ruhenden Punkt gegeben hatte.

Denn im Herbste 1800, wohl bald nach dem Schlusse des ersten Semesters, führte er seine Lotte heim. Der eine Grund, warum er ohne Mittel, ohne feste Stellung, ohne viel Zuhörer diesen Schritt wagte, entzieht sich weiterer Erörterung [1]). Damit nahm weiter die Furcht, daß sie ihm doch noch entrissen würde, ein Ende; er nannte sie ganz sein eigen. Alle Bedenken und Einflüsterungen der von ihm so hoch geschätzten Eltern hatten sein Vertrauen zu ihr nicht erschüttert. Auf neue Vorstellungen bald nach der Hochzeit antwortete er kurz und bestimmt: „Was Sie gegen meine Dirne haben können, das sind äußere Kleinigkeiten; denn bei Gott ich achte sie, wie ich sie liebe. Aber auch sie muß von mir noch erzogen werden, wie jedes Weib von ihrem Manne." Nahrungssorgen quälten ihn nicht; fehlte es einmal am Nötigsten, dann füllte das treue Elternhaus mit seinen ländlichen Vorräten die städtische Vorratskammer. Die beiden notwendigen Voraussetzungen eines fröhlichen Optimismus beseelten die geistige Kraft: der Wille zum Eigenleben und die von keinem fremden Einfluß gehinderte, ungebrochene Schaffenslust. So konnte er jetzt von sich selbst sprechen: „Wie kann der Mensch doch alles, was er selbst will, und so gar wenig von dem, was andere von ihm wollen." Die naive Heiterkeit und die vertrauende Liebe seiner Lotte hatten die träumerische Schwere und das grüblerische Nachdenken des norddeutschen Gemütes von ihm genommen und nach langjährigem Kampfe die Befreiung von seinen Lüsten und Gedanken gebracht. Wie ein sonniger Lichtstrahl nach langen nebligen Novembertagen quoll aus seinem Innern das „Lebenslied" hervor. Schon in dem Gedichte „an die Wiedergeborenen" klang es heraus:

„Aus eigner Brust erblühen eigne Wonnen",

allein um diese einfache Lebenserfahrung woben sich die Gespinste philosophischer Betrachtungen, die zerrissen werden mußten, und unbeholfener Wort- und Reimformen. Hier dagegen herrschte reine, jubelnde und frohlockende Klarheit in Gestaltung und Inhalt:

---

[1]) So Meisner, Nord und Süd, S. 110.

„Bau dein Nest, weil der Frühling währet,
Lustig bau's in die Welt hinein; —
Steh' nicht horchend, was Narren sprechen,
Jedem blüht aus der Brust sein Stern; —
Wechselnd geht unter Leid und Freuden
Nicht mitfühlend der schnelle Tag.
Jeder suche zum Kranze bescheiden,
Was von Blumen er finden mag.
Jugend verblühet!
Freude entfliehet!
Lebe! halte! doch lauf' nicht nach!"

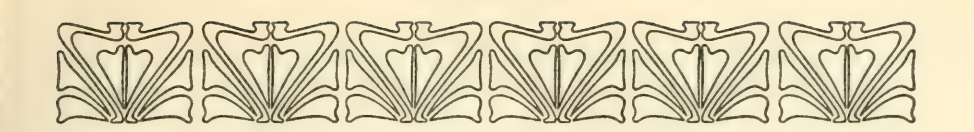
Rüstige, hoffnungsreiche Arbeit im kleinen, aber eigenen Kreise, froher Genuß des ehelichen Glückes in stiller Häuslichkeit sollten die Leitsterne seines Lebens sein. Doch das Schicksal war mächtiger als der Wille der Menschen. Am 16. Juni 1801 schenkte Lotte einem Sohne, Karl Moritz, später Karl Treu genannt, das Leben. Wenige Tage darauf, am 24. Juni, wurde sie ihm durch den Tod entrissen.

Das leichtbeschwingte, gegenwartsfrohe Leben, das jenem Liede die Form gegeben hatte, war erloschen; auch in seiner Seele. Der schwere Ballast, dessen sie sich eben entledigt hatte, drückte ihn von neuem nieder. Mythische Personen der hellenischen Sage und des hellenischen Göttterglaubens nahmen ihn in seiner Trauer gefangen und hüllten seine Gedankenwelt in ein fremdes Gewand. Dunkel lag der Wille des Schicksals vor ihm. Die Lebensfreudigkeit war gedämpft durch die dumpfe Frage: Warum ein so kurzes Glück? — Zugleich aber war sein Lebensinhalt erweitert und vertieft. An sich selbst bewährte er das „Wage! Dulde! die Welt ist dein!" des Lebensliedes und lernte, was er vielleicht vorher als Tat noch nicht getan hatte, sein persönliches Leben mit der Allgemeinheit verknüpfen, seinen Blick ahnungsvoll in die Zukunft richten, für die vielleicht die Zerstörung des zufriedenen Glückes eine wenn auch hart empfundene Notwendigkeit war. Der Rahmen des Verkehrs erweiterte sich über die stille Häuslichkeit hinaus. Die jungen Dozenten der Hochschule, durch die in den „Greifswalder Schlaf" etwas Leben hineingekommen war, die Philosophen Parow und Muhrbeck, der Mediziner Rudolphi, der Historiker Rühs, der Jurist Schildener, von denen die letzten drei später warmherzige Anhänger der Patriotenpartei wurden, und Arndt bildeten für einige Jahre die geistig regsame Gesellschaft der Greifen; Trink- und Weinlieder entstanden in dieser fröhlichen Runde. Ältere Kollegen, zum Teil noch seine Lehrer, öffneten ihm gastlich ihr Haus. In den Mitgliedern der Familie des Professors Billroth fand er teilnehmende Freunde; auf die junge Charlotte Bindemann, die Schwägerin Billroths, beziehen sich seine innigen Me-

littionlieder aus dem Jahre 1804. Zu diesen neuen Kreisen traten die alten wohlbekannten: das „allerbeste" elterliche Haus, der Patriarch der Familie zu Posewald, außerdem auf Rügen „zwei Patriarchen anderer Stufen": der Superintendent Pritzbuer in Garz, dessen schon oben gedacht wurde, und der General v. Dyke auf Losentitz, der einst die Bellingschen Husaren des alten Fritz kommandiert und sich dann im Schwedischen angekauft hatte: „Was ich da empfangen habe, das läßt sich auf kein Papier bringen. Es waren herrliche Abbilder von Gottes Ebenbilde, drei Patriarchen, aus denen sich Kraft saugen ließ, wenn die lustigen Geister der Spekulation, die oft in dünner und unerquicklicher Gespenstigkeit im Herbstwind durch die dürren Stoppeln, durch die öden Buchenblätter hinpfeifen, einen in die kalte und leere Nebelwelt forttragen wollten." Diese Besuche auf der rügenschen Heimatinsel wurden der äußere Anlaß, weiter aus dem beschränkten Kreise des Universitätslebens hinauszutreten: „Hier ward ich auch bald ein politisch schreibender und handeln müssender Mensch."

Im Sommer 1801 und in dem folgenden Wintersemester scheint Arndt keine Vorlesungen gehalten zu haben. Die Erfolge seiner Lehrtätigkeit und der Wunsch, sich ein kleines, aber sicheres Einkommen zu schaffen, hatten ihn ermutigt, bereits am 28. September 1800 den Kanzler Freiherrn v. Essen um die Verleihung einer Adjunktur mit dem gewöhnlichen Adjunktengehalt zu bitten. Vielleicht wollte er die Entscheidung abwarten, ehe er die Vorlesungen wieder aufnahm, wie weit man ihm willfahren würde. Rektor und Konzil befürworteten das Gesuch, hoben rühmend seine ausgebreiteten historischen und sprachlichen Kenntnisse hervor; „seine Beförderung werde ein Gewinn für unsere Akademie sein, die von seinem glücklichen Genie, das er in der Folge auch in der Poesie und Redekunst beweisen wird, viel Gutes erwarten darf". Die Entscheidung verzögerte sich. Mit jenem Konzilsbeschluß waren vota separata einiger Professoren abgegangen, die sein und seines Mitbewerbers Trägårdh Ernennung hinausschieben oder wenigstens nicht mit der herkömmlichen Besoldung verbinden wollten. Beide hätten erst zu kurze Zeit gelesen; die dichterischen Gaben würden das Amt des Geschichtsforschers nur ungünstig beeinflussen. Der eigentliche Grund zu diesem Verhalten entsprang recht egoistischen und kleinlichen Motiven, sie befürchteten eine ungünstige Beeinflussung ihrer Versuche, trotz der mißlichen Finanzlage der Universität eine Gehaltserhöhung zu erzielen. Erst am 15. Dezember 1801 trafen für beide die Ernennungsschreiben ein. Außer einem jährlichen Gehalte von 100 Talern wurden ihnen 20 Taler Hausmiete, 20 Faden Holz und 6000 Stück Torf bewilligt. Wie weit Arndts Schwiegervater, der das

Dekanat der philosophischen Fakultät verwaltete, an dem günstigen Ausgange beteiligt war, ist nicht zu ersehen. Am 30. Dezember legte der neue Adjunkt nach der Rezeption den Eid ab. Die erste sichere Lebensstellung war errungen, Arndt der kleinen Universität, halb schwedisch, halb deutsch, für 10 Jahre einverleibt, in die nun der erste Teil seiner öffentlichen Wirksamkeit fällt.



Vierter Abschnitt.

Schwedische Dienste und deutsche Sehnsucht.

1802—1812.

1. Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Germanien und Europa. Erste Sammlung der Gedichte. 1802—1804.

Mit dem Sommersemester 1802 nahm E. M. Arndt seine Kollegien wieder auf. Die Verleihung der Adjunktenstelle hatte dem Plane ein Ende gemacht, der vielleicht durch seinen nahen Verkehr mit Fanny Tarnow, der später bekannten Schriftstellerin, zuerst in ihm wachgerufen war. Sie lebte im Hause des auch dem jungen Dozenten befreundeten Herrn v. Schmiterlöw auf Rügen. Beide unterhielten sich oft über Lebens- und Erziehungsfragen, die, wie von den Reisen her erinnerlich, sein lebhaftes Interesse erregten; und es reifte in ihm der Gedanke, den er später wiederholt in Erwägung zog, selbst eine Erziehungsanstalt zu gründen. Damit hängt es wohl zusammen, daß er seine Eltern im April 1802 bat, die jüngste Schwester Dorothea, die ihm als seine „Gottesgab" von den Geschwistern besonders ans Herz gewachsen war, in sein Haus zu geben und ihr eine ernstere Erziehung zuteil werden zu lassen; er wollte Ostern in die Heimat kommen und sie dann gleich mitnehmen. Ob auch der Abbruch der Beziehungen zu Fanny Tarnow, die ihm innig zugetan war und ihre Neigung vielleicht zu früh kundgab, dazu beigetragen hat, jene Absicht zurückzustellen, läßt sich nicht ermitteln[1]). So viel steht fest, daß er nun wiederum mit regem Eifer seiner Lehraufgabe sich widmete. In einer seiner nächsten Schriften heißt es einmal, er wolle als Einleitung eine kurze Über-

[1]) Über die Beziehungen zu Fanny Tarnow vgl. H. Meisner, E. M. Arndts Leben und Schaffen, im ersten Bande der „Ausgewählten Werke in 16 Bänden", Leipzig 1908, S. 18; dazu Allgem. Deutsche Biographie, Bd. 37 S. 399 ff., Brief an den Vater wegen Gottesgab, 4. April 1802, M.-G. Nr. 18.

sicht der älteren Zeit geben, „damit wir zum Verstand der unsrigen gelangen". In diesem Sinne hatte er seine Vorlesungen begonnen, und ebenso setzte er sie jetzt fort. Ihr Ziel ist es, in seinen Zuhörern das Interesse an den gegenwärtigen Zeitverhältnissen durch das Verständnis des geschichtlichen Werdens und ähnlicher Zusammenhänge zu wecken und ihre kritische Urteilsfähigkeit zu schärfen. Er wandelt damit dieselben Bahnen, welche die damals im Universitätsunterrichte und auch von ihm viel verwandten Lehrbücher von Spittler und Heeren innehielten: nicht die geschichtlichen Zustände und Werdeprozesse an sich und in ihrem selbständigen Werte wurden dargestellt, sondern nur so weit und unter dem Gesichtspunkte betrachtet, als sich ihre Auswirkungen bis auf die Gegenwart verfolgen ließen, also nach einer im Grunde rationalistischen Methode. Geschichte der englischen und französischen Revolution und Hauptrevolutionen des Mittelalters; Geschichte der letzten Jahrhunderte, Verhältnisse der Nationen zueinander und des Weltverstandes unserer Zeit; Universalgeschichte und Einleitung in die Geschichte klimatisch, geographisch, anthropographisch; Platos Staatsverfassung als Einleitung in die Weltregierungs- und Erziehungskunst und politisch-humanistische Konservatorien: so gruppieren sich die Vorlesungen der nächsten vier Semester zueinander, die Arndt hielt; sprachliche Übungen auf dem Gebiete der klassischen, französischen und italienischen Literatur vervollständigten seine umfangreiche Arbeit als akademischer Lehrer. Und eine ausgedehnte literarische Wirksamkeit machte ihn jetzt über die Grenzen seines engeren Heimatlandes hinaus bekannt [1]).

Schon die erste Auflage der „Reisen" hatte einen guten Absatz und allgemeine Anerkennung gefunden. In der Ankündigung der zweiten Auflage, die namentlich durch die Abschnitte über Ungarn erweitert wurde, konnte der Verleger Gräff darauf hinweisen, daß das Werk fast in allen gelehrten Zeitungen, und besonders in den beiden ersten kritischen Journalen, der Allgemeinen Literaturzeitung und der Neuen Allgemeinen deutschen Bibliothek Nicolais „mit großem Lobe angezeigt" worden sei. Dazu kamen die bereits erwähnten beiden kleinen Schriften und zahlreiche Gedichte, die im Göttinger Musenalmanach 1799 und im Taschenbuch für die Gegenden am Niederrhein zu Düsseldorf 1800 und 1801 erschienen waren und später im Zusammenhang bei der ersten Ausgabe seiner Gedichte zu würdigen sind. Zwei andere Schriften, die im Laufe des Jahres 1802 entstanden, zogen ihren Verfasser mitten hinein in das

---

[1]) Für diesen Abschnitt ist zu vergleichen die grundlegende Arbeit von C. J. Fuchs, Der Untergang des Bauernstandes und das Aufkommen der Gutsherrschaften nach archivalischen Quellen aus Neuvorpommern und Rügen, Straßburg 1888.

bewegte Treiben der Gegenwart: „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Nebst einer Einleitung in die alte teutsche Leibeigenschaft", der bei seinem Freunde Georg Reimer, dem Inhaber der Realschulbuchhandlung zu Berlin 1803 gedruckt wurde, und „Germanien und Europa", das in demselben Jahre bei J. F. Hammerich zu Altona erschien.

Das Leben des elterlichen Hauses hatte sich in einer glänzenden aufsteigenden Linie entwickelt. Aus dem Leibeigenen, dessen Vorfahr als freier schwedischer Soldat sich einst in die Dienste der Grafen Putbus begeben hatte, war wieder ein freier Mann geworden, der selbständige Pächter großer Güterkomplexe, der mit den Pastoren und Beamten der Nachbarschaft, mit den kleinen adligen Gutsbesitzern Rügens und später des Landes Barth in freundschaftlichem Verkehr stand, von dessen Söhnen zwei sich der gelehrten Laufbahn widmen konnten. Ganz besonders günstige Umstände und eigene hervorragende Tüchtigkeit hatten dies Ergebnis herbeigeführt. Um so greller wirkte schon auf den nachdenklichen Sinn des Knaben und Jünglings der Kontrast, in dem zu dieser glücklichen, rein persönlichen Ausnahmeerscheinung die geistig-sittliche und sozial-wirtschaftliche Stellung der Landbevölkerung, der Angehörigen des Standes seiner eigenen Herkunft und Abstammung sich befand. —

Eine große Umwandlung der Agrarverhältnisse dieser Territorien, die zu wendischer Zeit durch den freien Stand des Adels mit großem Grundbesitz, den hörigen Stand der Bauern mit öffentlichen Leistungen und Abgaben an den Fürsten sowie grundherrlichen Abgaben und Diensten bestimmt wurden, hatten die friedliche germanische Kolonisation und die kriegerische Christianisierung des Landes bewirkt. Alle drei Faktoren dieser Bewegung, die Zisterzienserklöster, die deutschen Ritter und die neu gegründeten deutschen Städte brachten das Lehnrecht mit sich, das auch der slawische Adel anzunehmen sich gezwungen sah; er empfing seine einst erblichen Güter als Lehen wieder, während der Fürst dagegen auf die Hauptmasse der Hoheitsrechte verzichtete. So vollzog sich bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts eine allmähliche Verschmelzung beider Bevölkerungsgruppen zu einheitlichem Rechte, bei welcher der Bauernstand zunächst gewonnen hatte. Mochten auch einzelne Ackerwerke, Gutshöfe, vorhanden sein, zu denen der Bauer Hofdienste leisten mußte, in der Hauptsache bestanden Bauerndörfer. Die slawischen und deutschen Bauern waren Erbzinsbauern ohne Hofdienste für die Grundherrschaft, weil meistens das Hoffeld, die ausgedehnte Gutswirtschaft, noch fehlte, also freie Leute; aber nicht ganz frei, sondern Hintersassen; und aus dieser Beschränkung entwickelte sich ein neues Abhängig-

keitsverhältnis, sobald Gerichtsbarkeit, Bede und Dienste vom Landesherrn auf den Grundherrn übergegangen waren. Diese Entwicklung, und damit der Niedergang des Bauernstandes, vollzog sich, auf Rügen etwas später als auf dem Festlande, im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts einmal infolge der Fehden und Kriege der Fürsten, die sie von dem Adel abhängig machten und sie nötigten, ihrer landesherrlichen Rechte auf die Bauern zu dessen Gunsten sich zu entäußern, dann infolge der Entstehung der Gutsherrlichkeit und der großen Gutswirtschaften, die durch den Abzug zahlreicher Bauern in die Städte und ihre Vernichtung durch die furchtbaren Pesten und Seuchen jener Zeiten beschleunigt wurde. Nicht in den Hofdiensten, sondern in dem Übergang der Gerichtsbarkeit vom Landesherrn auf die Grundherren, aus der dieser sich bald eine einträgliche Einnahme zu verschaffen wußte, lag zunächst der Anlaß zur Verschlechterung der Lage der bäuerlichen Bevölkerung. Die römisch-rechtliche Lehre von der Expropriation mag dazu beigetragen haben, das Auskaufungsrecht der adligen Herrschaften und das Relegationsrecht der fürstlichen Ämter, der Städte, Klöster und geistlichen Stifter zu verschärfen. Die wirtschaftliche Umgestaltung, die das Zeitalter der Reformation durch die Ausbildung der weltlichen Territorien mit sich brachte, vollzog sich wiederum auf Kosten der Bauern, indem die fürstlichen Amtleute weit höhere Dienste forderten als vorher die Vögte der Klosterherrschaften, und die adligen sowie städtischen Grundherren dieses Beispiel um so lieber nachahmten, als es eine Verbesserung des Besitzstandes im Gefolge hatte. Diese Entwicklung begann mit dem Jahre 1560, setzte dann mit besonderem Nachdruck 1611 ein, als die meisten fürstlichen Ackerwerke verpachtet wurden. Doch blieb zunächst das Fürstentum Rügen davon unberührt. Verhängnisvoll für diese Gebiete wurde der dreißigjährige Krieg, der besonders hart die Insel selbst mitnahm; und als nun auf Schweden die Verwaltung des Landes überging, verkündigte es auch für die neuvorpommerschen und rügenschen Teile die stettinsche Bauerordnung von 1616 als zu Recht bestehend. Damit war den bäuerlichen Wirten dieser Territorien der erbliche Besitz abgesprochen. Was der dreißigjährige Krieg wirtschaftlich begründet, die Bestätigung jener Bauerordnung theoretisch festgelegt hatte, setzte die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts fort: bei dem Mangel an Geld wurden nur so viel Bauernhöfe wieder eingerichtet, als deren Dienste unbedingt zur Bestellung des Hoffeldes nötig waren; die übrigen Wirtschaften gingen ein, ihr Feld wurde zum Hoffeld gezogen, so daß wiederum mehr Dienste als vorher erforderlich waren. Und die Bauern, die, selbst ohne jede finanzielle Mittel, von den Städten und den pia corpora als den kapitalkräftigsten Grundherren zuerst, dann von dem

Adel eingesetzt wurden, erhielten die Hufen und das zur Führung der Wirtschaft Notwendige nicht zu einem erblichen Besitz, sondern zu einem unerblichen: ihr Besitz wurde Laßbesitz, in dem der Sohn nur folgte, wenn er zur Leistung der Hofdienste und der Abgaben sich eignete. Der Bauer war dinglich und persönlich von seinem Grundherrn abhängig; nur auf Rügen, in der großen Herrschaft Putbus und auf den zu Spyker gehörigen Dörfern, erhielten sich Reste des alten Besitzstandes, ohne jedoch die ungünstige Wandlung der persönlichen Rechtsverhältnisse zu hemmen. Der anfängliche gute Wille der schwedischen Regierung, welche die Leibeigenschaft als ein „schädliches Geschwür" bezeichnete, die ungemessenen Dienste in gemessene festlegen und aus der Fremde Bauern ins Land ziehen wollte, vermochte ebensowenig diesen Lauf aufzuhalten. Die Verhältnisse des Mutterlandes selbst seit dem westfälischen Frieden waren nicht dazu angetan, um die geordneten Maßregeln mit starker Hand durchzuführen. Der nordische Krieg Karls XII. vernichtete den Wohlstand des platten Landes von neuem, und im kleinen wiederholte sich der Prozeß, der sich hier wenige Jahrzehnte vorher abgespielt hatte; er traf diesmal besonders hart die Bauern auf den fürstlichen Domanialgütern, die zum großen Teil ohne kontraktliche Sicherung der Rechte der Bauern an benachbarte Adlige verpfändet waren. Die starke Kontribution während der Besetzung des schwedischen Pommerns durch preußische Truppen 1758/59 hatte vollends die materiellen Kräfte der bäuerlichen Bevölkerung gelähmt, als sich in den siebziger Jahren ein Umschwung der Landwirtschaft Norddeutschlands vollzog.

Die Einführung des Kartoffel- und Kleebaues bedingte eine neue Fruchtfolgeordnung, eine rationellere Durchführung der Bebauung, eine intensivere Benutzung des Bodens; es vollzog sich die Separation des Hoffeldes von den Bauernfeldern und der Bauernfelder untereinander. Der Getreideexport steigerte sich namentlich in den Küstengebieten unter dem Einfluß des nordamerikanischen Freiheitskrieges und weckte das Verlangen, den Ertrag des Ackerlandes möglichst zu erhöhen. Dem bereits zu einigem Wohlstand gelangten Ludwig Nikolaus Arndt halfen gute Stralsunder Freunde über die Krisis hinweg; den lassitischen Bauern fehlte es an Kapital, Kredit und auch an Intelligenz, um solche Umwandlungen durchzuführen. Der Grundherr sah diese Mängel, und er sah weiter, daß sein Gewinn sich weit mehr vergrößern würde, wenn er die Bauernhöfe eingehen ließ, sie legte und das freigewordene Feld in den eigenen Betrieb hineinzog. In den benachbarten preußischen Provinzen gelang es der tatkräftigen Regierung, einen wirksamen Bauernschutz wenigstens so weit durchzuführen, daß der Bestand der vor dem Kriege in Betrieb gewesenen Höfe gesichert wurde. In Schwedisch-

Pommern fehlte es an solchen Maßnahmen. Die Umwandlung nahm ihren Anfang wiederum auf den Dörfern und Gütern der finanziell günstig gestellten Städte und Stifter; und als in den letzten Dezennien des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts der Adel, nur in weit verstärktem Maße, das gleiche Verfahren einschlug, da waren jene Klassen der Grundherren bereits zu einer neuen Form der Bewirtschaftung übergegangen, zu der bäuerlichen Zeitpacht, nachdem sich ihnen die sozialen Schäden des Bauernlegens offenbart hatten.

Denn ungeheuer war der Abgrund, der sich infolge dieses Verfahrens zwischen den beiden so ganz aufeinander angewiesenen Ständen, den Grundherren und den Bauern, auftat. Aus den mit lassitischem Besitz ausgestatteten Bauern wurden jetzt im günstigsten Falle Kossäten mit einem Garten und ein wenig Ackerland zum eigenen Bedarf; dazu jedoch mit der Verpflichtung beladen, außerdem noch Handdienste zu leisten; in den meisten Fällen aber Tagelöhner ohne jedes Land, nur mit einem Garten, ohne jede Entschädigung durch etwaige freie Überlassung der Hofwehr oder unentgeltliche persönliche Freilassung, die noch § 16 der Bauernordnung von 1616 gefordert hatte. Ganze Bauerndörfer verschwanden, aus den Bauernhäusern wurden Katen, die meistens zwei Familien beherbergen mußten; und diese galten als lebendiges Kapital, das in den Gütern steckte und ihren Wert mitbedingte.

E. M. Arndt hatte jene günstige wirtschaftliche Konjunktur an sich erfahren. Die Eltern waren ja selbst dadurch hochgekommen; verfeinerter Lebensgenuß, breitere Behaglichkeit und sicherere Wohlhabenheit überschritten die Schwelle des Pächterhauses; aber jene innere Lebensgediegenheit und persönliche Inhaltskultur, die das Wesen der Familie bisher gekennzeichnet hatten, vermochten die neuen Ankömmlinge nicht zu verdrängen. Nach wie vor waltete zwischen dem Vater, seinen Bauern und seinen Dienstleuten, wie bei dem General v. Wakenitz, dem General v. Dyke, dem Grafen Brahe und anderen, jenes patriarchalische Verhältnis, das nicht auf Wohlwollen, sondern auf dem Bewußtsein sittlicher Verpflichtung beruhte. Doch das waren Ausnahmen. In der Regel blieb bei dem wirtschaftlichen Aufschwung der Gutsbesitzer und Gutspächter die neue Kultur eine „an- und aufgestrichene Bildung", wurde nicht „Kernung und Eindringen in das Mark des Gemütes"; und Arndt sah, wie aus den Menschen „Egoisten, schlimmer als reißende Tiere, Barbaren genannt" wurden. Die Habsucht siegte über die Menschlichkeit. Einzelne begnügten sich nicht mehr damit, Bauern auf ihren Gütern und Dörfern zu legen, um dann das Bauernfeld in eigenen Betrieb zu übernehmen, sondern sie trieben Schacher mit dem so vergrößerten Gut, suchten es so bald als möglich wieder loszuschlagen, um

mit dem Gewinn einen neuen Handel zu beginnen. Und mit dem Boden wanderten die Tagelöhner und Einlieger von einem zum andern als Objekte, deren Arbeitswerte mit der Vergrößerung der Güter ebenfalls in die Höhe gingen, ohne daß sie einen Genuß davon hatten. Mit dem eigenen Herde, dem persönlichen Besitze, verloren sie allmählich das Bewußtsein von sich selbst; sie waren Eigentum des Herrn und sahen nur tagaus tagein, wie ihre Arbeit diesem zugute kam. Mochten sie selbst theoretisch berechtigt sein, Vermögen zu erwerben, die Wirklichkeit war härter, als daß sie diesen letzten Rest der Freiheit als einen goldenen Schein in ihr Leben hätte fallen lassen. Ihre Behandlung hing von der Willkür ab. Niemand war verpflichtet, leiblich für sie über das unbedingte Maß der Notwendigkeit hinaus zu sorgen. Der schlechte Schulunterricht verhinderte die Fortbildung des kommenden Geschlechts; und wozu sollte sie auch frommen, da Kind und Kindeskinder in der Abhängigkeit doch nur den Eltern folgten, als Knechte und Mägde ihren Dienst am Hofe begannen, als Tagelöhner oder Kossäten ihn endigten? — So häuften sich Verordnungen und Gesetze gegen entlaufende Leibeigene. Selbst der langsame, vieles ertragende pommersche Bauer wehrte sich schließlich in einzelnen Fällen dagegen, gutwillig von seinem Hofe zu gehen, und es kam vor, daß die obrigkeitliche und richterliche Gewalt dem Besitzer mit militärischer Hilfe beistehen, die sich Widersetzenden bestrafen mußte. Die Gesetze und ihre gewohnheitsmäßige Auslegung waren, seitdem Balthasars de hominibus propriis in Pomerania 1779 veröffentlicht wurde, für des Herrn Recht, und die jungen Leute konnten nur versuchen, durch ein willkürlich bestimmtes Loskaufgeld sich von dem Boden und dem Herrn zu lösen. Damit waren sie heimatlos; sie waren ganz entwurzelt.

Die schwedische Regierung hatte auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verschiedene Anläufe genommen, um diesem Übel, welches das Hauptland nie gekannt hatte und infolgedessen in seiner geschichtlichen Entwicklung auch nicht zu verstehen wußte, abzuhelfen. 1767 bereits begann die „Einrichtungs-Kommission" Beratungen über die „zu befördernde Population", lenkte die Aufmerksamkeit auf die Schädlichkeit der Verwandlung von Bauerndörfern in herrschaftliche Vorwerke; allein die Stände wiesen eine derartige Einmischung in ihre grundherrlichen Rechte zurück; so oft die staatliche Verwaltung dahinzielende Maßnahmen zur Sprache brachte, erzielte sie immer wieder den gleichen Mißerfolg. Die Versuche ruhten dann bis 1795. Inzwischen hatte jedoch, seit 1778, die Tätigkeit des Generalstatthalters Fürsten v. Hessenstein, „eines der thätigsten und gerechtesten Verwalter, welchen diese schwedischen Lande je gehabt haben", zugunsten der Bauern des Doma-

niums eingesetzt; ein königliches Reskript verbot auf den Domänen das Legen der Bauern und führte als Mittel dagegen die Selbstpachtung der Bauern ein, denen 1780, offenbar für kleinere Besitzungen, eine Erbpacht auf 100 Jahre bewilligt wurde. Diese letzte Maßregel kam jedoch nur in sehr beschränktem Maße zur Ausführung. 1788 brach der schwedisch-russische Krieg aus, der König brauchte Geld, griff persönlich in die Verwaltung der deutschen Provinz ein, und Hessenstein trat bereits zu Beginn des Feldzuges von seinem Posten zurück.

Des Fürsten Tätigkeit zugunsten der Bauern auf den landesherrlichen Besitzungen wurde offenbar durch die „Patriotischen Beiträge zur Kenntnis und Aufnahme des schwedischen Pommerns" mitbestimmt, die der Kammerrat J. D. v. Reichenbach seit dem Jahre 1784 veröffentlichte. Sie legten zum ersten Male mit rücksichtslosem Freimut die Mißstände dar, unter denen ein reiches Land verarmte, verlangten eine allmählich fortschreitende Verbesserung der Verhältnisse und Aufhebung der Leibeigenschaft als ein Postulat der Menschenwürde. Wie der ganzen Aufklärung fehlte auch den „Beiträgen" der historische Sinn, das Verständnis für die geschichtliche Entwicklung; aber mögen seine Anklagen infolgedessen zum Teil in einzelnen Fällen übertrieben sein: die Forschung hat den tatsächlichen Zustand des Landes in seinen großen Zügen doch so bestätigt, wie er durch ihn geschildert worden ist. Der Staub, den das Buch aufwirbelte, verflog bald; es fehlte in dem Lande jede „Spur von politischer Teilnahme und politischem Leben"; seine Bewohner waren von dem materiellen Interesse des Erwerbes einseitig beherrscht, die Teilnahmlosigkeit galt vornehm als Humanität. Erst die französische Revolution weckte auch hier die Geister, und im Jahre 1795 brachte eine Eingabe des sonst unbekannten J. E. Breitsprecher an den schwedischen Prinzregenten Karl von Südermannland die Angelegenheit wieder in Fluß. Am 13. April erging ein königliches Reskript an die Stände, die Frage wegen Legung der Bauernwesen von neuem dem Landtage vorzulegen. Allein dieses sowie die folgenden Reskripte blieben ohne jedes Resultat. Ritterschaft und Städte beharrten auf ihren Privilegien, und einen gewaltsamen Weg einzuschlagen mochte die schwedische Regierung wegen der verwickelten staatsrechtlichen Stellung der deutschen Provinz Bedenken tragen. Eins freilich zeigte sich, allerdings erst nach Jahren: es bildete sich eine andere gerichtliche Praxis heraus, als wie sie bisher gewohnheitsrechtlich verfolgt wurde.

Dies zeigte sich im Jahre 1802, als der Kammerherr Baron Schultz v. Ascheraden auf Nehringen bei Demmin die Bauern des von ihm gekauften Gutes Loissin bei Greifswald legte und als in gleicher Weise ein Herr v. Bagevitz auf Rügen gegen einen Bauern zu Hagen daselbst

verfuhr. In beiden Fällen entschied das Hofgericht, als die Entsetzten Klage führten, daß die Beklagten nicht allein den Klägern mit ihren Weibern und Kindern unentgeltlich die Freiheit zu bewilligen, sondern ihnen auch die gesamten bei ihren Höfen befindlich gewesenen Wehren nebst allem, was ihnen sonst zu eigen gehört und Beklagte an sich genommen haben, ohne Ersatz zu überlassen hätten. Schultz beruhigte sich bei dem Urteil, während v. Bagevitz an das Tribunal appellierte. Die Angelegenheit kam auf dem Landtag zur Sprache, und man erwog, ob eine Intervention der Stände ratsam sei. Auf dem Landtage von 1806 wurde schließlich beschlossen, von einer solchen bei dem Tribunal abzusehen, bei der königlichen Regierung dagegen um eine bestimmte gesetzliche Verfügung nachzusuchen. Die kriegerischen Ereignisse des Jahres traten dazwischen und führten eine ganz andere Entwicklung herbei, und zu ihr beigetragen zu haben, ist das politische Verdienst der Schrift Arndts.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade die eben erwähnten Fälle den letzten Anlaß dargeboten haben, öffentlich mit der Arbeit hervorzutreten; er nennt verschiedentlich den Baron Schultz v. Ascheraden und das Brüderpaar v. Bagevitz als Vertreter jener Kategorie von Edelleuten, denen die Güter nebst ihren Leibeigenen nur noch Spekulationsobjekte waren, und er bewog seinen Bruder Fritz, damals Tribunalsadvokaten und später Bürgermeister zu Bergen auf Rügen, sich der so bedrohten Bauern anzunehmen. Am 4. November 1802 wurde das Manuskript seinem Landsmann Georg Reimer zum Druck übersandt; es erschien im Frühjahr 1803 und war ebenfalls seinem Gönner, dem Freiherrn v. Essen, gewidmet[1]). Als Motto standen dem Buche die Worte voran: „In einem freien Staate müssen Zunge und Geist frei sein." In dem einleitenden Kapitel legte Arndt sich die Grundlagen zu den weiteren Ausführungen über die Leibeigenschaft in dem territorial begrenzten Bezirk. Manche seiner Gedankenreihen sind durch die weitere Forschung unmöglich gemacht; gewisse Urteile, z. B. über Heinrich II. und über die Geschichtsquellen des Mittelalters entsprangen einer einseitigen Betrachtung oder gründeten sich auf unvollkommene Kenntnis; anerkennenswert bleibt die ruhige und geschickte Auffassung von Persönlichkeiten und

[1]) Das Buch umfaßt 278 Seiten und 10 Seiten Einleitung; es zerfällt in folgende Kapitel: Allgemeine Übersicht der teutschen Leibeigenschaft (1—58), Skizze der Unterjochungsgeschichte der teutschen Sklaven, vorzüglich der an der Ostsee wohnenden, und ihrer Sitten und Kultur (59—98), Über die Leibeigenschaft in Pommern und Rügen vom 12. bis 17. Jahrhundert oder bis zum dreißigjährigen Kriege (98—168), Periode vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts (168—238), Aphorismen über die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Einstellung des Bauernlegens (238—274), Nachrede (274—277).

Tatsachen, mit denen ihn besondere Liebe oder besonderer Haß verband. Sein volkstümlicher Sinn verführte ihn nicht zu einer Überschätzung der taciteischen Schriften und Schilderungen; sein protestantischer Freiheitsdrang ließ ihn den Wert der Klöster auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet in ihrer kolonisatorischen Tätigkeit unbefangen würdigen, die Kreuzzüge, „diesen heiligen Wahnsinn, der ganze Provinzen von Menschen leer machte", für die Fortentwicklung des Handels und Verkehrs richtig bewerten. Und wo ihm die Einwirkung einer ursprünglich fremden Institution wie des römischen Rechtes strittig erschien, enthielt er sich vorsichtig eines streng formulierten Urteils. Eine gründliche und umsichtige Verwertung des damals bekannten Quellenmaterials verraten die drei Hauptkapitel. Zu den Anschauungen von Mevius und vor allem zu Balthasar, der ihm „bloß Jurist und Edelmann" zu sein scheint und als solcher den Leibeigenen als ein res immobilis definierte, bilden seine Untersuchungen einen scharfen, nirgends verhehlten Gegensatz; Reichenbachs Schilderung der augenblicklichen Zustände wurde durch das Verständnis geschichtlichen Werdens aller dieser Institutionen vertieft. Das Buch führte eine neue Auffassung des Wesens, der Entstehung und der Entwicklung der dienstrechtlichen und gutsherrschaftlichen Verhältnisse Neuvorpommerns und Rügens herbei. Die großen Ereignisse, die eine allmähliche Umwandlung bedingten, wurden richtig von ihm erkannt. Mochte er im einzelnen irren, wie in der Überschätzung der Bauern zu wendischer Zeit oder in der Neigung, die Schuld der Städte und Stifter als Grundherren in dieser Entwicklung zu verkennen und demgemäß die des Adels zu vergrößern, die stufenweise Verschlechterung in dem wirtschaftlichen, rechtlichen und geistigen Leben der pommerschen Landbevölkerung, wie sie diese Kapitel enthalten, hat die neuere Geschichtsforschung durchaus bestätigt. Einen Anhang zu diesen geschichtlichen Ausführungen bilden die Aphorismen über die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Einstellung des Bauernlegens. Zwar heißt es einmal, die Abhandlung habe bloß das Ziel, geschichtlich zu bestimmen, „wie die Sachen waren und wie sie sind", um daraus zu erkennen, „wie sie sein sollten", und es sei Aufgabe der Regierungen, zu sehen und zu sorgen, „wie und auf welche Weise und wie mit der wenigsten Verletzung des Staats- und Privatinteresses das alte Übel unter uns abgeschafft werden könne", allein der Verfasser unterläßt es doch nicht, namentlich in Anlehnung an Reichenbachs Vorschläge Fingerzeige zu geben, die bei der Umwandlung zu beachten seien. Eine allgemeine Aufhebung der Leibeigenschaft durch eine einmalige staatliche Verordnung wurde von der Hand gewiesen; wegen des plötzlich eintretenden Mangels an Arbeitern, der sich auf Rügen sicherlich geltend machen würde, schien ihm diese Maßregel

praktisch nicht ausführbar, ja bedenklich zu sein. Eine progressive Freilassung nach den verschiedenen Altern in Terminen von fünf zu fünf Jahren war nach seiner Anschauung das beste Mittel, um Ausschreitungen vorzubeugen; und die Besitzer hatten alsdann Zeit, um die Leute durch Wohltaten und bestimmte Einrichtungen für das Alter, Pensionsanstalten in der Form von Altenteilen für Einlieger und Katenleute an sich zu fesseln. Auch die Freizügigkeit sollte zunächst dahin eingeschränkt werden, daß die Arbeiter in den ersten zehn bis zwanzig Jahren nur alle zwei bis drei Jahre umziehen dürften; so würden am besten in der ungewohnten Freiheit fortwährende, oft durch nichts weiter als die Lust zur Veränderung begründeten Wechsel der Dienstherren verhindert. Ungelöst bleibt das Problem, wie der Besitzer in seinen Verlusten zu entschädigen sei; grundsätzlich ward ihm ausdrücklich ein Ausgleich zugestanden. In eine Neuerung muß er sich schlechterdings fügen: in das unbedingte Verbot seitens des Staates, weiterhin Bauern zu legen, nachdem die Kammergüter und die Besitzungen der Städte dieses Gesetz zuerst durchgeführt haben. Verpachtungen auf Zeit und Erbpachte mögen zunächst aushelfen, bis eine allgemeine Regelung gefunden ist. Der Bauer wird dann anfangen, mit größerer Liebe seiner Beschäftigung nachzugehen; Parzellierung großer Besitzungen und die Einrichtung kleiner Wirtschaften wird schließlich auch dem kleinen Manne es ermöglichen, selbständig Eigentum an Grund und Boden zu gewinnen. Es sind die Grundzüge der inneren Kolonisation, deren Anfang in den benachbarten preußischen Provinzen gemacht wurde, und die heute in umfangreichem Maße wieder in ihr Recht getreten ist. Sie sollte auch auf die schwedischen Besitzungen in Pommern übertragen werden. Ist ein solches Verfahren jedoch unmöglich, „will man nichts thun für diese Menschen, nicht umkehren von dem zerstörenden Egoismus unserer Zeit, so gebe man ihnen nur die Freiheit, die sie als Menschen von Rechts wegen fordern können und lasse das Übrige walten".

Die Forderung persönlicher Freiheit ist das Postulat, was die Gegenwart stellt, selbst wenn die früher weit günstigere Stellung des Bauernstandes nicht zuträfe, selbst wenn Gründe stichhaltig sein sollten, die Anhänger der Leibeigenschaft für sie ins Feld führen: die bloße Gutspflichtigkeit, die für die geringeren Klassen daraus fließenden Wohltaten als Fürsorge der Grundherren für die Alten und Kranken, die Befreiung der Leibeigenen vom Soldatenstande, die persönlich-sittliche Wirkung der Abhängigkeitsverhältnisse, die Beförderung der Seßhaftigkeit der Bevölkerung. Alle diese Einwände, die der Verfasser überdies widerlegt, fallen jedoch nach seiner Anschauung in nichts zusammen, so-

bald „man die Sache aus dem Gesichtspunkte des Staates und der Menschheit, für welche der Staat nur gemacht sein soll, betrachtet". Die Leibeigenschaft ist „eine unnötige und also ungerechte Einschränkung des Strebens". Und der Staat darf nur solche Einschränkung der Menschenkräfte dulden, die unmittelbar aus der Notwendigkeit seiner Erhaltung und Sicherheit folgt, ohne die eine Humanität der Gemeinschaft unterdrückt würde. So „stellt die Freiheit, wie sie im Staate sein kann, das Naturmaß und die Naturgerechtigkeit wieder her, welche die Knechtschaft nach allen Seiten hin aufhebt". Der einzelne, jeder Einzelne dient nur, soweit es die Notwendigkeit des Staates verlangt. Aus dieser Idee heraus schöpft die Schrift auch den wichtigsten Grund gegen das Bauernlegen; denn das Recht zu dieser Tat setzt zwei Klassen von Menschen voraus, von denen die eine nur zum Herrschen, die andere nur zum Dienen bestimmt ist. Die Menschen und die Staaten werden brutal, weil sklavische Behandlung sklavische Gemüter erzeugt, und man schiebt leicht dem Schicksal in die Schuhe, was doch allein Schuld der Menschen ist. Demgegenüber hat der Staat als die alle Stände umfassende Gesellschaft für sie in gleicher Weise zu sorgen, also auch für die Bauern, „den größten und ehrwürdigsten Teil einer Nation". Sein erstes Bestreben muß sein, glückliche Menschen zu machen, und nicht auf Kosten der Bürger finanzielle Operationen zu treiben, sie als Produktionsmittel für seine Kassen zu benutzen; nur so kann er seinem Wesen gerecht werden, als organisierte Gemeinschaft, die fest auf dem Erdboden gegründet ist, die Menschheit zu veredeln. Die Forderungen der Staatsidee decken sich also mit den Postulaten der Zeit, die freie Bauern, freie Menschen und Schutz ihrer Rechte verlangen; und sie müssen dahin zielen, das, was vergangene Tage aus der Notwendigkeit des Zufalls heraus taten, aus dem Bewußtsein der sittlichen Verpflichtung zu leisten. Zu ihr gehört es auch, daß der Staat für die arbeitenden Klassen im Alter und in Krankheitsfällen Sorge trägt, sie nicht dem Zufall überläßt; und zu dieser Leistung gegenüber dem freien Arbeiter sind die Herren und Gutsbesitzer heranzuziehen, denen das Gesetz oder der eigene Wille es jetzt auferlegt, ihre Untertanen in der Not zu erhalten. Das bedeutet für sie keine Ungerechtigkeit, sondern nur die Erfüllung einer Pflicht der Menschlichkeit. Wenn die Staaten so eingerichtet sind, werden die Menschen das Gute tun müssen aus Interesse. Es sind schlimme Berater, „die größten Verbrecher gegen die Regenten", die da im Hinblick auf die Folgen der französischen Revolution sagen, selbst die besten Neuerungen müßten unterbleiben, alles bestehende Alte sei festzuhalten und vieles, das abgeschafft war, wiederherzustellen, weil so allein Erschütterungen und Umwälzungen vermieden werden könnten: „Die

Fürsten und Regierungen mögen gerecht sein und kein Maratism wird ihre Throne umstürzen." —

Als Ernst Moritz Arndt seinem Freunde Reimer das Manuskript des Buches nach Berlin übersandte, schrieb er in dem Begleitbriefe, der die kurze „Nachrede" noch einmal bestätigte: „Es wird mir hier im Lande wenige Gönner machen. Ich glaube, daß der Inhalt und die Art der Darstellung und das Interesse, was die Aufhebung der Knechtschaft im ganzen großen Vaterlande zu erregen anfängt, auf manche Leser rechnen läßt"; und eine Woche später: „Ich habe meine Wahrheit bekannt, wie wir es müssen zu unserer Zeit; und ich würde mich freuen über mein Land, wenn meine Worte wirkend werden könnten, woran ich leider zweifle."

Seine Worte wurden Wirklichkeit, eine politische Tat, nicht nur eine historisch-politische Deduktion. Stürme der Entrüstung und des Beifalls gingen durch das Land, das in seiner eigentlichsten Interessensphäre getroffen wurde. Mehrere Adlige, unter ihnen die bereits erwähnten Baron Schultz v. Ascheraden und die Gebrüder v. Bagevitz, erhoben in Stockholm Klage gegen den Verfasser wegen Majestätsbeleidigung. Seine Hinweise auf die verheerenden schwedischen Kriegszüge und den Schaden, den sie in Pommern angerichtet hatten, gaben die Unterlage dazu her. Vor seinen Vorgesetzten und Protektor, den Freiherrn v. Essen, geladen, unterstrich nun Arndt seinerseits die Stellen, die auf die üblen Folgen der Leibeigenschaft hinwiesen. Als dem König zum zweiten Male die Schrift vorgelegt wurde, soll er geäußert haben: „Wenn dem so ist, so hat der Mann Recht." Jede gerichtliche Verfolgung der Anklage unterblieb [1]). Wie weit die Schrift auf das Verhalten der Gerichte in den beiden obigen Fällen eingewirkt hat, entzieht sich der Feststellung. Der bereits erwähnte Beschluß der Ritterschaft wurde am 15. März 1806 gefaßt, zwei Tage darauf den Städten zur Begutachtung zugesandt, von diesen aber ohne Grund verschleppt. Nun ordnete seinerseits der König am 30. April die Errichtung einer pommerschen Landwehr für den Kriegsfall an; die Stände protestierten. Am 18. April wurde die bisherige Regierung für die deutschen Gebiete entlassen, und der Generalstatthalter v. Essen zum alleinigen Vollstrecker der königlichen Befehle ernannt. Am 4. Juli 1806 erließ Gustav IV. Adolf im Hauptquartier Greifswald die Verordnung wegen Aufhebung der Leibeigenschaft, die zugleich als ein Schlag gegen die widerstrebenden Stände gedacht war. Mochten Arndts alte Freunde auf Rügen sein Vorgehen billigen, und zwei andere Adlige, v. Schele-Stedar und

---

[1]) So erzählt Arndt den Hergang in „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" S. 88 f.

v. Barnekow-Ralswyk, „prächtig" für ihre Bauern sorgen, nach der Veröffentlichung des Ediktes wuchs auch die Gegnerschaft. „Nun ist hier", schreibt der Bruder Friedrich von Bergen aus, „hier gar der Teufel los, seitdem der König die Leibeigenschaft aufgehoben hat. Du machst dir keinen Begriff von dem Getümmel und Gewimmel unserer Tyrannen. Machen sie doch einen Lärm, als wenn nun erst das deutsche Reich unterginge." Die persönliche Freiheit war da; aber der Schreiber jener Zeilen hatte recht mit seiner Klage: „Hätte uns der König nur gleich 10 000 Bauern mitverschrieben." Guter Wille und politische Einsicht einer glücklichen Stunde konnten die Folgen einer jahrhundertelangen Entwicklung nicht austilgen. Jetzt erst begann die schwerste Zeit unter den Wirren der kommenden politischen Ereignisse und dem geistig-sittlichen Tiefstand der arbeitenden Klassen; es bedurfte einer Durchbildung, ja Erneuerung des ganzen Standes durch mehrere Generationen, ehe die ersten Früchte sich zeigten.

Der „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" ist die erste in der Reihe der Schriften Arndts, die sich mit dem Bauernstand und seiner Stellung im Staate beschäftigen. Immer wieder kam er auf dieses Problem zurück, in dessen Lösung für ihn die Zukunft der sozialen Entwicklung der Völker begründet lag. Für das 18. Jahrhundert und die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hat er recht gesehen. Und heute wenden sich Sozialpolitik und Volksethik erneut den gleichen Fragen zu, die Kulturnationen suchen von den Zentren des großstädtischen und industriellen Lebens aus wiederum den Zusammenhang zu gewinnen mit den körperlichen und geistigen Kräften eines gesunden, mit der eigenen Scholle verwachsenen Bauernstandes, auf die sie lange Jahrzehnte ein wenig spöttisch herabgesehen haben. Den autochthonen Sohn Rügens drängte alles dahin, dem Heimatlande Rede und Antwort zu stehen: die enge persönliche Verbindung mit dem Bauernstande durch Herkommen und Geburt, das innere Verwachsensein mit dem Leben des Landmannes, die Energien, die er in sich und anderen daraus hervorsprießen sah, die Beobachtungen während der Reisen, die Versuche zur Hebung der Landbevölkerung in den Nachbargebieten und die drückende Lage des Standes in der Heimat selbst, die zu seiner absehbaren Vernichtung führen mußte. So konnte er sagen: „Ich habe meine Wahrheit bekannt." Von dieser persönlichen, warmherzigen Anteilnahme war das ganze Buch durchleuchtet; sie warf ihren Schein auf Form und Stil. Die Kritiker freilich nahmen Anstoß an der kräftigen Natürlichkeit und derben Rücksichtslosigkeit, mit der unser Autor zuweilen gegen einzelne Stände und Individuen vorgeht; sie vergessen den Satz in der Nachrede: „Was ich geschrieben habe, schrieb ich nicht

in Erbitterung, nicht in Haß gegen den Einzelnen, sondern in Liebe zum Ganzen. Ich schrieb es ohne alles Interesse für mich selbst." Bereitwillig werden die „ausgebreitete Belesenheit", der „scharfe Forschungsgeist", die „glückliche Kombinationsgabe" anerkannt, die richtig die historischen Tatsachen ans Licht fördere und darstelle, aber sie vermissen — und damit treffen sie den Hauptmangel des Buches und der ganzen Beanlagung Arndts — die scharfe Bestimmung gesetzlicher und verfassungsrechtlicher Institutionen. Der geforderten Aufhebung der Leibeigenschaft stehen die Rezensenten mit starken Bedenken gegenüber. Die „Neuesten kritischen Nachrichten" und die „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" vermögen aus der geschichtlichen Tatsache, daß die Lage des Bauernstandes sich immer mehr verschlechtert habe, nicht die rechtliche Forderung abzuleiten, daß der Staat die Leibeigenschaft aufhebe; und die „Allgemeine Literaturzeitung" kann die Mahnung nicht zurückhalten, darauf zu achten, daß aus dem Werke nichts Schlimmeres entstehe. Beide Einwände hat sich auch der Verfasser nicht verhehlt, aber in ihnen lag ja auch nicht der tiefste Grund, der ihn zu seiner Forderung drängte, jenes aus dem Geiste der Zeit, dem Wesen des Staates und dem sittlichen Bewußtsein heraus geborene Verlangen, gegen das alle geschichtlichen und rechtlichen Bedenken schweigen mußten. Es ist bezeichnend, daß alle Kritiker an ihm achtlos vorübergingen. Den Anhängern eines einseitigen Naturrechtes — und das sind alle drei Rezensenten — galt es als selbstverständlich, daß die Entstehung der Leibeigenschaft „doch als rechtlich angenommen werden muß". Gewiß standen sie dem Gedanken ihrer Aufhebung wohlwollend gegenüber, allein die sittliche Verpflichtung des Staates zu diesem Schritt blieb ihnen etwas Fremdes, weil ihrer Anschauung vom Staate das Moment des Ethischen überhaupt fehlte. Und anderseits: die ganze Beseitigung des Feudalsystems mit allen seinen Folgen in Frankreich hatte ihre letzte Ursache in einem abstrakten und natürlichen Freiheitsbegriff; sie zielte nur auf eine Loslösung von allem geschichtlich Gewordenen, also auch vom Staate. Die historisch-politische Streitschrift Arndts wurde verfaßt, weil die Verhältnisse *seines* engeren Heimatlandes, *der augenblickliche Staat der Gegenwart* in seiner Beziehung zu dem Ziel der Sittlichkeit und der Humanität sie forderten. Die „Liebe zum Ganzen", zu dem Staate, dem er angehörte, steht im Mittelpunkt des Buches, und zwar des geschichtlich gewordenen Staates. Damit gehört sein Verfasser einer anderen Welt an als die Aufklärung des 18. Jahrhunderts und als die französische Revolution. Sein freies Menschentum war unauflöslich mit dem Staate und der Gesellschaft verbunden; freier Mensch sein und Bürger eines Staates sein gehörten zusammen, gaben ein Problem ab,

das jeder in jedem Augenblick wieder für sich lösen mußte; ja er schätzt die Bedeutung des Staates so hoch ein, daß die menschliche Freiheit in seinen zeitgemäßen Bedürfnissen für ihre Verwirklichung — nicht als Gesinnung — die richtige Grenze finden sollte. Aus dieser inneren Stimmung heraus trat die Notwendigkeit an ihn heran, sich mit den Verhältnissen des europäischen Staatensystems auseinanderzusetzen, zu sehen, wie es geworden war. Diese Aufgabe erfüllt das Buch „Germanien und Europa", dessen Manuskript am 22. November 1802 abgeschlossen wurde, also nur 18 Tage später, als er Reimer die Schrift über die Leibeigenschaft zugeschickt hatte. Es ist das Resultat seiner Vorlesungen über allgemeine Geschichte und die „etwas wilde und bruchstückige Aussprudelung seiner Ansicht der Weltlage von 1802". —

Drei Aufgaben stellt sich der Verfasser; er will an der Hand der Entwicklung der europäischen Kultur die Notwendigkeit zeigen, aus der heraus die jetzige Weltlage entstanden ist, und damit einer allgemeinen Verzweiflung über sie und die Zukunft vorbeugen; er will den gegenwärtigen Zustand charakterisieren, der ihn selbst und die ganze Zeit aus den Angeln gehoben hat; und er will die Mittel finden, die beide, ihn selbst und die Zeit, wieder in den Weg der Liebe und Kraft hineinrücken können.

Der Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit läßt sich nach der Anschauung Arndts bis zu den Griechen zurückverfolgen. Eine Welt für sich bilden die Orientalen. Denn während diesen die innere Verbindung zwischen Leib und Geist durch die Seele fehlte und ihre Werke, auch die staatlichen Gebilde, meistens gegen, nicht für die Menschen gebraucht wurden, verwirklichten die Hellenen diese Einheit zum ersten Male. Sie besaßen ihre Kultur der Schönheit als Kinder, empfanden sie und stellten sie mehr unmittelbar dar, als daß sie sie geistig begriffen und durchdacht hätten. Darin lag der Grund, daß ihr Wesen wohl in einzelnen zur höchsten Blüte gelangte, aber in der Masse sich nicht entfalten konnte. Der politische Geist erreicht nicht die Humanität und die Gerechtigkeit; und beide, die Schönheit der Kunst und die Kraft der Politik blieben in der alexandrischen Periode zu kurze Zeit beieinander, als daß sie hätten zu einer Einheit verschmelzen können. So verloren die Griechen beides als Kinder, ohne Kummer und Klage; spielend traten sie als Volk von der Bühne der Weltgeschichte ab.

Roms Herrschaft besaß die Schwere der Okzidentalen; das leichtbeschwingte, anmutige Menschentum wurde in ihrer drückenden Atmosphäre niedergehalten. Unsterblichkeit der ewigen Stadt war die Idee, die die Römer beherrschte, sie zur Völkerkönigin zu machen ihr Ziel. Gewaltig hatten sie gelebt und gestritten, gewaltig starben sie den Helden-

tod, „die wir mehr bewundern als lieben können". Die Schönheit der Kunst und die Stärke der Politik gingen unter ihnen fast immer getrennte Wege. Schwärmerei, „Träumen der Seele ohne ein Halten der Wirklichkeit", und Unglauben, „Entgötterung der Natur, Entmenschung des Menschen, die höchste Alleinherrschaft des Geistes", bildeten schließlich ihre äußersten Pole und zugleich die Grundstimmungen, aus denen ihr persönliches und gemeinschaftliches Leben hervorsproß als wilde Wucherpflanze einer zuchtlosen Zeit.

In diese Welt trat das Christentum. Sein Stifter stand auf und lehrte „durch den Zustand seiner Zeit, den rechten Geist Gottes getrieben", als ein Gegner religiöser Formeln und leeren Gepränges, als ein Kind seines Landes und seines Volkes, der als ihr Lehrer an die alten Begriffe hebräischen Gottesdienstes und morgenländischer Kultur anknüpfte, um sich verständlich zu machen. Aber sobald die Jünger Geist und Seele seines Erlebnisses schieden, bildeten sie dieses um, und aus ihm wurde eine Lehre. Ein neues Mysterium trat zu den alten und durchlief alle vorgefundenen Formen, bis mit der Thronbesteigung das Christentums als Staatsreligion die „Klügelei und Wortklauberei" einriß, die das Unendliche und Ewige mit Formeln und Worten greifen wollten und es dadurch seines Wesens des Unaussprechlichen und Unfaßbaren entkleideten. Statt einer Verbindung der lebensvollen Christusgestalt mit dem Rest des kindlichen Schönheitssinnes der Griechen wurde ein orientalisches Formenchristentum mit sinnlichen Zeremonien und weichlichen Mysterien ausstaffiert, und die Germanen empfingen mit dem Christentum den Orientalismus als das verknöcherte Erbe einer vergangenen Welt, während ihnen als den Kindern einer rohen Vorgeschichte und einer unfreundlichen Natur die begeisternde und veredelnde Schönheit des Hellenismus not tat, „der Bildungssamen des Abendlandes". Allen jenen Formen und Bildern, Teufeln und Engeln, die der Orientale als Gebilde und Spiele müßiger Stunden lachend und träumend betrachtete, gab der ernste, überlegende Germane scharfe und bestimmte Gestalt, reichen Inhalt von seinem Naturleben her; sein Himmel und seine Erde füllten sich nicht mit lieblichen überirdischen Wesen wie im Osten, sondern mit hämischen und schadenfrohen Figuren und verkörperten Naturmächten, die man beschwichtigen und besänftigen mußte.

Ihre geistige Spitze erhielt diese Weltanschauung in der Scholastik, einer „Geburt des durch das Priestertum eingeschüchterten und eingeschulten Geistes, die schlimmste und verschmitzteste Unterdrückerin und Auslöscherin aller menschlichen Kraft", einem Zuchtmeister nicht auf die von Christus gewollte Freiheit, sondern auf die sklavische Knechtschaft des Menschenherzens.

In diese durch die Daumenschrauben der Hierarchie und Scholastik zusammengehaltene Welt brach die Renaissance ein; sie schuf von neuem den Glauben an die „schöne Naturseele" des Griechentums, vermochte aber nicht die Elemente, aus denen heraus sie geboren wurde, zusammenzufassen, sondern verflüchtigte sich in ihren individuellen Erscheinungen. Alle Kräfte des Geistes regten sich in den Entdeckungen und Erfindungen des 15. Jahrhunderts, die Seele lechzte in den Mystikern und Ketzern nach neuem Leben, nach Daseinsfreude, aber Geist und Seele wurden nicht eins. Das Schöne, das Gute und das Wahre blieben getrennt voneinander.

Die wachsende Herrschaft des Geistes hatte die Reformation vorbereitet. Die Seele wollte und machte sie; aber nicht jene Seele, die durch die künstlerische Schönheit eine reine Natürlichkeit und fromme Stille sich errungen, sondern die erregte, ergrimmte Seele des nordischen, kraftstrotzenden Germanen, die sich an den Heiligenbildern und dem Prunke orientalischer Zeremonien sattgesehen hatte. Angst über die Sünde des menschlichen Seins, Furcht vor der Allmacht Gottes warf den Nordländer auf die Knie; kindliches Vertrauen und liebenswertes Schauen als Grundmotive der Gottesgemeinschaft waren dieser Zeit unbekannt. Das innige Gefühl des Mystizismus entbehrte der ruhigen Unterscheidungskraft des Geistes, verlor sich in Träumereien, ohne für die Lebensanschauung des Volkes eine bestimmende Macht zu werden, stellte keine schöpferische Einheit zwischen Mensch und Allheit her. Bei einem Volke, das die Kunst des Schönen nicht kannte, entstand der Gedanke der Reformation; sie „ging in Grimm und Haß auf: sie konnte es nicht in Liebe, denn ihre Zeit hatte sie nicht". Luthers und Calvins Systeme erwuchsen auf diesem Boden. Die Seele hatte sie geschaffen, aber ohne spielende, naturfrische Schönheit, ohne unschuldige Freiheit. Nur himmelstürmende Kraft und mühevolle Arbeit waren die Genien, die der deutschen Reformation schützend zur Seite standen. Und die Seele erschrak vor ihrer Schöpfung; sie zog sich von ihrem Werke zurück; an ihre Stelle setzte sich der formenbildende Geist: „sein Wirken durch das Mittelalter war nur fein, alles zuspitzend und schärfend, mit einzelnen Fünkchen stechend; aber er durfte nicht brennen, er durfte kein Feuer machen und in die Welt hineinwerfen". Die Reformation gab ihm den Spielraum, und nun schrie er bis auf die Gegenwart sein ewiges Losungswort in die Welt hinein: „Das Nützliche vor dem Schönen, die Rechtlichkeit vor der Gerechtigkeit, das Wissen vor dem Können, das Denken vor dem Fühlen."

Das 16. und 17. Jahrhundert schufen unter diesem Druck keine Künstler, keine Menschen aus der Persönlichkeit heraus, sondern machten

zwar geistige, aber mechanische, systematische Lebewesen. Das Wollen dieser Zeiten überstieg ihr Können. Frankreich wurde der Ausgangspunkt des geistigen Despotismus. Der Geist verband sich mit dem Leib, beide waren von liebenswürdiger Art; es bildete sich der esprit der Franzosen, jene zierliche Übereinstimmung formvollendeter äußerer Bildung mit den geistreichen, aber geschwätzigen Umgangsformen, die auf das schwerfällige Gemüt des Germanen einen bestechenden Reiz ausübten und sich durch die Verbindung des Körperlichen mit dem Geistigen bei allen Völkern einschmeichelten. Auch Arndt selbst hatte sie ja in seinen Jugendjahren an sich selbst und seiner Umgebung erfahren. Von besonderer Bedeutung war es, daß selbst die Sprache, „das allgemeinste Bildungsorgan eines Volkes", und darum sein heiligstes Palladium, von dieser Ansteckung ergriffen und durch ihre Karikatur auch die Karikatur der Sitten verewigt wurde. Erst Goethe hat sie von diesem fremden Einfluß wieder befreit, und nach Luther die deutsche Sprache in ihrer Schönheit dem Volke wiedergeschenkt.

Die Erbschaft dieser Künstlichkeit trat das 18. Jahrhundert an, „das ich das meine nenne, weil ich 30 Jahre darin gelebt habe, und sein Wohl und Weh, seine Bildung und Verbildung sich tief in mir eingesiedelt hat". Der esprit als die durch die französische Eigentümlichkeit bewirkte Verbindung zwischen Körper und Geist und der von allem losgelöste, auf sich selbst angewiesene Geist stehen nebeneinander. Während jener die äußere Schale des Lebens schmückt, den Schein liebenswürdig macht und auch das Häßliche durch ihn beschönigt, wendet sich dieser auf den Inhalt: er trennte und zerriß, was zusammengehörte, denn sein Wesen „ist das Scheiden und Ordnen, das Bestimmt- und scharf-von-einander-und-ineinander-entgegenstellen, kurz das Vernichten und das Entgöttern, denn in der Ganzheit ruht die Göttlichkeit und die Religion". Während die kindliche und die vollendete Menschheit die Gottheit in der Allheit bestehen lassen, verlor die Zeit der Aufklärung trotz der hohen Ausbildung des Wissens die Kunst und die Religion, weil sie wohl die anatomische, zerstückelnde Arbeit der Kritik auf das beste verstand, aber nicht die höhere Kraft des wieder verbindenden Lebens ihr eigen nannte. Das Größte, was sie kannte, war Zweckmäßigkeit und Ordnung, ihr Prinzip, nach dem sie ordnete und arbeitete, das der Nützlichkeit, dem auch die Wissenschaft und Kunst untertänig wurden. Unaufhaltsam überflutete dieses Leben die Menschen und Völker, ihre kleinen und großen Gemeinschaften, schuf sich schnell wechselnde Sitten und Moden, die der einzelne, um nicht rückständig zu sein, mitmachte, auch wenn sie ihm widerstrebten, bis schließlich auch die Staaten, Regierungen und Regenten, davon ergriffen wurden. Die Bürger verloren das Ge-

fühl der Zusammengehörigkeit zu einem untrennbaren Volksganzen. Der Gedanke der Nützlichkeit beherrschte die Staaten, der des Gehorsams die Untertanen, die sich von dem Ganzen zunächst nur in einzelnen Punkten und Augenblicken berührt sahen, bis der Absolutismus sie als Bürger schließlich in allem gängelte. Subordination, „ewig ein heiliges Ding in einem Staate", ward das Höchste und Einzige, das die Menschen miteinander verband. Verboten waren Enthusiasmus und Begeisterung, „denn man war sich schlau bewußt, daß es in der bloßen Subordination keine Begeisterung geben müsse".

Despoten und Tyrannen dürfen nicht die Regenten gescholten werden, die den nützlichen Absolutismus zum Prinzip ihres Herrscherwillens machten; die gerechte Geschichte wird jene brandmarken, die ihre blinde Laune und ihre willkürlichen Einfälle zum allmächtigen Leiter ihrer Maßnahmen erhoben. Die am festesten den Grundsatz ihrer Zeit in sich zur Wirklichkeit brachten, wurden die größten Regenten dieser Jahrzehnte, „denn sie wurden vom Geiste ihrer Zeit ergriffen, wenn sie ihn auch nicht begriffen". Karl XI., Peter der Große, Friedrich Wilhelm I., Friedrich II., Joseph II. sind ihre wahrhaften Regentenbilder.

Friedrich II. nannte sein Jahrhundert den Einzigen; mit Recht; aber nicht weil er ein „Ebenbild aller vergangenen, ein Beispiel aller künftigen großen Regenten", sein Staat das „Ideal des vollkommensten menschlichen Staats" war, sondern weil er aus Kleinem Großes geschaffen hat, weil er die vollkommenste Personifikation des Zeitgeistes bedeutete. Als Philosoph und Gelehrter galt ihm in Anlehnung an die französische Geistesbildung „das scharfe Ordnen und Scheiden der Dinge", die er sich an und mit der Erfahrung angeeignet hatte, als das letzte und höchste Ziel des Wissens. Die deutsche Schwere und Tiefe blieb ihm unverständlich, seine Wirkung auf die deutsche Literatur war infolgedessen fast nur eine mittelbare trotz der Geistes- und Gedankenfreiheit, die er dem preußischen Staate gewährte. Seine Staatsmaximen wurden beherrscht durch die Gesetze der Subordination, der Zucht und der Nützlichkeit. Philosophie und Kunst hatten nur den Zweck, die Untertanen zu diesen Gesetzen zu führen oder unter sie zu erhalten. Nirgends leitete ihn der Gedanke der Persönlichkeit oder das Interesse des deutschen Vaterlandes, eines Landes, „dessen Volkscharakter er nicht kannte und dessen Wohl er in die Vergrößerung der preußischen Monarchie [sein neuestes, größtes Weh] und in die Schwächung des österreichischen Hauses setzte". Eine Einheit der deutschen Nation gab es für ihn nur durch die völlige Besiegung Österreichs; und gerade der siebenjährige Krieg, „ein Werk der Notwendigkeit", war nicht eine Tat zur Rettung und Befreiung des Vaterlandes. Bei aller Bewunderung für ihn als Mensch und Regent

bleibt es für die Deutschen stets bedauernswert, „daß er nicht erlag und daß Maria Theresia nicht erliegen konnte“. So besiegelte jener Kampf den alten Grund des deutschen Elends, die Vielherrschaft. Nur preußischem Interesse, „welches am wenigsten teutsch ist“, entsprang der bayerische Erbfolgekrieg; ebenso hatte in ihm die erste Teilung Polens ihre Ursache. Preußens Größe war die leitende Idee seines Herrschers auch in der inneren Verwaltung. Ihre Leistung war die größte jener Zeit: „Disziplin und Subordination trieb er, in hoher Geistigkeit genommen, auf das Höchste. — — Der König hatte volles Recht für seine Zeit; für die unsrige würde er es nicht haben, für die in den nächsten 50 Jahren wohl noch weniger.“ Denn seine Menschen waren nur „Hölzchen und Stiftchen in seiner großen Maschinerie“, der er seinen unumschränkten Herrscherwillen als geistigen Odem einflößte. Nur so konnte es geschehen, in einem geographisch nicht abgerundeten, wenig bevölkerten Staate ein stehendes Heer von 250 000 Mann zu halten, der Landwirtschaft und der Industrie, den Künsten und Wissenschaften in dem vom Kriege so hart mitgenommenen Lande aufzuhelfen, den Kampf gegen halb Europa zu bestehen und immer noch einen wohl gefüllten Schatz zu haben. Die vorhandenen Mittel des Staates wurden auf das äußerste angespannt, neue für die Zukunft erschlossen. Keine benutzbare Kraft lag brach. So ward unter ihm der preußische Staat das Ideal eines geistig auf das höchste Maß getriebenen Staates, er selbst die Personifikation des Landes. Die Begeisterung für Preußen galt nur seiner Persönlichkeit, die so hoch an Majestät des Geistes und der Arbeit war, daß sie des äußeren Prunkes und Glanzes ganz entraten konnte, und ihrem Werke. Trotz der künstlichen Ausgestaltung überragten sie alle Zeitgenossen und zeitgenössischen Staaten. Er war in der Tat der „seltenste Mensch des 18. Jahrhunderts“ [1]).

Sein Schüler Joseph II., mit denselben Idealen für Österreichs Größe ausgestattet wie Friedrich II. für Preußen, suchte einen absoluten Einheitsstaat aufzubauen, ohne zu bedenken, daß sich seine Gedankenwelt damit von der Entstehung und dem allmählichen Werden seines Landes loslöste. Es erhob sich der Widerstand in Belgien und Ungarn; bei seinem Tode sah er sein Werk zusammenstürzen.

---

[1]) Das Urteil über Friedrich den Großen und Preußen S. 94—107. S. 160 heißt es noch einmal: „Der größte Charakter, der erschien, Friedrich von Preußen, ist schneidend-einseitig und bloß geistig, mit allen den Gebrechen, welche die Geistigkeit auf der Erde zeigen muß. — Er war ein höheres, aber meistens ein finster-geschlossenes und furchtbares Wesen, wie Geistigkeit, sich mit dem Edleren bindend, erscheinen mußte. Er war aber ein König, und hatte Haltung an einer großen Masse, worin er der bewegende Geist war; und was an dem Menschen Friedrich auch nicht Charakter war, erschien als solcher in der Gesamtheit seines Staates.“

Zu den Wirkungen der „Geistigkeit der Zeit“ wird gewöhnlich die nordamerikanische Revolution gerechnet; aber „ihre ganze Veranlassung und Fortsetzung liegt in der gewöhnlichsten Ordnung der Dinge und steht, von keiner hohen und überfliegenden Geistigkeit ergriffen, mit englischer Schwere und Derbheit ganz auf der Erde“. So berührt sie sich mehr mit den früheren englischen und holländischen Revolutionen; ihr Ursprung liegt nicht so sehr in der allgemeinen Anspannung der Geister durch eine Idee als vielmehr in dem recht natürlichen Verlangen, die Bedürfnisse der Wirklichkeit zu befriedigen. Die vergeistigten Menschen der alten Welt verfolgten mit nervöser Teilnahme die robusten Äußerungen ungebrochener Naturkraft; vor ihren Augen entstand das freie Menschentum und fachte durch seinen daseinsfreudigen Realismus die lange zurückgehaltene und durch sich selbst gehemmte Glut zu einem hellen, alles verzehrenden Feuer an.

Wo die Seele in diesen Zeitläuften zur Geltung gelangte, erschien sie gleich als Karikatur, weil sie das Zutrauen zu sich selbst verloren hatte, oder wurde bald zur Karikatur, weil sie nirgends ihre Rechte anerkannt sah. Allen, den englischen Sekten wie den Jansenisten, Jakob Böhme, Spener und Zinzendorf, Swedenborg und Lavater, fehlt die innere Symmetrie des Menschen. Gleiche Schwärmer erweckte die politische Vergeistigung der Staaten; unter ihnen stehen obenan der Abbé St. Pierre und Jean Jacques Rousseau.

Noch einmal setzt Arndt dessen Bedingtheiten auseinander, vergegenwärtigt sich den Gegensatz zu dem geschichtlich gewordenen Staat und sein Ziel. Die Ideen des Genfers ergriff kein Volk lebhafter als das deutsche, weil es die tiefen, gegensätzlichen Strömungen, die durch dessen Gedankenwelt gingen, an sich erlebte. Politisch blieb diese Bewegung dort ohne Folgen; sie traf hier kein einheitliches Volk, das sie hätte mit sich fortreißen können. Seine Erziehungsgrundsätze dagegen wurden zu verwirklichen gesucht. In hastiger Eile begann ein Suchen nach der Seele. Philanthropine und Erziehungsanstalten sollten sie wiedererzeugen. Das Beste, was diese Jahrzehnte überhaupt im öffentlichen Leben Deutschlands leisteten, lag in der Pädagogik. Bedauerlich war, daß auch sie wiederum vergeistigt, nicht mit kindlichem Gemüte und ahnungsvollem Schauen der menschlichen Entwicklung ergriffen wurde. So wenig hatten die Erzieher ein Verständnis für die kindliche Seele, daß „Religion und Poesie, die Grundlagen jeder menschlichen Erziehung“, für sie außerhalb jeder Problemstellung lagen, und daß ihr ganzes Leben sich darauf richtete, „Kindern früh die Vernunft aufzuklären“. Auch hier wieder bekennt der Verfasser von sich selbst, daß er die Schäden dieser aufklärerischen Erziehung — gemeint sind die Stralsunder Jahre —

noch blutig an sich trage, daß er jetzt kaum die Zwietracht beilegen könne, die sie ihm in sein Gemüt gebracht habe.

Sie wirkte auf ihn um so schwerer, als er Theologe wurde. Die Theologie jener Tage beschränkte sich auf die vernünftige Ausbildung der Lehre von Gott und von der Welt; sie wurde nur von dem einen Prinzip beherrscht, in allen Fragen zur Klarheit zu kommen, alle Rätsel verstandesmäßig zu lösen, die doch bestimmt waren, „unschuldig und kindlich als das Heiligste im Menschen in den verborgenen Tiefen seines Innern ruhen zu bleiben". Die reine Religion sollte dem Menschengeschlechte zuteil werden; unversehens wurde ihm jede Religion genommen. Weit mehr als der Katholizismus machte der Protestantismus seiner Natur nach reine Bahn. Historische und philosophische Kritik des alten Aberglaubens war die Losung, von der er ausging; Aufhebung alles Wunderbaren im menschlichen Gemüt und im Schicksal das jämmerliche Ende. Niemals gab es mehr Atheismus in der Welt als in den Jahren von 1777—1790; „denn die Träumerei, als habe man Gott allein im Begriffe, war ja auch Atheismus, und zwar der schlimmste, denn er konnte nie ins Leben und in das Schicksal übergehen; dieser geistige Gott konnte nicht als Gestalt mit den Menschen in Glück und Unglück stehen und des Herzens Größe bewähren, sondern flog gefühllos und selig dort oben, während jener unten ächzte und unterging".

Die Seele erwachte auch in der Religion zum Bewußtsein; allein ihre Stellung innerhalb des Lebens war verrückt; sie zeigte sich „mehr wie Krampf und Verzückung, als wie stille Beschauung und fromme, freudige Gesundheit des Gefühls". Hatte er in der Heimat nicht an der Mutter Wandlung diesen Wechsel selbst verspürt? — Von allen diesen Schwärmern steht Lavater am höchsten. Wer keinen Glauben mehr hatte, sich aber nach der Zuversicht des Glaubens sehnte, glaubte das Unglaubliche. Freimaurer, Illuminaten, Rosenkränzler, Swedenborgianer waren die wilden Ausgeburten dieser mysteriösen und geheimnisvollen Offenbarungen; Mesmer, Puységur, Cagliostro galten für gottbegnadete Geister und Seher; sie hielten sich selbst in eitler Selbstgefälligkeit für die Wissenden des Alls und seiner Kräfte.

In diese Verwirrung der Geister hinein wurde Kant geboren; „er versprach nichts weniger, als daß eine neue, bessere Welt mit seinem System aufgehen sollte, indem er die Menschen ihre innigsten und ersten Bedürfnisse und ihre heiligste Bestimmung lehre, indem er sie unterweise von dem, was der Mensch und der Staat sei, und was beide sein sollten". Die Wirkungen des Kantschen Systems begannen fast gleichzeitig mit der französischen Revolution und bedingten das Urteil über sie.

Die Kunst wurde im Anfange dieses vergeistigten Zeitalters von dem französischen esprit beherrscht. Erst als Engländer und Deutsche ihrer eigenen Sprache mächtig wurden, entstand eine eigene, nationale Kunst. Die im Innersten aufgerüttelte Tiefe germanischen Wesens kam in Milton und Klopstock zum Vorschein; ihre Poesie entbehrte der heiteren Ruhe und der stillen Begeisterung. In den letzten dreißig Jahren des Jahrhunderts durchtobten konvulsivisches Zucken und dumpfes Grollen die germanische Dichterwelt ohne künstlerische Empfindung, „während der schneeweiße Schwan Apollos, Goethe, hellleuchtend zu seinem Pindus hinaufflog, beinahe unvernommen und ungewürdigt von seinem Volke und von Europa, und noch bei aller Klarheit und tiefen Einfalt von den Wenigsten verstanden; wahrhaftig, ein hohes Wunder in einer so unkünstlerischen und unpoetischen Zeit, ein Wunder, das immer größer wird, je mehr man sieht, daß selbst große Genien, die seinem Fluge nachstreben, an dieser Zeit noch immer scheitern. Er wird bei der Nachwelt groß und prophetisch als der Führer eines neuen Musenzeitalters dastehen, während die Mitwelt ihn, mehr eitel als stolz, den ihrigen nennt. Und wahrlich, es bedurfte eines göttlichen Genius, um eine so kindliche und hohe Dichtkunst in einem Zeitalter zu erzeugen, welches alle Schönheit aus der Welt herausgepeitscht und weggeschwatzt hat, und dessen höchste Begeisterung Ordnung und Nützlichkeit ist“. Wie die Dichtkunst lebten auch die bildenden Künste unter dem Banne kalter und kahler Vergeistigung; nur die Musik bildete eine glänzende Ausnahme.

Nirgends mehr offenbarte sich dem menschlichen Geiste eine natürliche, notwendige Zusammengehörigkeit. Die Teilnahme an dem Allgemeinen, die Wurzel aller Humanität, war geschwunden, weil jene untersten und heiligsten Verbände, das Land, die Stadt, das Dorf, die Familie kein Gefühl der Zusammengehörigkeit beseelte. Der humane Kosmopolitismus war ein schimmerndes, aber sehr fadenscheiniges Gewand, dem die Festigkeit und innere Wärme jener natürlichen Gemeinschaften mangelte. Mit diesem Verlust hatte der einzelne seine heimatliche Sicherheit eingebüßt, war ein homo vagans geworden; denn nur dann geht der Mensch sicher auf der Erde, wenn er alles, was ihn trifft, als Notwendigkeit nimmt und durch sie sich fortbildet. So bringt er die ganze Natur und die ganze Menschheit in eine engere Verbindung mit sich und schöpft aus ihr jene heilige Kraft, die uns Gott, Schicksal und Unsterblichkeit ahnen läßt. Bei aller Abhängigkeit von dem außer ihm Liegenden bewahrt sich der Mensch doch das Gefühl der Selbständigkeit, indem er es versucht, innerhalb seiner Schranken, die er als ein heiliges, unabänderliches Naturgesetz ehrt, sich wiederum

in die Welt hineinzustellen, wiederzugeben, was er empfangen hat. Wir setzen uns selbst unsere Gesetze durch unseren Willen, indem wir wissen, was wir „als Leib sein können, als Geist sein sollen", und als endliche Wesen werden wir uns einer Begeisterung, eines Staates der Freiheit und Gerechtigkeit bewußt, ohne der Gefahr zu unterliegen, gleich der Aufklärung, die das Unendliche zum Wesen des Menschen machen wollte, in das Gestaltlose und Maßlose zu zerfließen.

Dem ziellosen, in Stücke zerhackten Menschentum entsprachen die Staatensysteme. Subordination hieß Patriotismus, Vaterland war ein bloßer Schulbegriff, Figuranten galten für tätige Spieler. In keinem Staate durfte der Mensch vor dem Bürger Mensch sein, weil jener sich sonst keine Maschinen erziehen konnte. Alle staatlichen Gebilde hielten sich für sicher und unauflösbar, weil die Glieder so künstlich ineinander griffen. Nirgends ahnten der Herrscher und die Regierenden eine Gefahr. Selbst die Gedanken eines Rousseau wurden spielend, mit geistreichem, überlegenem Lächeln aufgenommen. In diese trotz alles Wissens armen, nichts vermögenden Welten trat die französische Revolution.

Die einheitliche Größe Frankreichs war das Werk Colberts, „unter einem starken Regenten eines Genius des Himmels". Ludwigs XIV. persönlicher Ehrgeiz, Philipps v. Orleans üppige, trotz aller Begabung weichliche Wüstlingsnatur, die schmachvolle Regierung des wollüstigen Ludwig XV. unterwühlten die Fundamente des eben errichteten Staates. Der siebenjährige Krieg erschütterte Frankreichs äußere glorreiche Stellung im europäischen Staatensystem, nachdem die Beutezüge Ludwigs XIV., besonders der spanische Erbfolgekrieg, die Finanzen des Landes bereits an den Rand der Leistungsfähigkeit gebracht hatten. Nur starke Hände konnten retten. Und Ludwig XVI., le bien-désiré, war — man beachte den Unterschied gegen die „Reisen" — ein gutmütiger Schwächling, der zu keiner Zeit ein Volk hätte regieren können. Der amerikanische Freiheitskrieg brachte dem alten britischen Nebenbuhler schwere Verluste, den helfenden Armeen Frankreichs neue Schuldenlasten, seinen geistreich witzelnden Köpfen neue Gedankenblitze, seinen Drängern und Stürmern aber neue Wirklichkeiten, denen sie auch im alten Kulturland Europa Eingang verschaffen wollten. Unter diesem körperlichen Druck und diesem rasenden Radikalismus war es den klügelnden Politikern unmöglich, die alte Despotie länger zusammenzuhalten. Die kraftlose Regierung wurde auch hilflos. Trotzdem stürzten ihre Formen erst nach langem Kampfe in den Abgrund.

Europa jauchzte Beifall. Aber unbemerkt von den freudetrunkenen und staunenden Bewunderern, die in Deutschland stark beeinflußt wurden durch Kants Grundsätze der absoluten, sein sollenden Notwendigkeit,

ergriff die kühnen Neuerer die Geistigkeit ihrer Zeit. Sie taten zunächst für sie und ihr Volk Notwendiges. Seit 1791 — so früh setzt jetzt Arndt den Umschwung — schufen sie nicht mehr aus der Wirklichkeit heraus, sondern nach abstrakten philosophischen Ideen Rousseaus, Humes, Montesquieus. Der Begriff des vollkommensten Staates und seine augenblickliche zwangsweise Realisierung wurden aufgegriffen; die physischen und rechtlichen Grundlagen eines Gemeinwesens glaubten sie vor deren Allgewalt rücksichtslos beiseite setzen zu müssen. Eine Phrase der allumfassenden und allwirksamen Humanität löste die andere ab, aber in nächster Nähe waltete der grausame, fanatische Geist brutaler Unterdrückung anders Denkender. Religionslose Moral unter der Leitung der Ideen von Vaterland und Freiheit wurde pathetisch gepredigt, die Vernunft auf den Thron des allmächtigen Gottes gesetzt; die Bluthänder von Lyon und Nantes, die wilden Ausschreitungen in der Vendée waren die tatsächlichen Ergebnisse. Der Militärdespotismus Bonapartes machte jede freiheitliche Verfassung unmöglich.

Im Herbste 1799 warf der Korse die alte unpopuläre Regierung nieder. Zwei Jahre vorher, 1797, waren Freiheit und Gleichheit auch noch seine Losungsworte gewesen. Jetzt beschränkte sich nach seinem Willen das Bewegungsgebiet des Volkes auf das Tun und Gehorchen; Befehlen und Anordnen war Sache der Regierung, die er allein bildete. So schuf sich Bonaparte einen von ihm allein abhängigen Staat. Alles, was die Zeit von 1792 an Gutes und Schlimmes geleistet hatte, war damit vernichtet, Frankreich auf den alten Despotismus zurückgeführt: „das Volk muß sich wieder an blinden Gehorsam gewöhnen; die Unzufriedenen und Opponenten werden von allen Stellen entfernt und leben in Ungnade; jedes freie Wort ist ein Verbrechen; die Preßfreiheit ist auf das engste eingeschränkt, und es giebt für die Kühnen Kerker genug, — nur unter andern Namen als die alten." Der „Ruhm des französischen Namens", die „Tapferkeit und Unbezwinglichkeit der Braven" wurden in überlauten Tönen von Bonaparte gepriesen und gerühmt, um dem Volke das Ziel vergessen zu lassen, wonach es gerungen hatte: das freie Menschentum im Staate. Daß er Ordnung schaffte, dafür gebührt ihm Lob. Aber schon in der Gesetzgebung machte sich ein stark gouvernementaler Zug geltend, der die Selbstverwaltung und Selbstbestimmung der Bürger bedenklich einzuschränken drohte.

Weit mehr als durch diese Maßnahmen der inneren Verwaltung wurde er nach der Anschauung vieler Zeitgenossen durch seine auswärtige Politik der Neuschöpfer des französischen Staates. Die republikanische Regierung ging zunächst darauf aus, seine Grenzen gegen den fremden Angriff zu behaupten. Das Kriegsglück verführte sie dazu, den schon

lange erörterten Begriff der Naturgrenzen nun für den eigenen Staat festzusetzen. Sie wurden im Rhein, im Juragebirge und in den Alpen gefunden. Allein: „Ein Strom und ein Gebirg macht keine Naturgrenze, wenn nicht die Haupterfordernisse da sind"; und „die erste Naturgrenze ist, daß jedes Land sein Meer bekomme; die zweite die Sprache". Es ist gut und heilsam für ein Land, wenn Gebirge und Ströme diese mit ihnen zusammenbilden. Bei den Alpen trifft es für Frankreich zu, weniger schon bei dem Jura. Unmöglich ist es bei dem Rhein: „Das Land, was jetzt Teutschland heißt, muß den Rhein allein besitzen, und das Meer zu beiden Seiten des Rheins als seine Naturgrenze." Wenn die Somme als die Nordgrenze gesetzt würde, hätte Deutschland seiner Lage nach nur die ihm zukommenden Meeresküsten. Sprachlich geht Frankreich bis an die Mündung der Schelde über Brüssel, Lüttich, Luxemburg nach Landau auf den Rhein zu. Und wie weit ist doch Frankreich schon jetzt besonders im Norden darüber hinausgegangen, wie weit im Osten nach Italien zu und der Schweiz!

Nein! Napoleon handelt in seiner auswärtigen Politik nicht nach unbefangenen Staatsgrundsätzen, sondern aus persönlichen Motiven. Nur deshalb fährt er in dem Handel und in der Industrie, in den Wissenschaften und Künsten schnell dahin und sucht sie zu einer frühzeitigen Reife zu bringen, „will alles beflügeln, was nur aus langsamen Keimen entsteht und eine andere Pflege braucht als Dekrete". Die Rüstungen als bloße Vorsichtsmaßregeln hinzustellen für den bewaffneten Frieden sind nur Vorspiegelungen falscher Beweggründe, denn keiner der benachbarten Staaten hat die Absicht, Frankreich anzugreifen: „England kann ihm zu Lande nichts anhaben, so wenig Frankreich jenem mit 600 000 Mann — das teutsche Reich? nun, da lacht man nur — Preußen hat weder Macht noch Interesse dazu — Österreich vielleicht den Willen, aber nicht die Macht — Rußland, das ferne, selbst wenn es sich gegen Frankreich bewegte, kommt so langsam, daß Frankreich unterdessen eine halbe Million Menschen disciplinieren kann."

Bonaparte ist im rechten Sinne ein Emporgekommener. Gewiß liegt etwas in seinem Wesen, was große Menschen immer ausgezeichnet hat: „eine kühne und klassisch gehaltene Weise, zu handeln und zu sprechen, eine gewaltige Naturkraft, welche die Herzen bezwingt und selbst die Widerstrebenden zum Gehorsam zügelt, kurz das Talent zu herrschen, in einem hohen und energischen Charakter". Allein er kannte weder seine Zeit noch seine Pflicht, „denn die Erkenntnis der Pflicht folgt nur aus der Erkenntnis der Zeit. Er bindet noch an die Extension und an den Glanz die Größe eines Volkes, welche er an die Intension und die Sonnenwärme der Gerechtigkeit binden mußte. Er, der suchen sollte,

dem Volke Ruhe und Festigkeit, die Grundstützen des Bürgerglückes, zu geben, reißt es in den tollen Wirbel der Ruhmsucht, entweder aus Unverstand, oder weil er Herr sein will; in beiden Fällen ist er ein großer Sünder gegen sein Zeitalter und ein frischer Begründer des Despotismus". Wo seine Persönlichkeit ganz in den Dienst hoher Dinge, der Fortbildung der Menschheit, aufgehen, in ihm Leben finden sollte, dreht sie sich kleinlich um sich selbst, ist eitel und feig, für ihr kleines Dasein in der Zeitlichkeit besorgt.

Zertreten ist das deutsche Land, „mein altes Vaterland". Seine Naturgrenzen wären, als Einheit genommen, im Süden die Alpen und die Nordecke des adriatischen Meeres mit dem größten Teil der Schweiz, im Westen das Meer der französischen und batavischen Niederlande, im Norden die Eider und die Ostsee, im Osten die jetzige politische, weil sie meistens die sprachliche bildet. Dies ganze herrliche Land ist zerrissen durch die Vielherrschaft, das lange Unheil des Vaterlandes. Ihre Folge sind die Kriege, die zweiundeinhalb Jahrhunderte hindurch auf diesem Schauplatz geführt wurden, die Verhärtung und Verfeindung der einzelnen Stämme untereinander: „Es ist wahr, das schlechteste und elendeste Volk ist, das ein Fremder beherrscht; darnächst das schlechteste, welches viele Herren spalten." Die letzten Kriege haben Deutschland zum Spott Europas gemacht; durch seine Schwäche wird der ganze Erdteil an den Rand des Verderbens geführt; denn Frankreich würde seine Grenzen innehalten müssen, „wenn die Teutschen ein Volk wären unter einem Herrn". Darum ist es eine schlaue Rechnung französischer Publizisten, die darauf hinweisen, daß Deutschland von der Natur dazu bestimmt sei, zwei mächtige Monarchien, eine im Norden und eine im Süden, zu haben, damit zwischen ihnen die alte freie Verfassung der kleineren Staaten bestehen könne. Luftige Gebilde einer tatenlosen Phantasie und träumerische Schwärmereien bequemlicher Faulheit sind die Betrachtungen über Deutschlands kosmopolitische Bestimmung, die der organischen Zusammenfassung zu einem Staate widersprechen. Mit diesem politischen Elend ist der moralische Tod verbunden: „Nur wenn wir ein Vaterland, wenn wir die hochmenschlichen und hochpolitischen Ideen eines eigenen, einigen, kräftigen Volkes hätten, würden wir stehende Sitten, festen Charakter und Kunstgestalt gewinnen; dann nur könnte das Höchste und Herrlichste der Menschheit aus solchen irdischen Wurzeln zu schimmernden Sonnenwipfeln erwachsen." —

Kühne Unbefangenheit und eine die einschnürenden Fesseln der Gegenwart durchschneidende freie Hoffnungsfreudigkeit kennzeichnen die Schrift, „gleichsam eine einzige Rede, in einem Athem, in einem Feuer gesprochen, der es allerdings in ihren einzelnen Teilen an Symmetrie

fehlen mag, in der jedoch, was das Ganze betrifft, die Anordnung eines genialischen, seinen Stoff beherrschenden Schriftstellers unverkennbar ist" [1]), kennzeichnen den Verfasser selbst. Menschenglück und Menschenveredlung sind ihm keine Schimäre, sondern das Gewisseste, was die Zukunft bringen kann, wenn die Menschen sich nur einen heiligen Enthusiasmus rein und ungeschwächt zu erringen wissen. Die Vielseitigkeit der Gedankengänge, die aber doch unverrückt auf ein Ziel gerichtet sind, die oft weit hergeholten Ausführungen, die Ausdrucksformen mit ihren durch die innere Not diktierten Härten, ihre schroffen und doch die widerstrebende Seele packenden Töne, sie alle bilden das Mittel, um die Gefährlichkeit des bonapartistischen Frankreichs für die Menschheit, die Notwendigkeit der Einheit Deutschlands für eine gesunde Entwicklung Europas darzulegen. Zum ersten Male hielt Arndt solch weite politisch-historische Rundschau. Das klägliche Ende des unter günstigeren Auspizien begonnenen zweiten Koalitionskrieges, dessen erste empfindliche Niederlagen für das republikanische Frankreich er in Paris selbst miterlebt hatte, die Friedensschlüsse von Lünéville und Amiens, die selbstbewirkte Übertragung des Konsulats auf Napoleon für Lebenszeit hatten die Schrift in die Öffentlichkeit gelockt, deren Klänge in seiner Seele seit jenem Aufenthalt am Rhein nicht wieder erloschen waren. In seinen „Erinnerungen" heißt es einmal: „Ja ich bin ein geborener Träumer, ein Fortschweber und Fortspieler, wenn nicht irgendein festes Ziel, irgendeine Arbeit oder Gefahr, die plötzlich kommt und plötzlich reizt und treibt, mich aus der nebelnden Träumerei herausreißt. Ich kann auch nach dieser meiner Natur — — zu fast gar nichts kommen, wenn mir nicht gegeben wird, durch irgendein bestimmtes Handeln, Reden und Vortragen einige helle und klare Funken des Erkenntnisses und Verständnisses hervorzulocken. Ich bin so geboren, daß ich reden und sprechen muß, damit meine Gefühle und Gedanken sich ordnen." Die Not der Zeit, die er als eigene Not empfand, bewirkte die schärfere Ausprägung und Fassung seiner Gedanken über Mensch und Staat. Dadurch fand er eine breite Basis, um auf ihr seine Anschauungen über die Gegenwart aufzubauen und ihre Aufgaben für die Zukunft zu begründen.

Die Natur steht nach Arndt dem Chaos gegenüber [2]); sie bildet eine Schöpfung mit Maß und Ordnung, ist der Inhalt des Gewordenen und das Werdende selbst. In ihr lebt der Mensch zunächst seinen Natur-

---

[1]) So in einer langen Rezension und Inhaltsangabe der „Allgemeinen Literaturzeitung" 26. 10. 1803, S. 171 ff. Weitere Rezensionen bringen die „Neuesten kritischen Nachrichten" Bd. 29, Greifswald 1803, S. 209/211 und das Intelligenzblatt der „Allgemeinen Zeitung" Juni 1803.

[2]) Vgl. zu den folgenden Abschnitten S. 252—365 des Buches.

zustand, nicht als etwas Negatives und Untätiges, als etwas Begier- und Peinloses, sondern als seine Ordnung in der Welt und im Verhältnis zu der ganzen übrigen Schöpfung. Aber während alle anderen Wesen ihre Stellung, die sie im Weltganzen einnehmen, und die nur durch den Menschen verändert wird, in sich tragen, bringt dieser, obwohl zunächst als ein Zufall und vom Zufall des Raubes lebend, doch unbewußt ein zweites Schicksal, eine zweite Schöpfung in die Welt: er muß in ihr erst sein Maß und seine Stellung finden. Rousseaus Anschauung von dem natürlichen Menschen als einer harmlosen, gedankenlosen Kreatur, die das Leben und den Tod nur fühlt, nicht kennt, vermag die Schwierigkeit nicht zu überwinden, warum er dann, wenn ruhiges Beharren sein Wesen wäre, überhaupt seinen glückseligen, arkadischen Naturzustand verlassen habe. Darin liegt ihre Unrichtigkeit, ihre unwirkliche Gestaltung des Menschen begründet. Zu seinem Wesen gehört gerade die unaufhörliche Veränderung und Umgestaltung, und es ist das erste Naturgesetz, dieses Suchen des Maßes, dieses Fortschreiten der Menschheit in das Unendliche nicht zu hindern.

Der Mensch, zunächst ein für sich allein dastehendes Individuum voll innerer Schöpfungskraft, wird sich dieses Gesetzes mit dem ersten Gedanken des Lebensgenusses bewußt. Damit erhält zugleich das Mittel Wert, aus dem dieser Genuß hervorgeht, der Besitz. So entsteht jener Zirkel: „Ich will das Leben um den Besitz und den Besitz um das Leben." Aus dieser Willensanlage zum Lebensgenuß und zum eigenen Besitz, aus dem Begriffe des Zweckes, der vorhanden sein muß, ehe man von Recht spricht, wird die Idee der Gesellschaft, des Staates geboren; indem mehrere sich miteinander verbinden, um diesen Zustand zu schützen, entstehen beide. Mit der gesellschaftlichen Ordnung tritt eine Einschränkung des persönlichen Willens als Tat ein. Weil der Mensch selbst Schonung nötig hat, muß er schonen. Der ganze Staat gibt die Bestimmungen des Schonungsmaßes, die Gesetze; er schafft aber auch den Zwang, sie inne zu halten, die Gewalten; und Gewalt kann sich nur gründen auf Macht, „worin die Lebendigmachung des Gesetzes auf Erden, die Göttlichkeit des Regimentes, ruht". So entstehen die Gesetze für die Abwehr äußerer und für die Sicherheit des Lebens und Besitzes gegen die inneren Feinde; sie werden gegeben durch die Weisesten durch das Volk, nicht durch das ganze Volk in allen seinen einzelnen Gliedern, sondern durch die Idee des Volkes; indem die Gesetzgeber nicht vergessen, „was diese größere Menschenmasse eigentlich wollte, als sie mit mancher Aufopferung in den Staat trat"; sie sollen dem Volke die Gesetze „an dem Zweck des Staates" beleuchtet zeigen. Erkennt dieses sie dafür als Sicherung und Forderung an, dann sind sie durch und für das Volk gegeben:

„Anders soll das Volk als Masse nie gesetzgebend sein, aber nicht-gesetzgebend soll ein Volk nie sein, d. h. du darfst keine Gesetze geben, die nicht die Masse des Volkes kennen und erkennen könne noch dürfe; alle Gesetze, bei denen das nicht ist, sind Sünden an einem Volke oder an vielen." Die Herrschaft, welche die Befolgung dieser Gesetze verlangt und nötigenfalls erzwingt, die ausübende Gewalt „soll nichts sein als das gewaffnete Volk und das durch das Volk gewaffnete Gesetz. Sobald sie sich andere Gesetze macht, oder gar sich selbst als ein höchstes Gesetz über alle Gesetze setzt, verwirkt sie ihre Herrlichkeit und giebt sich selbst die Todeswunde".

Es gibt also für Arndt in seinen ersten Staaten keine anderen organischen Gesetze als „die die Sicherheit des Lebens und des Besitzes eines jeden Bürgers angehen", kein anderes Recht der ausübenden Gewalt, „als die Bürger zu bewaffnen gegen fremde Gewalt, sie durch das Gesetz zu schützen gegen einheimische". Können nun diese natürlichen, auf dem festen Boden irdischer Verhältnisse aufgebauten Grundlagen der ersten Staaten noch die Fundamente der gegenwärtigen bilden oder sind im Laufe der Zeit, im Fortschritt der Entwicklung andere Unterbauten nötig geworden? — Er verneint diese letzte Frage schlechthin. Alle neuen Grundlagen, die man dem Staate seitdem zu geben versucht hat, sind gekünstelte Gebilde und verdunkeln nur die klaren und einfachen Bestimmungen, sind, wie die angeblichen göttlichen Rechte der Regenten und Priester nur gebildet, um einen höheren Schein darüber zu werfen, dem das Sein nicht mehr entspricht, oder entsprangen der Notwendigkeit, sich selbst zu retten. Damit ging das Maß verloren. Tausend und abertausend neue Gesetze wurden notwendig, um diese Anschauungen aufrecht zu erhalten: Gesetze für die Religion, die Sitten, das Hauswesen, ja für Kleider und Schuhe. Polizeiliche Anordnungen, die für die Zeit und den Augenblick gemacht waren, erlangten die Gültigkeit von Gesetzen für den Staat, „den man ewig denken muß bei seiner Organisation". Als das Maß der Einfachheit und Natürlichkeit verloren war, mußte man immer neue Stützen suchen, um die Grundbalken und Tragpfeiler, die der einseitige Verstand unterwühlt hatte, durch künstliche Gebilde zu ersetzen. Verzichtleistungen der einzelnen auf einen Teil der persönlichen Unabhängigkeit und Willkür sind notwendig für eine größere Sicherheit der Individuen und der Gesamtheit, die der Staat gewährleistet; aber es sind kleine Übel im Vergleich zu den Opfern der Freiheit, die jetzt die Regierungen zur Sicherheit ihres Regimentes von den Bürgern oder vielmehr den Untertanen verlangen müssen. Die orientalischen Reiche, auch die der Ägypter und Juden, waren Theokratien, ihre Organisation beruhte auf angeblich von Gott gegebenen Gesetzen und

Polizeiordnungen; ihr Wesen wurde durch die Religion und die Priester bestimmt.

Die griechischen Staaten waren, obwohl auch ihre Gesetzgeber sich hinter den Göttern versteckten, doch nicht für sie gemacht; in den „schöneren" Staaten, namentlich Athen, hat die Gesetzgebung der Erde das erste Recht gegeben; sie konnte ihre Bestimmungen auf wenig Tafeln eingraben, die sich auf den Besitz und Genuß der Erde bezogen und unverrückbar waren; selbst ihre Götter wurden in das Reich des Menschlichen geführt, und ihre Bürger durften auch Menschen sein. Das große Menschliche stand im Vordergrunde ihres Staatslebens. Auch Rom stellte sich mit seiner stolzen Naturkraft auf den Boden „einer ziemlich natürlichen Verfassung", doch gelangten, wenn nicht in der Gesetzgebung, so doch in der Regierung schließlich theokratische Neigungen zur Geltung, die das römische Weltreich und seine lastende Schwere unerträglich machten.

Eine Verachtung jener natürlichen Gesetze führte das Christentum herauf, weil seine Sendboten die mütterliche Erde für einen Himmel gering schätzten, der sich ihnen auftat, um ihnen die Schrecken der Welt zu zeigen. Die Menschen wußten zuletzt nichts mehr mit der Erde anzufangen, weil ihre unselige Verblendung dort nur Verbrechen und Sünde sah; jeder Genuß, der ihr entstammte, wurde ein Verbrechen, jeder lustige Trieb erhielt seine Fesseln. Alle Lebensfülle fiel unter geistige Gesetze; mönchische Martern und Bußübungen knickten sie. Diese düsteren Anschauungen veränderten sich, aber der unglückselige Einfluß des religiösen Lebens auf rein irdisch-natürliche Angelegenheiten blieb. Auch die Reformation hat im Prinzip nicht hiermit gebrochen. Die Aufklärung verwechselte vollends die Gesetze der Idee, „welche oft gar nicht für die Erde gehören", mit denen der Elemente, mischte sie untereinander, hob die Wirklichkeit des Staatswesens auf und machte es zu einer Idee, das seine Wurzeln gerade ganz im natürlichen Leben haben muß. Die Gegenwart muß zu jenen ursprünglichen Gesetzen zurückkehren, den Staat wiederum an die Erde binden und ihm damit den festen Punkt schaffen, von dessen Warte aus der Geist sich an der erneuerten Weltgestalt erfreuen und sich mit ihr verbinden kann.

Gesondert von jenen Grundgesetzen, welche die Sicherheit des Leibes und des Besitzes garantieren, treten die Polizei- und Sittengesetze, die Verordnungen. Weil sie jenen untergeordnet sind, dürfen sie keinem widersprechen, und es ist Aufgabe der Regierung, zu zeigen, aus welchem organischen Gesetze sie entspringen. Bei dem Fortschritt der Kultur wird sich ihre Zahl vermehren; aber die Gegenwart leidet unter dem Druck ihrer Überzahl.

Für das Geistige und Himmlische gibt es keine Gesetze, höchstens polizeiliche Anordnungen: „Ich will den Himmel, den ich nicht klar verstehe und wohl nie klar verstehen werde, nicht auf die Erde hinabziehen und ihn an sie binden. Ich mache meine Menschen sicher und froh auf der Erde, lasse sie sich auch da auf einem festen Grunde erst aufbauen; dann mögen sie versuchen, auf welcher Seite und wie weit sie in den Himmel steigen können." Nirgends auf religiösem Gebiet soll der Mensch anordnen, nur schützen; er darf „keinen bestimmten Kultus verachten oder zum herrschenden erheben". Auch für die Sittengesetze soll größte Freiheit bestehen, zumal sie oft durch zeitliche Umstände und klimatische Verhältnisse bedingt sind. Je größer die Freiheit, um so größer die Tüchtigkeit und Tugend. Kunst und Wissenschaft haben Knechtsgestalt angenommen, weil der ihre Arbeiten besoldende Staat ihnen die Zwecke vorschreibt, „wofür und wohin sie arbeiten sollen. Eine gewaltige Revolution muß erfolgen, daß auch sie wieder in göttlicher Freiheit erscheinen können".

Am schwierigsten erscheint die Frage nach der ausübenden Gewalt. Sie soll so monarchisch als möglich sein und dabei doch die Gefahr vermeiden, sich selbst als erstes Gesetz hinzustellen, eine Tyrannin zu werden. Daß eine Kontrolle nötig ist, steht fest; wie sie jedoch einzurichten sei, darauf getraut er sich keine Antwort zu geben, weil die bisherigen Proben nur den Beweis liefern, daß bei ihnen kein ruhiges Gleichgewicht zwischen Exekutive und Volksvertretung sich herstellen ließ. So scheint ihm das Ideal seines Staates jetzt noch unmöglich zu sein: „vielleicht nach 500 Jahren sehen wir seinen Anfang". Aber doch müssen die Regierungen, die sich den Anschein geben, „aus einem edlen Sinne zu regieren und ihrer Zeit mit forthelfen zu wollen", allmählich die „Vorbereitungen" zu einem solchen Staate machen. Die besten Bürger werden sie unterstützen, daß „ruhiger Verstand und ruhige Kraft" sie treffen, daß die Gerechtigkeit im Staate herrscht, nicht nur aus der Idee, sondern „aus dem Interesse heraus"; denn nur das verbürgt bei einer aus so vielen zusammengesetzten Gemeinschaft ihre Dauer.

Aus einem solchen Staate, ja aus einem Staate, der sich diesen Bedingungen nur nähert, gehen wie aus einem lebendigen Quell „die zwei Seelen jedes Staates" hervor: die Vaterlandsliebe und die Freiheit, gleichsam irdische Ideen, weil sie an Irdisches gebunden sind. Zu ihrer Entstehung trägt schon viel bei, wenn der Staat auch in seinem „zufälligen Verhältnisse, das er sich nicht geben kann", fest gegründet ist, d. h. „wenn er geographisch und ethnisch seine rechte Lage hat". Aber die Vaterlandsliebe ist nicht allein „Liebe des Bodens", wo man geboren ist; es muß hinzukommen die Einheit der Sprache, wodurch sich

das Volk als engverbundene Gesamtheit ansieht, die durch einerlei Gesetze und Regierung zusammengehalten wird, und es muß hinzukommen, daß das Volk frei und glücklich sei, weil nur dann jeder bereit ist, für den anderen vieles zu tun und zu leiden. Die Freiheit als Zustand entspringt nicht so sehr dem Bewußtsein des Volkes, daß es sich seine Gesetze selbst gebe und keine Herrschaft über diese Gesetze hinaus anerkenne, als vielmehr dem, daß es sie zu kennen und anzuerkennen vermag, und daß vor ihnen kein Unterschied der Person gilt; denn so fühlt sich der Mensch unter keinem anderen Druck als unter dem Gesetze stehend, und ihn kann er sich leicht machen, wenn er den Mut hat, gut zu sein. Der größte Gehorsam gegen das Gesetz, eine unverletzliche Subordination, ist in solchen Staaten selbstverständlich.

Wie sollen nun ihre „zufälligen Verhältnisse" bestimmt sein? — Verwerflich ist das politische Gleichgewicht des Staatensystems allein durch Zwang, obwohl während der letzten Jahrhunderte Schwert und Feder immer wieder versucht haben, es herzustellen. An seine Stelle muß das Gleichgewicht der Gerechtigkeit treten; den Menschen und den Staaten ist zu beweisen, daß sie gut und gerecht sein müssen, wenigstens aus Interesse, wenn sie es aus keinem edleren Grunde wollen.

Europa kann nicht einen Staat bilden ohne Grenzen, mit einer Kunst, einer Bildung, einer Verfassung. Schon die klimatischen Verhältnisse widerstreiten einer solchen allein aus der Idee geschöpften Auffassung, deren Verwirklichung überdies Aufhebung der Mannigfaltigkeit in Sprache und Kultur bedeuten, uns zur Barbarei zurückführen würde. Feste Scheiden müssen die Staaten voneinander trennen zum Zusammenhalt nach innen, zur Abwehr nach außen.

Die geographischen Grenzen sind durch den Anteil am Meere bestimmt, den jeder Staat haben muß, um lebensfähig zu sein. Mit Recht sah Georg Forster im Meere „die Wiege der Humanität". Darum schon bilden allzu kleine Staaten ein politisches Übel, weil sie meistens aus Verletzungen der Naturgrenzen größerer Staaten entstanden sind. Holland z. B. ist so „die schreiendste Verletzung von Teutschlands Naturgrenze. Venedig und der hierarchische Staat zu Rom nebst der Republik Genua schlossen den inneren Staaten der Lombardei ihr Meer. Italien konnte als ein Staat nur seine Blüte erreichen". Spanien und Portugal gehören zusammen, denn auch Sprache und Volk sind eins. Frankreich war unter Ludwig XV. fast in seinen Naturgrenzen nach der Einverleibung von Lothringen; dann überschritt es sie. Polen verlor durch die deutschen Ritter im Norden sein Meer; die anarchische Verfassung ließ das slawische Volk nicht bedenken, daß es als Nation vor allem das Meer beherrschen müsse; als es ganz von der Ostsee und vom schwarzen

Meere abgeschnitten wurde, war sein Untergang besiegelt, Rußlands Emporkommen gesichert. Ungarn ist noch nie zu seinem Meere gekommen; ihm gebührt Anteil am schwarzen und adriatischen Meere. Zu diesen geographischen Naturgrenzen als der ersten Bedingung für einen Staat kommen andere Rücksichten, die bei seiner Bildung mitwirken und die durch die Erfahrung einer langen Geschichte gegeben sind. Staaten von größerem Umfang als 100—150 Meilen Breite und Länge verlieren ihr Maß, weil der klimatische Unterschied zu groß wird und infolgedessen Sitten, Verfassung und Sprache zu weit auseinander gehen. Ein Volk, das nur 500 000 gewaffnete Männer aufstellt, also etwa 40—50 Millionen Einwohner zählt, wird kein Feind besiegen, wenn es den „Geist eines Volkes" hat. So wenig die kleinen Staaten bleiben dürfen, weil sie geographisch ihr Dasein nicht rechtfertigen können, ebensowenig soll ein Volk jene Naturgrenzen überschreiten, weil es dann nicht mehr stillzustehen weiß. Erschütterungen und Aufwiegelungen, ungeheure Kosten und Heere werden die Folgen sein, unter denen bürgerliche Freiheit und Humanität zu leiden haben. So „wird, wer immer unterdrückt, wechselsweise ein Feiger und ein Unterdrücker auch gegen sein eigenes Volk". Englands Weltmachtpolitik ist ein abschreckendes Beispiel für die Gegenwart, wie es die Roms und Spaniens für die Vergangenheit waren [1]); diese Völker werden „physische Ungeheuer, Geburten wider die Natur", denn sie verlieren die Möglichkeit gerecht, d. h. „recht" zu sein; und recht sein bedeutet für den einzelnen wie für den Staat nichts anderes als „auf seiner Stelle" sein. Universalität eines Volkes ist gleich der Vernichtung aller Völker. Darum gilt es für sie, sich in die Notwendigkeit zu setzen, daß sie diese Grenzen halten müssen. Sie können dies um so leichter, als zu den geographischen Schranken eine zweite tritt: die Sprache. Erst aus der Vereinigung von beiden bildet sich „eine treffliche irdische Geschiedenheit des Nationalcharakters und der Nationalverfassung".

Die Sprache ist „das zarteste äußere Bildungsorgan des Gemüts". Die ganze Bildungsweise und der ganze Bildungsgang des Menschen ist mit ihr verwachsen; sie bildet die Nationen. „Jeder Staat, der seine Naturgrenze überschreitet, sündigt; er sündigt doppelt, wenn er dabei die Grenze seiner Sprache überschreitet." Ein zu nahes Band der Gewalt zwischen zweisprachigen Völkern wirkt Unheil. Darum ist es „für solche zwieträchtig verbundenen Teile" das größte Glück, „wenn der kleinere Teil ganz seine Sprache verlieren könnte"; ein Erfolg, der frei-

---

[1]) Über England handelt er S. 345—352; es wird später auf die Gründe zurückzukommen sein.

lich bei der feinen Ausbildung der modernen Sprachen nur durch äußerste Gewalt der inhumansten Regierung möglich wäre. Wenn daher „die geographische Naturgrenze eines Landes glücklich auch mit der Einheit eines Volks und also mit der Einheit der Sprache zusammentrifft, so hat solcher Staat allen Göttern zu danken; der Grundkeim ist der zur bürgerlichen Wohlfahrt und zu einer humanen Entwicklung".

In der Gegenwart ist noch nicht die Zeit zum Bau solcher Staaten gekommen. Die Nationen können noch nicht wahrhaftig frei sein, weil sie alle noch „zu lose auf dem Erdboden stehen und zu wenig ruhigen Verstand von einem Staate haben". Der Geist der Aufopferung und die männliche Stille sind ihnen verloren gegangen, die allein imstande wären, den Despotismus zu vernichten; statt des beharrlichen Tuns notwendiger wollen sie den schwächenden Genuß entbehrlicher Dinge. Aber trotz aller dieser Schäden ist die Gegenwart eine Zeit der Zurüstung und Vorbereitung. Mit zahllosen blutigen Menschenopfern hat die französische Revolution ihr die Bahn gebrochen. Nicht darum hadert Arndt mit Napoleon, weil er die ausübende Gewalt wieder konzentriert hat — das war vielmehr eine Notwendigkeit —, auch nicht darum würde er ihm zürnen, wenn er das Wahlregiment zu einem Erbregiment macht, weil er glaubt, daß zu jenem die Völker noch nicht verständig genug sind; aber er haßt diesen Mann, weil er den begonnenen Bau nicht fortsetzen will, sondern aus eitler Eigenliebe den alten Despotismus, und damit das Werk des einseitigen Verstandes wieder aufrichtet, weil er die Freiheit der Völker unterdrückt und dadurch für lange Zeit den Krieg als den einzig möglichen Zustand der Nationen untereinander erklärt.

Für Deutschland sieht er in dieser Lage keine Rettung auf friedlichem Wege. Österreich und Preußen, die beiden Vormächte, sind halb fremde Mächte, rings von Feinden umgeben; es kann nur zur Einheit kommen „durch ungeheure Revolutionen, durch Überschwemmung von Fremden, von den Alpen bis zur Ostsee, wodurch die alten Fürstenhäuser verderben, und die Nation unterjocht wird; wobei sich endlich ein Retter finden könnte, der die Schmach rächte und Herr seines Volks würde. Oder es müßte ein großes Tyrannen- und Feldherrngenie aufstehen, welches erobernd und verderbend die Teutschen zu Einer Masse zusammenarbeitete, woraus endlich ein gesunder Leib würde". Scharf weist er noch einmal die Gegner zurück, die Deutschland dazu bestimmt glauben, daß es ohne politische Stärke allein von den einzelnen aus der Universalität und der Humanität diene, denn „mit dem politischen Boden eines Volkes versinkt zuletzt jede Kraft und jedes Streben"; nur aus ihm erwächst das Höchste und Heiligste einer Nation: die Liebe zur Freiheit, das Bewußtsein der Macht, die Ideen der Gemeinschaft und des

Vaterlandes, der Gedanke der Aufopferung für die Gesamtheit. Aber so wenig vermag Arndt an die Zukunft seines Vaterlandes zu glauben, daß er sich zum Schluß von ihm ab= und der ganzen Menschheit zu= wendet, daß er die Worte niederschreibt, er würde dem untergehenden Deutschen eine Träne schenken, wie er sie dem untergegangenen Griechen schenken kann. Mag jedoch sein Glaube an die Zukunft Deutschlands stark ins Wanken geraten sein, an der Zukunft der Menschheit zweifelt er nicht trotz aller Hindernisse, die ihr von Bonaparte drohen. Es gilt dem kommenden Geschlechte „durch eine menschliche Erziehung voll Kraft und stiller Männlichkeit“ zu helfen: „Man muß die Menschen wieder als Menschen erziehen, den Jünglingen die Welt lang, weit und unend= lich frei zeigen, sie nicht sogleich auf einen bestimmten Zweck hinweisen, der das Leben und den noch nicht entwickelten Verstand des Lebens ein= engt. So werden starke und stolz gestaltete Gemüter hervorgehen, wenn eine höhere Wirkkraft gegeben wird, die durch das Leben wandelt; so werden die Enkel tapferer zum Herrschen und geduldiger zum Gehorsam werden. Nur durch die Einzelnen wird ein Volk, und nur durch die unterrichteten und gebildeten Einzelnen, wenn diese eine volle Weltkraft in ihrer Brust und in ihrem Leibe tragen, wird ein Volk brav und glücklich.“ —

Mit diesen beiden großen politischen Arbeiten, von denen die erste so aussichtsreich für die engere Heimat, die zweite so trübe blickend für Deutschland und das deutsche Volk abschloß, war die schriftstellerische Tätigkeit des Jahres 1803 noch nicht erschöpft. Nach mancherlei Hin= dernissen erschien im September ein Band „Gedichte“, die erste Samm= lung der Schöpfungen der holden Muse, die dem Verfasser während seines langen Lebens als eine liebevolle Helferin in aller Not zur Seite stand, als hochragende Schlachten= und Siegesgöttin ihn durch die herr= lichsten Jahre seiner Wirksamkeit begleitete.

Die erste Periode des dichterischen Schaffens Arndts reicht bis zu jenen Monaten, da ihn die Hoffnung beseelte, daß mit der Begründung des eigenen Heims das Ende seiner Wanderjahre gekommen sei. Ein warmer poetischer Glanz, verklärt von der natürlichen Schönheit des baltischen Eilandes, durchschimmerte seine Jugend, das Elternhaus und die Bewohner. Die Lust zum Singen und Sagen hatte dort Heimat= stätte und Heimatrecht. Schon der Kindermund der beiden Brüder Ernst Moritz und Fritz, die einander am nächsten standen, formte die Er= zählungen der griechischen Götter= und Heldensagen in Verse um; die moderne deutsche Literatur fand, wie schon erwähnt, in dem Pächter= hause bei Jung und Alt begeisterte Verehrer; durch sie bewahrte man den Zusammenhang mit dem geistigen Leben des Mutterlandes. So

darf es kein Wunder nehmen, daß die Erzeugnisse dieser ersten Periode inhaltlich und formell von den Eindrücken abhängig sind, welche die jugendliche Seele in Haus und Schule empfangen hatte; sie konzentrierten sich um die deutsche Literatur der letzten Jahrzehnte und um das klassische Altertum. Neben dem Hellenismus wird Schiller die beherrschende Macht seiner Jugendlyrik. Das erste uns erhaltene Lied, das in jene Sammlung aufgenommen wurde, stammt aus dem Jahre 1786, gehört also noch der Zeit an, da er zu Grabitz im elterlichen Hause weilte. Es ist ein Trinklied, vielleicht im Kreise der von Lebenlust und Freiheitsdrang übermütigen Kandidaten und ihrer nicht viel jüngeren Schutzbefohlenen entstanden, den er uns selbst in seinen Erinnerungen geschildert hat. Es war natürlich, daß diese bacchantische Poesie in den Stralsunder Gymnasialjahren und in der Studentenzeit fortgesetzt und durch teutonische Bardenlieder ergänzt wurde. Beide Gattungen sind durchaus abhängig von fremden Mustern: Bürger und Hölty, Anakreon und Horaz in der einen, Klopstock in der andern geben die bewährten Vorbilder ab, an die sich Anklänge feststellen lassen. Genießt die Zeit, solange ihr jung seid, denn keine Zaubermacht hemmt den Flug der Jahre; freut euch des Weines als des Sorgenbrechers und als des Spenders lebendiger Freude selbst im hohen Alter; kümmert euch nicht um Vornehmheit und Reichtum, weil beide nicht fröhlich machen; dankt den germanischen Helden und ihren Göttern, die unsere heimischen Gestade vor der Herrschaft Roms bewahrt haben: das sind die Gedanken, denen er poetischen Ausdruck verleiht. Der sorgenlose Aufenthalt im Altenkirchener Pfarrhaus und der Verkehr mit dem literarisch tätigen und der dichterischen Muse holden Kosegarten zeitigten unter anderen zwei Lieder, die sich über die bisherigen erheben: in der „Liebeskraft“ preist er mit Schillerschem Pathos die lebenbringende himmlische Leidenschaft und erbittet sie auch für sein Schicksal, die „Freude“ soll den Menschen daran mahnen, trotz aller wilden, das Leben durchziehenden Wogen bis zum späten Alter die unschuldige Freude als den Born unvergänglicher Jugend sich zu bewahren. Eine wesentliche Bereicherung erfährt die dichterische Gestaltungskraft Arndts durch die Wanderjahre. Die Lieder dieser Zeit übertreffen die vorhergehenden durch leichte Form und einfachen Gedankengang. Der Dichter befreit sich von der Anhäufung antiker Namen und Vergleiche, die seine früheren Trink- und Bardengesänge belasteten; um so schärfer tritt in den breiten, oft ermüdenden Episteln an Jugendfreunde wie Grümbcke, Ernst Ludwig v. Gagern und Karl Heinrich Beck der Einfluß hervor, den die hellenistische Weltanschauung auf ihn ausgeübt hat; es war natürlich, daß sie sich an den Stätten alter Kultur ganz in den Vordergrund seines Empfindens drängte. Und als

er nun in die Heimat zurückgekehrt war, da fanden die Kinder seiner Muse bald den Weg in die Öffentlichkeit. Der Göttinger Musenalmanach 1799 brachte das „Freudenlied". Mit dem Jahrgange 1800 begann seine Mitarbeit an dem Taschenbuche zur Belehrung und Unterhaltung für die Gegenden am Niederrhein, das von dem Pfarrer W. Aschenberg zu Düsseldorf unter eifriger Förderung von Kosegarten herausgegeben wurde; neben ihm zeichneten Arndt und sein pommerscher Landsmann Karl Lappe, Jung Stilling und andere auf dem Titelblatt. Die beiden Jahrgänge 1800 und 1801 enthielten nicht weniger als 25 Gedichte von ihm; die meisten freilich wurden in die Sammlungen nicht aufgenommen; Trink- und Liebes-, Frühlings- und Morgenlieder, die ihren Ursprung wohl alle der Reisezeit und ihren Nachwirkungen verdanken. Mochte für Arndt die selbstgewollte Verbannung aus der Heimat eine Notwendigkeit gewesen sein, um so stärker erwachte während der ruhelosen Wanderung und während der Wirren, die seine Seele in Italien und Frankreich sah, der Drang nach Ruhe, nach Frieden mit allen Menschen:

„Tragt mich ohne Zwist und Streit, ich trag' Euch, weil Ihr Menschen seid!
Der Lebensweg ist schmal, doch nicht zu enge; ich mache Platz, nun laßt den Streit",

und es erwachte nach so langen Lehrjahren — er war jetzt ein Zweiunddreißigjähriger — die Sehnsucht nach dem eigenen Heim, nach der Vereinigung mit der Geliebten, die er in der Ferne einsam und seiner Rückkehr harrend zurückgelassen hatte. Mit der Erfüllung dieser Wünsche setzte dann die zweite Periode seines dichterischen Schaffens ein, welche die Jahre 1800/1803 umfaßt und mit dem Fortgange von Greifswald ihren Abschluß findet. Sie birgt sein junges Eheglück und den schweren Verlust in sich, den er durch den frühen Tod seines Weibes zu tragen hatte. Diese beiden Ereignisse bestimmen die Lieder der zweiten Periode. Während sich die Gedichte der ersten an hergebrachte Formen und an Inhalte anlehnten, die außerhalb des eigensten Erlebens des Schaffenden lagen und höchstens Anschauungen wiedergaben, soweit sie, in dem gewichtigen Maße von Episteln einherschreitend, mit den Lebenswerten der alten und neuen Philosophie von Plato bis Kant und Fichte sich auseinandersetzten, entsprangen die Erzeugnisse der zweiten dem Quelle jeder wahren Poesie: der eigentümlich gestalteten, individuellen Ursprünglichkeit, der lebensvollen persönlichen Empfindung. Der mythologische und philosophische Ballast wurde über Bord geworfen, die Form wird knapper und bestimmter. Das „Lebenslied", dessen Strophen bereits oben erwähnt wurden, bildete gleich den Höhepunkt seiner Dich-

tung während dieser Zeit. Mochte Arndt infolge des herben, tief empfundenen Verlustes in den Klageliedern oft noch wieder in den antikisierenden Ton und in die philosophischen Reminiszenzen aus dem Altertum zurückfallen, neben ihnen finden sich doch persönlich gehaltene, die es bezeugen, was er an seiner Lotte verloren hatte. Und in manchen Liebesliedern des Jahres 1802 zeigt sich der echte Volkston, jener tragisch-realistische Zug mit seiner Sünde und seinem Leid, der dem Liebesleben des schlichten Mannes eigentümlich ist. Der großen Zahl der Klage- und Liebeslieder gegenüber treten die Gedichte zurück, die sich mit den Zeitfragen beschäftigen und einen politischen Klang anstimmen. Noch in das Jahr 1797 fällt ein Lied „Freiheit", das die für sie in den Tod Gegangenen, unter anderen Charlotte Corday, preist, und in das Jahr 1802 ein „Lied der Freien", das man als das erste Vaterlandslied bezeichnen kann; aber es bleibt charakteristisch, daß es durchaus allgemein gehalten ist. Zwölf Klinglieder beschließen den Band, dem Andenken seiner Liebsten gewidmet. Ihr hatte er die Sammlung zugeeignet, nicht als eine Erinnerung an die verschwundene Gemeinschaft, sondern als einen Ausdruck der Gewißheit, daß sie ihn höre in der Stille des Jenseits, daß die Liebe nicht untergehen könne.

Arndt hatte schon zu Beginn des Jahres 1802 eine Sammlung seiner Gedichte geplant und mit dem Kölner Verlag Haas und Sohn einen Vertrag abgeschlossen; er mochte glauben, daß die Veröffentlichung seiner Lieder in der am Rhein viel gelesenen Zeitschrift das Erscheinen daselbst günstig beeinflußen werde. Aber als sie im August 1803 endlich ihrer Vollendung entgegenging, war sie „durch Auslassungen und abscheuliche Druckfehler so geschändet", daß er sich genötigt sah, sie zu widerrufen und vor dem Kauf der Sammlung zu warnen. Um seine Subskribenten zu befriedigen, ließ er die Ausgabe von neuem bei J. H. Eckhardt in Greifswald drucken; der Verleger war Karl Christoph Stiller zu Rostock und Leipzig[1]). Ein Vorwort vom September 1803 wies darauf hin, daß diese Gedichte seine „einzig rechtmäßigen Kinder" seien. Das Verzeichnis der Subskribenten umfaßte 170 Namen; sie gehörten fast alle dem schwedischen Pommern an; dazu kamen einige aus dem benachbarten Mecklenburg, ein paar Studenten aus Jena und einige aus

---

[1]) Der Widerruf im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung vom Jahre 1803, Spalte 1404/05, Greifswald 2. August 1803. — Die erste Ausgabe umfaßt 16 u. 335 Seiten; es wurden zwei verschiedene Titelblätter hergestellt; das eine: Greifswald gedruckt bei J. H. Eckhardt 1803; das andere: Rostock und Leipzig bei Karl Christoph Stiller 1803. Ein Vergleich zeigt, daß es sich im übrigen um dieselbe Ausgabe handelt. — Über Arndt als Dichter handelt die treffliche Untersuchung von G. Lange, Der Dichter Arndt. Berlin 1910.

Schweden. Von einem größeren literarischen Erfolg der Gedichte ist also nicht zu reden: ihr Verfasser war nur in seinem engeren Vaterlande eine bekannte Persönlichkeit.

2. Erster Aufenthalt in Schweden. 1803—1804.

Arndts Tätigkeit blieb auch in der eigenen Heimat nicht unangefochten. Sein Buch über die Leibeigenschaft hatte, wie schon bemerkt wurde, ihm in den Kreisen des Adels zahlreiche Feinde geschaffen. Ältere Kollegen von der Fakultät sahen mißgünstig auf das Zutrauen, das er im Kreise der Studenten genoß, ängstlich auf den Freimut, mit dem er seine Überzeugungen vortrug, nach ihnen sein Leben gestaltete. In seinem Inneren hallte lange der Verlust seines Weibes nach. Die Beziehungen zu Fanny Tarnow vermochten nicht, ihn darüber hinwegzutäuschen. Die Höhepunkte des geselligen Lebens dieser Jahre blieben die Reisen nach Rügen und zum elterlichen Hause, dem er sein Söhnchen anvertraut hatte, die Stunden im Kreise fröhlicher Zecher der Greifengesellschaft [1]). Von neuem packte ihn die Sehnsucht, aus diesen engen, ihm wenig zusagenden Verhältnissen herauszukommen; mit ihr verband sich der Wunsch, die so viele Geheimnisse bergenden nordischen Lande, die ihm von Jugend auf in ihrer Sage und Geschichte vertraut waren, die das politische Leben seiner Heimat bestimmend beeinflußten, persönlich kennen zu lernen. Zwar hatte er bereits für den Winter 1803/04 Vorlesungen angekündigt: Darstellung der Hauptrevolutionen des Mittelalters, Vorübungen zu einer Einleitung in die Geschichte klimatisch, geographisch, anthropographisch, einige Biographien des Plutarch; allein bevor das Semester seinen Anfang nahm, kam er bei dem Generalgouverneur von Pommern und Kanzler der Universität, seinem Gönner, dem Freiherrn v. Essen, um Urlaub für eine Reise nach Schweden ein. In der Vereinigung aller jener Zustände mag der Grund zu suchen sein, der ihn dazu bewog, oder wenigstens der äußere Anlaß, den er vorschützen konnte. Nachdem Arndt noch am 26. August 1803 von Greifswald aus die ihm seit der Rückkehr von der ersten Reise bekannte Sophie von Laroche — er war im schönen Thüringen eine kurze Wegstrecke ihr Reisebegleiter gewesen —. gebeten hatte, dafür zu sorgen, daß Fanny Tarnow im westlichen Deutschland, etwa in den Rheinlanden, in einer ihr angemessenen Stellung unter-

---

[1]) Vgl. außer den Gedichten auch den Brief an Reimer, Greifswald 18. Januar 1803 bei K. Th. Gaedertz, Was ich am Wege fand, Leipzig 1902, S. 7.

komme, trat er in den ersten Septembertagen die Fahrt an[1]). Das Anerbieten eines reichen, aus Pommern gebürtigen Hamburger Freundes, mit ihm auf seine Kosten eine Reise durch die Pyrenäenhalbinsel zu machen, mußte in Rücksicht auf Essen und den ihm angegebenen Zweck zum großen Leidwesen Arndts ausgeschlagen werden. Als Aufenthaltsort wurde zunächst Stockholm gewählt. Zahlreiche deutsche und schwedische Gelehrte, unter ihnen der bekannte Konrektor Nernst an der deutschen Schule, verschafften ihm bald Eingang in weitere Kreise. Die Empfehlungen des Freiherrn v. Essen haben sicherlich das ihrige dazu beigetragen, ihn auch bei dem Adel und den Zirkeln des Hofes und der Regierung einzuführen. So verlebte er einen bewegten und angeregten Winter in der schwedischen Hauptstadt. Gehörte der Vormittag wissenschaftlichen Arbeiten, so verbrachte er den Nachmittag in geselligem Umgange mit den alten und neuen Freunden, auf Ausflügen, Konzerten und Bällen, im Theater. Mitten in diesen großstädtischen Freuden traf ihn ein harter Schlag. Am 29. Januar 1804 erfuhr Arndt, daß seine geliebte Mutter am 14. gestorben sei. Die Briefe an den Vater und an Gottesgab sind ein Zeichen der Zusammengehörigkeit, mit der er sich den Seinen bei diesem Schmerze verbunden fühlte, der Liebe, mit der er ihnen zugetan war. Seine Lieder auf die verstorbene Mutter, die in den kommenden Jahren entstanden, zeugen davon, wie stark er sich von ihrer Eigenart abhängig wußte. Aber der Schmerz löste sich nicht mehr wie bei dem Tode der Geliebten in stille Resignation und in demütige Ergebung in das Schicksal auf. Sein Leben gehörte der Zukunft, er warf das Leid hinter sich und gedachte der Toten und Lebendigen in Liebe und Freude. Schon am 9. März teilte er dem Vater mit, daß er in etwa vierzehn Tagen seine Reise durch das Land, zunächst nach Upsala, antreten werde. Wenige Tage später, am 26. März, brach Arndt in der Tat von Stockholm auf, und mit diesem Zeitpunkte setzt dann seine „Reise durch Schweden im Jahre 1804" ein, die 1806 in Berlin erschien[2]). Es sind Bruchstücke aus dem Tagebuche, die verarbeitet werden, Berichte über eine Reise, „die einst zu den glücklichsten Erinnerungen meiner alten Tage gehören wird". Ihre Absicht ist es, „manche rohe und unwürdige Begriffe, die man von dem schönen Lande und dem braven Volke hat, zerstören zu helfen". Aus dieser Tendenz ergibt sich die Eigenart des Buches. Die Reisebeschreibung hebt die Lichtseiten des Landes und seiner Bewohner stark hervor, geht leicht

---

[1]) Vgl. R. Hassenkamp, Aus dem Nachlaß der Sophie v. Laroche, Euphorion V, 482 ff. Der Brief Arndts bezieht sich offenbar auf Fanny Tarnow.

[2]) Bei G. A. Lange, 4 Bände, 303 u. 322 u. 295 u. 277 Seiten; 1807/08 ins Schwedische übersetzt, erschienen in Carlstad.

über die Schattenseiten hinweg. Wie die Schilderungen seiner ersten Reise geben auch diese ein eindrucksvolles Bild von dem, was er gesehen und was er sich erarbeitet hat. Acerbi und Örling, Wahlenberg und Hårlemann lieferten ihm die literarischen Unterlagen; eigene statistische Arbeiten, denen er während des Aufenthaltes in Stockholm sich unterzogen hatte, gaben ihm ein sicheres Material zur Beurteilung der Landwirtschaft, des Handels und der Industrie des Landes; Empfehlungen seiner Stockholmer Freunde an hervorragende Vertreter aller Erwerbszweige, bei denen er längeren Aufenthalt nahm, ermöglichten es ihm, sich an Ort und Stelle genauere Einzelkenntnisse zu verschaffen. Nehmen wir dazu die eingehende Vertrautheit mit den Sagen und der Geschichte des Landes, die feine Beobachtungsgabe, die Land und Volk aus ihrer individuellen, eigenartigen Verbindung heraus zu verstehen suchte und sich niemals moralisierende Bemerkungen allgemeiner Art anmaßte, die innige und hingebende Freude an allem, was er erlebte, so versteht man es, daß mit der oben angegebenen Einschränkung die Beschreibung der Reise für die Erkenntnis der damaligen Zustände Schwedens eine auch heute noch bedeutsame Quelle bildet. Die deutschen Leser wurden von einem intimen Kenner auf die kulturelle Eigenart des Landes hingewiesen, zu dessen politischer Wirksamkeit sie seit Jahrhunderten in so nahen Beziehungen standen; und es bleibt nur zu bedauern, daß der Verfasser über die Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen ist, in auffallender Kürze hinweggeht. Dieser offenbare Mangel, die behagliche, breit ausladende Anlage der Bände sowie die fast restlose Beschränkung auf das rein Zuständliche machen es verständlich, daß einem Gentz durch die Lektüre dieser Reisen Arndt „verekelt" wurde, daß es ihm unbegreiflich schien, wie der „vortreffliche" Verfasser des Geistes der Zeit zugleich so „grenzenlos schlecht" sein könne [1]).

Und nun begleiten wir den Reisenden, um wenigstens in großen Zügen zu sehen, wohin ihn der Weg führte. Die kurze Strecke von Stockholm bis Upsala wurde in einem Tage zurückgelegt. Hier in der alten Universitätsstadt verweilte er drei volle Wochen, bis zum 18. April; seine Tagebücher schildern die Eindrücke, die der Betrieb der schwedischen Universitätsstudien auf ihn machte, das studentische Leben, die Institute und ihre Sammlungen, die alte Domkirche und das zur Hälfte in Trümmern liegende Schloß, die Morasteine auf der Morawiese, auf der vielleicht einst die schwedischen Könige gewählt wurden. Seine Absicht war anfangs, von Upsala aus direkt westwärts durch Westmanland und

---

[1]) Gentz an Ad. Müller, Prag, 16. Mai 1807, Briefwechsel mit ihm, Stuttgart 1857, S. 94 ff. Die „Zeiten" fanden das günstige Urteil Arndts über Schweden auffallend.

Wermland hindurch bis nach Norwegen zu reisen, und dann durch Norwegen hindurch nach Jemtland und in die übrigen Teile Nordlands zu gelangen. Der lang anhaltende Winter, der die Fahrt durch das unwegsame Norwegen noch schwieriger gemacht hätte, verengerte den Plan. Arndt verwandte die nächsten zwei Monate, genau vom 18. April bis zum 18. Juni, dazu, um das mittlere Schweden, das Gebiet der Seen, zu durchstreifen. Über Westerås am nördlichen Ufer des Mälaren und Arboga an der Westecke desselben Sees, Örebro an der Westecke des Hjelmaren und Lidköping an der Südostseite des Wenern, wo der hochragende Kinnekulle besucht wurde, führte ihn sein Weg quer durch Schweden nach Göteborg. Am 4. Mai kam er hier an. Der Aufenthalt von wenigen Tagen, den er bei dem Propste v. Rosenstein zu Kumla, zugleich dem Sekretär der Ackerbausozietät zu Örebro, „einem der gelehrtesten, humansten und würdigsten Männer Schwedens, einem Prediger im ganzen Umfange des Wortes, nicht bloß Theoretiker, sondern auch Praktiker", bei dem Hofintendanten v. Tham auf Dagnäs, einem vortrefflichen Landwirt und zugleich einem der eifrigsten Förderer der Altertumswissenschaften und Literatur in Schweden, bei dem Obersten Baron v. Platen auf Frugården, der zugleich industriell und landwirtschaftlich tätig war, genommen hatte, verschaffte ihm einen Einblick in den Fortschritt dieser Erwerbszweige; alle ihre Vertreter bemühten sich, Theorie und Praxis in Verbindung miteinander zu setzen, auch dem kleinen Mann in rechter sozialer Wirksamkeit die Vorteile einer rationellen Wirtschaftsführung zukommen zu lassen. In der Beschreibung wurden ausführliche Schilderungen der beiden Landschaften Westmanland und Nerike eingeflochten, und der Ruhepause in Göteborg, die sich vom 4. bis 16. Mai erstreckte, verdanken wir eingehende Auseinandersetzungen über den schwedischen Handel und die Schiffahrt des Landes, sowie eine Beschreibung der Trolhättafälle. Die weitere Fahrt führte den Reisenden, der immer die Post benutzte, am Götaelf hinauf, dann am Nordrande des Wenernsees entlang durch Wermland hindurch nach Carlstad, wo er inmitten der frohherzigen und gastlichen Bewohner sich besonders wohl fühlte. Die Gesellschaft des Ackerbaues für Wermland daselbst gab ihm die Gelegenheit, ausführliche Betrachtungen über die Institute niederzuschreiben, die zur Beförderung der Wissenschaft, Kultur und Industrie in Schweden überhaupt sich gebildet hatten sowie einen Bericht über die politisch-kulturelle Entwicklung des Landes nebst der Art seiner Verfassung aufzusetzen. Einen viertägigen Aufenthalt, vom 6. bis 10. Juni, nahm Arndt dann in Sala nördlich vom Mälaren im Herzen von Westmanland bei dem Propste Grafen v. Schwerin, einem alten Freunde, der für die Kolonisation des Landes durch Hinzuziehung von

neuen Ansiedlern und durch die Einrichtung von Ackerbauschulen Hervorragendes leistete. Die bis in das Mittelalter hineinreichenden Silberbergwerke wurden unter seiner Führung besichtigt, und dann ging es hinein in die Landschaft, der Arndt eine besondere Liebe entgegenbrachte, nach Dalarne mit seiner Kupfermanufaktur zu Avestad und seinen weltberühmten Bergwerken zu Fahlun. In wenigen Tagen erreichte er am 18. Juni Gefle; damit war das mittlere Schweden zum zweiten Male durchquert.

Diese Reisen füllen die beiden ersten Bände der Beschreibung. Der dritte Teil bringt die Fahrt von Gefle nach Jemtland. Arndt wählte den gewöhnlichen Landweg nach Norrland, der, bald in größerer, bald in kleinerer Entfernung, am Meere entlang lief und schließlich am Indals Elf in das Innere über Forß und Östersund bis nach Dufvedy nahe der norwegischen Grenze führte. Inmitten eines Lappendorfes nahm der Reisende längeren Aufenthalt, lebte mit seinen eigenartigen Bewohnern zusammen, um genaue Eindrücke ihrer Kultur und ihrer Sitten zu gewinnen, die in der Beschreibung eingehend verwertet werden, und zog dann quer durch das Land wieder südwärts nach Gefle zurück, nachdem er einen vollen Monat, vom 19. Juni bis zum 20. Juli, dort verweilt hatte. Ohne hier länger zu bleiben, setzte er die Reise über Söderforß mit seinen großen Ankerschmieden und über Danmora mit seinen Gruben nach Stockholm fort, das am 27. Juli erreicht wurde.

Schon mit der Rückreise von Norrland setzt der vierte Teil der Beschreibung ein, der den Leser nun bis zur Abfahrt von Schweden führt. In der Hauptstadt litt es ihn nicht lange. Es fehlte ihm der persönliche Verkehr, der ihn in den ersten Monaten seines Aufenthaltes dort so gefesselt hatte. Seine Freunde, wie Graf Schwerin auf Husby, der Sohn des früheren Gutsherrn auf Löbnitz, und der Freiherr Munck auf Edeby waren während der heißen Monate aufs Land gezogen, und er hatte dort ihre Gastfreundschaft in reichem Maße genossen. So fühlte er sich einsam, und er benutzte die wenigen Tage seines Stockholmer Aufenthaltes, um sich noch einmal in die Werke der schwedischen Künstler zu vertiefen, die von ihm am höchsten eingeschätzt wurden, des Bildhauers Sergel und des Dichters Bellmann. Beide werden eingehend gewürdigt. Wenn ihn bei Sergel — er nennt ihn den ersten Bildhauer Europas — die einfache Erhabenheit, die Majestät im Denken und Wollen ergriff, die ihm das Wesen des schwedischen Volkes zu verkörpern schien, so packte ihn bei Bellmann die genialische Heiterkeit, weil sie befreiend auf ihn wirkte. Musik und Dichtkunst vermählten sich in seinen Werken miteinander, und mochten viele von ihnen überströmen von der Fülle an Witzen und Possen, allenthalben klang dem verständnisvollen

9*

Sinn „die tiefe Tragödie des hohen Gemütes hindurch, das in seiner gewaltigen Idealität kaum die Form dulden will und wenigstens den schlechtesten Schein von ihr wählt".

Am 6. August sagte Arndt der Hauptstadt des Landes Lebewohl, um noch den südlichen Teil, namentlich Schonen, kennen zu lernen. Östergothland und Småland wurden nur gestreift. Von Nyköping ging es der Küste entlang nach Norrköping und Söderköping, und von dort südwärts nach Carlskrona und Christianstad in Blekingen. Schonen wurde zweimal durchquert; Lund, Helsingborg, Landskrona und Malmö besucht; einen kurzen Aufenthalt nahm er noch bei dem aus Schottland gebürtigen Baron Macklean auf Svaneholm, der auf seinem großen Grundbesitz zahlreiche Bauernstellen neu angelegt und auf dem eigenen Gute die Wechselwirtschaft streng durchgeführt hatte. Der rückschauende Wanderer nennt diese Tage einen schönen Schlußstein seiner Reise. Am 1. September kam er dort an, am 6. fuhr er nach Ystad und ging am 8. in See. Eine glückliche Fahrt brachte ihn am 11. in die Heimat nach Stralsund. — E. M. Arndt hatte während eines für die Entwicklung des Landes kritischen Jahres in Schweden geweilt. Er hoffte vielleicht, für immer dort festen Fuß zu fassen, eine Anstellung und weitere Förderung zu finden, da seine Laufbahn in den engen Grenzen der Heimatprovinz bald ihr Ende finden mußte. Land und Leute sagten ihm zu; die Verwaltung schien bis zu den untersten Stufen mehr mit dem Volke verbunden, mehr aus dem Volke herausgegangen zu sein, als in anderen Ländern; er sah eine an ursprünglichen Kräften reiche Nation, deren Bildung es wohl an Fläche und Ausdehnung, aber nicht an geistiger Tiefe fehlte. Der nordische Charakter, wie er sich in der Natur und in den Menschen des Volkes offenbarte, trug das Gepräge des Gewaltigen, ja des Kolossalen. Das Schicksal hatte ihn mit Persönlichkeiten zusammengeführt, die, obwohl auf den Höhen des Lebens wandelnd, sich doch einen feinen Blick für die Notwendigkeit gewahrt hatten, daß nur eine energische, auf den Fortschritt wirtschaftlicher Weiterbildung und der sittlichen Hebung des ganzen Volkes sich erstreckende Kultur dem Lande seinen Platz in dem europäischen Staatensysteme bewahren könne. Arndts Seele schaute wohl in dem schwedischen Volke eine Nation, die, in ihrer Tiefe noch unberührt von dem Rationalismus des 18. Jahrhunderts, im Gegensatze zu dem friderizianischen Preußen sich ihre volkstümliche Einheit bewahrt hatte. Dann freilich erfuhr er von seinen Freunden am Hofe und in den gelehrten Kreisen der Hauptstadt, die in die politischen Richtungen des Landes und seines Herrschers eingeweiht waren, daß eben in jenem Jahre die Einheit zwischen Fürst und Volk dahinschwand. Die ersten Regierungsjahre Gustavs IV. Adolf,

der im Herbst 1796 den Thron bestiegen hatte, waren ruhig und voller Hoffnung für die Zukunft verflossen. Der Reichstag zu Norrköping im Frühling des Jahres 1800 brachte die ersten Enttäuschungen: die verworrene Finanzlage des Landes mußte neu geordnet, Mittel zur Sicherung des Kredites und zur Schuldentilgung sollten ausfindig gemacht werden. Dabei wurde eine kleine Minderheit in dem Plenum des Adels von der Majorität überrumpelt, von ihren Vorbehalten nichts aufgezeichnet; mehrere Mitglieder, unter ihnen der Sachwalter Freiherr Hans Hjerta, einer der glänzendsten Köpfe des Landes, entsagten dem Adel und zogen sich verstimmt zurück. Die Vertrauten des Königs nannten sie Demokraten und Jakobiner, Atheisten und Philosophen, machten ihn mißtrauisch gegen jede geistige Freiheit in Presse und Rede, argwöhnisch gegen jeden, der nur ein Opponent der herrschenden Richtung war, als einen offenbaren Revolutionär und Freiheitsschwindler. So wurden die gebildeten Schweden allmählich in eine scharfe Opposition zu der Regierung überhaupt hineingetrieben. Anfang August 1803 reisten der König und seine Gemahlin, eine badische Prinzessin, nach Deutschland und kamen erst im Februar 1805 nach Schweden zurück. Der Aufenthalt am Oberrhein besiegelte die Entfremdung zwischen Fürst und Volk, brachte den König, nachdem er die Entführung des Herzogs von Enghien und seine Erschießung in den Gräben der Festung Vincennes dort miterlebt hatte, in jene prinzipielle und persönliche, nirgends verhehlte Opposition zu Napoleon; zwei Tatsachen, die ihm schließlich die Krone kosten sollten. Alle diese schweren Verwicklungen, die Arndt in Schweden selbst miterlebte und wenige Jahre später niederschrieb, erleichterten ihm den Entschluß, auf seine Pläne, dort ein Amt zu suchen, zu verzichten und in die Heimat zurückzukehren. Allein mochte jene Absicht sich zunächst als undurchführbar erweisen, der Eindruck, den der Aufenthalt in dem nordischen Lande auf ihn gemacht hatte, blieb bestehen; er hallte noch wider in dem ersten Teile des Geistes der Zeit, und in jenen Worten an Charlotte v. Kathen vom 21. März 1806 klang er vernehmlich hindurch: „Bleiben die Schweden unsere Herren, so verlasse ich mein Vaterland nicht gern.“

3. Pädagogische Schriften. Geist der Zeit, erster Teil. 1805/06.

Nach der Rückkehr in die Heimat wurden mit Beginn des Winters 1804/05 die Vorlesungen wieder aufgenommen; im ersten Semester: Vorübungen zur Menschengeschichte, Übung in Darstellung und Vergleichung großer historischer Charaktere und Epochen, Geschichte der politischen und privaten Erziehungsmethode mehrerer Zeitalter und Versuch,

die Wechselwirkung zwischen Willkür und Notwendigkeit in ihnen historisch zu deuten. In den nächsten Semestern schränkte er seine Lehrtätigkeit ein. Am 15. April 1805 hatte ein Reskript des Kanzlers die Gewohnheit der Greifswalder Dozenten gerügt, allzu viele Kollegien zu lesen, die womöglich über das Fach des Vortragenden hinausgingen, ein Verfahren, das in Schweden und Deutschland aufgefallen sei. So brachte das kommende Sommersemester 1805 nur eine Vorlesung Arndts: über große, ihr Zeitalter und ihr Volk interpretierende Charaktere, das Wintersemester 1805/06 zwei: Charakteristik des 18. Jahrhunderts, Übungen und Übersetzen aus dem Griechischen, zugleich als eine Anleitung zum deutschen Stil. Erst im Sommersemester 1806, das nach seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor am 11. April zunächst seine Lehrtätigkeit beschließen sollte, hielt er wieder drei Vorlesungen: Geschichte des europäischen Mittelalters, vorzüglich in Hinsicht der Kultur und Kunst, Versuche in historischen Charakterschilderungen, und auf Verlangen seiner Zuhörer deutsche Rechtsgeschichte, ein Unternehmen, das für ihn gewiß in die Reihe der von dem Kanzler getadelten Kollegien gehörte. Neben diesen durch den Lektionsplan angekündigten Vorlesungen liefen Privatissima und Vorträge, die er auf Wunsch der Studenten hielt. Die Zahl der Teilnehmer an seinen Kollegien schwankte zwischen zwei und zwanzig, erreichte also bei der Gesamtstärke aller Immatrikulierten eine Höhe, die einen achtungswerten Erfolg darstellte. Einer schulmeisterlichen Beaufsichtigung der Kommilitonen wegen ihres Kollegbesuches, die der Kanzler erzielen wollte, widersetzte sich Arndt: „Ob das Verhältnis des Lehrers zum Schüler rein bleiben kann, wenn dieser ihn für jeden einzelnen Fall gewissermaßen als seinen Ankläger und Spion ansehen muß, lasse ich dahin gestellt sein", Worte, die es lebhaft bezeugen, daß er auch damals ein Vertreter unbedingter Lehr- und Lernfreiheit gewesen ist.

Wiederum steht mit dieser akademischen Lehrtätigkeit — die Titel einzelner Vorlesungen weisen deutlich darauf hin — seine literarische Arbeit in engem Zusammenhang. Schon im März 1804 hatte er sich von Schweden aus für eine feierliche Rede zum Geburtstage des Königs am 1. November vormerken lassen, obwohl zunächst ein anderer an der Reihe war. Ihre Ausarbeitung fällt sicherlich schon in die Zeit seines Aufenthaltes in Schweden. Sie behandelte das Thema: „Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache" und wurde noch in demselben Jahre zu Greifswald gedruckt [1]). Die Darlegungen gehen aus von dem Gegensatze des Begriffes der Geschichte bei den Griechen und bei den

[1]) Bei J. H. Eckhardt; Neudruck Rostock und Leipzig bei K. C. Stiller 1805, 45 S.

modernen Völkern; während jenen die Historie „die Begierde und das Forschen nach dem Wissenswürdigen" bedeutet, umfaßt das Wort „Geschichte" ein viel weiteres Feld: „den unendlichen Inhalt alles Geschehenen". Der Grieche setzte seinem Wissen ein Maß, der Deutsche will alles wissen. Mochte in der alten Welt alles enger und näher liegen, so sah sie dafür um so schärfer und tiefer: „man lebte damals mehr und lernte weniger". Jugendliche Unbefangenheit, Einfalt und Natürlichkeit, frisches Vertrauen auf den Mut der Persönlichkeit waren die Kräfte, aus denen heraus die Taten der alten Welt geboren wurden; der Mensch erscheint immer noch als Mensch, auch wo er unsittlich handelt, weil die Reflexion fehlt; und so stellt die antike Geschichtschreibung die einzelnen großen Begebenheiten, den einzelnen Heros in den Mittelpunkt der Betrachtung, um den „die Zufälligkeiten" als unerkennbare, unzählige Tropfen wie um einen Strudel herumlaufen. Jene „alte Herrlichkeit" der Menschen ist verloren gegangen, und infolgedessen sucht die neue Geschichtschreibung den unendlich verwickelten Knäuel von Begebenheiten zu entwirren, Ursache und Wirkung reflektierend festzustellen, wobei nirgends „eine einfache Kraft" erscheint, die ihn lösen könnte: „das körperlose und geistige Christentum, das auf die Gesinnung drang, diese nun gelten ließ und in alles einmischte, erniedrigte die That als schöne leibliche Erscheinung, so wie es den toten Leib der Erde erniedrigt hatte — —; der Himmel blieb den vergeistigten Fliegern zu hoch, indem die Erde unter ihnen verschwand". Die neuere Geschichtschreibung will also nicht darstellen, was der Mensch tat, sondern wie er es tat und warum er es tat, ein Verfahren, das, wie Arndt meint, vielleicht edler und humaner sein mag als die Weise der Alten, das aber nichts gegen sie vermag, wenn es auf die künstlerische Darstellung ankommt; man sieht bei ihm in keinem Menschen mehr ein begeistertes Natur- oder Zeitorgan, wie es offenbar die größten Männer gewesen sind, sondern alles wird willkürlich, weil es geistig sein soll, nicht mehr getragen von einer großen Notwendigkeit. Und doch: gäbe es auch etwas Höheres auf Erden als den Menschen, so kann es doch für die Geschichte nichts Höheres geben; historisch oder wissenswürdig ist also das Menschliche. Erst wenn wir, wie es nach Arndts Anschauung Georg Forster getan hat, im Einzelnen wieder das Ganze sehen, wird die Welt von neuem in lebendiger Schönheit vor uns stehen, weil sich das Wissen um das Geschehen außer uns mit dem Gewissen in uns miteinander verbunden haben.

Von diesem Verhältnis der allgemeinen Notwendigkeit zu der Freiheit der Persönlichkeit, von der Bedingtheit der einzelnen Erscheinung durch den Komplex seiner psychischen und physischen Umgebung aus be-

trachtet der Redner dann in dem zweiten Teil seiner Ausführungen die Sprache. Er will nicht „das Wunderbare der Sprachen“, ihre Entstehung, ihre Ausbildung, ihre Mannigfaltigkeit bei den verschiedenen Völkern und ihre Verwandtschaft behandeln, sondern er will darauf hinweisen, „ob nicht in jeder Sprache gerade das Charakteristische des Klima und der Nation, wo und bei der sie herrscht, in näherer Beziehung steht, ob wir nicht etwas Notwendiges und Ewiges finden möchten, etwas Allgemeines und Historisches“. An vier Sprachen wird dann dieser Zusammenhang erörtert: am Griechischen, Lateinischen, Französischen und Deutschen. Wenn nun der Rezensent der Allgemeinen Literaturzeitung versichert, daß die Ausführungen geeignet seien, Aufmerksamkeit zu erregen, weil der Verfasser seinen Behauptungen allgemeine Gültigkeit verliehen habe, so ist für uns kein Zweifel, daß sie aufs stärkste von den Darlegungen Herders in seiner Preisschrift „über den Ursprung der Sprache“ und in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ abhängen. Neu sind höchstens die Anwendungen, die Arndt auf die oben erwähnten vier Sprachen macht, die von ihm aufgedeckten besonderen Bedingungen, in denen bei diesen Fällen die Sprache zum Klima, das geistige Leben zum natürlichen Leben eines Volkes steht. Den Beschluß der kleinen Schrift bilden drei Festgedichte auf den König, ein Beweis, wie stark der Verfasser trotz der gegenteiligen Strömungen in Schweden seinem Fürsten anhängt [1]).

Noch ein zweites Werk wurde während des Aufenthaltes in Stockholm fertiggestellt, bevor Arndt nach dem Norden abreiste: „Der Storch und seine Familie, eine Tragödie in drei Aufzügen nebst einer Zugabe“. Arndt ließ sie gleich nach seiner Ankunft in Greifswald auf eigene Kosten drucken und gab sie seinem alten Verleger Gräff zu Leipzig in Kommission; eine zweite unveränderte Auflage erlebte das Stück im Jahre 1816; gewidmet war es seinen drei hervorragendsten Lehrern zu Stralsund, Grockurd, Furchau und Ruperti. Der Kritiker der Neuen Allgemeinen deutschen Bibliothek urteilte nicht zu scharf, wenn er die in aristophanischer Manier gehaltene Satire eine „wunderliche Dichtung“ nennt [2]), die verworrenen Kreuz- und Querzüge sowie die bizarren Gedankensprünge tadelt. Der Faden der Handlung ist zu lang und gedehnt gesponnen, so daß einzelne schöne Stellen in dem Wuste der Launen und Phantasien verloren gehen; kurz: durch die Weitschweifig-

---

[1]) Ebenso ein Gedicht auf den König, das Arndt in dem von Nernst herausgegebenen Schwedischen Museum 1804 veröffentlichte; E. Wendel, Ein Gedicht E. M. Arndts auf Gustav IV. Adolf, Pommersche Jahrbücher VI, S. 93 ff.

[2]) 99. Band, Berlin-Stettin 1805; das Buch umfaßt 374 S., davon die Zugabe S. 287—374.

keit büßt die dramatische Persiflage ihre Wirkung ein. Arndt war nicht zum Satiriker geboren. Poetisch von weit höherem Werte sind die Beigaben; Gedichte, die nach der Ausgabe der ersten Sammlung in Greifswald und dann in Schweden entstanden waren. Dithyramben und Trinklieder verdankten ihren Ursprung wiederum der sanges- und trinkfrohen Gesellschaft der Greifen, die Liebe atmenden Melittionlieder waren an Charlotte Bindemann aus Barth gerichtet, die Tochter eines Arztes und Schwester der Frau seines Freundes Billroth, der er bis in das höchste Alter hinein seine Freundschaft bewahrte. Aus der eingehenden Beschäftigung mit der Volksliteratur während des Aufenthaltes in Stockholm schöpfte er den Stoff zu zwei Liedern, „Die Rose und die Jungfrau" und „Der Knabe am Meer", die sich nach Form und Inhalt den Volksliedern nähern; zwei Balladen, den „Rittern von Jomsburg" und dem „König von Burgund" liegen Sagenstoffe der nordischen Wikinger und der Burgunder zugrunde, und in einem Liede „Leben" flehte er die Liebe, die ihn in den Kinderjahren so segensreich umgeben und dann aus dem verzehrenden Ringen der Jugendjahre gerettet hatte, an, bis zum Greisenalter und bis zum Grab in seiner Seele Wohnung zu nehmen.

Der Inhalt der satirischen Dichtung ist kurz folgender: Geranos, der alte Storch, schickt seine drei Söhne samt ihrem Hofmeister Graculus, dem Dohlen, nach Anemopolis, der Windstadt, dem Mittelpunkte des ätherischen Lebens und der Philosophie, der Kunst der Künste. Überladen mit moderner Weisheit kehren sie zurück: der eine hochphilosophisch erhaben mit neuen Ideen über Gott, Vorsehung und Sittlichkeit, der zweite ein phantastischer Querkopf, ein Poet sinnlicher, uneingeschränkter Liebe, der dritte von weinerlicher Empfindsamkeit mit einem unendlichen Sehnen und Streben nach etwas, das er selbst nicht weiß. Mit ihrer Heimkehr schwindet der Frieden aus dem Haus. Unruhe und Kummer regieren an seiner Stelle, alle Pläne der Eltern für die Zukunft der Söhne werden vereitelt. Wo bisher Natürlichkeit geherrscht hatte, kehrt jetzt die verderbenbringende Unnatur ein: der älteste Sohn führt die listige Schlange, den Todfeind des Geschlechts der Störche, als Gattin heim, der zweite verführt die Geliebte, seine Nichte, und buhlt dann mit Skoteine, der unehelichen Tochter der Käuzin; nichtstuend verbringen alle ihr Leben, kurz

> „Kein einziger thut, was er soll:
> So geht es jetzt bei Jungen und Alten."

Das Unheil bricht herein: die ganze Familie geht dem Untergange entgegen und wird vernichtet. Der jüngste Sohn rettet sich aus allen Mühen und Wirrsalen auf das Dach eines Klosters:

„Ich will mich zu den Stillen retten,
In frommen Gebeten, im frommen Klang
Durchwandeln des kurzen Lebens Gang“,

und auch den alten Vater zieht es schließlich zu seinem frommen Sohn. Der genußsüchtige Epikureer, Passer der Sperling, behauptet allein das Feld!

So wenig diese Dichtung für die poetische Muse Arndts besagt, so bedeutungsvoll sind ihre Ausführungen für seinen Zusammenhang mit der Lebenskunst, die in jenen Jahren auf weite Kreise der Gebildeten Einfluß gewann, mit der Romantik. In dieser Beziehung steht sie in engem Zusammenhange mit einer Veröffentlichung aus dem folgenden Jahre, den „Fragmenten über Menschenbildung“, von denen die ersten beiden Teile 1805 zu Altona erschienen [1]).

Die Beschäftigung Arndts mit den Fragen praktischer und theoretischer Pädagogik war bereits älteren Datums; wir haben gesehen, wie er nach der Flucht vom Gymnasium zu Stralsund die jüngeren Geschwister unterrichtete, wie er diese Tätigkeit nach den Studienjahren fortsetzte und dann im Hause Kosegarten weiterhin den Schulmeister der Kinder des Hauses und befreundeter Familien spielte; und es wurde auch erwähnt, daß er nach seiner Verheiratung damit umging, ein Erziehungsinstitut einzurichten, ein Plan, der sich auf lange Unterredungen mit seiner Lotte gründete und nur durch ihren frühen Tod verhindert wurde. Gespräche mit seinem vertrauten Freunde Fritz Muhrbeck erörterten eingehend die Fragen über Entwicklung und Fortpflanzung, Bildung und Erziehung des Menschengeschlechtes. Das Sommersemester 1803 brachte dann die erste pädagogische Vorlesung, und umfassende Teile des Manuskriptes scheinen bereits in jenen Monaten niedergeschrieben zu sein [2]); sie bildeten offenbar die Grundlage zu den Unterredungen mit seiner Landsmännin Charlotte v. Kathen, geb. v. Mühlenfels, jener feingebildeten, innerlich frommen Frau, der — abgesehen von dem verwandtschaftlichen Verhältnis — auch Schleiermacher geistig so nahe stand. Beide wurden „Herzensfreunde“, und Arndts Briefe an sie sind eins der schönsten Denkmäler, die sich seine Treue gesetzt hat. Wies dann „der Storch und seine Familie“ die Verirrungen zurück, in die seiner Anschauung nach die Erziehungsgrundsätze der Gegenwart hineingeraten waren, so sollten die „Fragmente über Menschenbildung“ das positive Bild der Möglichkeit geben, ein neues, lebensstarkes und lebensfrohes Geschlecht für die Zukunft zu erziehen.

Die pädagogischen Maßnahmen, welche die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts beherrschten, endeten schließlich in einem Dualismus zwischen

---

[1]) Bei J. F. Hammerich, Band I 286, Band II 285 Seiten.

[2]) So nennt er I S. 105 und 149 seinen Buben einen zweijährigen.

Körper und Geist, zerrissen die Einheit des Lebens in zwei Formen, die ohne Beziehung zueinander standen. Die Aufklärung zog Menschen heran, deren körperliches und geistiges Dasein, jedes für sich, einem gezierten, künstlichen Rokokomuster nur allzusehr glich: äußerlich formvollendete, aber kraftlose Scheinwesen, die Tändeleien mit gravitätischem Ernst betrieben, geistreiche Vielwisser ohne das innere Verlangen nach Erkenntnis menschlich-individueller Eigenart. Der Pietismus kam bei aller Bedeutung, die seine asketische, aller genießenden, Werte verzehrenden Sinnenkultur abholde Lebensanschauung für die Neuschaffung kapitalistischer Werte gewann, im Grunde nicht über ein eudämonistisches Jenseitsideal hinaus. Die Harmonie zwischen Körper und Geist blieb ihm ein gleichgültiges Problem. Trotzdem hat er seine Geltung als Erziehungsmethode bis in unsere Tage sich zu wahren gewußt, und es ist auffallend, daß Arndt einer Auseinandersetzung mit ihm aus dem Wege geht. Um so schärfer werden zwei Methoden von Anfang an zurückgewiesen, die, im Grunde auf der gleichen Weltanschauung beruhend, jene rationalistische Unterrichtsform doch das eine Mal aufzuheben, das andere Mal bis zu ihrer letzten Konsequenz durchzubilden versuchten; die unter dem Einflusse Rousseaus geforderte unbedingte, ja gewaltsame Herstellung des Natürlichen im körperlichen und geistigen Leben, wie sie in dem Basedowschen Philanthropin zu Dessau zutage trat, die Vernichtung und Auflösung der Wirklichkeit, wie sie der Kindesseele sich offenbart, in Ideen und Begriffe:

> „Gleich schlimm sind diese beiden Wege,
> Wodurch die Jugend leicht verdirbt.
> Der erste führt zum Vieh in das Gehege;
> Der zweite, der um Götterkronen wirbt,
> Die höchste Ordnung nimmer findet."

Welches ist nun diese höchste Ordnung, die es zu finden gilt? — Notwendigkeit und Liebe schaffen und gestalten in unerkennbarer Einheit die Welt und die Menschen, beide nicht als zeitlose, abstrakte Begriffe, sondern als göttliche Mächte, die in der Zeit sich offenbaren und von ihr nicht zu trennen sind; erst durch sie vermag sich der Mensch als Mikrokosmos in Harmonie zu der Welt zu setzen, seine Stelle in dem Makrokosmos zu finden und einzunehmen. Damit hatte Arndt eine Ordnung gefunden, innerhalb deren die Erziehung des Menschen zu bestimmen war. Allein er schränkt für seine Ausführungen diese höchste Ordnung weiter ein; mit Recht; denn in ihrem Wesen liegt bereits die Wahrheit verborgen, daß es keine Bildungsgrundsätze gibt, die für alle Menschen absolut gültig sind; es stellen sich zeitliche Grenzen ein; und

dazu treten solche lokaler und klimatischer Natur, welche die Idee nicht überwinden kann. So beziehen sich die von ihm entwickelten Grundsätze nur auf die Bewohner der mittleren Zonen; denn wenn er auch als Deutscher redet, so hofft er doch, daß alle, die in Ländern mit gemäßigtem Klima leben, daraus etwas Wahres und Menschliches entnehmen können. Noch enger wird der Kreis gezogen, wenn er die Gültigkeit der Darlegungen ausdrücklich auf die Eltern beschränkt, die imstande sind, ihren Kindern „eine freie Erziehung" zu geben, sie „zu einem stolzen, freien und menschlichen Dasein" aufwachsen zu lassen; kurz er wendet sich an „Menschen der Mitte" als die bildungsfähigsten, will ebensowohl die Kreise üppigen Reichtums wie die notleidenden Armen ausgeschlossen wissen, die nach dem Stande der gegenwärtigen Kultur leider dafür Sorge tragen müssen, ihren Kindern so früh als möglich zum selbständigen Nahrungserwerb zu verhelfen.

Was soll den so bestimmten Menschen die Erziehung bringen, was hat sie ihnen gebracht? — Die Erziehung war bisher ein Akt fremder Willkür, die dem Kinde ein bestimmtes Ziel seiner Tätigkeit vor Augen stellte und immer darauf hinwies, die in seine Entwicklung mit genau abgemessenen Formen und allgemein gültigen Regeln eingriff. Und doch sollte die recht verstandene Erziehung nur sein „ein Leiten an unsichtbarer Hand der Weisheit und Unschuld, ein Aufmerken und Vernehmen". Jeder bestimmte Zweck ist deshalb aus ihr herauszuweisen, denn ihren Wesensinhalt bildet „ein Erhalten des Menschlichen, ein Bewahren des Kindlichnatürlichen". Jede Kindesseele ist königlich geboren, weil sie kein Haben, sondern nur unmittelbares Leben und Streben kennt. Diesen Königssinn des Kindes, welcher der ganzen Welt gegenüber offen steht, gilt es zu schützen. So stellt Arndt am Schlusse der Einleitung als den Text des Buches hin: „Menschenbildung, Nichtstörung der Entwicklung und Klarmachung des Bilderlebens in und außer dem Menschen."

Die Ausführungen des Buches lehnen sich eng an die natürlichen Entwicklungsphasen des Kindes an. Der erste Abschnitt begreift die ersten Monate, der zweite das erste Jahr, der dritte das zweite bis sechste Jahr; der vierte umfaßt dann das sechste bis vierzehnte Jahr, das Knabenalter, der fünfte das vierzehnte bis zwanzigste Jahr, die Jugendzeit.

Während der ersten drei Lebensphasen, welche die Kindheit einschließt, also bis zum sechsten Jahre, bildet die Mutter das Zentrum des Kindes; sie gibt ihm in den ersten Monaten allein die Einheit, hält die Disharmonie des Vaters von ihm fern. Erst dann tritt dieser hinzu, aber ohne einen wirklichen Einfluß auszuüben, als der stille Beschauer seines Glückes. Bedeutender wird schon die Gestalt des Vaters

vom zweiten Lebensjahre des Kindes an; es lernt in der Mutter die unmittelbare Liebe, in dem Vater das ewige Gesetz in Liebe, die Notwendigkeit, kennen und verehren. Die Mutter wird ihm das Bild des Seins, das in ihren beschränkten, abgemessenen Grenzen doch die Unendlichkeit sich wahrt, der Vater das Bild des Wirkens, dem aber in der zerreibenden Tagesarbeit die Unermeßlichkeit der Welt oft untergeht. Mit der lebendigen Natur, nicht in der Stube mit toten Spielsachen lebe das Kind, denn es soll unmittelbar, nicht mittelbar lernen! Alle Ordnung und alles Leben erscheint ihm als ein festes Naturgesetz, und wenn einmal die Gewalt der Natur es ergreift, dann soll dies Beben vor dem Äußeren aufhören vor der stillen Notwendigkeit der Eltern, aus der die Liebe hervorstrahlt, die alle Leidenschaftlichkeit von sich fern zu halten weiß. Diese leidenschaftslose Ruhe wird dem Kinde zur „irdischen Gottheit", die es schlägt, wo es schlägt, stößt, wo es stößt, denn nur Naturstrafen, die dem natürlichen Wesen des Kindes angepaßt sind, haben ihr Recht; es wird dadurch gebildet „zum weisen und gehorsamen Sohn der Natur". In der Zucht darf immer nur ein notwendiger Zusammenhang zwischen Tat und Folge zu sehen sein, sie muß ein augenblicklich vollzogenes Wiedervergeltungsrecht darstellen, das ohne Zorn ausgeübt wird; ein Verfahren, das Arndt auch in der folgenden Periode befolgt wissen will. Der Gehorsam bildet kein Zwangs- oder Dankbarkeitsrecht, leitet sich auch nicht her aus dem Gefühl der Hilflosigkeit, sondern ist eine erhabene Anerkennung des Rechtes, welches die Kinder in den Eltern sehen, ihnen zu befehlen, ein Aufmerken, ein Erfüllen des Gebotes. Aus diesem Verhältnisse heraus, das ein sittliches ist, wenn das Kind es als solches auch noch nicht begrifflich erfaßt, wird die Religion geboren, denn „nicht wenn ich am hilflosesten und ratlosesten mich fühle, bete ich meinen Gott am heiligsten und freudigsten an, sondern wenn mein Dasein auf seinem seligsten Freudengipfel steht". Der Segen, den so die Eltern in heiliger Liebe dem Kinde geben, wirkt auf sie selbst zurück; sie fühlen in ihm die eigenen guten Seiten vereint wiederklingen, sie werden bewahrt vor dem geizigen Zurückhalten der innerlichen Schätze, die sie ihr eigen nennen, vor dem Altwerden. „Mutterherz, Mutterliebe, Muttermund" bilden den Mittelpunkt des Lebens der Kindheit; sie erklären dem zarten Wesen die geheime Welt voller Wunder, sind die Ägide, unter der sie Schutz suchen. Diese sechs ersten Jahre sind „die wichtigsten und entscheidendsten für das ganze Leben". Was man in der Politik den Urvertrag und die Grundgesetze nennt, soll in dieser Zeit für das Kind gefunden und entwickelt werden: die Erhaltung und die Reinheit der Konstitution. Denn wenn diese Jahre so der Natur gemäß hinflossen, dann ist das Knabenalter, das

infolge der verkehrten Erziehung der Vergangenheit das schlimmste war, leicht und gefahrlos, am wenigsten dem Verderben ausgesetzt. Leichtigkeit und Elastizität sind die Merkmale dieses Alters; das Kind fängt an, von seinem Stamme sich zu lösen, in die Welt der Erfahrung sich hineinzuleben, wobei die Eltern als die leitenden und schützenden Engel ihm zur Seite stehen, es nicht mit Gewalt in sie hineinstoßen sollen. Seele und Leib sind eins. In größter Unbefangenheit nehmen die Kinder in sich auf, was ihren Sinnen entgegentritt. Wo Hemmungen des fröhlichen Entwicklungstriebes sich als notwendig erweisen, da sollen ihnen nicht die Rücksichten des Warum erklärt, sondern das Verbot als eine absolute Notwendigkeit hingestellt werden; durch sie lernt das Kind, was „kein Halbverstand der Erfahrung" ihm schnell erklären kann; es genieße das bewußtlose Sein in voller Genüge, denn wenn es auch noch so beschränkt erscheint, so ist es doch weit göttlicher „als beschränktes Erdenleben und unendliches Götterleben". Den wahren Tummelplatz dieser bewußtlosen Kindheit bildet das freie Land. In der Stadt läßt sich ein Ausweg finden durch die Pädagogen der Alten für 12—20 Kinder, die sie in die freie Natur hinausbegleiten und beaufsichtigen. Diese Einrichtung ermöglicht überdies ein Zusammenleben von verschiedenartigen Menschen, das bereits in jenen Jahren beginnen soll.

Schon diese Ausführungen, die auf eine möglichst lange Erhaltung des bewußtlosen, kindlichen Seins hinzielen, lassen darauf schließen, daß Arndt für dieses Lebensalter einen absichtlichen und auf ein bestimmtes Ziel bedachten Unterricht ablehnen wird, weil er das Kind von der Gesamtheit der ihn umgebenden Welt trennt, einen Dualismus von Leib und Seele schafft, der die Welt verdarb, Gott und Welt, Himmel und Erde entzweite. Darum soll den Kindern in allem, worin man sie in diesen Jahren unterrichtet, die Welt als Einheit, nicht zerstückelt vorgestellt werden, in Märchen und Wundergeschichten, in der Naturgeschichte, Geographie und Geschichte, die am besten als geographische Menschengeschichte zusammengefaßt werden, in der Mathematik und in den Sprachen. In allem sollen die Kinder das Leben sich entwickeln sehen aus einem notwendigen Naturkeim, vermöge dessen es sich so und nicht anders gestalten muß. Jeder Unterricht nach einem System in diesen Jahren wird verworfen. Arndt ist jeder schulmeisterlichen Jugendbildung so stark abgeneigt, daß er die Knaben lieber dem selbstbildenden Zufall mit seinem Schutz überlassen will als einem absichtlichen Unterrichte, „der durchaus ein Unterricht der Sünde werden muß". Sein Stoff ist ganz gleichgültig; die Hauptsache muß die freie Selbstproduktion des Knaben, seine Selbsttätigkeit sein. Nicht das Wissen bildet die Hauptsache; es schadet, sobald es die Kraft des Könnens lähmt, den

Willen belastet. Und gerade die Kühnheit des Wollens, „diese einzig göttliche Freiheit, ist uns am meisten genommen worden durch die Karrenschieberei einer törichten Gelehrsamkeit, die allen Staub der alten und allen Schutt der neuen Jahrhunderte so dumm hinter uns geladen hat, daß wir nichts weiter als ziehen können". Weil man die Menschen aus aller natürlichen Erziehung herausgerissen und sie zu künstlichen Maschinen des Wissens erzogen hat, darum fährt jetzt alles so wild und revolutionär dahin; und dieser Eindruck verstärkt sich, weil wir in einem Übergang aus einem veralteten in einen neuen Zustand leben. Er kann nur überwunden werden durch die Rückkehr zur Natur, zur Natur der umgebenden Welt des Knaben und zur Natur des Knaben selbst. Sie ist heilig; denn kein Trieb in dem Menschen ist böse an sich; „er ist gleichgültig als ein Ding, das nicht dafür kann, daß es so und nicht anders da ist; gut kann er erst werden, wenn sein Inhaber durch den höchsten aller Triebe die einzelnen versammeln und ohne Zwang in Freiheit beherrschen lernt". Diese Bildungskraft gilt es dem Kinde zu wahren. Dann besitzt es zugleeich die Fähigkeit, sich in die Sitte seines Volkes einzuleben, in der es „das Beste und Menschlichste seines Charakters eingeschlossen meint". Aus der Anschauung heraus, daß das Gemeinschaftsbewußtsein mit seinem Volke aus dem Innern des Kindes heraus sich entfalten, ihm nicht als ein äußerer Zwang auferlegt werden soll, verwirft Arndt auch die bisherige Methode des religiösen Unterrichts. Gewiß, gleich allen ernsten Menschen sieht auch er, daß das Zeitalter keine Gottesfurcht, keine Frömmigkeit, keinen hohen Glauben mehr hat; aber wer da meint, dies sei durch den alten Zwang wieder zurückzubringen, der gleicht einem Blinden. Nach einer scharfen Negation der Vergangenheit und der Versuche, sie für ein Geschlecht wieder lebendig zu machen, das über sie hinausgewachsen war, stellt er nun selbst seine Position hin: „Indem wir in allen Dingen einen göttlich wirkenden, lebendigen Geist sehen lassen, indem wir alles Tote zum Leben machen, indem wir das große Spiel der Welt auf den zartbesaiteten Geschöpfen nicht hindern, lehren wir doch wohl auf das religiöseste Religion!"

So als eine geistig-natürliche, sich selber weiter schaffende und durch sich selber weiter wirkende Einheit aufgewachsen, tritt der Knabe etwa mit dem 14. Jahre in die Jugendzeit, in jenen Zwitterzustand, während dessen Dauer die meisten Menschen freigelassen werden: „und doch bedürfen sie es nie mehr, daß ihre Kraft zusammengehalten und zu Einem Brennpunkt gesammelt werde, als gerade dann". Die Zeit vom 14. bis zum 20. Lebensjahr hat eine Zeit der vollen Disziplin zu sein, weil jetzt das Leben des Gedankens beginnt. Nach Arndts Anschauung haben hier die Griechen das richtige Maß getroffen. Platos Darlegungen, wie sie

sich namentlich in seinen Büchern über die Staatsverfassung finden, sind es, die seinen Ausführungen über diesen Lebensabschnitt zugrunde liegen. Die gleichmäßige Ausbildung der leiblichen und geistigen Kräfte schafft das vollendete Bild eines Menschen und Bürgers. Wo diese Harmonie fehlt, da entsteht Unheil und Verwirrung. Ein Überwiegen der körperlichen Übungen, die unter der Gymnastik zusammengefaßt werden, schafft rohe und trotzige Barbaren, plumpe Gladiatoren. Beherrscht die rein geistige Erziehung, die Musik, wie Plato sie nennt, diese Jahre, so erschlafft das Gemüt, der Leib wird verweichlicht und entnervt; es entstehen jene gestaltlosen, empfindsamen Figuranten, aus denen der leibliche und geistige Mut gewichen ist. Je stärker die Naturkraft in dem Jünglinge nach innerem Leben und äußerer Betätigung drängt, um so größer wird das Bedürfnis der Zucht, die sie zu einer einheitlichen Schönheit zusammenschließt. Die beste Zucht aber bildet der Umgang mit edlen Menschen, die es verstehen, jene Harmonie zur Erscheinung zu bringen, und es dabei vermeiden, klügelnde, begriffsmäßige Klarheit heranzuzüchten, die jede Schaffenslust ertötet, weil dem Gedanken an sich die freundliche Begleiterin fehlt, die Poesie, und der reinen Erfassung aller Einzeldinge die Schönheit der harmonischen Zusammenfassung. Was aber ist eine Welt, und auch ein Mensch ohne Schönheit? — „ein Herz ohne Liebe und Phantasie, eine Sklavenruderbank, eine Welt voll Starrsucht und Schrecken". Die Vorliebe für das klassische Altertum machte es selbstverständlich, daß Arndt die Beschäftigung mit ihm in den Mittelpunkt der Bildung stellt. Gewiß sollen auch die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer und neuere Geschichte ihren Platz in dem Unterrichte finden, aber bezeichnenderweise nur in großen Umrissen. In weitestem Umfange müssen dagegen Griechisch und Lateinisch, bei dem er dem ersteren den Vorzug gibt, alte Geschichte und Geographie gelehrt werden; wer sie „mit dem rechten Geist ergriffen und verstanden hat, der möchte uns fast vollendet heißen für alle künftige Bildung, welche durch die Welt, die Wissenschaften und die schönen Künste durch das ganze Leben fortgehen soll". Die griechische Kunst ist ein Bild der Geschichte aller Zeiten und der Kunst aller Völker, und die Sprachen der alten Völker sind die einzigen, die uns die Geschichte jener Zeiten übermitteln. In ihr aber sehen wir das verwirklicht, was als das Ziel des Geschichtsunterrichtes gilt, „an auffallenden und seltenen Menschen als an Meteoren die Bildung der Jahrhunderte zu weisen, das Charakteristische in dem Unsteten festzuhalten". Kennen wir dieses, dann kennen wir die Zeit selbst, denn der Geist des Menschen und der Geist der Zeit sind eigentlich fast ganz eins; und wenn Menschen ganz außerhalb ihrer Zeit zu stehen scheinen, so ist es

ein trügerischer Schein. Selbst der größte Mensch gibt seiner Zeit nie so viel, als er von ihr empfängt. Sobald er ein „großhistorischer Mensch“ wird, muß er ein mit unbedingter Notwendigkeit aus seiner Zeit herausgewachsenes Naturorgan, eine Verkörperung ihres Wesens, ein Bild seiner Welt sein. Von der Geschichte, von dem Menschen, der in ihrer Größe lebt, an ihr sich freut und in sie sich hineinzuarbeiten sucht, führt der Weg zur Religion, die auch in diesem Alter der Jugend nicht gelehrt werden soll, weil es unmöglich ist. Diese Erkenntnis des Wesens wahrer Religion schließt natürlich nicht aus, die Jünglinge mit den geschichtlichen Daseinsformen der Religion ihres Landes, mit ihren Gebräuchen und Kulten, Symbolen und Zeremonien bekannt zu machen. Sind sie auch nicht Religion selbst, so sind sie doch Mittel zur Religiosität, zur Zucht und zur Freudigkeit; ja „sie sind notwendig, weil nur das große und gemeinschaftliche die Menschen zur Andacht erhebt; sie werden als sinnliche Zeichen des Übersinnlichen immer notwendig bleiben, was auch schale Spötter und kalte Grübler darüber hohnlächeln mögen“. Fromme Menschen sollen den Jüngling in die Religion seines Landes einweihen, und durch ihre Arbeit mit dem Staate als einer Gemeinschaft verbunden werden, bevor sie seine Gesetze erfassen. Alles rein Politische bleibt diesem Alter noch fremd; es soll sich damit begnügen, die höchsten Begriffe von menschlicher Kraft, von kosmischer und politischer Größe, von poetischem und historischem Leben an den Heroen des Altertums kennen zu lernen. Mythus und Dichtung muß auch dieser Zeit noch das Vornehmste bleiben, damit die Jünglinge nicht zu früh ihre Blüte, die Unmittelbarkeit des Lebens, ihren auf die Einheit gerichteten Blick verlieren. Wer politisch wird, der nimmt eine bestimmte Richtung, bindet sich an das Irdische fest, womöglich in einem Alter, da ihn das Leben noch nicht bindet. Die humanen Tugenden vergehen unter dem Einflusse politischer Bildung; die Spartaner und Römer der alten, die Engländer der neuen Geschichte sind ihm abschreckende Beispiele. Gewiß: „Es ist schön, sein Vaterland lieben und alles für dasselbe thun, aber schöner doch, unendlich schöner, ein Mensch sein und alles Menschliche höher achten, als das Vaterländische. Der edelste Bürger kann auch der edelste und unbefangenste Mensch sein; aber um dies sein zu können, muß man keinen zum Bürger machen, ehe denn er Mann ist.“ Werden jene Grundsätze befolgt, dann wird der Mensch auch später im handelnden und treibenden, im bürgerlichen Leben „die rein menschliche Gestalt, das Ebenbild Gottes behalten“.

So hat Arndt den Kreislauf der Wissenschaften, denen sich der Jüngling widmen soll, vollendet, den Inhalt der geistigen Durchbildung bestimmt, und er geht nun dazu über, im folgenden Abschnitte die Gym-

nastik zu schildern, damit ein harmonisch vollendetes Werk, ein schöner Mensch im Sinne der καλοκἀγαθία der Alten gestaltet werde. Was bisher dem Zufall überlassen blieb, will er in ein System bringen. In allen körperlichen Übungen, in der Fechtkunst und im Schießen, im Springen und Wettrennen, im Ballspiel und Diskuswerfen, im Schwimmen, Reiten und Tanzen soll sich die Jugend üben, in Mäßigkeit, Einfachheit und Sparsamkeit diese gefährlichen Jahre verbringen, damit sie imstande sei, selbst das in die Tat umgesetzte Böse im Mannesalter schließlich zu überwinden.

Je gebildeter und durchgebildeter der Mensch ist, um so einfältiger und anspruchsloser wird er sein, um so weniger wird er sich von der Konvenienz und der Sitte seines Landes in Fesseln schlagen lassen; er zeigt auch darin des Lebens Regel, daß er nichts zur Regel, zum Gesetz macht. Aber solange das Allgemeingültige, das menschlich Freie, das nur durch den sittlich freien Menschen Gebundene nicht leben kann, soll das Nationale gelten; „das ist eine Wahrheit, die keiner umstoßen wird, der Menschen und Menschengeschichte versteht". So hatte der Franzose ein Recht, sich zu bilden, wie er getan hat, zu sein, wie er ist. Aber hatte der Deutsche ein Recht, diesem „Scheinvolke" in allen Dingen nachzuahmen? — Der Franzose ist das Mittelglied von Europa; viele wollen Frankreich gern auch in anderer Hinsicht, als es jetzt ist, zum Mittelpunkte machen, und es wäre nicht wunderbar, wenn dieses Land den Norden und Süden Europas in sich vereinigte. Arndt würde eine solche Ausdehnung des französischen Wesens für bedenklich halten; denn der Gallier hat zwar viel von dem südlichen Feuer, das dem Nordländer fehlt, aber es ist nicht das ewig brennende Feuer auf dem stillen Grunde des Herzens, dessen wir gerade bedürfen. Den Südländer, Italiener und Spanier, bewegt der Naturtrieb selbst, den Franzosen nur das Bewußtsein des Naturtriebes; er fühlt, daß er nicht genug hat zum unmittelbaren Sein, daß er etwas machen muß; so wird er äußerlich, eitel, ein Scheinwesen. Ihm ward die Erde gegeben und was auf ihr ist, der Mensch, sein Äußeres; aber sein Inneres soll er nicht suchen, weil seine Augen nichts weiter sehen als das Irdische. Enges Leben, enge Kunst und enge Sprache sind der Charakter des Gallizismus; „das ganze Geheimnis seiner Bildung besteht in der Idealisierung des Leibes, in dem klugen Ergreifen der Oberfläche, wenn sie am weitesten gehen, in der Erforschung des Gebietes, was innerhalb der Grenzen des Verstandes liegt", aber ihr fehlt die tiefe Frömmigkeit des Gemüts, der Ernst, und so sind am lächerlichsten jene Leute, die mit gutmütiger nordischer Ehrlichkeit das französische Paradekleid sich anzupassen versuchen. In dieser Oberfläche liegt „eine ganze Hölle des Verderbens und der Ent-

menschung". Mit tiefem Ernste stellt Arndt dann noch einmal das Ziel seiner Bildung hin: „Wir wollen uns bilden, wie wir können, nach des Landes besten Sitten und Weisen, bis eine allgemeine Sitte herrschend werden kann; die besseren von uns werden sich dann auch mit den edleren Franzosen verbinden an dem Punkte, wo alles Konventionelle zu Boden fällt und der Mensch den Menschen selbst in der höchsten Urbanität als Bruder umarmt. Daß dies geschehen könne, dahin zielt meine Bildung, und meine Jünglinge, gebildet wie ich es will, werden mit Leichtigkeit und Bescheidenheit unter die Menschen treten, weil sie das Gefühl des Mäßigen und Schönen mitbringen müssen." Wer dies vermag, der hat Charakter. Die Triebe seiner natürlichen und geistigen Anlagen werden durch eine große Lebenskraft zusammengehalten. Der Mensch steht da als ein Mikrokosmos in der weiten Welt seiner Umgebung, ohne ihr in einer bestimmten Richtung untertan zu werden; er findet sein höchstes Ziel stets in sich selbst, im Menschen. Über dem Bürger und vor dem Bürger steht der Mensch, und die Menschen sind ihm nicht geschaffen, daß der beste Staat werde, sondern der Staat ist da, daß die besten Menschen werden. Von dieser Humanität scheint nur ein Schritt zu sein zu der gleichartigen Erziehung der beiden Geschlechter. Arndt geht ihn nicht. Wenn man sagt, das Weib habe mit dem Manne gleiche Rechte, so stellt er diesem trügerischen Satze die schlichten Worte gegenüber: „Der Mann hat mit dem Weibe nicht gleiche Rechte." Wie der Mann das Symbol des Zerstörenden und von neuem Schaffenden ist, so das Weib das des Erhaltenden und Gebärenden. Nicht die gleiche Erziehung und Durchbildung, nicht die gleichen Gaben und Aufgaben schließen sie aneinander, sondern die Liebe! Und so sind die beiden ersten Bände der „Fragmente" nur dem männlichen Geschlechte gewidmet, aber sie deuten darauf hin, daß auch die Fragen über weibliche Erziehung ihn bereits beschäftigten; seine Schlußworte lassen es ahnen, welche hohe Bedeutung für die Bildung des Menschengeschlechtes er ihr zumessen werde, wenn es heißt: „Es ist die Verkehrtheit des Zeitalters, nur nach der Wirkung zu beurteilen kosmisch und sophistisch, nicht nach der Gesinnung geistig und christlich. Woher soll Weltheil kommen, als durch die Gesinnung? Durch viele Gesinnungen wird Ein Sinn und endlich Eine göttliche Welt. Das Edelgewollte ist unendlich mehr als das Unreingewirkte. Ich erinnere an Charlotte Corday und das Urteil der Zeitgenossen über sie. Ihr Schlag kam zu spät für die Zeit, ihr Wollen gehört der Ewigkeit." —

Frisch und ursprünglich inmitten einer hohen Zivilisation stehend, die, wenn nicht alle Zeichen trügten, dem Untergange sich zuneigte, wies Arndt künftigen Generationen ein Neuland der menschlichen Werdemög-

lichkeit. Das frohe Leben des erdgeborenen Bauernsohnes, die trotzige Arbeitslust und die sinnige Heiterkeit der Heimatgenossen brachen oft mit elementarer Wucht in der Schrift hervor. Mutet sie uns Menschen der Gegenwart nicht in manchen ihrer Ziele, ja in der Gesamtheit ihres Entwurfes oft wie die eigene heiße Sehnsucht nach der fröhlichen Unbefangenheit und der freien Schaffenslust einer neuen, einfachen Innenkultur des unmittelbaren Seins an? — Mit den „Fragmenten über Menschenbildung" sucht sich der Verfasser in der Tat aus den komplizierten Vorstellungen der Lebenskunst herauszuringen, in die sich die Aufklärung allmählich wie jede alternde Kulturform verstrickt hatte. Wir sahen, wie stark der Schöpfer der neuen Lebensauffassung, Rousseau, das eigene Dasein Arndts in der Jugendzeit beeinflußt hatte, wie er sich mit seinen politischen und sozialen Anschauungen in der ersten Schrift auseinandersetzte, wie er immer wieder die Gedanken auf ihn hinlenkte. Die „Fragmente über Menschenbildung" stehen dem großen Genfer am nächsten. Gleich leidenschaftlich ist die Sehnsucht nach Unabhängigkeit des Innenlebens, der Kampf gegen die äußere Zivilisation, gleich ingrimmig ereifert er sich wider die unnatürliche Verbildung des lebenden Geschlechts durch einen selbstgefälligen Rationalismus und die künstliche Aufzucht frühzeitiger Scheinmenschen; gleich stark ist der Wille, der Jugend ihre königlichen Lebensrechte, die Einfalt und die Ungebrochenheit, zu erhalten, der Glaube an die Kraft der menschlichen Natur, sich selbst zu bilden, und sich nachher trotzdem in die politisch und sozial handelnde Zeit hineinzufinden. Beide Schriften wählen das Objekt ihrer Methode, normal begabte Kinder, aus dem wohlhabenden Bürgerstande; sie rechnen beide stark mit einer radikalen Umwandlung der Gesamterziehung, die von engen Kreisen ausgehend immer weitere Bahnen ziehen, das Weltbild und das Menschenbild anders gestalten soll. Und doch: trotz solcher ähnlichen Stimmungen sind die Wege und Ziele grundverschieden, die beide Dichter verfolgen und im Auge haben. Rousseaus starke Eigenart zog den Germanen nicht gewaltsam in ihre Bahnen hinein, sondern sie lehrte ihn, noch energischer als bisher der eigenen Lebensspur zu folgen; er wurde auch in dem rein Menschlichen für Arndt ein Ereignis, das er in seinen Wirkungen erlebte, eine Welt, mit der er sich auseinandersetzte, ohne sie in ihren Wesenheiten seiner Seele einzufügen. Der absoluten Negation aller gewordenen Kultur setzte er eine lebensfreudige Bejahung der Geschichte entgegen. Ihm kam es nicht darauf an, radikal mit dem Gegebenen aufzuräumen, so sehr die Last der Geschichte seine Seele zuweilen drücken mochte, sondern das Gewordene durch mühevolle, allmähliche Arbeit über sich selbst hinauszuführen; nicht, die Gegenwart zu vernichten, sondern sie in der Zu-

kunft neu zu gestalten. Darum ist ihm die Grundlage aller Erziehung auch in den Zeiten des Überganges die enge Zusammengehörigkeit der Eltern und des Kindes, während Rousseau sie infolge seiner pessimistischen Beurteilung der Gesellschaft möglichst früh voneinander trennen muß. Aus diesen Gegensätzen heraus ergibt sich eine ganz verschiedene geistige Grundlage: der „Emile" ist die Methode, den Menschen an und für sich zu erziehen; die Fragmente mühen sich nicht damit ab, den absolut natürlichen Menschen zu rekonstruieren, der für Arndt das unnatürlichste Subjekt wäre, sondern den Menschen als naturgeschichtliches Produkt zu erfassen, das sich zu einer ganz bestimmten Eigentümlichkeit formt, und als solches zu bilden. Gewiß: in dem Verlauf dieses Prozesses finden sich wiederum Ähnlichkeiten, die unbedingt auf das französische Vorbild hinweisen, wie die Anlage und Verteilung des ganzen Unterrichts, die Betonung des negativen Momentes in der Erziehung, die Anschauungen über Zucht und Strafe, allein den tiefen Gegensatz vermögen sie nicht zu verschleiern: Rousseaus „Emile" ist ein von hoffnungslosen Zweifeln und grandiosen Zukunftsträumen, von rücksichtslosen Umsturzgedanken und farbenprächtigen Stimmungen durchglühtes System, das in die Wirklichkeit übersetzt werden mußte und daher der Ausgangspunkt ganz neuer, schließlich grundverschiedener Schaffenskreise werden konnte; Arndts „Fragmente über Menschenbildung" übertragen es mit kräftigen Schwingen in die germanische Lebenswahrheit, auf die Erziehung der einzelnen und nicht der Massen [1]). Der in der Wirklichkeit wurzelnde Sinn des Norddeutschen sträubte sich gegen die Zumutung, das geschichtliche Leben der Völker einfach zu annullieren, als einen großen Irrtum aufzufassen. Neben den wesenlosen Schatten sah er herrliche Lichtgestalten; an ihnen wuchs seine Freude, und mit ihnen wollte er arbeiten. Er mußte seine persönliche Freiheit mit der gewaltigen Notwendigkeit der gewordenen Tatsachen zu verbinden. Sie aber wiesen darauf hin, in der Gegenwart nicht das rein Menschliche auf direktem Wege, sondern das Menschliche durch des Landes beste Sitten und Weisen hindurch zu suchen. So wurde auch Rousseaus Gestalt mit ihrer scheinbar absoluten Größe für ihn eine durch die französische Entwicklung gewordene, historisch bedingte Erscheinung; er empfand ihr Dasein als den leb-

---

[1]) Dies zeigt vortrefflich der Auszug aus den Fragmenten, den W. Münch und H. Meisner in der Bibliothek pädagogischer Klassiker, Band 42, Langensalza 1904, herausgegeben haben. Im einzelnen zeigt sich der Gegensatz zu Rousseau namentlich in der verschiedenartigen Stellung, den die Mutter und der Pädagogos in dem Systeme beider einnehmen; vgl. meinen Aufsatz „Der junge E. M. Arndt als Menschenbildner", Die christliche Welt, Jahrgang 1905 (XIX), Nr. 40—42, neuerdings K. Levinstein, Die Erziehungslehre E. M. Arndts, Berlin 1912. Ablehnend Geh. Staatsrat Sack, vgl. Granier, Berichte aus d. Berliner Franzosenzeit 1807/09, Leipzig 1913, Publikationen aus d. preuß. Staatsarchiven Bd. 88, S. 218.

haften Protest gegen die sittliche Dekadenz des französischen Absolutismus vor der Revolution, als das heiße Sehnen nach einer Wiedergeburt des romanischen Menschen, und ihn belebte die Hoffnung, daß in ferner Zukunft einmal germanisches und romanisches Menschentum sich finden möchten in einem allgemeingültigen Humanitätsideal, zum mindesten in einer gemeinsamen europäischen Kultur. Sie aber beruhte nach seiner Anschauung auf zwei Grundlagen: auf dem klassischen Altertum und auf dem Christentum. Arndts Fragmente versuchen eine innere Verschmelzung beider Kulturformen darzustellen. Der Glaube an einen „angeborenen Menschenadel" und der Glaube, daß nicht die äußere Wirkung, sondern die innere Gesinnung im letzten Grunde den Gang der Menschen- und Weltgeschichte bestimme, sollten ein neues Geschlecht heraufführen, das da fähig war, jenes Erbe mit zukunftsicherer Freude zu übernehmen. Für die Lebenskräfte, die bisher in so scharfem Kampfe miteinander gestanden hatten, galt es Träger zu schaffen, die beide in sich zu verarbeiten vermochten. Damit unterzog sich Arndt der Lösung des gleichen Problems, von dem auch der Klassizismus und die Romantik bedingt sind. Seine Stellung zu diesen beiden Lebensformen wird uns daher beschäftigen müssen, wo er sich mit ihrer Gesamtheit, nicht nur mit ihren Erziehungsfragen auseinandersetzt. Hier gilt es noch seine Haltung gegenüber einem Manne festzulegen, dessen Name damals die ganze pädagogische Welt bewegte, gegenüber Pestalozzi.

Auch in Pestalozzi hatten Rousseaus Schriften gezündet, mit elementarer Macht das edle Feuer dienender Liebe in ihm entfacht. Er wollte den unteren Volksklassen helfen, den größten sozialen Gedanken in ihnen verwirklichen, sie zur Selbsthilfe erziehen. Darum bilden nicht Erziehungsanstalten, nicht kirchliche oder staatliche Schulen, den Ausgangspunkt der Erziehung, sondern wie bei Arndt die Familie, die Tat der Mutter. Die größeren Gemeinschaften sind zwar notwendige, aber sekundäre Hilfsmittel. Alle Fähigkeiten des Körpers und Geistes sollen von Jugend an je nach der Begabung in den Dienst der Selbsthilfe treten. Es gilt frühzeitig selbständige Existenzen in allen, auch den bedürftigsten Klassen zu erziehen, ohne daß die Seele tagelöhnern geht. Damit wurde Pestalozzi der Begründer des modernen Volksschulwesens.

Arndts Gedanken lag es fern, dieses hohe Ziel nur mit dem Auge des Kritikers zu betrachten. Wie sollte der Mann, dessen schönes Vorrecht allezeit die warmherzige Anerkennung aller arbeitsfrohen Tat an seinem Volke blieb, es vermocht haben, der Hilfsbereitschaft eines Pestalozzi sich als kalter Beobachter gegenüberzustellen! Im Gegenteil, er widmete ihm die schönen Worte: „Wodurch du groß bist, edler Mann, das ist dein Wollen und Streben, denn dies gehört uns Allen, es als

das Reinmenschliche gehört auch unsern Enkeln und Urenkeln. Deine schöne Geduld in Liebe, das ist der Schwung, den du gegeben, der göttliche Same des Guten, den du in die Welt gestreut hast. Mögen künftige Hände ihn erziehen zu schönen Blumen und Pflanzen und zu stattlichen, welttragenden Stämmen und Säulen! Die That ist gebunden, aber die Gesinnung gehört der Unendlichkeit, woraus sie stammt [1]."

Nicht kritisieren, sondern ergänzen wollte Arndt das Werk des Schweizer Pädagogen. So gab er unbedingt zu, daß dieser für die demokratische, gleichartige Durchbildung der Massen das Richtige gefunden habe, weil sie arbeiten müssen, sobald sie arbeiten können, denen fremde Kräfte nahe zu bringen sind, damit sie einst selbst ihrer Not steuern können. Es war etwas Großes, daß er nicht wie Rousseau schalt und die Menschen zu den untersten Geschöpfen stellte, sondern mit tätigem Lebensmut für die Unterdrückten im Volke lebte und arbeitete. Doch bestritt ihm Arndt das Recht, jene Methode auf die Gesamtheit des Volkes auszudehnen. Wohl zerlegte sie erfahrungsmäßig und schuf Einzelheiten, wie Kinder sie lieben, aber es gelang ihr nicht, sie wieder zusammenzufassen, so daß die Seele der Mittelpunkt einer Welt für sich wurde. Den letzten Grund des Mangels erblickte er in dem Bilde der Mutter, das Pestalozzi zeichnete. Ihr fehlte die fromme Einfalt und die ungebrochene Einheitlichkeit der naiv-weiblichen Empfindung, die für ihn das Wesen der Frau ausmachten, die er selbst in den glücklichen Jahren seliger Kinderzeit so lange und so reich erfahren hatte. Arndts „Fragmente über Menschenbildung" sind in ihren ersten beiden Teilen Wahrheit und Dichtung des eigenen Lebens; Wahrheit: so hatte er seine Jugend verlebt, so war seine Erziehung gewesen; Dichtung: so wagte er es, in einem zukunftsfrohen Bilde das eigene Erlebnis für die Allgemeinheit als ein für ihre Entwicklung begehrenswertes Ziel hinzustellen, den harmonischen Menschen, der von seiner ureigensten, ihm angeborenen Kraft aus sich in die Welt und in die Menschheit hineinlebt und hineinarbeitet, als den sittlichen Zweck einer wahrhaft humanen Bildung zu bezeichnen. Allein ist es möglich, diese schöne Harmonie in allen Lebenslagen und zu jeder Zeit sich zu bewahren, kann nicht die Not der Zeit

---

[1]) Auf den Gegensatz, in dem Arndt seine Bestrebungen zu denen Basedows sah, wies er gleich am Anfange der Fragmente hin, vgl. oben S. 139; er kommt dann in den weiteren Ausführungen noch einmal darauf zu sprechen, warnte vor allem auf sittlichem Gebiete vor der einseitigen Überschätzung der objektiven Kenntnis der Gefahren gegenüber der individuellen Einwirkung und dem praktischen Vorbilde; die Religion, angeblich leicht faßbar in ihren absoluten Lehrsätzen, war für ihn ganz im Gegensatze zu Arndt nur ein wichtiges Werkzeug zur Glückseligkeit der Personen und der Gemeinschaften. Um so bereitwilliger wird die Tätigkeit Salzmanns anerkannt, dessen Schriften er selbst in seiner Jugend fleißig gelesen hatte.

den Menschen nötigen, sie preiszugeben? — Dieses schwere Problem sollte Arndt in den kommenden Jahren an sich selbst erfahren. In ihm bereiteten sich Wandlungen vor, deren Grund wohl in der Tiefe seiner Seele als der ihm eigenen Lebenskraft verborgen lag. Doch lange hat er sich gesträubt, ihnen sich ganz hinzugeben, sie als den eigentümlichen Ausdruck seines Wesens zu einer bestimmten Zeit zu erkennen, den er mit der ihn umgebenden Kulturgemeinschaft verbinden mußte. —

Beide Schriften Arndts aus diesen Jahren, „Germanien und Europa" und „Fragmente über Menschenbildung" haben es nicht vermocht, einen größeren Leserkreis der Gemeinschaft, für die sie bestimmt waren, um sich zu sammeln, bestimmend auf die öffentliche Meinung der deutschen Lande einzuwirken. Erst dem „Geiste der Zeit" war es beschieden, seinen Verfasser auf die Höhe publizistischer Wirksamkeit zu heben. Dieses große Lebensbekenntnis stellt den persönlichen Zusammenhang seiner politischen und pädagogischen Ansichten am eigentümlichsten dar und führt den Schreiber, obwohl man es eine innere Einheit jener beiden Schriften nennen könnte, doch über seine bisherige Anschauung weit hinaus.

Am 11. April 1805 hatten Alexander I. von Rußland und der leitende Minister Englands, William Pitt, ein Kriegsbündnis beider Mächte gegen Napoleon abgeschlossen, nachdem schon vorher, am 6. November 1804, zwischen den beiden östlichen Kaisermächten ein dahin lautender Vertrag zustande gekommen war, daß man weitere Schritte Frankreichs zur Erweiterung seiner Macht als einen Angriff ansehen werde, und England sowohl wie Rußland am 3. Dezember und am 14. Januar Gustav IV. Adolf von Schweden bewogen hatten, der Koalition beizutreten. Die Verbündeten hatten es eilig mit der Bestimmung des Zieles. Bevor ihre Rüstungen vollendet waren, setzten sie fest, Frankreich müsse in seine Grenzen jenseits des Rheines und der Mosel eingeschränkt werden, alle seine Besitzungen in Italien aufgeben. Ein allgemeiner Kongreß wurde verabredet, um die politischen Verhältnisse Europas neu zu ordnen.

Abseits stand allein Preußen. Freilich: der Gedanke einer Neutralität von ganz Norddeutschland, der die Grundlage des preußischen politischen Systems seit dem Baseler Sonderfrieden abgab, war Ende Mai 1803 praktisch verlassen worden, als der König und seine Ratgeber sich nicht entschließen konnten, den französischen Truppenansammlungen am Niederrhein, die eine beständige Bedrohung Hannovers und der Hansestädte in sich bargen, energisch entgegenzutreten. Um so fester hielt man in Berlin an der ausschließlich preußischen Neutralität fest und versuchte, sie selbst dann durchzusetzen, als bereits alle benachbarten Mächte

sich zum Kriege entschlossen hatten. Man hoffte, durch gleichzeitige Bemühungen um Frankreich und Rußland den Frieden auf dem Festlande zu erhalten, ein Freund und Vermittler zwischen dem Westen und dem Osten des Kontinents zu bleiben. Der Personenwechsel in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, wodurch Graf Haugwitz durch Hardenberg ersetzt wurde, bedeutete keinen Systemwechsel. Der König bestimmte nach wie vor die Politik seines Staates nach der gleichen Richtung, selbst nachdem die beiden Voraussetzungen, zwischen Frankreich und Rußland einen Ausgleich herbeizuführen und die Franzosen aus Hannover zu entfernen, sich als unerfüllbar erwiesen hatten. So konnte es geschehen, daß Friedrich Wilhelm III. auf Anraten Hardenbergs die Anfrage der beiden Ostmächte zunächst ausweichend beantwortete, ja, als an der Ostgrenze die russischen Truppen sich konzentrierten und Alexander um die Erlaubnis zum Durchmarsch durch Südpreußen und Schlesien nach Böhmen anhielt, am 7. September 80 000 Mann dagegen mobil machte, um gegenüber Rußland die Neutralität aufrecht zu erhalten; kurz darauf, am 19. September, wurde die ganze Armee einberufen. Napoleon seinerseits hatte nicht versäumt, sobald ihm die höchst willkommenen Nachrichten von den Rüstungen der Koalitionsmächte zugekommen waren, alle Vorkehrungen zu treffen, um dem Stoße zu begegnen: das Boulogner Lager wurde aufgehoben, das gegen England kriegsbereit stehende Heer vom 27. August an in Gewaltmärschen an den Rhein geführt. Die süddeutschen Staaten gewann er ohne große Schwierigkeiten für sich. Friedrich Wilhelm III. widerstand, obwohl Hardenberg dazu riet, der Annahme eines Bundesvertrags, der ihm gegen die Abtretung des rheinischen Kleve nebst Wesel das längst begehrte Hannover einbringen sollte.

Immer näher rückte die Möglichkeit des Ausbruches eines Kampfes, dem Preußen wiederum als unbeteiligtes Neutrum zuschaute, wenn es nicht seine Stellung noch änderte. Diese beruhte auf einer Verkennung der politischen Ziele und Absichten Napoleons. Wie die Berliner Regierung einst bereitwillig und mit ausgesuchter Höflichkeit seine Erhebung zum erblichen Kaiser begrüßt hatte in der Hoffnung, daß dieser sich dann als ein Glied der großen europäischen Fürstenfamilie betrachten und eine friedfertigere Politik verfolgen werde, so war noch im Frühjahr 1805 ihr zuversichtlicher Glaube, daß die Sendung eines russischen Unterhändlers nach Paris den Krieg von dem Kontinente fernhalten werde; und da mußte der König es erleben, daß Napoleon mitten während der Verhandlungen Genua besetzte und die Mission des russischen Gesandten damit zum Scheitern brachte, als dieser auf seiner Reise nach Paris gerade in Berlin angelangt war. Die Haltung Preußens beruhte aber auch auf einer Verkennung der eigenen Machtstellung: man glaubte noch

den Schiedsrichter zwischen den streitenden Mächten und Prinzipien spielen zu können und sah nicht, daß niemand mehr das Erbe Friedrichs des Großen fürchtete, viele in der öffentlichen Meinung es verachteten. Es bedurfte des rücksichtslosen Vorgehens Napoleons in den ersten Oktobertagen, um dem Könige und den preußischen Staatsmännern die doppelte Gefahr vor die Augen zu rücken, in die sie das Land gebracht hatten: ohne sich um die Neutralität Preußens zu kümmern, marschierten die französischen Truppen unter Bernadotte durch das ansbachsche Gebiet. Friedrich Wilhelm III. sagte sich, in dem Gefühle seiner Souveränität aufs tiefste beleidigt, von Napoleon los und gestattete nun seinerseits den Russen den Durchzug durch die preußischen Gebiete nach Österreich. Der Zar kam nach Berlin, und am 3. November wurde jener Potsdamer Vertrag unterzeichnet, durch den Preußen sich wenigstens formell verpflichtete, Napoleon durch diplomatische Vermittlung zur Anerkennung des Friedens von Lünéville zu bewegen, im Falle der Ablehnung der Koalition beizutreten. Das waren jene Wochen, als Russen und Schweden, die sich mit Engländern und Hannoveranern an der Weser vereinigen sollten, auf allen Wegen und Stegen durch die pommersche Heimat Arndts gen Westen zogen, als die preußischen Heere nach Südosten vorrückten, als alle Wünsche und Gebete der Redlichen und viele Hoffnungen und Erwartungen der Gescheiten Napoleon den Untergang weissagten. So heißt es noch im „Notgedrungenen Berichte" 1847. Sein Verfasser gedachte jener Tage, da er in flammendem Zorne über die Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse und über den scheinbar unaufhaltsamen Fortschritt Frankreichs zum universellen Despotismus, in zitternder Erwartung der Entscheidung, welche die nächsten Wochen bringen sollten, sich niedersetzte, um es aufzuzeichnen, wie s e i n e Seele die Gegenwart und die Zukunft sah. Dieselben Wochen schon brachten die Niederlagen der österreichischen Truppen an der oberen Donau, die mit der schimpflichen Kapitulation des unfähigen Mack bei Ulm ihren ruhmlosen Abschluß fanden; und einige Wochen später, da stand der Gewaltige im Herzen Österreichs, da vernichtete die von Alexander voreilig herbeigeführte Schlacht bei Austerlitz am 2. Dezember jede Hoffnung auf Sieg. Der Vertrag zu Schönbrunn am 15. Dezember brachte Preußen in die Gefolgschaft Napoleons, als es gerade tatkräftig gegen ihn eingreifen sollte. Der Friede zu Preßburg am 26. Dezember schloß den habsburgischen Staat aus Italien und Deutschland aus; er gab dem alten deutschen Reiche den Gnadenstoß, indem Bayern, Württemberg und Baden die volle Souveränität verliehen wurde.

In diesen bangen Tagen, im November 1805, ist der erste Teil des Geistes der Zeit niedergeschrieben, soweit er die Ereignisse der Gegen-

wart berührt; ein wenig früher liegen die übrigen, allgemeinen Partien des Buches. Arndt las ja in jenem Wintersemester als einziges Kolleg die Charakteristik des 18. Jahrhunderts; und wir können annehmen, daß die Abschnitte, die sich mit ihm und seiner Entwicklung beschäftigen, im Spätsommer des Jahres aufgezeichnet sind, für seine Zuhörer eine Ergänzung des in „Germanien und Europa" Gebotenen, für ihn selbst, wie er einmal schreibt, „ein frisches Hinarbeiten auf eine frischere Zukunft", ein persönliches Sichhinausarbeiten aus dem „ungöttlichen, gesetzlosen Sein" der Gegenwart, deren tiefe Schmach ihm noch niemals so schrecklich klar geworden war wie in jenen Oktobertagen, da die habsburgische Macht so jählings zusammenbrach, ohne daß ein allgemeiner Schrei des Entsetzens durch die deutschen Lande ging. Die Briefe, die er damals an Charlotte v. Kathen gerichtet hat, offenbaren die Leidenschaften des eigenen Herzens und die Sorgen für die Zeitgenossen, die seine Seele durchwirbelten. Arndt hatte von Anfang an die vielen Hoffnungen und Erwartungen der „Gescheiten" nicht zu teilen vermocht, die sie auf die dritte Koalition setzten; jene Niederlagen vernichteten auch den letzten Rest. Alles schien der Vernichtung anheimfallen zu müssen, bevor das neue Leben erwachen konnte. Und der Schreiber fühlte sich mitschuldig an dieser furchtbaren Verwüstung, die jetzt mit elementarer Wucht über die europäische Kultur hereinzubrechen drohte. Das Selbstbekenntnis wird zur Selbstanklage. Darin liegt die Größe des „Geistes der Zeit", daß sein Verfasser sich nicht als ein über all den Jammer erhabener Prediger hinstellt, sondern daß er sich mit einschließt, daß er selbst die Neugeburt zu einem neuen Wesen in allen ihren Wehen durchleben muß, denn „ich bin unrein"; „aber", so fährt er in einem Briefe an die ebengenannte Freundin fort, „meine Kraft ist groß genug, mich zu reinigen und den Schuldigen fast wie einen Unschuldigen hinzustellen"; er hatte die Möglichkeit, „ein eigenes Agensleben" zu führen, weil er sich den Willen zur Freiheit gegenüber den mächtigen Traditionen und Tatsachen der Geschichte bewahrt hatte, die so viele der besten Deutschen zu Boden drückte. Mochte des Herzens Einfalt das Schönste und Größte sein, was den Menschen beschert ist, jetzt, wo sie ganz aus dem Lebenskreis der Gegenwart verschwunden war und der Gedanke sie beherrschte, galt es nicht in vergeblichem Ringen das unerreichbare Land zu suchen, sondern jene Traditionen und Tatsachen der Zeit zu packen, sie innerlich zu überwinden, und damit die Vorbedingung für ein neues Leben zu schaffen. Aber indem er dieser herben Wirklichkeit sich bewußt blieb, öffnete sich die Seele Arndts doch immer wieder jener Schwärmerei, die „sich über dieser Erde und diesem Himmel einen siebenten bauen kann; wer das nicht vermag, der ist gar nichts, denn er fühlt

nicht einmal ein Nichts". Der Vergangenheit, die sich so klug dünkte und über ihre Klugheit vor Eitelkeit strotzte, warf er den Fehdehandschuh hin, nicht verklagend, sondern klagend: „Ich sehe dich, arme Menge, mit den hunderttausend Augen, die nicht sehen, mit den hunderttausend Ohren, die nicht hören, mit den tausendmaltausend Armen, welche umhertasten, viel ergreifen und nichts festhalten. Ich sehe dein Unglück und das Unglück deiner Kinder, und müßte ein heilloser Bösewicht sein, wenn ich nicht mit einem Worte der Strafe und Warnung drein riefe." Gegen diese dem Untergange geweihte Vergangenheit wandte sich Arndt, nachdem er in einem einleitenden Kapitel sich selbst als den Schreiber gekennzeichnet hatte. Wie stellt sich das Unheil dar, das sie der Vernichtung entgegentreibt, wie offenbart sich das Leben der europäischen Kultur in ihren einzelnen Völkern, das nun dem Tode verfallen ist? Das sind die Fragen, mit denen der Verfasser in dem ersten großen Hauptabschnitte seiner Schrift sich auseinandersetzen muß, um dann in dem zweiten die Furchtbarkeit der augenblicklichen Gegenwart den Lesern vor die Seele zu führen. Nur so wird eine sachliche Würdigung der Dinge erreicht, die sich eben vor den Augen der erstaunten Zeitgenossen abspielen, denn wie zwei Kräfte den Menschen bilden, *τὸ δαιμόνιον* und *ὁ δαίμων*, das unabänderliche, in den Taten der Vergangenheit begründete Schicksal und die persönliche Freiheit, so beherrschen sie auch ein ganzes Zeitalter, machen es zu dem, was es ist, und schaffen es weiter, wie es auf Grund dieser Lebensenergien geschehen kann. Arndts Geist der Zeit will also die Bewegung und das Ineinandergreifen dieser beiden die Geschichte vorwärts treibenden Ideen schildern, er führt sie durch bis auf jene Tage, da sich das Buch von seiner Seele rang.

Kennzeichnend für den Zusammenhang des Schreibers mit dem deutschen Idealismus ist es, daß die Gelehrten als die eigentlichen und ursprünglichen Verkündiger des Gedankens in den Vordergrund der Mächte gerückt werden, die das Weltbild der Vergangenheit geschaffen haben. Ihre ursprüngliche Art freilich ging verloren. Im Altertum waren es die ehrwürdigsten und weisesten Männer, Schöpfer des Lebens, die in seiner Mitte als Bürger des Staates standen. Im Mittelalter trennten sie sich von der Welt, um während der Reformation, die den europäischen Nationen den neuen Tag brachte, noch einmal die alte Stelle einzunehmen. Seit zwei Jahrhunderten verschwanden Gelehrte und Künstler als Mitregenten aus der Welt, verloren die Kraft, wodurch man sie bewegt, befrachteten ihr Leben zu schwer mit totem Wissen. Der Druck der Geschichte lastete auf ihnen, und ihr Wesen zeigt uns, welch ein günstiges Geschick es war, daß so viele Denkmäler alter und neuer Geschichte verloren gingen, deren Masse — und wäre sie noch so

inhaltsreich — die Menschen vernichten, sie um das Eigene bringen, sie zu Sklaven der Vergangenheit machen würde. Und „mag das Wissen herrlich sein, das Leben ist herrlicher; wer dies verloren hat, der kann zu keinem Menschen wiedergeboren werden". Das alleinige Bildungsprinzip des 18. Jahrhunderts, der Geist, vernichtete die Selbständigkeit, die schöpferische Kraft der Persönlichkeit. Die Gelehrten wurden zur Materie, die wenigen Ausnahmen stehen nur da „als warnende Zeichen, als prophetische Rätsel".

Die Philosophie, die Königin der Wissenschaften, verlor ihre eigentliche Bestimmung, als sie anfing, sich des kümmerlichen Zustandes der anderen Wissenschaften zu erbarmen, aus ihnen das letzte Mark des Tatsächlichen herauszusaugen, bis alles sich in Begriffe auflöste. Kant war es vorbehalten, dieses ganze rationelle System zu vernichten, allein seine Stärke reichte nicht aus, etwas Neues an die Stelle zu setzen. Andere kamen, um den Aufbau zu wagen, zur Nachfolge aufzumuntern. Redlich haben sie gekämpft, selbst Matte begeistert. Wie Falken sind sie zur Sonne geflogen und haben nach den Urquellen des Wesens und Daseins gefragt, ohne Haltung und Maß haben sie sich in die höchsten Dinge verstiegen, aber der Flug ist doch schön. „Was ist der Mensch ohne Schwärmerei und Liebe? ein kluges Tier, das nicht einmal mutig sterben kann wie die Tiere. Hohlköpfe und Käuze nur schelten hier und schreien über Tollheit und Mystik. Als wenn Mystik nicht immer die Lebenskraft der edelsten Naturen wäre. — — Wer hohe Klarheit hat, darf tiefes Dunkel haben. — — So ist Platons mystische Nacht. Sie hat mehr Lichter angezündet als alle mathematische und kritische Philosophen zusammen. Aber die jetzige Generation ist faul und ohne die Phantasie, die sich als Schwärmerei ins Leben wagen darf, sie will nicht durch Arbeit zur Erleichterung; so wirft sie den weiten mystischen Dunstmantel um, worum auch Nebel von stinkenden Pfützen sich sammeln, und lallt auf dem abgegrasten Boden den Sonnenfliegern nach." Geschieden stehen die beiden Welten da, die geistige unten und die himmlische oben, obwohl sie so eng aufeinander angewiesen sind.

Daß ihre Vereinigung noch nicht eingetreten ist, daran tragen die Theologen den größten Teil der Schuld. Die hierarchische Herrschaft des Mittelalters war ein unumgänglicher Notbehelf des Christentums in seiner Kindheit, ein Durchgangsstadium. Aber den Trägern gefiel die Erde besser als der Himmel, sie „griffen zur elenden irdischen Herrschaft und verloren so die höchste auf Erden". Luther erhob sich gegen diese Vergewaltigung, aber er und seine Helfer machten nicht die Zeit, sondern die allmächtige Zeit, die ihr zugrunde liegende Idee, machte sie, aber nur die Mächtigsten rief sie auf, um ihre Arbeit zu vollenden.

Der Reformator „war der gewaltigste Mensch des Jahrhunderts und half zu seiner Geburt; was er zu schaffen schien, war schon früher da; aber erst durch ihn ward es recht lebendig, und die Augen der Leute konnten es sehen". Doch noch zweieinhalb Jahrhunderte vergingen, ehe die Welt die überschwängliche Geistigkeit Gottes zu fassen vermochte; erst die letzten Dezennien, also die Aufklärung und der Idealismus, haben die Inkonsequenzen und Widersprüche des Protestantismus beseitigt und eine Harmonie ermöglicht. Die Priester lernten begreifen, daß sie in der Welt nichts mehr zu tun hätten, wenn sie blieben, wie sie waren; aber die meisten — und darin liegt ihre Sünde — scheuen die Verwandlung, denn nur durch den Feuertod können sie dem Geiste nachkommen. Ihr Leben stimmt nicht mehr mit ihren Gedanken überein, und so sind sie zu Baalspfaffen geworden. Der Lauf der Geschichte wird von ihnen nicht aufgehalten, denn die Welt kann nicht mehr sinnlich fromm sein. Alle rückläufigen Bewegungen zum alten Glauben tun Vergebliches. „Wozu die eitlen Klagen, das feige Gewimmer über das Verlorene? Es ist noch da, der Himmel ist noch offen, aber wie viele haben die Himmelsleiter? Die Bildung hat einen hohen Punkt erreicht, eine fürchterliche Schärfe des Blicks; aber ihr Gott ist ja nicht entflohen. Fasset diesen, ihr Edleren, und bringt ihn den armen, reizlosen und gottlosen und sie werden wieder anbeten und sich freuen. — — Die Zeit der irdischen Begeisterung ist vorbei; so schön sie war, sie kommt nimmer wieder." So führen denn die Weisesten und Gewaltigsten der Zeitgenossen — Arndt hat hier offenbar Schiller und Goethe, Fichte, Schelling und Schleiermacher im Sinn — die Menschen zum höheren Schauen und lassen sie geistig sehen, was jene glaubten. Unsere Priester werden keine Tempel wieder füllen und keine beklommenen Busen trösten, solange sie die Lüge und Wahrheit noch zusammenschmelzen wollen. Bedenkt doch, es gibt jetzt kein Mittel, „alles ist alt oder neu!".

Wie die Theologen, so haben auch die Geschichtschreiber und die Dichter den Zusammenhang mit ihrer Zeit verloren. Es fehlt an großen Historikern, weil wir „nicht die Einfalt, Energie und Darstellung der alten Welt haben". Mag uns das Einzelne kraft der Urteilsfähigkeit und der Durchbildung der Kritik in seinem Ursprunge und in seiner Erscheinung deutlicher geworden sein, so vermögen wir doch nicht mehr „in der Majestät der Einheit zu sehen". Der einzige große Geschichtschreiber der Gegenwart, Johannes Müller, steht seinem Zeitalter fremd gegenüber, weil es ihm die Begeisterung nicht zurückgeben konnte; so beginnt er, in seiner Manier sich zu verhärten. Ihrem Wesen nach ist die Poesie mit der Geschichte auf das innigste verbunden, denn beider Wurzeln liegen im Wirklichen und Lebendigen. Und doch hängen die

Herren der Dichtkunst nur durch alte Erinnerungen an das, was das Volk einst war, mit der Gegenwart zusammen; sie sind Fremdlinge ohne Einfluß auf das Leben der Gesamtheit, ohne Mitarbeit an der Entwicklung, die ihre Zeit jetzt nimmt.

Aber bei ihnen finden sich wenigstens Ideale, Gedanken für die Erziehung zur Humanität. Wie tief sind dagegen die Rezensenten und Journalisten gesunken! Nirgends eine Einheit großer Gesinnungen und erhabener Ideen, die sie dem Volke vermitteln könnten! Scharlatanerie und hohle Eitelkeit macht sich in ihren Kreisen breit, Verbrüderungen und Sippschaften führen das Regiment bei ihnen, die Jagd auf künstliche Freuden und Genüsse, unzüchtige Triebe und Neigungen des Augenblicks sind die Motive, die sie darstellen, Modeschriften und elende Romane bilden die geistige Nahrung, die sie dem Zeitalter und ihren Zeitgenossen liefern.

So offenbart sich das Unheil der gegenwärtigen Kultur in den vornehmsten Ständen, die ihrem Wesen nach dazu berufen sind, sie auf die heilige Höhe geistiger Sammlung zu führen. Sie haben kraft ihrer gegenstandslosen Geistigkeit dem Zeitalter und den Zeitgenossen die irdische Kraft genommen, ohne die Fähigkeit zu besitzen, sie zu dem reinen Äther des Geistes emporzuheben. Zu der gleichen Hilf- und Ratlosigkeit führten Einrichtungen des öffentlichen Lebens. Im Staatswesen drang die Herrschaft des absoluten Regimentes immer weiter vor, gestaltete schließlich eine so künstliche Maschinerie, daß selbst die Gescheutesten sie nicht mehr in Gang halten konnten. Die Menschen verkümmerten und wurden entwürdigt durch die Künstlichkeit der Regierungen, die ihre Hauptstütze in den stehenden Heeren fanden, dem schlimmsten aller öffentlichen Übel. Die Jahrzehnte von 1480 bis 1530 brachten einst den europäischen Völkern die herrlichste Revolution: es gelang den Fürsten, die Völker im Kampfe mit den Magnaten allmählich zu Einheiten zusammenzuschlagen durch die Macht der Söldner. Bald wurden die Heere stehend, zunächst klein, dann immer größer, bis nach dem dreißigjährigen Kriege ein mittelmäßiger König, Ludwig XIV. von Frankreich, von Ehrgeiz brannte, ein Eroberer zu heißen, sein Land zum mächtigsten Staate Europas zu machen, dem Deutschland und die Niederlande gehorchen mußten, bis nun die anderen Fürsten gezwungen waren, dagegen zu rüsten. Seit dieser Zeit „datiert sich die schreckliche Last der stehenden Soldaten und die Schmach der Völker". Soldaten und Bürger wurden einander ganz fremd. Die Unterhaltung der stehenden Heere erniedrigte die Völker am meisten und brachte den adamitischen Fluch recht zur Wirkung: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Das Schwert beherrscht den Pflug, und die Mittel, die

früher für Kunst und Wissenschaft verwertet werden konnten, gehen jetzt in die Kehlen der Soldaten und in den Schlund der Kanonen. Nach der gleichen Richtung wirkte der lange veraltete, jetzt ganz unbrauchbare Feudalismus, „der im Mittelalter hier und da nur eine zufällig gute Seite hatte". Infolge seiner durchschlagenden Geltung ist halb Europa noch heute eine Wüste. Gewiß: immer und zu allen Zeiten läuft und schreit die Masse nach Brot, aber nicht „mit solcher Angst und nicht mit solcher wahren Angst" wie jetzt. Den Menschen der Gegenwart fehlt es an dem fröhlichen Arbeitssinn; sie drücken sich und suchen zu genießen wie Sklaven. Keine gemeinsame Freude und kein gemeinsamer Genuß wächst aus dem Innern hervor, alles drängt hin zur Vereinzelung, zum Aristokratismus, zur Verachtung der Menschheit. „So sind wir flach, arm und elend, ohne Liebe und ohne Haß, ohne Vaterland und ohne Freiheit, ohne Himmel und Erde. — — Erstarrung und Leerheit sind die beiden Hauptzeichen der Gegenwart, und wo noch Bewegung ist, da ist doch keine Stätigkeit und Beständigkeit in ihr." Kein Enthusiasmus beherrscht die Völker, nur krampfhafte Zuckungen verraten, daß das Leben, das in ihnen ist, zur Neige geht. „Lüge und Eitelkeit führen die Zeitgenossen im Wahn, doch unten am Boden hält der Instinkt eines natürlichen Weltglaubens und Güte und Liebe, die doch mehr kann als alle Lüge, das Wankende noch zusammen."

Und nun zeigt der Schreiber in einem zweiten großen Hauptabschnitt seines Buches, wie die einzelnen Völker des europäischen Kultursystems zu ihrem gegenwärtigen Stande gekommen sind. Der Untergrund, auf dem es ruht, ist das klassische Altertum. Dieses allein, denn der Orient bildet eine Welt für sich, aus der nur die Perser durch ihre Beziehungen zu Griechenland in den Okzident hineinragen; sie fielen, gerade wie die Völker der Gegenwart, durch ihr Militärsystem, das auf dem gleichen Range wie zu Zeiten der Eroberung stehen blieb: ohne gemeinschaftlichen Geist, ohne gemeinschaftliche Übungen, ohne gleiche Bewaffnung, ohne einheitliche Sprache und ohne einheitlichen Befehl; ein Söldner-, kein Volksheer. Die Griechen gehören der ganzen Erde an, nicht in ihren staatlichen Einrichtungen, durch die „fürchterliche Aristokratien" begründet und die Massen zu Sklaven ohne politische Freiheit herabgedrückt wurden, sondern in der Einfalt und Lebendigkeit, in der Macht und Jugendlichkeit ihrer Individuen, wie sie uns Herodot, Thucydides und Xenophon schildern. Die Vernichtung der griechischen Staaten, die sich zu keinem einheitlichen Gebilde emporraffen konnten, durch Rom gleicht der jetzigen Niederlage Mitteleuropas unter den zermalmenden Schlägen Napoleons. Was Griechenland der neuen Zeit nicht zu gewähren vermochte, ein Vorbild der öffentlichen Tugenden zu bilden, das

leisteten die Römer. Sie sind ein herrliches Volk durch die Art und Weise, wie sie herrschend wurden: durch die Fülle der Tat und den Heroismus, durch die Bürgerwürde und die patriotische Gesinnung. Alles Einzelne verstummte, sobald das Allgemeine in Gefahr war; der Staat stürzte zusammen, sobald jene Tugenden dahinschwanden.

Die Übersicht über die Entwicklung der Völker der neuen Zeit beginnt Arndt mit den Deutschen. Ihre Geschichte im Mittelalter gewährt mehr einen Schein der Macht, als daß sie wirkliche Macht gewesen wäre. Nur die Zerrissenheit der übrigen großen Völker machte es ihnen möglich, so lange das Übergewicht zu behaupten; sobald jene sich konsolidierten und den Willen zur Einheit zeigten, lösten sich die Bande immer mehr, welche die deutschen Stämme zusammengehalten hatten. Die Städte allein, in denen „das Beste und Schönste der deutschen Bildung" geboren wurde, bewahrten das alte Ansehen. Die Reformation riß die politischen Kräfte Deutschlands noch weiter auseinander. Habsburgs Macht allein stieg, und Deutschland hätte diesem Hause schließlich dienen müssen, wenn die Söhne den Vätern gleich gewesen wären und sich nicht von den Jesuiten hätten beherrschen lassen, welche die Regenten dem Volke entfremdeten. Der dreißigjährige Krieg bewies zuerst die Ohnmacht des Reiches vor aller Welt. Fremde Völker entschieden den Zustand der Dinge, doch hielt bis zum Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Kaisername die Territorien noch äußerlich zusammen. Dann begann „die letzte große Szission teutscher Nation, die unheilbare, die vielleicht mit dem Volke endigen wird". Das Jahr 1740 kommt, Friedrich II. besteigt den preußischen Thron. Durch seine Größe und Gewalt wurde gegenüber Österreich ein mächtiger norddeutscher Staat. Die letzten Kriege, der Friede zu Lunéville, die unglücklichen Ereignisse der letzten Monate in Süddeutschland hängen an diesem Übel. Es gibt Leute, die solche Entwicklung rechtfertigen, ja sie als die beste hinstellen wollen. Sie sagen, die Deutschen seien ein Volk, welches Freiheit im Glauben und Denken geboren und erhalten habe; gerade durch die Vielherrschaft sei diesen hohen Gütern der beste Schutz gewährt; gerade der formlose Zustand des Staates habe das Volk von allem Politischen und Nationalen abgezogen und es auf das Allgemeine und Menschliche als das allein Würdige der Bildung hingewiesen. Kosmopolitismus sei edler als Nationalismus, die Menschheit erhabener als das Volk; so möge das Volk verschwinden wie die Spreu vor dem Winde, auf daß die Menschheit werde! Arndt gesteht zu, daß diese Ideen hoch sind, „aber sie sind nicht verständig, und das Verständige ist höher. Ohne das Volk ist keine Menschheit und ohne den freien Bür-

ger kein freier Mensch. Ein Mensch ist selten so erhaben, daß er äußere Knechtschaft und Verachtung dulden kann, ohne schlechter zu werden; ein ganzes Volk ist es nie. Die edelsten Geister werden nur aus dem ganzen Volke geboren. Wo nichts Freies und Hochfliegendes mehr ist in der Menge, da wird es nicht mehr in den Einzelnen gezeugt oder wird in der Kindheit schon durch den Medusenblick des Niedrigen versteinert. Würdiges sei auf Erden; frommer, tapferer Sinn im Bürger, Biederkeit und Hochsinn die Wahrheit zu vernehmen im Fürsten, Gerechtigkeit in der Regierung! Das ist das sichtbare Reich Gottes auf Erden; das unsichtbare macht sich dann auch. Solche Tugenden gleichen dem Ewigen und der Bürger arbeitet und lebt für das Ewige in Kunst, Tat und Werk. Helden stürzen in das Schwert für das Vaterland und den König, Künstler bilden, Erfinder denken, stolz geht der Kleinste am Pflug und Ruder, denn er hilft das Große schaffen und genießt es mit."

Die Italiener, einst ein herrliches Volk, jetzt ein Volk der Sklaven; allein eine Nation, die solche Männer hervorbringen konnte, ist nicht für immer zur Schmach verdammt, denn die Natur behauptet ihre ewigen Rechte. Auch für die Spanier und Portugiesen, deren Geschichte schon den Knaben mit wundersamen Träumen und Gedanken erfüllt hatte, kommt die Zeit der Erlösung, sie ist nicht fern. Die Kolonien auf dem westlichen Kontinente werden frei sein, und Spanien wird in sich selbst leben müssen, es wird herrlicher leben. Portugal muß dienen; es ist ein Auswuchs an einem gesunden Leibe, wenn es nicht zu Spanien gehört. So wird die iberische Halbinsel zu einem der mächtigsten und herrlichsten Staaten Europas; ihre Bewohner sind des Erdteils rechte Ritter, deren er nicht entbehren kann. Vom Norden her kamen die Erlöser und Befreier, von Süden her die Bildner. Nordische Größe grenzt an spanische Hoheit. Die Zartheit und Lieblichkeit des Südens soll ein unsichtbares Band zwischen sie weben und sie immer enger zusammenziehen. „So sehe die Mitte dazwischen das Maß der Gerechtigkeit, Schönheit und Humanität, und Europa, das sich kindisch so lange mit Blut befleckt hatte, bilde sich in Gemeinschaft zur Menschheit."

Im Gegensatz hierzu ist das Urteil Arndts über die östlichen Völker ungünstig. Ein schweres Verhängnis hat die Ungarn immer getrieben, ihre Kraft im Westen zu verbluten; Österreich führte sie an den Rhein und an den Po, statt gegen die Türken. Eine Trennung von Habsburg ist unwahrscheinlich, und selbst wenn dies geschähe, würde die aus verschiedenen Mischungen bestehende Nation kaum im Osten zur Herrschaft gelangen. Die Deutschen haben das unfreie Volk absichtlich oder zufällig germanisiert, die Nationalbildung aufgehalten. — Die Türken, diese ewigen Barbaren, scheinen ihrem letzten Fall sehr nahe zu sein;

aber aus Europa können sie nur von Asien her gejagt werden; es ist zweifelhaft, ob selbst die vereinte Macht von Rußland, Österreich und England sie werfen würde. — Der Stolz und Mut der Griechen hat sich zum Kleinlichen und Feigen erniedrigt. — Für die Russen begann eine neue Zeit mit Peter dem Großen; er war ein Repräsentant für das Volk: „ein außerordentlicher und gigantischer Barbar mit allen Tugenden und Lastern einer großen Natur und erhabenen Roheit, dessen Bild Voltaire in seiner Humanität und Gerechtigkeit gänzlich verzeichnet hat. Von dem Zeitalter „Alexanders des Guten" will der Verfasser schweigen. Rußland kann vielleicht weiter dringen und herrschen, aber jeder Schritt vorwärts ist ein Schritt dem politischen Tode näher; es hat mehr für sich in der Zukunft zu fürchten als andere von ihm. Die Russen gehören nicht zu den edelsten Völkern Europas, aber ihre Klugheit und Schlauheit bildet eine Gefahr.

Seiner ganzen Entwicklung und Bildung nach ist es verständlich, daß Arndt sich nun mit besonderer Vorliebe den Skandinaviern zuwendet und namentlich ihre Sagen, d. h. ihre Volksgeschichte betrachtet. Er weiß es, daß ein Lied, eine alte Sage den Charakter eines Volkes oft besser darstellen in seiner Gesinnung und Denkart, als eine auf Urkunden und Akten sich gründende Geschichtschreibung es vermag; und in den nordischen Sagen findet er die Eigenart der gegenwärtigen Skandinavier wieder: ihren hohen Geist und ihren kühnen Freiheitssinn, ihre trotzige Lebensverachtung und ihren erhabenen Gehorsam gegen das ewige Schicksal. Vom 10. bis 16. Jahrhundert war die Geschichte der skandinavischen Völker denen der anderen europäischen Staaten gleich. Mit dem 17. Jahrhundert kamen die nordischen Heroen der Frühzeit wieder, befreiten die Welt und setzten sie über ihre Größe in Erstaunen. Mit dem Tode Karls XII. endete diese Glanzzeit, aber wie die Schweden einst die Macht und Gewalt des Nordens waren, so werden sie es auch künftig wieder sein, denn sie sind noch die Alten, im einheitlichen Gefühl der Kraft und Freiheit steht das Volk da: „Dieser Stamm kann nicht vergehen und darf nicht vergehen. Von jeher kamen von Süden die Weltbildner, aber auch die Weltverderber, der Norden schickte die Rächer und Befreier aus. Ja, wenn ganz Europa in Schlaffheit, Feigheit und Despotismus untergeht, wenn kein Land mehr ist, wo List und Tyrannei nicht gebieten, wenn keine Stimme sich mehr für Freiheit und Wahrheit erhebt, kein Arm das Schwert dafür zieht, dann wird in Skandinaviens Wäldern und Bergen noch ein freies Geschlecht wohnen, die geplagte und erniedrigte Welt zu strafen und zu erlösen, die Herrschaft und der Sieg wird von hier ausgehen und die Feigen werden zittern und dienen. Ihr Elenden, die ihr nur nach der Menge rechnet

und die Würde und die Herrlichkeit der Fürsten und Völker darnach messet, sind für euch denn alle Beispiele und Erinnerungen nichts?"

In schroffem Gegensatze zu diesem Volk der Freien steht für Arndt das absolute Regiment Preußens, das der Druck Schwedens zu den Zeiten des Großen Kurfürsten zuerst zu eigener Kraftentfaltung getrieben hat, und das dann durch den Einzigen das wurde, was es ist. Seinem Herrscher verdankt es alles, dem Volke nichts. Dieses sein Dasein ist das größte Unglück für Deutschland, und um dies auf das schärfste hervorzuheben, trennt der Verfasser auch räumlich die Betrachtung seiner Geschichte von der Deutschlands. Bei aller Anerkennung für die Größe des Königs bleibt das Urteil über ihn gleich hart wie in „Germanien und Europa" [1]). Würde er nun, wenn er gelebt hätte, die alte Zeit länger gehalten, würde er verständiger als das Enkelgeschlecht in der allgemeinen Verwirrung geherrscht und gerichtet haben, würde er edel für Europa und groß für das deutsche Vaterland in den Stürmen gestanden sein? — Töricht sind nach der Meinung des Schreibers auf jeden Fall die, welche glauben, er würde durch die Feinheit und Dezenz der alten Politik alles zusammengehalten haben; weitere Antwort wagt er auf jene Fragen nicht zu geben. Sicher dagegen ist ihm folgendes: Preußen hat in den letzten zwanzig Jahren nur zu dem Verderben Europas gewirkt, indem es die Kräfte der deutschen Nation spaltete. Preußens König trat im Baseler Frieden nebst den anderen Fürsten von einer Sache ab, die allgemeiner und deutscher war als je eine vorher; er gab Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit in einem schmachvollen Frieden den Franzosen hin. Sein Rücktritt wurde noch häßlicher durch die letzte Teilung und Vernichtung Polens. Die Entschädigungen, die der Staat erhielt, waren zu unbedeutend gegenüber der Ehre, des Vaterlandes Retter und der Schiedsrichter Europas zu sein. Indem Preußen den kleinen Gewinn einer großen Entscheidung vorzog, steht es jetzt um so gefährlicher in seinem Zustande da: im Osten liegen ihm die Russen fürchterlich auf, im Westen verbindet es keine Liebe und kein Vertrauen mit seinem Volke, den Deutschen, und eine Stützung auf Frankreich kann nur verderblich sein dem, welcher keiner Stütze bedurft hätte, wenn er Herr zu sein wagte. „Aber Herr kann Preußen nur sein durch die Teutschen, durch einen tapfern, offenen, teutschen Sinn, der die Fremden und ihre Herrschaft auskehren hilft. — — Preußen, es giebt einen schöneren Grabgesang für euch, wenn ja das Vaterland durch ein Verhängnis fallen müßte, als mit den Verwünschungen von Teutschen zu sterben."

---

[1]) Vgl. oben S. 106 f.; Geist der Zeit S. 299—327.

Nicht viel günstiger lautet das Urteil über die Politik Englands. Der Revolutionskrieg trieb das Inselreich weit über die natürlichen Grenzen seiner Macht hinaus; und als die Kriegskosten das Volk bedrückten, sollten die übrigen Nationen sie den englischen Monopolisten bezahlen. Ihr Übermut während der letzten zehn Jahre erregte Haß und Groll gegen sie; ja es gibt Leute, die sich in die Hölle der Franzosen stürzen möchten, um der der Briten zu entgehen. Arndt warnt vor einer derartigen Gleichstellung, vor der Gefahr, die Europa daraus erwächst, wenn seine Völker mit Napoleon etwa gegen England gemeinsame Sache machen, aber er ruft auch den Engländern zu: Ihr werdet untergehen durch keinen als durch euch selbst, wenn ihr euch nicht bessern könnt; ihr wart so groß, daß der Fall eurer Ruinen die Erde erschüttern würde.

Den Beschluß machen die Franzosen. So erzielt der Verfasser die Wirkung, daß die Wucht der Darstellung in diesem Teile zuletzt sich mit voller Größe offenbart. Was die Waffen Ludwigs XIV. der französischen Herrschaft noch nicht unterworfen hatten, gelang dem Geschmack und der Mode der Welschen. Kaum fingen die europäischen Kulturvölker an, sich zu besinnen, da führte die Revolution sie noch einmal in den französischen Bannkreis: „die Not und die Nähe jener denkwürdigen Begebenheit konnte wohl alles Alte und Vergangene vergessen machen". Ihr Ausbruch war etwas durchaus geschichtlich Bestimmtes, nicht etwas sittlich d. h. absolut Notwendiges; er beruhte darin, daß die Sünden mehrerer Regierungen, die Verruchtheit des Aristokratismus, die sorgloseste Schwäche so zusammentrafen, daß die Dinge sich nicht mehr schienen tragen zu können. Während der ersten Jahre — es ist bemerkenswert, daß Arndt auch jetzt noch diese Anschauung vertritt — war in der Tat ein höherer und enthusiastischer Geist in dem Volke; viele erwarteten und hofften, es solle eine bessere und glücklichere Verfassung aus dem Chaos der Verwirrung hervorgehen, allein bei aller Begeisterung und Schwärmerei beachtete man nicht die weise Regel des alten Gesetzgebers: Nicht das Beste, sondern das möglich Gute! Als alles daniederlag, entwickelten sich die hochfliegenden kosmopolitischen und metaphysischen Ideen, sie strebten nach unbedingter, absoluter Verwirklichung. Der Geist des Bösen begann zu herrschen, die Revolution machte das Volk zum Herrn, „jenes Ungeheuer, das immer zu viel und zu wenig Bewegung hat, das zuweilen mit hunderttausend Armen alles umwirft, zuweilen mit hunderttausend Füßen nur kriecht". Schwer ist es, hier Schuld und Unschuld auseinanderzuflechten und zu enträtseln. Das Jahr 1799 fand den Staat reif für einen Ehrgeizigen; die Revolution war „ein gefräßiges Ungeheuer geworden, welches hungrig sich

selbst verschlang, bis es im Würgen ermattete". Es fehlte die stille Kraft, verständige Mäßigung, ruhige Bürgertugend. Die Siege über die auswärtigen Gegner dürfen nicht wundernehmen, denn ein einheitlicher Geist beseelte sie alle; jeder fand die Stelle, wozu Genie und Kühnheit ihn befähigten, während bei den Gegnern alles nach der alten Schablone weiterging. „Man rufe nicht über die wunderbare Tapferkeit der Franzosen, sondern über die wunderbare Dummheit und Unbehilflichkeit ihrer Gegner, über die völlige Geistlosigkeit derer, die gegen Begeisterte fechten sollten." Und doch: bei aller einheitlichen Gesinnung fehlen den Franzosen der Gegenwart die Dinge, die ein Volk groß machen: in der Kunst und Wissenschaft haben sie nichts geleistet, sie sind ohne Religion, ohne Poesie, ohne Wahrheit, sie haben „vielen schönen Schein, aber den wir fliehen müssen, weil er ohne Wirklichkeiten ist". —

Den Übergang von dieser Welt des Gewordenen zu der Welt der Gegenwart bilden zwei kurze Kapitel, die auf das Furchtbare der neuen großen Erscheinung vorbereiten sollen: „Die Republiken" und „Die Fürsten und Edelleute". Zu jenem Schein, der von der Seine her als die eine absolute Wahrheit verkündigt wurde, obwohl er der Wirklichkeit entbehrte, gehörte die notwendige Umgestaltung der alten Monarchien in Republiken als der allein vernunftgemäßen Staatsform. Das Ende war, daß von den neuen Republiken nichts blieb, und daß die alten vernichtet wurden, um für kaiserliche Nepoten als Fürstentümer verwendet zu werden. Venedig und Genua, Holland und die Schweiz, die für den geistigen Gehalt des alten Staats- und Kulturlebens so viel bedeuteten, sind verschwunden, und es scheint sich die Wahrheit des Satzes zu bestätigen: „Republiken taugen nicht, große können nicht bestehen, weil wir zu verdorben sind, kleine bestehen nicht, weil sie zu schwach sind." Welche herrlichen Aufgaben kämen da den Fürsten und Edelleuten der Gegenwart zu, aber wie sollen sie diese erfüllen, von denen nun der Schreiber ein Bild entrollt! In der alltäglichen Erbärmlichkeit, ohne Bewußtsein von Kräften des Widerstandes und der Gegenwehr trieben die Fürsten dahin; kaum eine Zeit hat es gegeben, da deutsche Fürsten edel und vaterländisch gefühlt haben, „schmutziger Ländergeiz, feige Furcht der Gegenwart, unpatriotische Gleichgültigkeit zeichnet sie seit Jahrhunderten aus, aber es war doch sonst noch etwas Achtung für das Ganze, es war doch wenigstens ein Verstand des Eigennutzes in ihnen, der zuweilen hervorbrachte, was edlerer Energie ähnlich sah. Blickt auf die letzten zwanzig Jahre, blickt auf die Gegenwart — Torheit, Blindheit, Ehrlosigkeit im Angesicht der ganzen Welt. Es gehört dies zu den großen Zeichen der Zeit". Schuld daran tragen die Erziehung und die Umgebung der Fürsten. Welch ein dürftiges Ding

ist ihre Erziehung geworden, die entweder ganz fürstlich oder ganz menschlich gehalten sein muß! Man wagt weder das eine noch das andere, schlägt einen Mittelweg ein, der zum Untergang führen muß, weil die Umgebung aus elenden Halbmenschen besteht, zu schlaff, um gut zu sein, und zu feige, um ganz böse zu sein. Die Welt und das Leben stehen auf Treue: „Stellt diese Treue um eure heiligen Personen, ihr Fürsten, und lasset sie raten, helfen und herrschen, sie ist die einzige unbekannte Majestät, die euch schützt." Wagt es, öffentlich und frei das Elend und die Schmach auszusprechen, zu Männern werden sich Männer gesellen; und wenn die geweckte Kraft nicht siegen kann, so wird doch edler untergehen, was nicht mehr zu bestehen vermag; aus dem Blute aber erhebt sich der Rächer. Zeigt dem Volke, daß ihr mit ihm verbunden seid, daß seine Ehre eure Ehre ist; Begeisterung und Rettung wird kommen, und die Worte Vaterland, Religion, Ordnung, Regentenliebe, die jetzt hohl verklingen, weil ihr sie leer gemacht habt, werden mehr als Worte werden! Die Völker sehen auf euch, dulden und dienen knechtisch, wie ihr regiert, und in gleicher Erschlaffung geht alles ohne Erlösung unter. Ihr schreit in eurer Not zur deutschen Nation, ihr gebärdet euch, als wenn ihr an eine solche glaubtet. „Verbrecher an ihr, ihr habt sie nie geglaubt, sie nie geliebt noch gekannt." Euer Werk ist es, daß keine mehr da ist, daß das letzte gemeinschaftliche Gefühl des gleichen Stammes, das heiligste Leben der Völker, erstorben ist. Nicht Fürsten seid ihr, sondern Krämer, die um Länder und Gebiete feilschten. Wie wollt ihr, die ihr euch nie um die Nation gekümmert habt, jetzt in der Gefahr Enthusiasmus, Geist des Volkes verlangen?! Anstatt sich auf den Gemeingeist zu stützen und ihn in Gerechtigkeit heranzuziehen, gründeten sich die Staaten auf „Phantome der Einbildung", auf das Feudalwesen. Das ist der Tod, an dem jetzt die meisten Staaten zugrunde gehen. Die Edlen und Weisen unter den Edelleuten fühlen, daß das Alte wirklich veraltet ist, und daß etwas Neues werden soll. Rechte Edelleute sind „die geboren Stützen des Thrones", weil sie alles, was sie haben, für den König, für die Ehre, den Glanz, das Leben des Herrschers, und nichts für sich haben. Aber wo waren in der Gegenwart, bei Ulm, in Hannover, die Feldherrn, die Verteidiger, die Räte, die Ritter? — Wer im Unglück nicht mit leiden will, darf im Glück nicht herrschen!

In ragender Einsamkeit steht zwischen allen diesen absterbenden Gewalten der alten europäischen Kultur „der Emporgekommene", wie Arndt Napoleon schon in „Germanien und Europa" bezeichnet hatte, das Zeichen der Gegenwart, er, „der Fürchterliche, der sich durch das Blut und Elend von Hunderttausenden so groß spielt, muß dem Gegen-

wärtigen zu Gericht stehen, gerechter wird ihn die Nachwelt richten". Von Beginn seiner militärischen Laufbahn an hatte der Schreiber den Korsen beobachtet. Als eine „gewaltige Naturkraft", also nicht als einen, der wie Friedrich II. als die Personifikation seiner Zeit der größte geworden war, kündigten ihn seine ersten Schlachten an; bald stand er da als einer der wenigen, die das Schicksal ihrer Zeit in den Händen hielten. Seit dem Sommer 1797 schienen ihm seine bis dahin dunklen Hoffnungen und Willensäußerungen klarer zu werden, soweit das große Schicksal, das in großen Menschen seine Wohnung aufgeschlagen hat, überhaupt bewußt und klar werden kann; und als er aus dem Morgenlande 1799 zurückkehrte, da war die Ernte für den kühnen Ehrgeizigen gereift, und er zögerte keinen Augenblick, sie für sich zu schneiden, dem Volke durch die Verfassung berechnender Weise einen leeren Schein der Selbständigkeit gewährend, den es wenigstens sehen wollte. Napoleon war nur sich selbst Gesetz, der Nation bedeutete er den Wohltäter und Wiederhersteller ihrer Macht, den sie als einen Ausländer zwar fürchteten, aber diensteifrig bewunderten. Die europäischen Staaten priesen und umschmeichelten ihn aufs unwürdigste selbst nach dem schmachvollen Frieden von Lunéville und dem „dummen" zu Amiens. Die neue französische Verfassung war „der Wille des Einzigen", sie gab ihm das wichtigste irdische Organ der Herrschaft, das Interesse der Einzelnen und die Möglichkeit, jeden schlimmen, gegen sich gerichteten Willen derselben durch seine Helfer und Spione zu erfahren. Die geistige Freiheit wurde bald im Lande unterdrückt, aber man vergaß dieses System, weil er die Finanzen wiederherstellte, die Religion wieder in ihre Rechte einsetzte, das Land im Innern beruhigte und nach außen hin einen glänzenden Frieden schuf. Das alles tat Napoleon nicht aus Liebe zu dem französischen Volke oder gar der Menschheit, sondern für sich, und doch hielt man ihn für den größten Republikaner und Kosmopoliten, obwohl der von ihm geschaffene Staat zu einem despotischen Soldatenstaate ausartete, in dem für Wissenschaft und Kunst, für Besonnenheit und Mäßigkeit kein Platz blieb, in dem ein roher Vandalismus, Eitelkeit und Herrschsucht um den Siegespreis rangen. Sein alleiniger Regent weiß stets, was er will, aber er weiß und wußte nie, was das betrogene Zeitalter von ihm hoffte, was er sollte. Und er wollte und konnte alles durch die fürchterliche Kraft der großen Monarchie und den Kriegsgeist des Volkes, den er geschaffen hatte, während alle anderen „guten Geister" absichtlich aus seinem Bewußtsein gebannt wurden, damit er sich seines Winkes gewärtige Diener und Untertanen heranzüchte, nicht aber freie Bürger eines freien Staates erziehe. Bonaparte spielte seine Meisterrolle darin, daß der Geist des Volkes von den inneren Verhält=

nissen des staatlichen Lebens abgelenkt und ganz auf das äußere eingespannt wurde, daß der Ruhm, die erste unbezwingliche Nation der Welt zu sein, die Franzosen auf allen ihren Wegen und Entschlüssen leitete. Indem er so handelte, brachte er die einzige Kunst, die er sein eigen nennt, zur Geltung, sein Feldherrngenie; und er konnte seinem Volke sagen, daß er es mit lauter kleinen, ungefährlichen Staaten umgeben und es dadurch sichergestellt habe. Allein der Kurzsichtige bedachte nicht: „einem großen Staate unter lauter kleinen, die er beherrschen und verletzen kann, wie er will, geht es wie einem genialischen Menschen, der sich mit nichts als Dummbärten und Narren umgibt, seine hohe Kraft wird nur zum Spaß sich erheben". Bonaparte ist nicht der verruchte Bösewicht, als den ihn einige hinstellen, aber er ist auch nicht der weise, sichere und große Führer, der nur einer blinden Macht in sich selbst folgt und das Leben einem neuen Ziele entgegenführt: „Das Hohe der Menschheit hat er nie gedacht, von der Bildung und dem heiligsten Verhältnis Europens hat er keine Idee, in wilder Natur fährt er dahin und durch Zufall kann selbst das töricht werden, was nicht einmal töricht gemeint ist. Man kann über den Mann wahrlich noch nicht aburteilen. Er hat noch nie ein würdiges und anhaltendes Gegengewicht gefunden, die Schwachen hat er zertrümmert, wie sie ihm begegneten. Wenn er solches einmal fühlte und dann bestände!"

Was ist denn nun Napoleon im positiven Sinne? — Denn damit ist es nicht getan, den Fürchterlichen in Haß und Liebe zu richten. Die Natur, die ihn geschaffen hat und ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer so verrichten kann; „er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menschen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer scheint, weil es über und unter Menschen herrscht und wirkt, welchen es nicht angehört". Die siegende Kraft in ihm ist „die Natur des großen Unbewußten, was Tausende zwingt und beherrscht. Die kleinen Vorbereitungen macht die Klugheit, die kleinen Anzettelungen spinnt der Kopf, das gewaltige Herz gibt der Tat die ungeheuren Geburten, und weiß von sich nichts. So siegt, so herrscht, so fährt der Korse dahin. — — Bonaparte trägt dunkel den Geist der Zeit in sich und wirkt allmächtig durch ihn, ohne Klügelei führt er die Fortschwingungen der furchtbaren Revolutionsbewegung, und hält sein Volk frisch darin. Zum Krieger ward er geboren, nicht zum Regenten, er übt sein Talent und wird es üben".

Es gibt Leute, die sich für die Zukunft zu trösten wissen: er wird Europa nicht ganz durchbrechen und erschüttern. Auch seine Sturm- und Drangjahre werden Halt machen müssen vor dem Willen der Völker und einer stilleren Bewegung Platz geben, die notgedrungen auf den

Plan einer Universalmonarchie verzichtet. Gegenüber solchen Trostgedanken fragt der Schreiber, auf seine Ausführungen über die einzelnen Völker verweisend, mit Recht, wo denn die Kräfte in Europa seien, die solche Wirkungen hervorzurufen imstande wären. In Erstarrung und Geistlosigkeit gaffen die Völker das ungeheure Schauspiel an, das sich vor ihren Augen abspielt und sie in den Abgrund des Leides stürzt. Sie alle vermögen kein Heil von dem Verderben zu bringen, „von irgend einem Großen nur kann Rettung kommen, der wie ein heißer Blitzstrahl in das kalte Tote fährt und den trüben und schlaffen europäischen Dunsthimmel durch Donnerwetter erheitert. Wann die Zeit einen solchen Großen zeigt, so ist ihr Wille offenbart." Furchtbarer als Napoleon, der als ein großer Mensch in der eigenen Brust den Dämon der Herrschaft und der Herrschsucht trägt, ist kein Mann den Fürsten und Völkern, „er ist dem Weltmeere gleich, das ewig hungrig Bäche und Ströme in sich verschlingt und keinen Tropfen zurückgibt", er gleicht den alten Römern, einem Fabricius und Marius, einem Scipio und Cäsar, deren große Tragkraft sich erst zeigte, wenn sie Schlachten verloren hatten.

So ist der jetzige Krieg die Strafe für die alten und neuen Sünden der deutschen Fürsten, für die das Vaterland büßen muß. Deutsche kämpfen auf Wunsch und Befehl des stolzen Feindes gegen Deutsche und halten ihm als seine gehorsamen Knechte die Völker in Gehorsam. Keiner von jenen Fürsten kennt die allmächtige Majestät des Unglücks, die auch dem Hilflosen und Toten Begeisterung schafft; sie vermochten das Unvermeidliche, den Kampf gegen Napoleon, nicht auf sich zu nehmen, sondern wählten das Unwürdige und vernichteten den Rest des Gemeinschaftsgefühls der deutschen Nation. Und noch einmal wiederholt es Arndt: Nur ein großer Mann, gewaltig, gebietend und schnell, kann die Welt retten, er trete gegen ihn in die Rennbahn, strenge alle Kräfte der Welt an und bekämpfe ihn mit den gleichen Waffen: so wird der Teufel durch die Hölle besiegt werden.

Schwere Schatten hängen über der europäischen Kultur, düster sind die Bilder, die ihre Gegenwart uns vor Augen führt; aber über allen diesen Disharmonien, die nirgends zusammenzustimmen scheinen, wohnen die unendliche Liebe und Wahrheit, welche die Versöhnung in sich bergen. Ein Teil dieses Unsichtbaren, Göttlichen sind wir selbst, darum fort mit dem niedrigen Fatalismus, der da meint, nichts an dem Schein der Welt ändern zu können, nach dem der Starke herrscht, der Schwache dienen muß. Hier gilt es den Zeitgeist so neu zu gestalten, daß der Gerechte herrscht und der Freie gehorcht, daß der Gute gegen den Teufel kämpft und der Schwache gegen den Starken, der nicht als ein Herrscher der Wahrheit kommt. Das ist das Ziel des Lebens. Und „damit

durch Sicherheit und Gesetz würde, was der Einzelne nicht schaffen und erhalten konnte, damit das Edelste und Größte, was der Einzelne dachte und empfand, durch Begeisterung vieler als Tat und Werk aufgehen könnte, damit große Kräfte, große Tugenden vieler herrlicher und göttlicher erschienen, damit das Gesetz des Allgemeinen, Schönheit und Gerechtigkeit, als die leuchtende Sonne der Menschheit aufginge, darum sind Staaten gestiftet. Bürger, der du in einem Ganzen stehst, fühle zuerst den Menschen; was ihn erniedrigt, erniedrigt den Staat; der Mut, die Kraft, die Tugend, wodurch der Einzelne herrlich ist, verherrlicht auch das Volk." Aber indem man den Sinn, die Freiheit und die Tugend der Einzelnen verachtete, indem man das Tote als Maschine des Staates über den Menschen stellte, ist der Mensch selbst geschwunden, und der elende Bürger kann die Maschine nicht bewegen. So herrscht Verzagtheit und Verzweiflung. Was aber rettet vom Verderben? „Völker, glaubt für den Menschen und Bürger e i n Gesetz und straft seine Übertretung an euch und an andern; Fürsten, lernt die erhabene Geduld der Wahrheit wieder und freie, gerechte Männer, fertig in Rat und Tat, mit dem Schwerte und mit der Wage, werden sich um eure wankenden Throne versammeln. Wenn jeder Einzelne sich herrlich fühlt, das Volk würdig, das Gesetz heilig, das Vaterland unsterblich, die Fürsten edel — dann fürchtet euch nicht, die Welt ist gerettet. Hundert solche sind Zehntausenden gleich." Es ist genug geredet von Humanität und Gerechtigkeit, der allwirkenden und ordnenden, der allduldenden und allbildenden Kraft; nur in ihrer tatsächlichen Geltung und in ihrer vereinten Wirkung können sie die jetzige Menschheit vollenden; ihre Herstellung ist nur möglich in der rechten Wertschätzung und Würdigung des einzelnen Menschen. Nur der Unendliche vermag diese Arbeit zu vollbringen, sie bedeutet die Verjüngung der Welt. Aber die Edlen und Weisen sollen mit freudigem Mute ihre Pflicht tun, Helfer Gottes sein, den Verzweifelten Rettung und Erlösung zeigen! Der unendliche Geist ist wach, den Menschen liegt es ob, ihn als in sich wohnend zu zeigen und der Welt zu offenbaren. Seine Elemente sind Wahrheit und Freiheit; und wenn nicht alles Gute Wahn sein soll, dann findet in ihnen das kühnste Wort seine Versöhnung und seine Erfüllung: „Ich liebe die Menschen." —

Das Buch, von dem Arndt noch in späteren Lebensjahren bekennt, daß es in mehr als einer Beziehung den bedeutendsten Einfluß auf ihn selbst gehabt, daß es seine schriftstellerische Bahn und sein Leben zum Teil mitbestimmt habe, erschien zu Ostern 1806. Etwa zu gleicher Zeit, am 11. April, während der Anwesenheit des Königs in seiner deutschen Provinz, erfolgte die Ernennung zum außerordentlichen Professor. Ob-

wohl es nahe liegt, bei dem Charakter Gustavs IV. Adolf, seiner prinzipiellen Abneigung und seinem persönlichen Haß gegen Napoleon, einen inneren Zusammenhang zwischen dieser Beförderung und dem Erscheinen des „Geistes der Zeit" anzunehmen, läßt sich ein Beweis dafür doch nicht führen. Nur wenige Wochen gingen weiter ins Land, da prallten die Gegensätze zwischen dem nordischen Hauptland und der deutschen Provinz aufeinander. Am 30. April wurde vom Hauptquartier Greifswald aus die Verordnung wegen der Errichtung einer pommerschen Landwehr erlassen. Die pommerschen Regierungsmitglieder, vereidigt auf die alte landständische Verfassung, weigerten sich zum größten Teil, das Edikt zur Ausführung zu bringen. Sie wurden abgesetzt, die pommersche Regierung am 21. Juni aufgelöst, durch ein königliches Schreiben vom 26. Juni an den Generalgouverneur die schwedische Verfassung und das schwedische Recht in Pommern eingeführt; seine Bewohner sollten nicht mehr einen abgesonderten Teil des schwedischen Volkes ausmachen, sondern in brüderlicher Vereinigung alle Rechte genießen, welche die Wohlfahrt desselben schon seit Jahrhunderten verbürgte. Und nun erfolgten jene Maßnahmen, die wir zum Teil schon kennen: die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Neueinteilung des Landes in vier Ämter, die Berufung eines allgemeinen Landtages, die Gliederung des Generalgouvernements in vier Departements. Der König schwelgte in Plänen für seine deutsche Provinz: neue Kanäle, Häfen und Werften sollten angelegt, neue Städte erbaut werden. Arndt hat wenige Jahre später, als er die schwedische Geschichte dieser Jahre niederschrieb, die spielende Vielgeschäftigkeit in diesem weltabgelegenen Winkel des deutschen Landes mit leisem Spott behandelt, während der allgewaltige Napoleon mit eiserner Hand die Völker Europas in seinen Bann zog. Und doch war er selbst an jenen Maßnahmen stark beteiligt. Die Aufhebung der Leibeigenschaft war die Folge seiner ersten größeren Schrift, die Verordnung wegen der Einrichtung der Landwehr beruhte auf seinen Vorarbeiten. Die Akten über diese Tätigkeit sind scheinbar nicht erhalten, und wir wissen von ihr nur durch eine Aussage Arndts, die er am 19. Mai 1821 vor seinen Untersuchungsrichtern Pape und Dambach machte [1]). Danach wurde ihm bereits im Jahre 1805 von den Regierungsbehörden die Aufgabe gestellt, für jenes Edikt die statistischen Grundlagen zu liefern, die rechts- und verfassungsgeschichtlichen Fragen zu erörtern, sowie auf Grund seiner genauen Kenntnis des Landes die Formen zu bestimmen, unter denen sich die Landwehr am besten einrichten ließe. Die Gouvernementskanzlei zu Stralsund erhielt den Auftrag, diese Arbeiten

---

[1]) Geh. St. A. Rep. 77, XXV O Litt. A Nr. 5 Vol. Spec. IX.

durch Mitteilung von Materialien zu unterstützen und zu ergänzen. Ob Arndt an der Abfassung der einzelnen Bestimmungen beteiligt gewesen ist, entzieht sich der Feststellung. Soweit er sie in seinen späteren Flugschriften bei der Errichtung der preußischen Landwehr 1813 vertreten hat, gehen sie augenscheinlich auf das schwedische Vorbild zurück; so, wenn die Landwehr in einzelne Bataillone eingeteilt wird, die ihren Namen von dem vornehmsten Orte der Gegend führen, wo sie formiert werden, damit auf diese Weise eine enge Verbindung zwischen der Miliz und der engeren Heimat erhalten bleibt, so die Festsetzung, daß die Bataillone einmal im Jahre 21 Tage lang zu einer Zeit sich versammeln, wo der Ackerbau am wenigsten darunter leidet, daß die Landwehr sich während der Dienstleistung ihrer eigenen Kleider bedienen und vom Staate nur Bewehrung, Riemenzeug und Ausrüstungsgegenstände erhalten soll. Mag auch jedes nähere Detail uns fehlen, so bleibt es doch bemerkenswert, daß die Tätigkeit Arndts für die Einrichtung einer aus dem Volke heraus geborenen Landwehr von 1805 an über 1810 hinaus bis 1813 sich feststellen läßt [1]).

Als das Edikt, das übrigens, ganz gewiß nicht im Sinne Arndts, viele Exemtionen zuläßt, veröffentlicht wurde, weilte er noch in Greifswald. In der ersten Hälfte des Juni lud Charlotte v. Kathen ihn ein, einige Tage bei ihr auf der heimatlichen Insel zu verleben. Bald nach der Rückkehr, noch vor Semesterschluß, siedelte er nach Stralsund über mit dem Auftrage, in der Regierungskanzlei für die schwedischen Angelegenheiten zu arbeiten. Auch über diese Tätigkeit haben sich keinerlei Anhaltspunkte auffinden lassen; vielleicht beschränkte sie sich auf Vorarbeiten für die Neueinteilung des Landes in vier Ämter und für die daran anknüpfenden Veränderungen in der Organisation der Landwehr. Allzu umfassend kann sie jedenfalls nicht gewesen sein, denn bereits kurz nach seiner Übersiedelung, etwa am 12. Juli, wurde er mit einem schwedischen Offizier, der sich schimpfliche Bemerkungen über das deutsche Volk erlaubt hatte, in einen Zweikampf verwickelt und so schwer durch eine Pistolenkugel in der linken Seite verwundet, daß er bis Ende August an das Bett oder wenigstens an das Zimmer gefesselt war. Ende September, zu Michaelis, waren die Aufträge in Stralsund beendet. Da das Semester bereits geschlossen war, wandte sich Arndt nach Trantow bei Loitz an der Peene, wo sein Vater, dessen Vermögensverhältnisse in den letzten Jahren schwer gelitten hatten, nach dem Abstande der großen

---

[1]) Die Edikte veröffentlicht in Fr. H. Sonnenschmidt, Sammlung der für Neuvorpommern und Rügen in den Jahren 1802—1817 ergangenen Gesetze und Verordnungen Band I, Stralsund 1844, S. 258 ff.

Löcknitzer Herrschaft das königliche Gut seit 1804 gepachtet hatte. Hier, hart an der preußischen Grenze, erreichte ihn die Kunde von der Niederlage des preußischen Heeres bei Jena und Auerstädt, hier sahen seine Augen „das Spiel und Schicksal des Krieges in der Nähe, begriffen die entsetzliche Not und Verwirrung", und sein Ohr hörte die allgemeine Klage. Freund und Feind drängten an den Grenzfluß heran. Am 31. Oktober streckte der preußische General Bila bei Anklam die Waffen, die französischen Streitkräfte unter Marschall Mortrier entwickelten sich am rechten, preußischen Ufer der Peene, zunächst abwartend, aber jeden Augenblick bereit, den Grenzfluß zu überschreiten, der einst in den Kämpfen des Großen Kurfürsten um Pommern eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Der Verfasser des Geistes der Zeit fühlte sich nicht mehr sicher in so unmittelbarer Nähe der französischen Truppen. Er ging mit seinem Vater zunächst nach Stralsund, dieser von dort nach Rügen zu seinen Verwandten; er selbst schiffte sich im Dezember nach Schweden ein, wo er an seinem Geburtstage, am 26. Dezember, landete, denn, „ich hatte nicht Lust, mich allenfalls einfangen und wie einen tollen Hund von den Wälschen totschießen zu lassen". Aber bevor Arndt sein Heimatland vor dem herannahenden Feinde verlassen mußte, hatte er sich mit der Entwicklung der Dinge während der ersten neun Monate des Jahres 1806 auseinandergesetzt. Noch während des Aufenthaltes in Stralsund wurde im September der erste Abschnitt des zweiten Teiles des Geistes der Zeit „Blick vor- und rückwärts" niedergeschrieben, der unmittelbar an die Darlegungen des ersten Teiles anschließt [1]).

4. Arndts Stellung im politischen und geistigen Leben Deutschlands 1806.

Am 25. Februar 1806 war von Friedrich Wilhelm III. der Vertrag notgedrungen so ratifiziert worden, wie Napoleon nach der Nichtigkeitserklärung der Schönbrunner Abmachungen dem Grafen Haugwitz zu Paris ihn vorgeschrieben hatte. Nicht aus eigenem Entschluß, sondern nach dem Willen des fremden Herrschers war Preußen der Bundesgenosse Frankreichs geworden, ein Ziel, das die Staatsmänner der westlichen Macht seit dem Baseler Frieden verfolgt, dem die preußischen Diplomaten stets entgegengearbeitet hatten. Es war die natürliche Folge dieses Schrittes, daß nach der Besetzung Hannovers sowie der Sperrung der Nordseehäfen und Lübecks das Verhältnis des norddeutschen Staates

---

[1]) Über diese Verhältnisse unterrichten uns allein die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" S. 90 ff.

zu England sich ungünstig gestaltete, daß Schweden eine feindselige Haltung einnahm.

Und Frankreich? — Frankreichs militärische Stellung in Deutschland engte die preußische Macht von allen Seiten ein. Ganz Süddeutschland war von französischen Truppen besetzt; jeder Widerstand, der sich hier etwa gegen die beabsichtigten Neuerungen regte, konnte leicht niedergeschlagen werden. Am Niederrhein hatte Napoleon Wesel dem Kaiserreiche einverleibt, französische Truppen standen bereit, die Unternehmungen des neuen Herzogs von Cleve und Berg, Joachim Murat, zu unterstützen. Mit ihm kam es zu Zwistigkeiten, als er es versuchte, die drei erzreichen Abteien Essen, Werden, Elten an sich zu bringen. Das preußische Volk war sich der Verringerung seiner Macht und seines Einflusses schmerzlich bewußt geworden; König und Minister fühlten bereits im Juni die Unsicherheit der Lage des Staates gegenüber dem französischen Bundesgenossen, und man erörterte schon im Juli die Notwendigkeit militärischer Gegenmaßregeln. Die Stellung Preußens zu dem Verbündeten wandelte sich noch mehr zu seinen Ungunsten, sobald es diesem gelang, den Frieden mit England abzuschließen, der offenbar zu der Rückgabe Hannovers führen mußte. Die Unterhandlungen Talleyrands mit den süddeutschen Staaten wegen Bildung eines außerhalb der Reichsverfassung stehenden Bundes hatten bereits ihren Anfang genommen. Wie, wenn nun auch Hessen-Kassel einen Platz hierin fand und so ein neuer Keil in die norddeutsche Stellung Preußens hineingetrieben wurde? — Noch einmal milderten sich die Gegensätze, als Napoleon an den Berliner Hof die Aufforderung ergehen ließ, nun seinerseits mit den norddeutschen Ständen einen ähnlichen Bund zu schließen, ein Ansinnen, dem die preußische Diplomatie um so leichter nachkommen konnte, als sich das Verhältnis der norddeutschen Großmacht zum Reiche seit dem Baseler Frieden immer mehr gelockert hatte. Da trafen in den ersten Tagen des August von allen Seiten Meldungen ein, die es offenbar werden ließen, wie stark die Position Preußens gefährdet sei. Der in Westfalen kommandierende General v. Blücher schilderte die Bewegungen der französischen Truppen im Westen in der bedenklichsten Weise; Graf Goertz, der preußische Gesandte zu Regensburg, mußte die ununterbrochene Verstärkung der französischen Truppen in Süddeutschland berichten; es kursierten Gerüchte über die Absichten Murats auf die Grafschaft Mark, Bayerns auf Baireuth, über Verhandlungen Frankreichs mit Kurhessen. Der russische Bevollmächtigte in Paris, Oubril, ging auf die französischen Forderungen ein, und am 20. Juli wurde der Friedensvertrag von ihm und Talleyrand unterzeichnet. Die entscheidende Wendung der preußischen Politik erfolgte jedoch erst, als in

der Nacht vom 5. bis 6. August in Berlin von dem Gesandten zu Paris, Lucchesini, die Nachricht einlief, daß Napoleon beabsichtige, den Engländern Hannover zurückzugeben, um auch mit ihnen zu einem Friedensschlusse zu gelangen. Damit war Preußen gegenüber der militärischen Übermacht Frankreichs isoliert, des einzigen Vorteils, den es durch das Bündnis mit Napoleon erlangt hatte, beraubt. Gerade die Fürsprecher einer zu Frankreich hinneigenden Politik, in erster Linie Haugwitz, rieten dem Könige, nun seinerseits Defensivmaßregeln zu ergreifen, mit Sachsen und Hessen über ein gemeinsames Vorgehen zu verhandeln. Die Befehle vom 9. August setzten einen Teil der preußischen Armee auf den Kriegsfuß und wiesen ihm die Stellungen an, die er gegen einen französischen Angriff vom Niederrhein oder von Süddeutschland aus einnehmen sollte. Die Vorbereitungen beschränkten sich auf die Defensive. Mit den auswärtigen Mächten wurden in vorsichtiger Form Verständigungen eingeleitet, um alles zu vermeiden, was als eine neue Koalition gegen Frankreich gedeutet werden konnte. Darum ließ auch Haugwitz dem französischen Gesandten Laforest wissen, daß der König bereit sei zu entwaffnen, sobald Napoleon befriedigende Zusicherungen gebe, die französischen Truppen aus Deutschland zurückziehe und so eine Wiederkehr der augenblicklichen gespannten Lage unmöglich mache. Es kam darauf an, wie der Gewaltige diese Forderung aufnehmen werde. Maßgebend für seine Entscheidung wurde die Weigerung Alexanders, den von Oubril abgeschlossenen Vertrag zu ratifizieren, durch den Rußland wegen der Übergabe Siziliens an Napoleons Bruder sich mit England entzweit hätte. Sobald Napoleon am 3. September von diesem Vorgehen Rußlands Kenntnis erhalten hatte, widerrief er die bereits gegebenen Befehle für den Rückzug der Truppen aus Deutschland und erklärte am 7. dem preußischen Gesandten v. Knobelsdorff, daß er seine militärische Stellung in Süddeutschland so lange behaupten müsse, bis der Friede mit Rußland abgeschlossen sei, daß er die Demobilisierung der preußischen Truppen auf den Friedensfuß verlange, wogegen als Entgelt die französischen Truppen am Niederrhein vermindert werden sollten. Erst als in der Nacht vom 16. bis 17. September diese Nachrichten von Paris eintrafen, schwand auch bei dem Könige jede Hoffnung auf Erhaltung des Friedens: am 17. September wurde geradezu ein Angriffskrieg in Aussicht genommen, von seiten des Königs nicht aus Überzeugung und Berechnung, sondern aus jener Schwäche und Verzweiflung, der kein anderer Weg mehr übrig blieb. So wartete man mit der Offensive bis zum Ablaufe der im Ultimatum gesetzten Frist, bis zum 9. Oktober, ließ dem furchtbaren Gegner kostbare Zeit, seine gewaltigen Heeresmassen in Süddeutschland zusammenzuziehen. Nun

mußte es sich entscheiden, ob auch Preußen und damit Norddeutschland dem absoluten Willen zum Siege unterliegen, welcher Zukunft das Heimatland Arndts, das schwedische Pommern, entgegengehen würde. So verbindet sich jetzt sein persönliches Schicksal mit dem allgemein=politischen auf das engste. Es handelte sich um die Behauptung der europäischen Kultur, um die Möglichkeit ihrer Weiterentwicklung, aber es handelte sich ebenso um die Selbstbehauptung des eigenen Ich, um die Möglichkeit seiner persönlichen Freiheit gegenüber der Notwendigkeit einer Geschichte, die scheinbar keiner mehr in eine andere Bahn hinüberzuleiten vermochte, seitdem sein Urheber selbst gänzlich versagte. Da darf es kein Wunder nehmen, daß Arndt, der eben noch mit seinem Leben für die Ehre des deutschen Volkes als des vornehmsten Trägers jener Kultur eingetreten war, nun noch einmal rückschauend darüber sich Rechenschaft ablegte, wie es zu diesen Erlebnissen der letzten Monate gekommen war, die zu dem Unglück namenlose Schande hinzugefügt hatten; wenn er ihre verantwortlichen Leiter mit rücksichtsloser Schärfe geißelte, wenn er noch einmal vorwärtsschauend die letzten Ziele Napoleons aufdeckte und seinen Zeitgenossen das Bild zeigte, das sich seinem Auge von der deutschen Zukunft entrollte. —

Hochbegabte Menschen erhofften von der geistigen Bildung, von dem erleuchteten Geiste der Zeit eine Vereinigung der edelsten Kräfte der europäischen Kultur, der auch die verworrene Lage der politischen Verhältnisse im letzten Grunde dienen müsse. In den Tagen, wo eine Nation nach der anderen in Trümmer versank, erwarteten sie von dem Geiste der Geduld und Erschlaffung die menschliche Freiheit, von einer Nachahmung hellenischer Kultur Begeisterung des ganzen Volkes. In der Tat bahnen sie damit dem „neuen Mongolen und Sarazenen von Korsika" den Weg, die das Heil der Welt in einem Volke und in einer Kirche schauen. Was dieser bringt, ist selbst schlimmer als das, was die Gegner Hermanns, Karl Martells, Winkelrieds und Gustav Adolfs im Werke führten. Denn was hat er uns in den letzten Monaten bereitet? — Eine immer weiter vorwärts schreitende Vernichtung der Selbständigkeit europäischer Staaten. Süddeutschland und Holland, Italien bis nach Sizilien und die Staaten der iberischen Halbinsel wurden unterjocht. Der gewaltige Mensch ringt um die Herrschaft Europas, mag er Krieg führen oder durch Unterhandlungen die Völker betören. Das Föderativsystem, das jetzt den Weltteil beglücken soll, wird um Frankreich herum eine Reihe von mittleren Staaten schaffen, die politisch und kulturell von der einen Großmacht abhängig sind. Napoleon ist „die Nachgeburt einer Zeit, die zu klein scheint, Helden gebären zu können, ein Werkzeug der Zerstörung, nicht der Gründung", seine Ein=

richtungen und Taten sind „eine elende Nachgeburt der Barbarei“. Orientalisch wie seine Gesinnung ist sein Glück und sein Schicksal!

Und was und wo bist du, deutsches Volk, in dieser auflösenden Zeit? — Deine Großen vergangener Tage sehen und finden es nicht mehr. Ulm, Austerlitz und Wien haben es vernichtet. Preußen hätte nicht nur für sich, sondern für das ganze Vaterland glänzend entscheiden können, wenn es nur kraftvoll eine Partei ergriff, aber es verlor den herrlichsten Augenblick, „wo die Nemesis über dem sterblichen Haupt, seine Weisheit oder Thorheit lauschend, hinschwebt“. Haugwitz wurde Deutschlands zweiter Mack. Und seine Fürsten? — Seine Fürsten sind „uneins, habsüchtig und mit Fremden des Truges gegen das Vaterland pflegend, entartetes, knechtisches Gesindel; diese Fremden als die Tyrannen übermütig herrschend und gebietend und der weilend gefürchteten teutschen Tapferkeit spottend“. Die aber nicht unter die Fremden gegangen sind, schärfen nicht die Schwerter, sondern sind feine, aufgeklärte Kosmopoliten geworden; sie „verachten die elende Eitelkeit, eine Nation zu sein“; die Schriftgelehrten und Propheten „Zeitungsschreiber und Kritikaster, oder sublime Ästhetiker, die, auf Hellas und Hispaniens Fluren wandelnd, den stinkenden Mist der Politik verachten, oder himmeltürmende Philosophen, welche ewig feste Staaten bauen, während sie die irdischen mit einem höhnisch stolzen Lächeln unter sich vergehen sehen“. Von allen diesen ist nichts zu hoffen. Und die Tausenden, sie schreien nicht nach Freiheit, sondern um Lumpen und Salben und Brot. Nur einige wenige Gute trauern, die Menge vernimmt das Gräßliche nicht, was ihr droht, „sie bessert und stümpert an dem kleinen Elend und meint durch ihre Erbärmlichkeiten Weltheil und Erlösung zu schaffen“. Arndt schwört die Gestalt Luthers herauf: „Heiliger Mann, dies ist dein Volk, das kleine, verzagte, kosmopolitische Volk. Drei Sekeln nach deiner glorreichen Laufbahn will es dir ein Monument errichten und hat zu der ganzen Narrheit in drei Jahren noch nicht 20 000 Rthlr. zusammenbetteln können; ja vielen Kümmerlingen scheint selbst diese Summe noch überschwänglich und sie möchten sie einziehen, um Armenschulen zu stiften und einige gebrechliche Hungerleider damit zu füttern, was freilich besser wäre, als ihren Geiz so nackt hinzustellen, wo ihrem größten Mann ein Denkmal erbaut werden soll. — — Für die Unmündigen und Halbtoten denkt und schreibt und schreit dies Volk in einem Augenblick, wo es die Starken und Frischen mit Heldenmut entflammen und mit brennenden Herzen und rächenden Schwertern in die Feinde treiben sollte. Wer immer nur Erbärmlichkeit und Verwesung der Welt sieht, wird ihre Wunden nicht heilen.“ Schwach wie das Volk sind seine Fürsten; aus ihrer Seele ist die Ehre geschwunden, die Pflicht der Ver-

antwortung, daß des Volkes Ehre ihr größter Ruhm ist, daß sie dazu berufen sind, als die ersten zu sterben. Fürsten wurden, damit das Volk in Sicherheit und Ehre bestände. Sie aber sind ehrlos, und haben ehrlose Dienstbarkeit für tapferes Unglück gewählt. „So ist Teutschlands Unterjochung dem Feinde ein Spiel geworden, ihr seid die Verbrecher, denen die Enkel die schwarze Schande nachfluchen sollen, ihr habt seiner Wut und Tyrannei den Weg gebahnt."

So die Vergangenheit und Gegenwart! Und die Zukunft? — Durch solche Fürsten wird des Vaterlandes Zustand nicht besser. „Langsam wird das Volk sich selbst helfen müssen. Schon werden Männer aus dem Volke seine Märtyrer und einzelne erheben sich durch Edelsinn über die Fürsten. — — Und dann wehe euch schändlichen Dieben und Verrätern unserer Ehre und Freiheit! Ich schaudere vor solcher Rettung, aber wenn keine andere werden kann, freue ich mich darauf." Arndt sieht, daß der Krieg unvermeidlich ist, der darüber entscheiden wird, ob der Fürchterliche von Messina bis Lübeck, von Cadix bis Danzig herrschen soll. Ihr Fürsten — und damit wendet er sich an Österreich und Preußen — laßt es den Süddeutschen nicht entgelten, verzeiht, wo Unklugheit gefehlt, wo Schwäche und Feigheit gedient haben. Kämpfet und sieget! Aber bedenket: Selbst Siege retten noch nicht; sie können den Augenblick befreien, aber der Zukunft keine Dauer geben. Die alte Welt wird vergehen und muß vergehen, „ein Volk muß wieder werden und ihr Fürsten werdet selbst werden, was ihr sein sollt. Ein Volk aber wird nur, wenn wir wieder kühne und tapfere Menschen werden, wenn ein neuer Geist in uns einzieht". Darum „schließt die Normal- und Hospital- und alle eure kümmerlichen Bettelschulen zu und stellet die weisesten und vaterlandsliebendsten Männer zu Wächtern und Erziehern der künftigen Männer und Helden, schreit, wie Hamilkar in Hannibals große Seele, die Worte: Tod oder Freiheit, Stolz und Hoheit des Lebens oder gar kein Leben". —

Das Bild, welches wir uns von dem geistigen Leben Arndts in dem letzten Jahre vor seiner Übersiedelung, ja man kann sagen, vor seiner Flucht nach Schweden machen, würde unvollkommen sein, wenn wir den ersten Teil des Geistes der Zeit und diesen inhaltlich eng damit verbundenen „Blick rückwärts und vorwärts" des zweiten Teils allein betrachten, sie von einer Schrift lösen würden, die zwar erst später veröffentlicht, aber während der niederdrückenden Monate des Jahres 1805 in ihrem ersten Abschnitte wenigstens niedergeschrieben wurde. Es handelt sich um die Briefe an seinen Jugendfreund F. A. Muhrbeck; sie erschienen 1810 als erster Teil der „Briefe an Freunde", sind ihrem Ursprunge nach nicht eigentlich Briefe — beide weilten in

Greifswald —, sondern offenbar der Niederschlag von Unterhaltungen, die gleich hinterher in Briefform gekleidet wurden.

Muhrbeck gehörte zu jenen „sublimen Ästhetikern", die auf Hellas' und Hispaniens Fluren wandelten, über die Pracht der Vergangenheit und die Erhabenheit des von der Erde und allem angeblich Nichtigen losgelösten Seins die harte Zucht der Gegenwart und die Arbeit an ihren Aufgaben vergaßen. Es war nicht immer so gewesen. Einst in der goldenen Burschenzeit hatte der robuste Bauernsohn den aristokratischen Sprossen einer alten Gelehrtenfamilie mit seiner tapferen Begeisterung, seiner wilden Kraft und seiner frohen Jugendlust in die Freude der Studentenjahre an der heimatlichen Hochschule eingeführt. Bei aller Abgeschlossenheit gegen das allzu irdische Sinnenleben seiner Genossen war ihm doch durch seine harmonische, kindliche Frohnatur der Zusammenhang zwischen Ideal und Wirklichkeit geblieben. Bald hatten sich die Wege der beiden Jugendfreunde getrennt. Während Arndt noch im Elternhause und zu Altenkirchen weilte, ließ sich Muhrbeck bereits 1796 als Magister und Adjunkt der philosophischen Fakultät zu Greifswald nieder. Dann ergriff auch er noch einmal den Wanderstab. Aber ihn zog es nicht wie den Genossen in die Wirklichkeit der Welt und in die verschiedenen Gestaltungsmöglichkeiten der Ideen hinaus, seine Seele suchte die Abstraktion, die von der Wirklichkeit losgelöste, reine Idee, ihn zog es in den Bannkreis Schellings und der um ihn sich sammelnden Romantiker nach Jena. Hier sahen sich die Freunde wieder, als Arndt aus Italien und Frankreich zurückkehrte. Ein Abend, den sie mit Weigel, dem Empfänger des zweiten Teils der Briefe an Freunde, und einem englischen Brüderpaar zusammen verlebten, brachte das Gespräch auf Goethe, dem die Fremden die Berechtigung absprachen, sich seit 1785 noch einer bestimmten Nation zuzuzählen; er gehöre seitdem nicht mehr einer Nation, sondern allen europäischen Nationen an; die früheren Ergüsse seines reichen Gemütes könne man nur als Vorspiele größerer Harmonien auffassen; erst aus den Griechen heraus sei Goethe ein höheres, allgemein menschliches Vorbild geworden, und der Deutsche in ihm geschwunden. Arndt wollte den Großen dem deutschen Volke nicht nehmen lassen, und die beiden Freunde stimmten ihm zu, auch Muhrbeck. Aber nicht mehr lange; denn als er nach Greifswald zurückkehrte und 1800 seine philosophischen Vorlesungen aufnahm, war es um die eigene irdische Bestimmtheit geschehen. Seine Seele zerfloß in der hohen Musik des Universums und seiner unmittelbaren Anschauung. Das Wirkliche, was geschah und geschehen konnte, ekelte ihn an, die eigene Tätigkeit verachtete er und glaubte doch trotz des eigenen Unbefriedigtseins, daß solche Menschen das Edelste und Größte schaffen könnten, welche die

gemeine Welt, das Irdische gering schätzten, bloß auf dem dünnen Boden des Äthers stehen und ihm leben wollten. Was Arndt in jenen gewaltigen Schriften allgemein und öffentlich bekämpft und als die böse Schuld des vergangenen Zeitalters hingestellt hatte, trat ihm hier in dem gleichaltrigen Kollegen als eine persönliche Verkörperung entgegen: die geistige Einseitigkeit des Einzelnen und ihre vollkommene Indolenz gegenüber der politischen Gestaltlosigkeit der Nation, dem elenden Ziele einer Entwicklung, an dem jetzt der Emporkömmling in unerbittlicher Notwendigkeit das Urteil vollstreckte. Bei solchem Zustande erhob sich die Frage: Konnte eine Neugeburt des Volkslebens von der Allgemeinheit ihren Ausgangspunkt nehmen, gewissermaßen durch eine Massensuggestion, oder mußte sie nicht vielmehr bei jedem Einzelnen einsetzen? — So wurde das allgemein-öffentliche Problem zu einem persönlichen, das politische zu einem ethisch-pädagogischen. Die Briefe Arndts an Muhrbeck sollen die Antwort auf die Frage bieten, wie sich der einzelne Mensch aus jenem furchtbaren Zeitbanne von dem Geiste der Vernichtung befreien könne, ja befreien müsse, um seinerseits ein neues Leben heraufführen zu helfen. Und damit verbindet sich das zweite Problem, ob für die volle Entfaltung der Kultur seiner Höhenmenschen die politische Gestaltung, der Wille eines Volkes zur staatlichen Ausbildung seiner Kräfte notwendig sei oder nicht, ob also Einzelmensch und Volk notwendig in einer sittlichen, nicht einer zufälligen Wechselwirkung zueinander stehen.

An jenen in der alten Musenstadt gemeinsam verlebten Abend knüpfte Arndt seine Darlegungen an, und er schloß die Erinnerung mit den Worten: „Was würde der Göttliche gewesen sein, wäre ihm ein Volk geworden, ein großes, tapferes, eignes Volk, das ihn hätte erkennen und anerkennen können?" Auch Goethe und seinesgleichen sind zuerst Menschen ihres Volkes und ihrer Zeit; sie können darum gar nicht eine einfache Wiederholung des griechischen Lebensideales sein, wie es jene Engländer mit vielen ihrer Zeitgenossen hinstellen wollten. Schon ein Vergleich des Torquato Tasso und der Iphigenie, die der antiken Lebensauffassung am nächsten stehen, mit den Dramen des klassischen Altertums decken die Gegensätze in der Erfassung des Menschen auf. In dem Hellenismus schafft das Schicksal den Menschen, bestimmt ihn in seinem Leben und Wirken mit jener harten Notwendigkeit, der sich der Einzelne nicht zu entziehen vermag. In der Neuzeit schafft der Mensch sein Schicksal. Indem er sich der allumfassenden Gewalt des großen Fatums entrungen hat, wird er selbst ein Schicksal, das sich durch die Stellungnahme zu sich selbst und zu seiner Zeit bestimmt. Das einem Menschen Eigentümliche prägt sich in der ihm innewohnenden Idee aus. Darum ist es seine Aufgabe, diese Würde und Kraft zu ehren und zu

bewahren, „nicht eitel viel zu scheinen, sondern stolz wenig zu sein, aber dies Wenige kräftig und hell darzustellen". Doch landet Arndt damit nicht selbst bei jenem schrankenlosen Subjektivismus, der allein auf sich selbst sieht, sich ganz von der Erde und allem irdisch und zeitlich Gegebenen loslößt, verfällt er nicht selbst jenen Sünden, die er seiner Zeit und dem Freunde so heftig vorgeworfen hatte? — Wäre er bei diesem Satze stehengeblieben, ganz gewiß. Allein schon jene Beurteilung Goethes im Verhältnis zu seinem Volke zeigt, daß damit die Stellungnahme Arndts nicht erschöpft ist. Er weist nun zunächst das weitverbreitete Urteil zurück, als sei diese Abgeschiedenheit des Menschen und seiner Idee von der Welt, diese geistige Sublimation der Persönlichkeit und diese Abstraktion der Idee von der Wirklichkeit, das Erbteil der Antike und der griechischen Kunst. Nach seiner Auffassung nahm dieses reine Ideentum erst mit dem Christentum seinen Anfang, das den Menschen und die ihm innewohnende Kraft aus der Welt, aus seiner Umgebung heraushob; eine Entwicklung, deren Notwendigkeit er nicht bestreiten will, weil das griechische Lebensideal zu seiner Vollendung gekommen, keiner weiteren Fortbildung aus sich heraus mehr fähig war, aber eine Entwicklung, deren Einseitigkeit verderblich wurde. Darum die Sätze: „Magst du mich immer ein wenig für einen Heiden halten, — — ich denke, ein gewisses Heidentum hätte nie zerstört werden sollen, und jeder Mensch, der es mit seinem Geschlechte gut meint, sollte dahin arbeiten, es wieder lebendig zu machen. Unter diesem Heidentum verstehe ich die göttliche Gesamtheit des Menschen und der Welt, wodurch das Altertum so mächtig und herrlich war." Dichter und Maler, Philosophen und Schriftsteller der Gegenwart haben diese Gesamtheit aufgegeben. Gewiß haben sie gearbeitet, und ihre Arbeit ist etwas Ehrwürdiges, aber sie leben in der Überschwänglichkeit der Idee, nirgends zeigt sich das innige Verbundensein einer festen irdischen Welt mit dem Geiste. Hierher gehören Herder und selbst Schiller. Beide sind nicht Träger einer gesunden und frischen Zukunft, denn ihre Tätigkeit weist nicht auf das hin, wohin sich die Zeit bewegen soll. Aufgabe des Künstlers aber ist es gerade, das Höchste und Gewaltigste in sich zu fassen, es mit dem Leben der Gegenwart zu verbinden und dieses so weiterzuführen. Schiller versuchte es in harter Arbeit, diese Lebensauffassung sich zu erringen, aber es gelang ihm nicht, bei der Gestaltlosigkeit des Zeitalters die Unendlichkeit der Idee, die in ihm lebte, zu einer plastischen Darstellung zu bringen. Darum ist seine letzte Wirkung im letzten Grunde disharmonisch. Eine Harmonie zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Persönlichkeit und Allgemeinheit bildete dagegen nach der Anschauung Arndts Goethe, weil er mit lebendiger Jugend-

fülle das Wesen des deutschen Volkes in sich trug; gerade jener Einheit wurde er sich bewußt, als seine Seele das griechische Altertum mit seiner Anschauungsform in sich aufnahm; er versuchte nun, sich selbst, die Fülle seines Lebens dem deutschen Volke zu schenken. Und was Goethe in seiner unendlich erhabenen Weise vollbringt, ist die Aufgabe jedes Deutschen, sich selbst fest auf den Boden seines Landes und seines Volkes zu stellen, in ihm die eigene Bedingtheit zu sehen und darum in sittlicher Wechselwirkung zurückzugeben, was sich in dem einzelnen persönlich gestaltet hat. Der Reichtum an Ideen, an einzelnen Individuen, die für sich ihr Eigenleben führten, hat das deutsche Volk als Gesamtheit irdisch arm gemacht. Andere kamen und besetzten das Land, während seine Bewohner für die Fremden den Himmel eroberten. Daher stammt „unsere politische Erbärmlichkeit und Hilflosigkeit, das Unnationale und Trauriggleichgültige bei dem allgemeinen Elende des Volkes", daß die einzelnen, gerade die, welche den Geist der Nation und der Zeit tragen und heben sollten, den natürlichen und sittlichen Zusammenhang mit jener Gemeinschaft verloren haben.

Aber — und so fragen wir, um Arndts Stellung in den geistigen Bewegungen während jener Jahre von dem Lüneviller Friedensschlusse bis zum Ausbruch des preußisch-französischen Krieges, von 1801 bis 1806 zu kennzeichnen — hatte er selbst diese natürliche und sittliche Gemeinschaft mit dem deutschen Volke bereits erlangt, die ihm neue Bahnen wies, oder zeigten sich etwa auch in seiner Seele noch jene disharmonischen Klänge, die ein Schiller und ein Herder trotz ihrer harten Arbeit nach seiner Auffassung nicht zu überwinden vermocht hatten? —

Wir sahen bereits, wie in den ersten Jahren der schriftstellerischen Tätigkeit Arndts verschiedene Lebensströmungen und Prinzipien, Erfahrungen des eigenen inneren Lebens und Tatsachen der Geschichte durcheinander fluteten und sich oft gegenseitig aufhoben, wie doch schließlich in einem gewissen trotzigen Individualismus, einem unbedingten Vertrauen auf die sich durchsetzende Kraft persönlichen Willens, der seine, wenn auch noch so geringe, aber doch eigenartige Bedeutung für die Welt besaß, ein einheitliches Ziel nach langen Kämpfen sich herausbildete [1]). Dann reizten ihn die politisch-sozialen Verhältnisse seiner engeren Heimat, aus dem beschaulichen Kreise eines Lehrers an einer kleinen, verkümmerten Universität herauszutreten; die gewaltige Not der Zeit nötigte ihn fast in den gleichen Wochen zu einer Auseinandersetzung mit den geistigen und politischen Mächten der europäischen Kulturwelt, die hinfort sein ganzes Leben begleiten sollte. Die Schriften des Jahres

---

[1]) Vgl. oben S. 82 ff.

1801—1806 sind durchgehend von dem einen Gedanken beherrscht, welche Stellung der einzelne Mensch zur politischen Gemeinschaft, zum Staate einzunehmen habe, wie eine Neuregelung des Verhältnisses zwischen dem Einzelwillen und dem Gesamtwillen vor sich gehen könne. Das war das politische und zugleich individuelle sittliche Zentralproblem, dessen Lösung das eben vollendete Jahrhundert dem neuen überließ, dem gegenüber das reinpolitische, die Neuorientierung der Stellung der politischen Gemeinschaft zu den mit Machtvollkommenheit ausgerüsteten Trägern der Staatsidee zunächst zurücktrat, und Arndt hatte es richtig erkannt, wenn er in ihm den Geist der Zeit zu finden vermeinte, jenen gewaltigen Dämon, dem alle Zeitgenossen bald tätig, bald leidend, bald herrschend, bald dienend unterstehen, jenes vielgestaltige Produkt von Traditionen und Neuschöpfungen, von Meinungen und Grundsätzen, von natürlichen Trieben und lebendigen Seelenkräften, dessen Faktoren der Mensch wieder zu eigener Individualität ergreifen und gestalten muß, wenn er die Einheit verstehen oder gar weiterbilden will. Drei große Begebenheiten waren einst von Herder in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" aufgestellt, an die der europäische Zeitgeist sich gleichermaßen angeheftet habe: die politische und religiöse Organisation der Völker dieses Erdteils nach der Vernichtung des römischen Weltreiches, die Wiederauflebung der Wissenschaften und die Reformation, und nun die dritte, welche die Gegenwart miterlebte: die französische Revolution. Sie drohte das alte, auf kriegerische und religiöse Eroberung gegründete System der europäischen Staaten aufzulösen und unter den Trümmern des Schlechten auch das Gute zu begraben. Eine ähnliche Anschauung durchzieht die Arndtschen Schriften dieser Jahre. Sie suchen, um die Gegenwart dieser Vernichtung zu entziehen, die Grundlagen aufzufinden, die doch das Werdende mit dem Vergangenen verbinden können, die durch eine innere Umgestaltung des Zeitgeistes vermeiden sollen, was die französische Revolution trotz ihres äußeren Radikalismus scheinbar nicht verhindert hatte: die Wiederkehr des alten, in sich vollendeten Zeitgeistes, eine neue, aber nicht verbesserte Auflage der Aufklärung und des Absolutismus. Schon die „Reisen" und die kleinen Schriften zeigten, daß Arndt einen anderen Weg gehen werde zur Lösung jenes Problems als die französische Revolution, und die ersten Seiten von „Germanien und Europa" wenden sich gegen das törichte Verfahren, durch einen anderen Staat wie durch einen Zauberschlag auch andere Menschen machen zu wollen; man solle lernen, „daß andere Menschen sogleich einen anderen Staat geben; man sollte also zuerst sorgen, die Menschen, wenn sie, wie sie nun sind, für einen guten Staat wenig taugen, so zu machen, oder nur so sein zu lassen, daß ein guter Staat für sie tauge: sie werden ihn

dann schon finden". Vor der Inangriffnahme des politischen will er das sittlich-pädagogische Problem gelöst sehen, er rückt damit an die Seite des Klassizismus.

Der humane Weltbürger war das Ziel der Aufklärung. Zunächst ein hohes Ideal für das deutsche Leben, das gleiche, um das einst auf anderem Wege die Willensmenschen der Renaissance sich abgemüht hatten [1]). Es befreite den Menschen aus den harten und drückenden Fesseln eines landeskirchlichen Dogmatismus, es löste den Staat von den niederhaltenden Mächten eines engherzigen, in erster Linie auf die eigenen Rechte bedachten Ständewesens; es gab dem Menschen den Mut, sich des eigenen Verstandes selbständig zu bedienen zur Erhöhung der Macht und Herrschaft des Einzelnen über die ihn umgebende Außenwelt, über das Sinnliche und Übersinnliche; und es gab dem Staate die Möglichkeit, die frei gelassenen Kräfte selbst der außerhalb seines Territoriums erzogenen Individuen für sich wirken zu lassen. Aber dieses hohe Ziel hatte sich in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts verflacht; immer weiter hatten sich die Schatten über das ursprünglich so helle und so weite Licht ausgebreitet. An die Stelle des religiösen trat der rationelle Dogmatismus, und dieser meinte nicht weniger als jener, von außen und von oben her die sittlich-religiösen Werte des Einzelnen messen und erkennen, die politischen Werte der Staatsbildung meistern zu können ohne Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung. Die Kraft des verstandesmäßigen Erkennens reichte nicht aus, um das in die kleinsten Elemente auf analytischem Wege Zerlegte nun wieder zu einem Bilde zusammenzufassen. Der absolute Staat vermochte es nicht, von seinem bureaukratisch-monarchischen Regimente aus die Untertanen zu Staatsbürgern zu erziehen, ihnen das Bewußtsein seiner sittlichen Notwendigkeit zu geben; und in diesen erwachte der Wille, so viel als möglich seinen Einfluß auf das eigene Leben fernzuhalten, von sich aus eine direkte Verbindung zwischen der eigenen Persönlichkeit und einem allgemeinen Kulturideal, einer allgemeinen Menschengemeinschaft zu suchen. Denn waren nicht auch Familie und Gemeinde, Staat und Kirche von ihm, dem Herrn der Welt, gesetzt, damit sie ihm seine Glückseligkeit verbürgten, war es ihm nicht erlaubt, sie aufzulösen, sich von diesen Gemeinschaften zu trennen, sobald er sie für sich nicht mehr gebrauchte? — So wurde der Riß zwischen den einzelnen und den Verbänden immer tiefer. Der Mensch sah sich dem Begriffe einer Welt gegenüber, die in unendlicher Ferne mit unendlichen Aufgaben verschwand;

---

[1]) Vgl. zu dem folgenden Abschnitt meine Einleitung in „Gold gab ich für Eisen", Berlin 1913, S. 5—48.

und je mehr sie verschwand, um so willenloser gab er sich der eigenen Kleinheit hin, versuchte wenigstens von sich aus zu kritisieren, von seiner menschlichen Würde aus, die sich natürlich mit der allgemeinen deckte, zu beurteilen, was zu verfassen ihm versagt blieb: die Erhabenheit der Religion und die Forderungen der Ethik, den Gang des geschichtlichen Lebens und die Mannigfaltigkeit menschlicher Werdemöglichkeit. Stets als ein winziges Bruchstück unmittelbar an das Ganze gefesselt, bildete sich der Mensch nur als Bruchstück, als nüchterner Abdruck seiner Arbeit und seines Geschäftes aus. Die nach höchster Erkenntnis ringende Totalität des humanen Weltbürgers, des Meisters Faust, zerlegte sich in die durchsichtigen, zusammenhanglosen Einzelkenntnisse Wagners, des Famulus.

Wie einst Luther gegen das verknöcherte System der mittelalterlichen Kirche, so wandte sich Arndt gegen die gleichmachende Nivellierungsarbeit der Aufklärung, gegen den Schematismus, in den sie das Individuum und den Staat erkenntnistheoretisch und auch praktisch hineingepreßt hatte. Die Einheit zwischen Leib und Geist war geschwunden, weil das verbindende Glied, die Seele, fehlte. Diese Entwicklung wurde nach seiner Anschauung unvermeidlich, gehörte zu der Notwendigkeit geschichtlichen Lebens, sobald einmal das ursprüngliche Christentum statt des schönheits- und lebensfreudigen Hellenismus mit den leidensseligen und finsteren Formen orientalischer Religionen sich verschmolzen und sobald das Wesen der Reformation allein durch harte Mühe und grimmigen Haß sich bestimmt hatte. Ihr fehlte jene allumfassende, weitherzige und freudig schaffende Liebe der Mystik, „das Schönste und Höchste der menschlichen Natur, die Kraft und das Feuer des Künstlers und des Frommen". Darum konnte Arndt trotz des hohen Werturteils über Luther und Calvin, die „Himmelsstürmer und Himmelsträger", den Inhalt eines neuen Lebensdaseins nicht in einer einfachen Erneuerung der reformatorischen Ideale des 16. Jahrhunderts suchen, auch nicht in dem Wesen des paulinischen Christentums, sondern er mußte die Verbindung herstellen mit jener Kulturform, die beide nicht in sich aufzunehmen vermocht, ja selbst als heidnische Mächte von sich gewiesen hatten, mit dem klassischen Altertum; wiederum nicht als einseitige Rezeption, wie etwa sein Freund Muhrbeck, sondern in inniger Verschmelzung mit den Ideen des Christentums. Und das war gleichfalls ein Ziel des deutschen Klassizismus.

Die Lektüre seiner Lieblinge, der Griechen, „der einzigen Alten, die nie alt werden können", hatte bereits dem jungen Bauernsohn an den heimatlichen Gestaden der Ostsee die Pforten einer neuen Welt aufgetan. Während der Gymnasial- und Studienjahre suchte er in ihnen die Ur-

sprünglichkeit geistigen Lebens, die ihm die Gegenwart versagte. Nach der Rückkehr von seinen Wanderjahren und der Habilitierung in Greifswald setzte er es sich in seinen Vorlesungen als bedeutsame Aufgabe, das junge Geschlecht in die Schaffensgebiete und die Lebensauffassung des Hellenismus einzuführen, als ein echter Schüler seiner Stralsunder Lehrer und der Göttinger Schule. Die eigenen dichterischen Schöpfungen wurden in der ersten Periode durch die Mythologie und die Weltanschauung des klassischen Altertums mitbestimmt; eine seiner ersten kleinen Prosaschriften wandte sich gegen die politische Wertschätzung der alten Republiken, und die „Fragmente über Menschenbildung" erblickten ihr Vorbild schließlich doch nicht in Rousseau, sondern in dem platonischen Erziehungsideal und in dem klassischen Menschen, dessen Charakterzug, die *σωφροσύνη*, die besonnene Selbstbeherrschung abgab. Sein Ziel aber war die *καλοκἀγαθία*, der körperlich und geistig schöne Mensch, bei dem das Sinnliche und Übersinnliche, das Menschliche und Göttliche in vollendeter Harmonie zueinander standen. Ein allgewaltiges Schicksal hielt Menschen, Götter und Natur zusammen, dessen unbedingte Notwendigkeit jeder empfand und erlebte. Aber innerhalb dieser Einheit stand als das unmittelbare Zentrum eines Lebenskreises der geistig starke und selbständige Mensch, der mit Kraft und Kühnheit sich, den Menschen in künstlerischer Naivität herauszubilden sucht, als den harmonischen Ausdruck der ganzen ihn umgebenden, nächstliegenden Wirklichkeit. Das war jene „göttliche Gesamtheit des Menschen und der Welt", die Arndt als das für uns unentbehrliche, aber durch das Christentum gestrichene Heidentum bezeichnet hatte. Diese Gesamtheit wurde nun ihrerseits vertieft, zur Persönlichkeit umgeformt durch das Christentum, das die Forderung an den Menschen stellte, sich in bewußtem Unterschiede zu jener Einheit zu fassen, sich als eigenwertiges Glied, als ein eigenwertiges Schicksal zu empfinden, und erst dann das Ganze durch seine Eigenheit neu zu beleben: „Sorge nicht um das, was kommen wird, weine nicht um das, was vergeht; aber sorge, dich selbst nicht zu verlieren und weine, wenn du dahintreibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen [1])." Diese Eigentümlichkeit, dieser *δαίμων*, aber war etwas durchaus Innerliches, etwas, das sich nur als individuelle Gesinnung zeigte und offenbarte; sie muß, wie es in der schönen Vorrede zum zweiten Teile des Geistes der Zeit heißt, „stehen und bleiben wie die Ewigkeit", wenn auch die Ausstrahlungen ihres Lebens, die Empfindungen, „wandern und wanken müssen wie die Zeit", wie das *δαιμόνιον*, das geschichtlich

---

[1]) Schleiermacher, Monologen, Schluß der ersten Betrachtung.

bereits feststeht und nun in seiner Erscheinung neu geformt werden soll [1]). Von dieser Auffassung der Persönlichkeit aus bestimmte sich die Methode der Erziehung in den Fragmenten als ein Erhalten des Menschlichen, als eine Nichtstörung der Entwicklung dieses menschlich Eigentümlichen, ganz ähnlich wie Schleiermacher 1803 an Charlotte v. Kathen schreibt, daß man bei dem inneren Leben der Kinder nichts weiter zu tun habe als nur zuzusehen und abzuhalten, daß sie nicht gestört werden, und dann wieder sie zusehen zu lassen „dem Wirken der Liebe und der Regierung des Verstandes im Leben um sie her“ [2]). Das Ziel der Bildung aber war die Harmonie des Menschen in seinem leiblich-natürlichen und in seinem geistig-sittlichen Wesen, denn die Einseitigkeit schafft plumpe Gladiatoren oder entnervte Figuranten, oder wie Schiller bemerkt, sie führt herauf „die zwei traurigsten Verirrungen, in die der Menschencharakter versinken kann und die sich in der jetzigen Zeit vereint finden: die empörendste Verwilderung und das entgegengesetzte Extrem der Erschlaffung“ [3]). Unter dem Einfluß des griechischen Altertums und des Christentums gewann das Lebensbild der Persönlichkeit einen anderen Charakter: an die Stelle der theoretischen Kultur der Aufklärung mit ihrem Nützlichkeitsprinzip trat die sittliche Bestimmung des natürlichen Menschen als eines in seiner Gesinnung freien und ewigen Wesens.

Ungeheure Wandlungen in der Lebenskunst und in den Lebensmöglichkeiten sollte diese Bestimmung des Menschen um die Wende des Jahrhunderts erfahren. Kant hatte einst durch die unverrückbare Festsetzung des normativen, nicht inhaltlich fixierten kategorischen Imperativs die sittliche Idee in der Verwirklichung des Guten als dem unendlichen Ziele der Totalität der Menschheit gefunden. In dem ethischen, nicht dem mechanischen Sozialismus kommt deshalb der Genius des Königsberger Philosophen zu seiner geschichtlichen Auswirkung, während sein rigoroses System dem Rechte und der Bildung des Menschen zur eigentümlichen Persönlichkeit keinen Platz gewährt, ihm nur im Gefüge der Gemeinschaft, nicht für sich selbst einen sittlichen Endzweck gibt. Infolge der starren und abstrakten Gegenüberstellung des Seienden und des Seinsollenden, der Geschichte und der Ethik ist es Arndt nie gelungen, zu diesem gewaltigsten

---

[1]) Ähnlich Schleiermacher in der ersten Betrachtung der Monologen: „Es wandeln sich Vorstellungen und Gefühle, — so oft ich aber ins innere Selbst den Blick zurücksende, bin ich zugleich im Reiche der Ewigkeit.“

[2]) W. Dilthey, Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. Band I, Berlin 1860, S. 383 ff., Stolpe 26. Nov. 1803.

[3]) H. Schulz, Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen, Jena 1905, S. 69, 13. Juli 1793.

Gedanken des ethischen Dualismus Stellung zu nehmen. Der klassische Idealismus der Weimarer Heroen vollzog bereits eine durchgreifende Änderung. Der harmonische Mensch sollte zunächst in seiner sittlich-ästhetischen Durchbildung den Idealmenschen darstellen, in sich bewußt die sittliche Idee realisieren, ohne mit rücksichtsloser Konsequenz von der Allgemeinheit das Gleiche zu fordern. Das kosmopolitisch-soziale, absolut gedachte Problem, wie es Kant gelöst hatte, wurde zu einem individuell-beschränkten, dessen aristokratische Träger von der Alltäglichkeit nicht aus Egoismus, sondern zur Erfüllung ihrer sittlichen Bestimmung sich absonderten. Aber sobald durch den Klassizismus diese Trennung sich vollzogen hatte, die geschlossene Einheit der Menschheit, wenn auch nur in der Gegenwart, nicht in ihrem Endziele, vernichtet war, rückte das Sittengesetz aus dem sicheren Hafen der ewig gültigen Norm in den allzeit fließenden Strom individueller Eigenmächtigkeit hinaus, und es konnte die Frage aufgeworfen werden, ob es überhaupt die Aufgabe des menschlichen Lebens sein könnte, des sittlichen Charakters als einer Verpflichtung zur Heranbildung des Idealmenschen sich bewußt zu werden, und ihm so gewissermaßen doch wieder das persönliche Moment zu nehmen, oder nicht vielmehr die, den eigenen Charakter unbewußt zu empfinden und ihn in die Ewigkeit der Zeiten hineinzubilden. Diesen Schritt zur Mystik des persönlich Unbewußten tat die Romantik. „Uns, Söhnen dieses Jahrhunderts, ist der Vorzug zuteil geworden, daß wir auf dem Gipfel eines hohen Berges stehen, und daß viele Länder und viele Zeiten unsern Augen offenbar um uns herum und zu unsern Füßen ausgebreitet liegen. So laßt uns denn dieses Glück benutzen, und mit heitern Blicken über alle Zeiten und Völker umherschweifen, und uns bestreben, an allen ihren mannigfaltigen Empfindungen und Werken der Empfindung immer das M e n s c h l i c h e herauszufühlen"; so charakterisiert Wackenröder sich und seine Berliner Freunde 1797 in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders". Auch für sie bildet wie für den Klassizismus die Idee des Menschen den Inhalt des Lebens, aber sie bestand nicht in der sittlich-ästhetischen Harmonie des Einzelnen mit sich selbst und mit seinem Schicksal, die erst errungen werden muß, sondern in der tief-innerlichen Urkraft, in der leidenschaftlichen Energie, die in dem einzelnen als unmittelbare Folge seines Daseins verborgen lag und sich nach Leben und Offenbarung sehnte. Die verklärte Harmonie des klassischen Menschen löste sich in ursprüngliche, wider einander streitende Bewegungen aus, die sich unaufhaltsam und ungebunden in den quellenden Reichtum der Menschheit ergossen und von ihm das Menschliche wiederempfangen wollten. Der Mensch trennte sich zunächst von der Außenwelt; er wurde ganz als ein Inneres, für

sich lebendes und geheimnisvolles Wesen erfaßt, dessen bald schönen und melodischen, bald wild daherbrausenden Stimmen man lauschen wollte. Durch keine Norm und keine außer oder über ihm liegende Idee gehemmt sollten sie hineintönen in das Universum der Zeit und des Raumes, und erst in der Unendlichkeit fand sich der harmonische Zusammenklang gleichsam als Selbstverständliches, als etwas in dem Wesen des Alls Liegendes wieder, der dem einzelnen verloren gegangen war. Wie die Aufklärung an die absolute Gültigkeit des Verstandes, so glaubte die Romantik an die des Gefühls. Wir wissen, auf welche Abwege diese Lebenskunst geführt hat, wir kennen ihre weichen Formen, deren aristokratische, abgeschlossene Innerlichkeit vor der unästhetischen Berührung mit der verständnislosen Masse zurückschreckte, für sich selbst aber oft weder sittliche noch ästhetische Grenzen kannte, so oft die keusche Zurückhaltung im Genuß und in der Reue, in der Liebe und in der Freundschaft entbehren ließ; aber bei allen diesen Mängeln dürfen wir es nicht vergessen, daß die Romantik die geheimnisvollen, ewig über sich selbst hinauswirkenden Werte der Persönlichkeit wiederentdeckte, das Recht auf das individuelle Dasein, sei es in der Form des still beschaulichen Wackenröder oder des titanenhaft ringenden Heinrich v. Kleist, nicht nur soweit es in seiner objektiven Tatsächlichkeit, sondern auch soweit es in seinem rein innerlichen Sein zum Ausdruck kommt, für die Geschichte wieder lebendig gemacht hat. Auf diese Mystik der Selbsterkenntnis und Selbstoffenbarung zielt Arndt, wenn er bald nach der Ankunft in Schweden seinem Freunde Christian Ehrenfried Weigel schreibt: „Ich sollte die Romantik verdammen? ich mit meiner Lebensansicht? dann müßte ich Narr ja alles verdammen, was wir Schönstes gewesen sind, und alles, was wir dadurch wurden und noch besitzen. Denn wo noch blühender Geist ist, wo wäre es nicht das Romantische, das uns das Schöne bringt?" Aber dieses Schöne und dieses Empfindungsmäßige wurde in ihm zusammengehalten durch jene sittliche Energie, die ihm die Auseinandersetzung mit den Grundlagen des Klassizismus, dem griechischen Altertum und der sittlich-religiösen Idee des Christentums, gegeben hatte. Er rang danach, seine Empfindungen und Lebensenergien auch zu einer persönlichen Harmonie zu vereinigen, ja für sich diese Harmonie auf alle gemeinschaftlichen Formen in Familie und Gemeinde, in Staat und Kirche auszudehnen, sie als Gesamtpersönlichkeiten zu empfinden, durch sie als notwendige Durchgangsstadien zu einer Harmonie des Universums zu gelangen. Die wechselvollen Empfindungen der Außenwelt und die Mystik des eigenen Gefühlslebens, die sich in Freundschaft und Liebe immer wieder zeigte und ihn bis an sein Lebensende begleitet hat als Dichter und als Mensch, wurden in einer

sittlichen Gesinnung verankert. Trotz aller Übereinstimmungen scheidet sie Arndt von der Romantik, hielt ihre Auswüchse von ihm fern, bildet von Anfang an den Grundzug seiner Schriften wie seiner ganzen Lebensarbeit [1]). Auch wo er haßte, haßte er nicht um seinetwillen, sondern aus Liebe zur Menschheit. „Liebe und Haß sind die Elemente der Welt und des Menschen, woraus alles gezeugt ward und wird. Das Endliche muß ewiglich hassen, um ewiglich lieben zu können. Christus hat gehaßt, und doch war seine Lehre die der Liebe. Aber nicht das Schlechte in Einem haßte er, sondern das Schlechte in Allem. So muß es immer bleiben, und so muß jeder sich selbst im Hasse bilden, indem er ausstößt, was nicht sein werden soll. Das Ausgestoßene kann er nachher in einer höheren Ordnung lieben; nicht, wenn er es sich anhängen, oder auch nur mit Einem Fuße noch innerhalb seiner Schwelle stehen läßt." Diese grandiosen Anfangsworte von „Germanien und Europa" hinterlassen die Gewißheit, daß auch die glühenden Zornreden der kommenden Jahre nicht einen Endzweck persönlichen Lebens, einen grimmigen Chauvinismus bezeichnen, sondern daß sie dazu geschrieben sind, um Liebe und Kraft, Gemeingefühl und Patriotismus zu erzeugen. Obgleich sie national für ein bestimmtes Volk gedacht wurden, offenbart sich in ihnen doch der kosmopolitische Charakter des Verfassers, sein durch den Klassizismus versittlichter und durch die Romantik persönlich und staatlich individualisierter Gedanke des humanen Weltbürgers.

Da hatte die Gegenwart wieder von dem alten Erbe der Aufklärung Besitz genommen, das sie oft so tief verachtete, freilich von einem Erbe, das einen weit reicheren, entwicklungsfähigeren Inhalt bekommen hatte, als dem homo vagans des gleichmachenden Rationalismus je zu eigen gewesen war, das nicht in eudämonistischem Selbstvermehrungstriebe für sich haben, sondern sich ausgeben wollte, um in immer erneuerter Wechselwirkung zu sich selbst zurückzukehren; kurz: bei allem äußeren Gleichklang war doch das Ziel ein anderes geworden, und hierin liegt der Gegensatz begründet, in dem sich der Klassizismus und die Romantik zu der Aufklärung sahen. Sie war eine notwendige Ergänzung zur Reformation, die erst durch sie vollendet wurde, aber sie war nicht das Ziel schlechtweg, als dessen Träger gerade ihre letzten Vertreter sich gebärdeten. Keine jener Gedankenreihen kommt in den ersten Schriften Arndts rein zur Geltung, aber keine fehlt auch in ihnen. Daher oft das Verworrene und Sprunghafte, die weit ausholenden, oft doktrinär-rationalistischen Konstruktionen in der Geschichtsbetrachtung, die für den

---

[1]) Auf diesen Gegensatz Arndts zur Romantik hat schon R. Haym seinerzeit a. a. O. S. 10 f. hingewiesen.

Verfasser doch eine naturgeschichtliche Notwendigkeit bedeuteten. Man spürt das Ringen nach einer harmonischen Gestaltung, aber man vermißt schließlich doch die harmonische Gestalt selbst, wie sie etwa in Schleiermachers Reden über Religion oder in seinen Monologen so wundervoll zur Geltung kommt. Bald überwiegt das gesunde Naturempfinden des autochthonen Bauernsohnes die angeborene naturhafte Liebe zu Haus und Hof, zu den Standesgenossen der Vorfahren und zu den unterdrückten Leibeigenen, bald behaupten jene echt kosmopolitischen Töne das Vorrecht: der Mensch soll so lange als möglich Mensch sein, ehe man ihm zeigt, was ein Gott und ein Bürger für Dinge sind; das menschlich Allgemeingültige, nur durch die freie Persönlichkeit Zusammengehaltene ist das Ziel der Entwicklung. Und am Schlusse von „Germanien und Europa" konnte er schließlich von den einzelnen Menschen und dem einzelnen Volke sich zu der Menschheit hinwenden, den untergehenden Deutschen eine Träne weihen, wie er sie den untergegangenen Griechen schenken kann. Das Zugeständnis schließlich, das die „Fragmente über Menschenbildung" dem nationalen Elemente machen, ist doch nur ein sehr bedingtes, eine mehr aus der allgemeinen geschichtlichen Erkenntnis geschöpfte als aus den konkreten eigenen Zuständen heraus geborene Forderung, denn so schön es sei, das Vaterland zu lieben und für dasselbe alles zu tun, unendlich schöner sei es, ein Mensch zu sein und alles Menschliche höher zu achten als das Vaterländische. Mit anderen Worten: das Vaterland, die Nation und der Staat waren für Arndt noch keine mit dem Menschen unbedingt verbundene sittliche Lebensinhalte geworden, sondern es waren nur Formen, die der bisherige Verlauf der Geschichte notwendig gemacht hatte. Erst der erste Teil des Geistes der Zeit stellte den lapidaren Satz hin: „Ohne das Volk ist keine Menschheit und ohne den freien Bürger kein freier Mensch." Der freie Bürger sollte für den Staat erzogen werden, das Verhältnis des freien Menschen zu seinem Volk und zu seinem Staate ist nicht nur aus seinem natürlichen, sondern auch aus seinem sittlichen Wesen heraus bestimmt. Darin liegt die oben angedeutete Verschmelzung begründet, die Arndt in dem ersten Teile des Geistes der Zeit zwischen „Germanien und Europa" und den „Fragmenten über Menschenbildung" gezogen hat.

Seine erste Schrift, die sich mit dem Staate beschäftigte, die dissertatio historico-philosophica, war eine Streitschrift gegen die Verallgemeinerung des Rousseauschen Staatsideals, gegen die Loslösung von allen natürlichen Verhältnissen. Die Reisen gaben dem jungen Forscher die Einsicht, daß der Staat das äußere, auf Interesse gegründete physische Leben vieler Millionen bedeute. Eine Einschränkung der Menschenkräfte, so heißt es in dem Versuche einer Geschichte der Leibeigenschaft, dürfte

in ihm nur geduldet werden, wo die Notwendigkeit der Erhaltung und der Sicherheit der einzelnen Bürger sie fordere. So bildete der Staat gleichsam ein mechanisches Regulationsprinzip für die Untertanen in ihren wechselseitigen Beziehungen, eine Sicherstellung der Humanität der Gemeinschaft, die sie selbst sich auf natürlichem Wege, aus der natürlichen Anlage des Menschen heraus geschaffen hatte. Auf der gleichen Grundlage stehen die prinzipiellen Ausführungen, die Arndt in „Germanien und Europa" gibt. Sie richten sich gegen den rationell, aus der Abstraktion heraus geschaffenen, verstandesmäßig in steter Bewegung gehaltenen Mechanismus des Aufklärungsstaates. Dieser umgab sich zur Sicherung und Durchführung des Absolutismus mit einem Wall von Edikten und Verordnungen, die das Leben der einzelnen genau zu regeln, bureaukratischen Gehorsam zu erzielen suchten; er errichtete die stehenden Heere, um das politische Gleichgewicht der Mächte, dessen System seit einem Jahrhundert aufgebaut war, aufrecht zu erhalten. Arndt fand die wenigen natürlichen Grundgesetze, wie sie bereits erwähnt wurden [1]; sie allein sollten zur Bildung der ursprünglichen Staaten geführt haben, sie allein sollten auch für die kommende Zeit das starke, fest in der Erde vermauerte Fundament der neuen Staaten abgeben, deren Bildung die französische Revolution notwendig gemacht hatte. Die stehenden Heere fallen in ihnen weg. In den Fällen, wo ein auswärtiger Feind angreift, werden die Bürger bewaffnet; sie in ihrer Gesamtheit stellen den Frieden wieder her. Der Kampf gegen die stehenden Heere, die Hauptstütze der absoluten Macht des 18. Jahrhunderts und darum das Hauptübel, verschärft sich noch im ersten Teile des „Geistes der Zeit". Außer den Erfahrungen in Schweden ist es wahrscheinlich der Einfluß Justus Mösers, durch den sich Arndt den Reihen der Gegner jener Institution anschloß. Dies geschah um so leichter, als er, wenn auch vielleicht erst in ferner Zukunft, mit einem Zustande des europäischen Staatensystems rechnete, der sich nicht auf einem angeblich künstlich gemachten Gleichgewicht, sondern auf einem Gleichgewicht der Gerechtigkeit gründete, der Gerechtigkeit aus dem Interesse heraus, „das die Masse der Menschen immer regieren soll". Dies allein verspricht Dauer, denn „was einzelne Menschen schon erkennen, ihr Weltmaß zu behaupten, keinen zu verletzen, weil sie dadurch sich selbst am meisten verletzen, das werden die Völker lernen, und sollten sie es erst nach Jahrtausenden". Dies Weltmaß der einzelnen Völker hat Arndt dann durch ihre Teilnahme an dem Meere und durch die Sprache zu bestimmen gesucht, um von der Gesamtheit dieser natürlichen Tatsachen aus

[1]) Vgl. oben S. 115 ff.

ein System der europäischen Staaten zu finden, auf das eine Neubildung hinzielen mußte. Aus solcher Beschaffenheit entspringen notwendig wie aus einer lebendigen Quelle die zwei Seelen eines jeden Staates, gleichsam seine irdischen Ideen, die Vaterlandsliebe und die Freiheit, denn nur so vermag außer dem Freiheitsgeist des einzelnen auch der National- oder Volksgeist zu dem allgemeinen Geiste der Zeit in innere Beziehung zu treten [1]).

So gewiß Arndt mit diesen Ausführungen die verstandesmäßige Konstruktion der staatlichen Organismen verließ, wie sie das 18. Jahrhundert sich gebildet hatte, so gewiß die intuitive Wahrnehmung der den einzelnen Völkern immanenten, nicht über ihnen schwebenden und in sie hineingetragenen Ideen und Kräften eine Vertiefung der geschichtlichen Erkenntnis des staatlichen und nationalen Lebens bedeutete, ja sie eigentlich erst ermöglichte, so dürfen wir uns doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß er Gefahr lief, anstatt eines rationalistischen einen naturgeschichtlichen Doktrinarismus einzutauschen, der mit dem geschichtlich Gewordenen in bedenklicher Weise aufräumte, die Mannigfaltigkeit der Entwicklungsmöglichkeiten der Völker durch ihre wechselseitigen Beziehungen, den ihnen gleichfalls innewohnenden Machttrieb zu verkennen, das einzelne Volk aus der Gesamtheit des geschichtlichen Lebens zu isolieren. Es bleibt beachtenswert, wie leicht sich Arndt noch 1803 die Lösung des staatlich-politischen Problems dachte, sobald nur einmal die Menschen anders, d. h. dem Staate zugewandt würden, wie wenig er die auseinander strebenden Kräfte innerhalb desselben Staates erkannte, wie sehr er noch von seiner Erfassung als einer einheitlichen Gesamtpersönlichkeit entfernt war. Spätere Einseitigkeiten in der deutschen Einheitsbewegung gehen wesentlich auf solche falschen Anschauungen zurück; sie nehmen ihren bedenklichen Charakter an, sobald sie sich theoretisch mit den radikalen Forderungen verknüpfen, die Arndt bald für die kommenden Jahre als praktische Notwendigkeit fürchtete, und den Fichteschen Idealismus nicht des Willens, sondern des Gedankens sich zu eigen machen. Der Begriff des kosmopolitischen Idealstaates erhielt in den Zukunftsahnungen von „Germanien und Europa", wie bereits erwähnt wurde, eine eigentümliche Umgestaltung. Schon die Schleiermacherschen Monologen hatten gegen das absolute Muster eines solchen protestiert und im Gegensatz dazu den e i g e n e n Charakter eines jeden Staates verlangt, der durch seine Werke ein Bild des ihm innewohnenden Reichtums geben sollte. Für sie war der Staat

---

[1]) Diese politischen Probleme erregten Arndts Interesse bereits während seines italienischen Aufenthaltes 1799, vgl. oben S. 54.

„das herrliche Kunstwerk des Menschen, wodurch er auf die höchste Stufe sein Wesen stellen soll", eine aus dem sittlichen Wesen des einzelnen heraus erstandene Schöpfung, die für die Persönlichkeit ein notwendiges Erfordernis und ein notwendiges Ziel bedeutete. Mag sich das Arndtsche Staatsideal auch über die geringen Forderungen erheben, die Wilhelm v. Humboldt in seinen „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen" an diesen richtete und die doch mehr auf seine Einschränkung zugunsten der Freiheit des Individuums hinausliefen als auf eine volle Entfaltung der in der nationalen Gemeinschaft liegenden Kräfte, von der ethischen Erfassung des staatlichen Lebens durch Schleiermacher, die offenbar an den klassischen Hellenismus anknüpft, blieb er 1803 noch weit entfernt; er ist weit entfernt davon, weil auch ihm gerade wie Wilhelm v. Humboldt das Selbsterlebte des in alle Verhältnisse sich hineindrängenden absoluten Despotismus als ein finsterer Schatten dazwischen trat, der die höhere Einheit des Natürlichen mit dem Sittlichen hinderte. So erblickte Arndt das Ziel der europäischen Kulturentwicklung in der natürlichen Differenzierung der nationalen Staaten, die in dem Universum jedoch zu einer vollen Harmonie zusammenklangen. Diese rein natürliche Linie von der ungeheuren, tief persönlichen Verschiedenheit der menschlichen Energien über die Mannigfaltigkeit der staatlichen Erscheinungsformen zur Harmonie des Unendlichen zog Arndt durchaus mit der historischen Romantik. Seine Gedanken münden an dieser Stelle in den großen Lebensstrom ein, der das politische und wissenschaftliche Leben des 19. Jahrhunderts neu befruchten sollte. Von hier aus findet auch seine Stellung gegenüber den Vertretern zweier großer geschichtlichen Epochen ihre Erklärung: gegenüber Friedrich den Großen und Napoleon Bonaparte.

Friedrich II. galt E. M. Arndt als die Verkörperung des Zeitgeistes des 18. Jahrhunderts. Daß es ihm in unendlicher Arbeit kraft seines Genius gelang, diesen Zeitgeist in dem preußischen Staate zu seiner allgemeinen Entfaltung zu bringen, darin sah er seine Größe; freilich eine Größe, zu der er nicht bewundernd emporblickte, die er nicht mit stiller Ehrfurcht vor der Geschichte in ihrer sittlichen Gesinnung, in ihrer Arbeit für die Ausbildung eines preußischen Machtstaates wie Schleiermacher zu erfassen suchte, sondern der er als richtender Beobachter ihrer menschlichen Abhängigkeit gegenüberstand, die er aus tiefster Stelle haßte. Und er haßte diese Erscheinung, weil sie den Dualismus des deutschen Volkes unvermeidlich gemacht, weil sie nach seiner Meinung infolge des militärisch-bureaukratischen Charakters ihres Werkes wie keine andere dazu beigetragen hatte, den deutschen Nationalgeist als eine einheitliche, auf den erdgeborenen, volkstümlichen Empfindungen und Gesetzen beruhende

Kraft und damit die aktive Teilnahme aller Bürger an dem staatlichen Leben zu vernichten, „das genialische und künstlerische" vom deutschen Norden fernzuhalten. Arndt hatte auf Grund seiner Lebensbeziehungen zu der Kultur des deutschen Volkes eine Konstruktion des Verlaufes seiner politischen Geschichte sich zurechtgezimmert, in die das preußische Staatswesen schlechterdings nicht hineinpaßte. Er übersah, daß Brandenburg-Preußen bereits seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts die Grenzen des Territorialstaates weit überschritten hatte, daß mit dieser Tatsache trotz der privatrechtlich-patriarchalischen Auffassung des Staates seitens der Dynastie doch allgemein-politische Faktoren in ihm lebendig geworden waren, die kraft der ihnen innewohnenden eigentümlichen Energien nach Vervollkommnung ihrer Machtfülle ringen mußten. Es ging ihm jetzt noch die Fähigkeit ab, dieses Preußen als ein für die weitere Entwicklung Deutschlands notwendiges Schicksal zu erfassen, es unter jenes *δαιμόνιον* zu subsumieren, das der einzelne Mensch nicht nur, sondern auch jedes Volk durch den Freiheitsgeist mit sich verbinden, nicht aber absolut negieren soll, es aus seinem eigenen Dasein heraus zu verstehen. Er übersah die Fülle der politischen Macht, die sich im Laufe von einundeinhalb Jahrhunderten hier gebildet hatte, und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das gerade durch die Regierungstätigkeit Friedrichs des Großen diesen weit auseinandergezogenen Landschaften gegeben war, und er unterschätzte die Bedeutung, die seine ragende Gestalt schon im 18. Jahrhundert für das Erwachen nationalen Lebens hatte. Diese schweren Mängel haften seiner Schilderung Friedrichs des Großen und des friderizianischen Preußens gewiß an, aber eins erkannte er richtig: die allmähliche Loslösung dieses norddeutschen Staatswesens von dem deutschen Einheitsbewußtsein, die Notwendigkeit, diese straff organisierte Machtfülle durch das Kulturleben des deutschen Südens, durch das individuelle Freiheitsbewußtsein zu ergänzen, das in dem Klassizismus und in der Romantik neu erwacht war. Die scharfen Anklagen gegen Friedrich den Großen und den preußischen Staat in „Germanien und Europa" verhallten, ohne daß ein Kritiker sich gedrungen gefühlt hätte, sie zu berichtigen. Als im ersten Teile des „Geistes der Zeit" Arndt sie wiederholte, erstand ihm ein Gegner in Herrn v. Kamptz aus einem alten mecklenburgischen Adelsgeschlechte, damaligem Kammergerichtsrate in Wetzlar, den das Schicksal dazu ausersehen hatte, das spätere Leben des Patrioten und die deutsche Einheitsbewegung in so verhängnisvoller Weise zu durchkreuzen. Der Aufsatz war im August 1806 niedergeschrieben und erschien im Oktoberheft des von dem ehemaligen preußischen Hauptmann v. Archenholz herausgegebenen politischen Journal Minerva. Arndts Antwort, die im Februarheft 1807

abgedruckt wurde, datiert vom 27. Januar 1807. In beiden offenbart sich die Anschauungsform zweier verschiedener Zeiten für das Staatsleben. Kamptz sieht die Bürgertugend des tätigen Bürgers in der treuen und herzlichen Anhänglichkeit des Volkes und aller seiner Klassen an den Regenten und sein Haus, in dem unbeschränkten Vertrauen auf die Administration, in der festen Überzeugung von ihrer Güte, in der Ehrfurcht und Liebe für Gesetz und Staatsverfassung, in dem reinen Hochsinn und unvertilgbaren Hochgefühl für den Ruhm des Monarchen, der Nation und des preußischen Namens. Das alles war in dem friderizianischen Preußen vorhanden, und sein Verteidiger konnte mit Recht behaupten, daß in diesem Sinne kein höherer Nationalgeist in irgendeinem deutschen Staate geherrscht habe. Allein wo blieben jene lebensfreudigen, selbstschaffenden, aus eigener Verantwortung und aus ursprünglicher, naturhafter, nicht durch den Umweg über den Monarchen vermittelter Vaterlandsliebe heraus geborenen Triebfedern, die für Arndt die eine Seele des Staates bildeten? — Für sie war in dem aufgeklärten Absolutismus keine Daseinsstätte, mochte er sich auch mit der wohlwollendsten patriarchalischen Fürsorge umkleiden, und bereits an jenem Tage, da die Antwort in Stockholm niedergeschrieben wurde, konnte der Verfasser die Worte einfügen: „Mein Urteil über den preußischen Staat und seinen jetzigen Geist hat sich leider bestätigt." Dieses Urteil wird noch verständlicher, wenn wir uns dessen erinnern, daß Arndt zu der preußischen Neutralitätspolitik der letzten zehn Jahre in scharfem Widerspruch sich befunden und diesem auch stets unverhohlen Ausdruck gegeben hatte. Sie gab ihm ja ein gewisses Recht, in dem Dasein Preußens das schwerste Hindernis für eine einheitliche Politik des deutschen Volkes zu sehen. Ihn verband mit diesem Staate nicht ein lebendiges Gefühl unbedingter, von allen Zeiterscheinungen unabhängiger Zusammengehörigkeit, sondern er merkte nur auf die Spannungen, welche diese Erscheinung in seinem deutschen Kulturbewußtsein hervorrief; ja sie hinderte gerade, daß dieses bei ihm in ein politisches Bewußtsein für die Gegenwart sich umsetzte. Noch 1806 überwog bei Arndt jene innige Teilnahme an Dorf und Stadt, an Gemeinde und Provinz, an jene Mittelverbände, deren Mangel er mit Recht der Aufklärung zum Vorwurf machte, das Verbundensein mit einer politischen Macht im deutschen Staatsleben. Auch seine Hinneigung zu Österreich war in diesen Jahren mehr unklar aus seiner doktrinären Geschichtsauffassung heraus empfunden, als daß er sie wirklich als eine politische Notwendigkeit erfaßt hätte. Der deutsche Volksgeist, den der „Geist der Zeit" verkündigte, fand keinen Staat, der sich die eigene politische Unabhängigkeit und damit die Freiheit des Geistes, die Grundlage jeder

Volkskultur, sichern konnte. Arndt war ein schwedisch fühlender Pommer, der, als er gen Nordland fliehen mußte, doch zugleich auch als ein Hoffnungsfreudiger kam. Hier sah die Romantik seiner Seele noch jene naturgewaltigen Kräfte scheinbar in zukunftsfroher Entfaltung, die der Prophet für Deutschland erst wecken wollte. Von hier sollte nach seiner Meinung die Befreiung Europas, die Freiheit eines neuen Volkslebens in politischer Gestaltung ihren Ausgang nehmen.

Darum handelte es sich jetzt. Einst hatte Arndt diese Tat von Bonaparte erwartet. Sein „großer Genius", so meinte er in den Reisen, wäre vielleicht imstande, den natürlichen Freiheitsgedanken und den auf das ganze Volk sich gründenden Nationalgedanken zu versittlichen. Er erwartete Ähnliches von ihm, wie etwa Steffens und Tausende von gebildeten Deutschen, daß der Geist der Zeit, die Ideen von 1789, aus der dämonischen Unendlichkeit der Abstraktion in sein persönliches Dasein sich hineingerettet hätten und daß sie von ihm aus zu ruhiger Entfaltung gelangen würden; es war eine unwillkürliche allgemeine Verehrung, die alle jugendlichen Gemüter für Bonaparte einnahm. Arndt sah in ihm zunächst eine gewaltige, allein aus sich und ihrem Schicksal heraus schaffende Naturkraft, welche mit ihren Riesenfängen die Notwendigkeit der Zeit umschlingt und sie dem eigenen Willen dienstbar macht, aber nur, um dann selbst ganz der Gegenwart, dem Gewordenen zu leben. Dies neue, ungestüme Wesen widersprach allem Rationellen, es war gleich dem Romantischen aus der grundlosen Tiefe des eigenen Ichs geboren, es drängte über alles Gegebene hinweg zur Selbstoffenbarung, zum Bewußtwerden der eigenen Tat. Wen darf es wundern, daß solches Leben auch die deutschen Zeitgenossen in seinen Bann zog? — Wielands Merkur und Posselts Taschenbuch für die neueste Geschichte sangen in den Jahren 1798 und 1799 das Lob des „billigen und bescheidenen Alexander", des Helden, der von Ägypten aus auch Indien bezwingen werde. Görres, auch Kant und Fichte sahen in England den Friedensstörer, die zu bekämpfende und niederzuzwingende Macht. Goethe erblickte in Napoleon das riesenhafte Phänomen, in dessen Hände das Schicksal der Welt gegeben war. Dem jungen Hegel verkörperte sich in Napoleon der Geist der bisherigen Geschichte, der Weltgeist. Die deutschen Publizisten und Journalisten des Südens und Nordens standen zunächst fast ausnahmslos auf seiner Seite [1]). Der Pfälzer Karl Geib und der Däne Jens Baggesen sehnten in ihren Gedichten den Hel-

[1]) Vgl. hierzu die Aufsätze von Paul Holzhausen, Literatur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1899¹, Nr. 33 u. 34, Napoleon und der deutsche Journalismus, Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1903, Nr. 19 u. 20.

den von Afrikas Gefilden herbei. Zahlreiche Berliner Schriftsteller, wie Fr. v. Bülow und Fr. Buchholz, Julius v. Voß und K. L. v. Woltmann gehörten zu den eifrigsten Bewunderern Bonapartes. Der Beginn des neuen Jahrhunderts sah nach den vernichtenden Niederlagen der Koalition bei Marengo und Hohenlinden die Friedensschlüsse zu Lünéville, Florenz, Amiens, und der Hallenser Professor C. D. Voß konnte im März 1805 in seiner neu begründeten Zeitschrift, den „Zeiten", den Lesern verkünden, daß der „Heiland" Frankreichs, von Kriegsruhm gesättigt, beschlossen habe, „sich dem schöneren, von ihm auch wohl für seine Zwecke wirksamer erkannten Ehrgeize zu weihen, Retter, Friedensstifter, Staatenschöpfer und Umbilder zu werden"; er mußte freilich resigniert hinzusetzen, daß der allgemeine Friede schon wieder einem Kriege Platz gemacht habe. Zieht man die Summe der Gesamtstimmung der öffentlichen Meinung Deutschlands, so änderten auch der Friede zu Lünéville, die Übertragung des lebenslänglichen Konsulates auf Napoleon und seine Erklärung zum Kaiser der Franzosen durch Tribunat, Senat und Volk an dem Bilde nichts. Arndts ursprüngliche Hoffnungsfreudigkeit für seine Gestalt hatte freilich sehr bald einem Mißtrauen Platz gemacht, das sich von Jahr zu Jahr steigerte. Bezeichneten schon die letzten Abschnitte der Reisen einen Niedergang seiner Sympathie für die französische Bewegung, so gibt „Germanien und Europa" den Gegensatz gegen ihren nunmehrigen Heros deutlich wieder. Gewiß: die stille Bewunderung für die dämonische Naturgröße klingt noch verstohlen aus jenen Blättern hervor, allein ihr Verfasser sah zu deutlich, daß diese gewaltige Erscheinung den Bau nicht fortsetzen wollte, den die Ideen von 1789 als der Anfang der dritten Epoche des Christentums und damit einer neuen Kulturzeit begonnen hatten, sondern daß sie den alten Absolutismus des 18. Jahrhunderts wieder zum Leben erweckte, den er selbst als dem Tode eines freien und selbstverantwortlichen Volkstums so scharf zusetzte, ja weiter, daß sie an Stelle des Despotismus der vielen Einzelstaaten die grandiose Militärdespotie eines französischen Universalstaates schaffen wollte, der die europäische Kultur in ihrer Mannigfaltigkeit zu vernichten drohte. Napoleon war für Arndt schon 1802, ja seit den Tagen der Schlacht von Marengo, wie er selbst in den „Erinnerungen" schreibt, jene furchtbare und Verderben wirkende Naturkraft, welche die sittlichen Forderungen der Zeit und damit ihre Pflicht verkannte; und welche von den bestehenden Gewalten vermochte es, ihrem scheinbar unwiderstehlichen Ansturm einen haltbaren Damm entgegenzusetzen?

Auf diesen Gedanken allgemeiner und persönlicher Not bauen sich der erste Teil des „Geistes der Zeit" und der erste Abschnitt des zweiten auf. Mahnend und warnend standen vor dem Verfasser die Gestalten

des römischen Altertums, denen der neue Imperator glich. Ähnlich wie die Menschen waren auch die Mittel, die sie zur Unterdrückung anwandten. Die gallischen und germanischen Legionen wurden einst nach Syrien und Pannonien geschickt, die Italiener nach Afrika, die Illyrer an den Rhein — Bonapartes deutsche Legionen kantonieren in Italien, die Polen fechten in St. Domingo, der Bürger von Nizza ist Präfekt von Aachen, und der von Brüssel in Parma. So wurden damals und werden heute die Völker wie Würfel im Würfelspiel durcheinander geworfen, damit sie „nie durch ihre eigenen Männer zur Freiheit streben". Römische Gesandte und Kommissarien, Spione und Geldschröpfer zogen unter den Griechen umher, verewigten Haß und Händel, prahlten mit römischem Großmut und mit römischen Siegen — die Franzosen tun jetzt gleiches in Amsterdam und Hannover, in Regensburg und in München; sie sind getreue Diener ihres Herrn, der Frankreich zu seinem persönlichen Erbeigentum gemacht hat. Ohnmächtig steht gegenüber einer solchen in Napoleon verkörperten Macht das deutsche Land da. Und wiederum zog Arndt die Parallele mit dem Altertum. Das politische Schicksal Deutschlands gleicht dem der griechischen Staaten. Diese waren, mochten sie sich Demokratieen oder Aristokratieen nennen, im Grunde alle die „fürchterlichsten Aristokratieen". In der einseitigen Herrschaft des Feudalismus sah der Verfasser eine der Ursachen zu dem politischen Niedergange Deutschlands. Dem Dualismus zwischen Athen und Sparta entsprach der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen. Kein gemeinschaftliches Staatsband umschlang die Griechen seit Alexanders Tode. Und wo bestanden noch politische Zusammenhänge zwischen den einzelnen deutschen Staaten, seitdem Franz II. am 6. August 1806 die deutsche Kaiserkrone niedergelegt hatte? — Ihr bisheriger Träger mußte ja in der entscheidenden Urkunde selbst eingestehen, daß es unter den eingetretenen Umständen nicht mehr möglich sei, die durch den Wahlvertrag eingegangenen Verpflichtungen weiterhin zu erfüllen, daß nach der Trennung mehrerer vorzüglicher Stände vom Reich durch die Pariser Konvention vom 12. Juli und nach der Bildung eines Sonderbundes die Erwartungen, die man an ein einheitliches Reich geknüpft hätte, völlig vernichtet seien. Vom Westen her drohte Griechen und Deutschen die Gefahr. Das Schicksal, das die durch die Gleichheit der Kultur und der Sprache wie durch ein unsichtbares Band vereinten Volksgenossen hätte zusammenschließen sollen, zerriß das letzte, schwache politische Gefüge. Die großen und kleinen Staaten fuhren wie in früheren Zeiten fort, sich miteinander herumzuschlagen; sie taten es noch, „als der listige Verderber schon unter ihnen spielte; ja einzelne waren so töricht, von ihm sogar Glück und Freiheit zu erhoffen". Und als Arndt 1806 in

Stralsund weilte, da durchzog ihn bei dieser niederdrückenden Gegenwart, die keine Hoffnung auf die rettende Tat durch die deutschen Fürsten bot, zum ersten Male jener kühne und schwere Gedanke, ob sie nicht von unten her, im Gegensatz zu den Regierenden, zunächst von einzelnen großen Naturen, dann von dem durch sie mitgerissenen Volke kommen werde. So sehr ihn davor bangt — er hatte ja die Wut der entfesselten Volkskräfte mit eigenen Augen in Frankreich gesehen — er will dies Mittel dennoch als den letzten Hoffnungsanker begrüßen, er will selbst daran mitarbeiten, er will durch die eigene Tat jene natürliche und sittliche Gemeinschaft mit dem Volke herstellen, die er an den Trägern deutschen Geisteslebens und deutscher Macht vermißte. Aber seinem Willen widersetzte sich die Gegenwart. Die Einheit der Volkskultur, die er voraussetzte, war erträumt. Jene großen geistigen Strömungen, die wir zu schildern versuchten, standen alle noch lebensfähig nebeneinander, zum Teil in bewußtem Gegensatze zueinander, ohne ein gemeinsames Ziel, eine kraftvolle Gestaltung des politisch-nationalen Lebens im Gegensatze zu den imperialistischen Tendenzen Napoleons zu spüren. Arndt konnte nicht darauf hoffen, alle Volkskräfte gegen den gewaltigen Eroberer in die Schranken zu führen. Er wollte ja selbst aus dem politischen Leben Deutschlands Mächte eliminieren, die trotz aller augenblicklichen Differenzen geschichtlich doch eng mit ihm verbunden waren, den preußischen Staat und das preußische Staatsgefühl. So endete in den letzten Monaten des Jahres 1806 sein Wille in einer Disharmonie mit der deutschen Geschichte und mit der Gegenwart; er endete in der Unmöglichkeit, sich in das gegenwärtige Deutschland hineinzuarbeiten, das er aufgelöst zu den Füßen des Gewaltigen sah, und das ihm trotz der auffälligen Wendung in den politischen Stimmungen während des Winters 1805/06 doch zum Teil entgegenjubelte. Über diesen Mißklang dürfen die großen Erfolge des ersten Teiles des „Geistes der Zeit", der schon 1807 eine zweite Auflage erlebte, nicht hinwegtäuschen. Mochte seine Zorngewalt auf Männer wie Heinrich v. Kleist und Gentz eine starke Wirkung ausüben, mochte seine freie Rede Schleiermachers an Charlotte v. Kathen die besorgte Frage richten lassen, ob man denn dem Verfasser nicht geraten habe, „über die See zu reisen", die großen führenden Zeitschriften jener Jahre blieben dem Buche gegenüber unempfindlich, ja sie spürten seine Eigenart als etwas ihnen selbst Wesensfremdes, und Rehberg meinte in den „Göttinger gelehrten Anzeigen", das Buch gleiche einem Drama, in dem der Dichter seinen Helden nicht anders von der Bühne zu bringen weiß, als daß er ihn „in der Verzweiflung perorieren und sich mit der letzten Kraftäußerung oder Schwäche erstechen läßt". In den ersten Apriltagen des Jahres 1806 hatte

Friedrich Gentz seine Vorrede zu den „Fragmenten aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa" niedergeschrieben, wohl das Gewaltigste und Eindringlichste, was in jenen Monaten der historisch-politische Gedanke geschaffen hat. Auch hier wird als der einzige Weg zur Rettung die enge Verbindung der Reinen, Starken und Guten gezeigt, die einzige unüberwundene Koalition; aber er kann mit fester Zuversicht fortfahren: „das eigentliche Werk der Befreiung muß auf teutschem Boden gedeihen, — — von hier muß die Wiederherstellung ausgehen, so wie hier die Zerrüttung entschieden, das Verderben zur Vollendung gebracht ward. Europa ist durch Teutschland gefallen; durch Teutschland muß es wieder emporsteigen." Darum steht ihm eins unumstößlich fest: „sollen die Staatskräfte Teutschlands je Eins werden, so muß zuvor der Nationalwille Eins sein". Das war die hoffnungsvolle Arbeit der Guten und mußte es für die Zukunft bleiben. An ihr konnte Arndt trotz seines ersten Teiles des „Geistes der Zeit" in Deutschland noch nicht teilnehmen. Er kam nach Schweden nicht nur als Flüchtling vor dem Mächtigen, nicht nur als ein Hoffnungsfreudiger, dessen Sehnsucht sich dort erfüllen sollte, er kam auch als einer, dessen Arbeit in deutschen Landen zunächst ihren Abschluß gefunden hatte.

5. Zweiter Aufenthalt in Schweden. Geist der Zeit, zweiter Teil. 1807—1809.

Arndt spürte diesen Mangel selbst. Die erste Arbeit, der er sich gleich nach seiner Ankunft in Schweden unterzog, bestand darin, sich von neuem mit dem Schicksal des preußischen Staates auseinander zu setzen, dessen Geschichte noch eben eine so verhängnisvolle Rolle in seinem eigenen Leben gespielt hatte. Sie ist niedergelegt in dem zweiten Abschnitte des zweiten Teiles des „Geistes der Zeit", geschrieben etwa in dem zweiten Drittel des Januar 1807, also in jenen Wochen, da an der Ostgrenze des Staates nach den blutigen Dezembertreffen der russischen und französischen Truppen die Vereinigung des letzten kräftigen preußischen Armeekorps unter L'Estocq mit dem russischen Heere unter Bennigsen sich vorbereitete. Es ist selbstverständlich, daß sich die Stellung Arndts zu der preußischen Politik der letzten zehn Jahre von 1795 bis 1805 nicht verändert hat. Die leitenden Männer dieses Staates hatten den harten, aber wahren Satz nicht begriffen, daß es in der auswärtigen Politik keine Mittelwege gibt, daß man hier nur groß oder klein, herrschend oder dienstbar sein kann; und nun sahen sie sich, denen 1805 die

Stimme der öffentlichen Meinung im eigenen Lande und in einem großen Teile Deutschlands, die Kampfeslust des Heeres nichts gegolten hatte, wider ihren Willen in einen Kampf verwickelt, den sie während ihrer ganzen Amtstätigkeit hatten vermeiden wollen. Preußens König hatte keine Kriegslust, sondern er hatte „mehr Kriegsnot" [1]). Sein Volk verlangte den Kampf, den Napoleon jetzt noch vermeiden wollte, in dem Wunsche, dieses Land „lieber durch einen langsamen und sichern Frieden als in schnellem und zufallreichem Krieg" zu vernichten. Preußen spürte es, daß der Einsatz nicht auf kleine Provinzen und auf kleineres Fürsteninteresse, sondern auf Deutschland, auf Ruhm und Unabhängigkeit, auf Ehre und Freiheit einer halben Welt stand: „es war Eine Empfindung, Ein Zorn, Ein Glaube, Ein Vertrauen des ganzen Volkes", das sich auf seine stolze Vergangenheit, auf seinen großen König besann; allein: „wer seine Herrlichkeit demütig oder faul aufgiebt, wird sie später durch Stolz und Kühnheit nicht retten können". Und so folgten jene Wochen, die den Ruhm des alten preußischen Namens vernichteten. Arndt ist weit entfernt davon, um seinem Zorne Luft zu machen, mit jener schamlosen Befriedigung des Besserwissens über das Land, seine Institutionen und sein Herrscherhaus herzufallen, wie es sich die Schmähschriften nach den Tagen von Jena und Auerstädt nicht versagen konnten. Gewiß: auch er straft mit harten Worten, wo er die Schuld des Unterganges sieht, die Kümmerlichkeit und Bedeutungslosigkeit des braunschweigischen Herzogs, die Feigheit einzelner Generale, die unmilitärische Disziplinlosigkeit einer großen Zahl der unteren Befehlshaber, „die einen sentimentalen Roman mit Entzücken lesen, aber für Weib und Kind, für das ewige Vaterland und den ewigen Ruhm nicht kalt und männlich dem Tod in das hohle Auge schauen konnten", aber „wer Wahrheit sucht, muß Ehre von Schande sondern, auf daß Ehre wieder auferstehe". Und nun beginnt der Umschwung: Nach der Anschauung Arndts war Preußens Ehre bereits wieder auferstanden, als es den Kampf gegen Napoleon aufnahm, und freudig stimmte er Friedrich Wilhelm III. in der Ablehnung der Konvention vom 16. November zu, die sich zu Osterode vollzog: „Dank Dir, braver König! So nur herrschest Du Deiner großen

[1]) Über die Wandlung in der preußischen Bevölkerung sagt Arndt: „Die Zeit und ihr gräßliches Schicksal hatte sie fühlen gelehrt, daß sie Deutsche waren"; und Gentz schreibt, Dresden, d. 21. April 1806, an Brinckmann: „Ich sehe in kurzer Zeit die entscheidendsten Szenen in Norddeutschland aufgehen, und entweder Haugwitz, Lombard und Lucchesini aufs Rad geflochten, eine levée en masse gegen Frankreich, und den König fortgerissen zum späten Widerstande — oder die Monarchie aufgelöset, und die Fetzen dem Tyrannen zu Füßen gelegt", in F. C. Wittichen, Briefe von und an Friedrich v. Gentz, Bd. II, München-Berlin 1910, S. 272 ff. Über die Stimmung des Königs in den Wochen vor Ausbruch des Krieges vgl. M. Lehmann, Scharnhorst I, S. 396 ff.

Ahnherrn wert. Das Unglück schwebt über jedem sterblichen Haupt, auch über der Könige Häuptern; Standhaftigkeit erhält, Tugend rettet oft, auch wo es am verzweifeltsten ist; und wenn alles fallen soll, so muß der König und Herr glorreich mitfallen und vergehen, ehe er in Schande willigt: von dem Unglück rettet endlich der Tod, von dem Schlimmsten, von Schande, weder Leben noch Tod. Genug gebüßt ist für eigne und fremde Schuld, versöhnt ist die Nemesis. Halte das Herz empor und die Hoffnung; Deine Unterthanen, die Deine bleiben, werden Mut fassen und Rache und Wut wird jede Brust entflammen und jeden Arm bewehren gegen Unrecht und Übermut." So beseelte ihn die Hoffnung, daß an der Weichsel doch noch der Umschwung sich vollziehen würde, wenn Friedrich Wilhelm III. und Alexander ausharren, wenn Österreich sich waffnet und den Nordstaaten sich anschließt, wenn der Süden, die iberische Halbinsel, zu den Waffen greift, um das Verlorene wieder zu gewinnen, ja wenn auch vielleicht die deutschen Fürsten sich aufraffen, lieber fürstlich und erhaben unterzugehen als niedrig und gebrandmarkt dienen zu wollen. Allein in demselben Augenblick, wo solche Erwartungen niedergeschrieben werden, packt den Schreiber die bange Frage, was im Falle eines Sieges geschehen würde. Soll denn in Deutschland nur die alte unbehilfliche, über den Haufen geworfene Form wiedererstehen, wollen die Sieger „klein politisch gerecht" gegen die Fürsten und „groß politisch ungerecht" gegen das Volk sein, so wäre es besser, man hätte nie das Schwert gezogen, kein Tropfen Blut wäre vergossen, man hätte das schöne Land den Fremden still hingegeben. Sollte das Schicksal dem Kaiser Alexander und dem Erzherzoge Karl die Rolle beschieden haben, Deutschland zu befreien, dann muß die alte politische Gestalt vergessen sein und etwas ganz Neues an der Stelle sich aufbauen: „Wollt ihr das gefallene Preußen wiederherstellen, wollt ihr das gesunkene Österreich wieder erheben, so richtet sie so ein, daß sie gegen Frankreich die Wage des Gleichgewichts halten können." Die kleineren deutschen Fürsten brauchen nicht, obwohl sie es verdient hätten, vernichtet zu werden, aber sie müssen es lernen, dem Vaterlande ebenso zu gehorchen wie jetzt Bonaparte. Durch neue Einrichtungen müssen sie unter die beiden größeren Herrscher gezogen und durch Grundgesetze gleichsam Fürsten ihrer Häuser werden, die zu einem Stamm und nach Erlöschung der herrschenden Linie zu einer Herrschaft gehören. Preußen muß an den Rhein und die Donau gehen, Österreich zwischen der Donau, dem Rheine und den Alpen gebieten. Erhalten beide nicht diese politische Macht, so bleibt Frankreich der Herr. Ebenso nötig wie diese politische Neuordnung ist die sittliche Reform des Volkes. Es muß sich der Notwendigkeit eines gemeinsamen Vaterlandes, der Begeisterung und

Liebe für die Nation bewußt werden. Die Hauptschuldigen sitzen nicht in der Masse, die schlimmsten sind die, deren Beruf es war, für das Vaterland zu sterben, die Fürsten, die Sprecher, die Schreiber des Volkes; sie sind „gemeiner Pöbel, die ohne Ehre für niedrigen Sold, für erbettelte Herrschaft euch in die Sklaverei verkaufen, die sich zu keinem Sinn des Zeitalters, zu keinem Gefühl der Hoheit, zu keiner Furcht vor der ewigen Majestät der Menschheit erheben können". Versagen die Fürsten sich der Pflicht, dann sollen Edelleute und Priester, Gelehrte und Beamte ihr hohes Amt antreten, „dem blinden und hirtenlosen Volke zu zeigen, was es thun soll", sich zu opfern für Vaterland und Recht. „Ein Volk zu sein, Ein Gefühl zu haben für Eine Sache, mit dem blutigen Schwert der Rache zusammenzulaufen, das ist die Religion unserer Zeit."

Schon im ersten Abschnitte des Buches hatte Arndt, wie bereits erwähnt wurde, dem Gedanken Raum gegeben, nur eine allgemeine Volksbewaffnung im Gegensatze zu den Fürsten sei vielleicht das einzige Mittel, den deutschen Landen die Freiheit wiederzugeben. Sie finden hier im zweiten Abschnitte weitere Ausführung. Man spürt es an den Worten des Schreibers, wie gering die Hoffnung ist, die er auf die deutschen Fürsten setzte. Aber während der erste Teil des „Geistes der Zeit" für die Geschichte Preußens nur eine absolute Negation übrig hatte, während auch der erste Abschnitt des zweiten Teiles nur andeutungsweise auf Preußen hinzuweisen wagt im Hinblick auf den Kampf, der ihm bevorsteht, befindet sich Arndt im zweiten Teile dem norddeutschen Staate gegenüber in einer weit positiveren Haltung. Der Krieg von 1806/07 spiegelte sich in seiner Seele als eine Besinnung Preußens auf seinen deutschen Beruf wieder; durch Jena und Auerstädt, durch die Besetzung der größeren Hälfte des Staates ist der Sühne genug geschehen. Nun beginnt das Werk des Aufbaues, und der Schreiber vermag es, wenn auch zaghaft, an den Sieg im östlichsten Teile der Monarchie zu glauben, er sieht, daß Fürst und Volk doch wohl nicht so auseinandergerissen waren, wie er früher angenommen hatte. Und mitten in all der Angst wagt es Arndt, einen Aufriß der politischen Gestaltung Deutschlands hinzuzeichnen, aus dem er Preußen, diese ihm so unbequeme Staatsbildung, nicht mehr entfernen will; ja es wird neben Österreich als der Träger und Beschützer des deutsch-nationalen Machtgedankens hingestellt. Vor kurzem, am 13. Januar 1804, hatte der Freiherr vom Stein in seiner öffentlichen Erklärung an den Herzog von Nassau-Usingen vor aller Welt sein politisches Glaubensbekenntnis dahin abgegeben, daß es für Deutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit erforderlich sei, die kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien zu verbinden; von

ihrer Existenz sei die Fortdauer des deutschen Namens abhängig [1]). Es ist anzunehmen, daß Arndt diese Erklärung gekannt hat. Deutlich offenbart sich die Übereinstimmung in der Idee der Entwicklung Deutschlands für die Zukunft zwischen den beiden Männern, die einst das Schicksal in ihren gewaltigsten Zeiten miteinander verbinden sollte. Für Arndt bedeutete diese Erkenntnis mehr als für Stein. Sie ist die erste Revision seiner bisherigen historisch-politischen Anschauung; er sieht, wenn auch zunächst nur widerwillig, den durch Friedrich den Großen geschaffenen Dualismus als eine Notwendigkeit für die Zukunft Deutschlands an; er gewinnt einen inneren Zusammenhang mit dem Lande, dessen Dasein er bisher nur bekämpft hatte; es wird eine Harmonie seiner eigenen Anschauung mit der Vergangenheit Deutschlands begründet, die bisher gefehlt, deren Fehlen seine Wirksamkeit im Vaterlande zunächst unmöglich gemacht hatte. Darin liegt die persönliche und politische Bedeutung dieses Abschnittes; ihren geradezu prophetischen Charakter würdigen wir erst in vollem Maße, wenn wir die Zeit bedenken, in der er niedergeschrieben wurde. In dem Augenblicke, wo Arndt eben den deutschen Boden verlassen hatte, wo Preußen halb zertrümmert zu Boden lag, wurde er sich dessen bewußt, daß in dem Staate Friedrichs des Großen etwas lebendig geworden war, das über den äußeren Zerfall seines Werkes hinausragte, etwas, mit dem sich der deutsche Einheitsgedanke abfinden mußte, ohne das er nicht zu verwirklichen war.

Daß diese innere Wandlung in der politischen Anschauung Arndts so bald nach seiner Ankunft in Stockholm sich vollzog, lag außer in dem von Preußen aufgenommenen Kampfe gegen Frankreich auch in der eigentümlichen Lage begründet, in der sich Schweden befand. Sein bisheriger Vorgesetzter, der Freiherr v. Essen, hatte ihn dem Revisionssekretär Grafen Gyllenborg an Stelle v. Pommeresches zum Mitglied der Kommission für die Übersetzung des schwedischen Gesetzes vorgeschlagen, weil er der schwedischen Sprache mächtig sei, schon in Schweden verweilt habe und über mannigfaltige juristisch-ökonomische Kenntnisse verfüge. Die Tätigkeit, in die er jetzt eintrat, war somit gewissermaßen eine Fortsetzung der Stralsunder Arbeiten, und sie brachte ihn in enge Beziehungen zu den leitenden Kreisen der schwedischen Politik,

---

[1]) Vgl. Max Lehmann, Freiherr vom Stein, Band I, S. 303 ff. Auf ähnliche Ziele spielt auch wohl Gentz in seinem Briefe an Brinckmann, Wien 18. Dez. 1804, a. a. O. S. 248 ff. an, wenn er sagt, — die Verbindung zwischen Österreich und Preußen, „begleitet von einer allgemeinen Konsolidation aller noch übrigen Kräfte Deutschlands — dies höchste deutsche und zugleich höchste europäische Staatsprojekt“ —, sei das einzige Mittel, den Untergang der Unabhängigkeit von Europa zu verhindern.

von der er in seinem ersten Teile des „Geistes der Zeit" so Großes erwartete [1]).

Gustav IV. Adolf hatte, wie wir bereits erwähnten, während des Sommers 1806 in seinem pommerschen Nebenlande geweilt. Außer der Neugestaltung der inneren Verhältnisse dieser Provinz [2]) wurde die Zeit mit kleinen Neckereien um einige lauenburgische Ämter vergeudet, die zwischen Preußen und Schweden strittig waren; ja es kam so weit, daß alle diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Staaten abgebrochen wurden. Erst als zwischen Preußen und Frankreich das Ringen begann, gelang es, diese Zwistigkeiten beizulegen. Am 14. September fuhr der König nach Schweden zurück, überließ in einem gefahrdrohenden und schnelle Entscheidung heischenden Augenblicke einem Manne das Land, der eine schwankende Haltung gezeigt hatte, dem Generalstatthalter v. Essen. Arndt und mit ihm die kleine franzosenfeindliche Partei in Schweden hofften, daß der König sich entschließen werde, beim Ausbruch des Kampfes zwischen Preußen und Frankreich tätig einzugreifen, nach den Niederlagen, während die feindlichen Heere im Osten an der Weichsel von den russisch-preußischen Truppen festgehalten wurden, im Rücken Napoleons von Pommern her mit englischer Hilfe einen allgemeinen Volksaufstand ins Leben zu rufen, kurz das zu tun, was er in jenem zweiten Abschnitte dem Papiere anvertraut hatte. Hier bot sich dem „einzigen Souverän, der Kraft und Seelengröße besitzt" [3]), gewiß ein angemessener Wirkungskreis, die Kraft seines Hasses gegen Napoleon in die Tat umzusetzen. „Wahrlich diesen Winter", so schrieb Arndt 1809 in den „Schwedischen Geschichten", „hätte Gustav Adolf mit 10 000 oder 20 000 Mann Gustav Adolf werden können, wenn er mit dem Namen auch sein Herz in der Brust getragen hätte!" Es unterliegt keinem Zweifel, daß die politische Tätigkeit des Schreibers während der ersten Wochen in Stockholm auf jenen Plan gerichtet war. Nicht nur die stehenden Heere, sondern die Nationen mit ihrer ganzen wehr- und waffenfähigen Mannschaft sollten an dem Kampfe sich beteiligen; und welche war hierfür nach der Meinung Arndts besser vorbereitet als die schwedische? — So wurden hier Gedanken laut, wie sie in jenen Wochen und Monaten Scharnhorst in seinen Operationsplänen verfolgte [4]). Allein

---

[1]) Schreiben vom 18. Dezember 1806, nach einer gütigen Mitteilung des königl. Reichsarchivs zu Stockholm.

[2]) Oben S. 172.

[3]) So nennt ihn Gentz in einem Briefe an Brinckmann, Dresden 9. August 1806, a. a. O. S. 278 ff.

[4]) Vgl. M. Lehmann, Scharnhorst I, S. 504 ff., auch Graf Friedrich Schwerin, Propst zu Sala, an Arndt, 15. Febr. 1807, im notgedrungenen Bericht II, S. 186 f.

die schwedische Verwaltung in Pommern, an ihrer Spitze Essen, versagte — am 18. April kam es zu einem Waffenstillstande zwischen ihm und dem General Mortier —, und, was noch weit schwerer war, der König versagte. Er mußte versagen, weil er in seinem Volke fast allein Krieg mit Napoleon führte. Darin lag das Tragische seines Lebens. Bei weitem die stärkste Partei des Landes war franzosenfreundlich gesinnt; durch einen Anschluß an Frankreich hoffte sie die deutschen und die an Rußland verlorenen Besitzungen wiederzugewinnen. Eine andere, kleinere Partei war in der Erkenntnis der militärischen Schwäche des Landes — so stand es tatsächlich, wie Arndt bald sehen sollte — nur darauf bedacht, auf jeden Fall dem Reiche den Frieden zu erhalten. Der König selbst, unberührt von der gewaltigen Umwandlung der politischen und nationalen Machtverhältnisse, befangen in einem wirklichkeitsfremden Fatalismus, umgeben von kleinlichen Räten, die unbekümmert um die Erfordernisse der Monarchie in steten Kabalen untereinander sich gegenseitig zu verdrängen suchten, verträumte den Winter in Schonen, kam erst am 12. Mai nach Pommern, und, bis die Truppen der preußischen, englischen und schwedischen Kontingente sich versammelt hatten, war es zu spät. Der schweren Niederlage bei Friedland am 14. Juni folgte der Waffenstillstand mit Rußland am 21., mit Preußen am 25. Juni. Die Kündigung des von Essen abgeschlossenen Waffenstillstandes am 3. Juli konnte den Abzug der preußischen und englischen Truppen nicht mehr aufhalten. Die Franzosen besetzten das schwedische Pommern und begannen die förmliche Belagerung von Stralsund; in der Nacht vom 19. zum 20. August verließ der König die Festung und zog nach Rügen, um von dort nach Schweden überzusetzen. In den ersten Tagen des Septembers kam er krank in Karlskrona an, am 1. September schloß der Feldmarschall Toll mit dem Marschall Brune einen Vertrag dahin ab, binnen einem Monat die Insel ganz zu räumen. Schwedisch-Pommern war in den Händen der Franzosen, und die Universität Greifswald, deren Lehrkörper Arndt angehörte, beeilte sich unter dem Rektorat des unentschlossenen, in Schwärmerei für Napoleon befangenen Mediziners Haselberg an dem Geburtstage des Imperators das Gebäude der Hochschule festlich zu beleuchten und an dem Hauptfenster die Inschrift anzubringen: Napoleonti Heracli Musagetae [1]).

---

[1]) Vgl. V. Schultze, Die Universität Greifswald während der französischen Okkupation 1807—1810, Pommersche Jahrbücher VIII, Greifswald 1907, S. 65 ff. — Durch die schwächliche Haltung Essens in diesen Monaten und durch seine eigenartige Stellung nach der Absetzung des Königs ist das harte Urteil bestimmt, das Arndt in den 1809/10 niedergeschriebenen, 1839 erst veröffentlichten „Schwedischen Geschichten" S. 239, 266 ff., 273, 475 f. über seinen persönlichen Gönner fällte.

Von den großen Erhebungsplänen, die Arndt in seinem zweiten Abschnitte des zweiten Teiles des „Geistes der Zeit" niedergelegt hatte, war nichts in die Wirklichkeit umgesetzt. Schweden, auf das er hoffend gesehen hatte, mußte unter den eigentümlichen Parteiverhältnissen sich ihnen versagen. Der Friede zu Tilsit schien die Vernichtung des alten Preußens zu besiegeln, den letzten Widerstand in Deutschland gegen die hereinflutende Macht gebrochen zu haben. Gentz schrieb am 16. Oktober seinem Freunde Brinckmann von Teplitz aus: „das Schrecklichste in unsrer heutigen Lage ist der definitive Charakter, den das allgemeine Verderben nun endlich angenommen hat, und die Abwesenheit aller Aussichten auf neue Rettungsversuche" [1]). Hatte auch Arndt in gleicher Weise den Glauben an die Zukunft verloren, beugten diese niederdrückenden Verhältnisse in beiden Ländern, denen er angehörte, seine Seele nieder? Die Antwort auf solche Fragen geben die „Friedensrede eines Teutschen" und die „Briefe an den General Grafen Schwerin", zwei Arbeiden, die beide im Sommer 1807 verfaßt wurden.

In jähem Sturze war die Riesenarbeit Friedrichs des Großen vernichtet. Die Anschauung, auf welche sie sich gründete, hatte seit den Tagen der Revolution keine Geltung mehr. Der preußische Staat ruhte auf der starken Basis eines in der Verwaltung und im Heere sich auswirkenden Adels, den die Herrscher in diesen Institutionen sich und dem Gemeinwesen dienstbar gemacht hatten, und dieser Adel muß jetzt die Schande tragen, die er selbst auf sich geladen hat, bis die markvollen Autochthonen des Landes wieder aufrichten werden, was jener zerstört hat. Es scheint im Rate des Schicksals zu liegen, daß die Deutschen nie ein Volk werden sollen. Drei gewaltige Menschen der Tat griffen in der jüngsten Zeit in seine Geschichte ein, ohne sie zu einem einheitlichen Ziele führen zu können. Gustav Adolf und Wallenstein fielen zu früh, Friedrich der Große wurde von allem begünstigt, nur nicht von der Zeit: „O wäre er als Habsburger geboren mit jenem Geist, jenem Mut, jenem Adlerblick, wir sähen kein geschändetes Reich, wir sähen keine zersplitterte Fürstenlose, welche die Gewalt teilt, als Nationen ausgerufen." Viele leben heute ohne Hoffnung dahin, ja sie meinen, es sei notwendig, daß Deutschland untergehe, damit eine große Kultureinheit in Staat und Kirche werde; es sei notwendig, daß die Deutschen unter Vormundschaft gestellt würden. Und doch: mag unser größtes Vaterland Himmel und Erde umfassen, mag unser großes Vaterland Europa sein, unser kleines ist Deutschland; „wer sein kleines nicht liebt und verteidigt, ist des großen und größeren nicht wert und wird es nimmer

[1]) A. a. O. S. 282 ff.

gewinnen. Wir waren Menschen, ehe wir Bürger wurden, aber was für Menschen? Wir wollen durch die Bürgerschaft zur höheren Menschlichkeit: darum müssen wir unser Volk und unser Vaterland lieben." Gerade jetzt, wo der letzte Schein des Alten vernichtet ist, gilt es in jener Liebe das Bessere zu beginnen. Das Volk, das zweimal die Welt vom Joche Roms befreit hat, soll sie zum drittenmal in sich selbst befreien, indem es seine Bürger zu wahren Menschen erzieht. Verlassen Fürsten und Herrn das Volk, so sind alle seine einzelnen Glieder die Könige und Helden, die Träger der öffentlichen Meinung und des Glaubens an sich, „worin das höchste Gesetz der Politik liegt". Hoffnung auf die rettende Tat ist so lange vorhanden, bis wir selbst ein von Gott gegebenes Zeichen nicht mehr verstehen, das uns zur Einheit ruft. Aus der Vernichtung entsteht Kraft und aus der Schande Rache, so lange die Menschen über sie hinauswachsen und die Fülle des eigenen Wesens fühlen. Darum klagt nicht um das Verlorene, sondern seht auf das Künftige; sorget, daß das Große entstehe und das Schlechte untergehe!

In den „Briefen an den General Grafen v. Schwerin" zieht noch einmal die eigene Entwicklung an dem Schreiber vorüber: die innere Teilnahme des Knaben und Jünglings an den Kämpfen zwischen Athenern und Spartanern, der Samniten, Karthager und Griechen gegen die Römer, an der Geschichte des eigenen Volkes, nach dessen festgegründetem Einheitsstaat die junge Seele sich sehnsuchtsvoll reckte. Aber die Gegenwart schien über den Trümmern des deutschen Volkes hinweg, ehe seine Kräfte zur Entfaltung gelangt waren, zu einer Kirche, einem Staat, einer einheitlichen Kultur für die europäische Welt zuzustreben, der das französische Volk seine Eigenart aufprägte. Das war ja das Ziel, dem weite Kreise der Gebildeten Schwedens lebhafte Sympathie entgegenbrachten; sie fühlten sich als die Franzosen des Nordens, dazu berufen, ihrerseits für solche Gedanken zu arbeiten, die Vorurteile zu beseitigen, die man der neuen Bewegung und ihrem Träger entgegenbrachte. Die Briefe wurden zu dem Zweck geschrieben, eine Umbildung der Gedanken über die französische Revolution in den schwedischen Kreisen hervorzurufen, den verderblichen Charakter ihrer letzten Folgen aufzudecken, zu zeigen, wie bei der Neugestaltung der europäischen Kultur das eigentümlich Deutsche nicht umgangen werden könne, ja daß es darauf ankomme, das Eigenartige jeder Nation zu wahren und fortzubilden. Den Anlaß gab ein längeres Gespräch ab, das Arndt mit zweien seiner Stockholmer Freunde, dem Obersten H. — vielleicht Helvig — und L., den „enthusiastischen Bewunderern der Franzosen", geführt hatte; sie suchten ihn davon zu überzeugen, daß es nötig sei, über dem Weltheil, worum jetzt gestritten würde, Deutschland zu vergessen,

jenes Deutschland, dessen moderne geistige Entwicklung so weit gegen die des Nachbarlandes zurückstehe. Aber die Briefe hatten noch ein zweites Ziel. Die beiden Brüder, der General Graf Philipp Schwerin und Graf Friedrich Bogislaw, Propst zu Sala, die „schwedischen Herzensfreunde" Arndts, waren eifrige Bewunderer Friedrichs des Großen, und Graf Philipp, der einst im preußischen Heere seine erste Ausbildung erhalten hatte, appellierte in seinem leider nicht bekannten Antwortschreiben an den „alten preußischen Friedrich" und meinte, daß ein solcher Mann dem deutschen Vaterlande not täte. So sieht sich der Schreiber genötigt, diesen Anschauungen gegenüber die Bedingtheit des großen Königs durch seine eigene Zeit nachzuweisen, darzutun, daß seine Regierungsform für die Gegenwart unmöglich sei, nachdem die französische Revolution das Volk äußerlich freigemacht habe. Er will zeigen, daß es verkehrt ist, aus den Wirbeln der augenblicklichen Lage sich in die Vergangenheit hineinzuversenken, denn es gibt nur den einen Weg zur Rettung Deutschlands, jeden Mann des Volkes auf sich selbst und auf die Würde und auf das Heil der kommenden Zeiten hinzuweisen.

So rettete sich Arndt, anders als Gentz, aus der niederdrückenden Gegenwart Deutschlands mit starkem, sittlichem Vertrauen in eine bessere Zukunft; besser, weil eine neue Erziehung größere Menschen gebildet haben würde, die den gewaltigen Ernst der heiligen Sache auf die eigenen Schultern nahmen, sollten sie auch selbst darunter zusammenbrechen. Im Hinblick auf die schwedischen Verhältnisse war seine Stimmung bange und trüb. Im Lande wuchsen die Neigungen für Frankreich von Tag zu Tag. Seitdem sein treuer Schwerin ihn verlassen und sich auf seine Husbyer Güter zurückgezogen hatte, fühlte er sich in völliger „Opposition mit Zeit und Menschen", „fast erstarrt und versteinert unter den Menschen, mit denen er umgehen mußte". Die Übersetzungsarbeiten an dem Gesetzbuche ließen die Seele unbefriedigt, er sah sich zurückgeworfen auf sich selbst und „sein eigenes Gedankengrab, je mehr die Gefühle anderer, womit sie das Leben empfinden, und die Ansichten, womit sie die Zeit messen, den meinigen feindselig sind". Noch 1815 schrieb die Gräfin Wilhelmine Schwerin-Putbus, sie habe selten zwei Menschen gesehen, die, wie ihr Gemahl und Arndt, durch gleiche Kraft und Gesinnung sich so nahe standen und verstanden. Und wenn schon im Juni 1807 seine Hoffnung auf die zukünftige Neugestaltung durch Schweden einem völligen Verzicht Platz gemacht hatte, und er sich jetzt inniger als je seinem deutschen Vaterlande verbunden und zu ihm hingezogen fühlte, so hatte zu dieser Wandlung außer der Erkenntnis der Verworrenheit der nordischen Verhältnisse und der Macht-

losigkeit Schwedens die gegenseitige Aussprache mit Schwerin gewiß das ihrige beigetragen. Sobald diese aufhörte, nahm die Tätigkeit Arndts von der politischen Arbeit hinweg eine andere Richtung. Sie wurde bestimmt durch den Verkehr in zwei anderen angesehenen Familien des Landes, der des Freiherrn Otto Magnus Munck zu Edeby am Mälare und des Obersten v. Helvig.

Arndt war ja kein Fremder im schwedischen Lande, als er am zweiten Weihnachtsfeiertage 1806 dort landete. Rasch knüpften sich die Beziehungen von seinem früheren Aufenthalte her wieder an. Er nahm zunächst Quartier bei seinem Landsmanne Karl Nernst, dem Direktor des deutschen Lyzeums. Dieser, sowie ein anderer pommerscher Jugendfreund, Professor Schildener aus Greifswald, der bei der gleichen Arbeit beschäftigt war und später, ein genauer Kenner der nordischen und deutschen Rechtsaltertümer sowie ein bewußter Vertreter des klassischen Idealismus, in den vorpommerschen Gebieten den deutsch-nationalen Einheitsgedanken unter Preußens Führung stets mannhaft vertrat, bildeten seinen täglichen Umgang. In ihrem und ihrer Bekannten frohem Kreise mögen die Wein- und Trinklieder entstanden sein, die Arndt in diesen Jahren dichtete [1]); sie bewegen sich in denselben Stimmungen wie die Gedichte der Jahre 1802/03 für die Greifswalder Gesellschaft der Greifen, der ja auch Schildener angehörte. Zu diesen alten Beziehungen gesellten sich dann die neuen, die sich für die dichterische Muse Arndts so förderlich erweisen sollten.

Der Freiherr Munck, „ein Bild nordischer Treue, aber wie es treuen Nordmenschen oft geht, fast zu heftig", bekleidete das Amt eines Oberhofmarschalls. Er blieb seinem Könige auch nach der Katastrophe treu und folgte ihm in die Verbannung nach Baden. Seine Frau Elisa Maria, „von deutscher und konstantinopolitanischer Herkunft", war die Tochter des Kommerzienrates Hebbe zu Stockholm. Die gleiche royalistische Gesinnung und die damit verbundene Abneigung gegen Napoleon bildeten wohl das erste Mittel, das Arndt zu ihnen führte. Dann traten diese politischen Beziehungen zurück, und es war bald ein reines freundschaftliches Verhältnis, das ihn an beide fesselte. Die frohen Lieder an den Wirt zeigen die Festesstimmung, die in dem Hause herrschte, sobald der Freund zu Gaste weilte. Von tieferem, ernsterem Gehalt sind die Gedichte, die Elisa Munck gewidmet wurden [2]). In ihrem schwachen, oft von Krankheit heimgesuchten Körper, der so manches

---

[1]) Nr. 63, 64, 79 in Band III der Meisnerschen Arndtausgabe.

[2]) An den Freiherrn Munck Nr. 67 und 89, an Elisa Munck Nr. 62, 65, 84, 101, vgl. dazu H. Meisner, E. M. Arndt und Psychidion, Euphorion Bd. III, Bamberg 1896, S. 758 ff., wo die Bezeichnung „Psychidion für Elisa und Frau v. Helvig" erörtert wird.

Mal nur noch mit dünnen, zerbrechlichen Fäden am Leben zu hängen schien, wohnte ein frommer, nach innen gewandter Sinn, eine helle, frische Seele. Es ist eine innige Seelengemeinschaft, die sich zwischen Mann und Frau auftut, eine jener von allem Sinnlichen losgelösten Verbindungen zwischen beiden Geschlechtern, die ihren reinen Charakter bewahrt[1]). Diese Reinheit spricht aus den Gedichten an sie. So oft Arndt in ihrer Sphäre weilt, fühlt er sich aus jener Härte der politischen Öffentlichkeit, die nur Herren und Knechte schafft und duldet, in das Reich der menschlichen Freundschaft versetzt, der reinen Menschlichkeit. Alles Schöne kommt in ihrer Umgebung zur Blüte und Entfaltung, sie führt den Menschen hinaus aus dem Lande der Vergänglichkeit mit seinen unaufhörlichen Wandlungen aufwärts in jene Welt, wo Friede und Glückseligkeit wohnen. Und wenn der Frühling ins Land zieht, dann weiß der Freund sie geborgen in der Stille der Natur, in welche die Falschheit und der Neid der Welt nicht hineingelangen können. Hier in dem abgeschiedenen Edeby lebte sie ihrer Welt, ihrem Manne, ihrer Pflegetochter Lili, der Nichte des Gatten, die bei ihnen erzogen wurde, und ihrem einzigen Sohne, der 1809 geboren wurde, aber noch in demselben Jahre wieder starb. Diesen beiden Kindern ist das Köstlichste gewidmet, was die dichterische Muse Arndts während der schwedischen Jahre geschaffen hat, die „Reime aus einem Gebetbuche für zwei fromme Kinder“[2]). So viel auch seine bisherigen Schriften mit religiösen Fragen, mit der Entstehung des Christentums und mit seiner Umwandlung während des Mittelalters, mit der Bedeutung der Reformation und der Vernichtung religiösen Lebens durch die Aufklärung sich beschäftigen, immer handelt es sich um eine Kritik des Gegebenen, um eine Darstellung der Tätigkeit dessen, was bisher geschichtlich auf dem religiösen Gebiete geworden war. Hier in diesen Reimen offenbart sich zum erstenmal der reine Quell der religiösen Persönlichkeit Arndts selbst. Was er hier gibt, ist sein Besitz, und es ist sein Begehren, ihn weiter zu geben, ihn hineinzupflanzen in die Kinderherzen und die Herzen solcher, die kindlich empfinden wie er selbst. Im Vordergrund seines religiösen Erlebnisses steht Gott, die gewaltige Majestät des Schöpfers, seine Allwirksamkeit und Allgegenwart, seine Offenbarungen in dem Wechsel des Kosmos und in den einzelnen Menschen. Der Dichter fühlt den unvergänglichen Bestandteil jener göttlichen Kraft in sich mächtig, die mit ihrer unendlichen Liebe alle geschaffenen Werke durchdringt und weiterführt. Der christliche Pantheismus, jenes starke

---

[1]) Siehe auch Briefe an Psychidion, Altona 1819, S. 9 ff.

[2]) Vgl. Meisnersche Ausgabe der Gedichte Band V, Anm. zu 265. R. Eckarts unkritische Ausgabe „E. M. Arndts geistliche Lieder“, Greifswald 1910, enthält nicht alle Reime.

Miteinanderleben göttlichen und menschlichen Seins, von dem Paulus sagt: „Er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir" durchdringt seine Gedanken, die er in kindlich-naive Form zu kleiden versteht. Wo das Gebet zu Gott emporstrebt und sich emporsehnt, ist es keine Bangigkeit der Seele, sondern das unerschütterliche Vertrauen auf die Güte Gottes, die alles trägt, auf seine Weisheit, die auch des Sängers so unbestimmten Lauf in seinen Weltenplan eingeschlossen hat. In Gott finden sich Himmel und Erde, Mensch und Natur zu wundervoller Harmonie zusammen, und es ist nur die Sache des Menschen, sie in seine Welt des Widerspruches als eine Gabe aufzunehmen, die ihm von dem Schöpfer aller Dinge gegeben wird. Nehmen wir zu diesen geistlichen Liedern noch die reizenden Wiegenlieder mit ihrem sinnigen Humor und ihrer für Kinder so verständlichen leichten Schalkhaftigkeit hinzu, die offenbar gleichfalls für das Munckfche Haus bestimmt waren, so wird es verständlich, was der Verkehr in ihm, dem heimatlosen, nach der Heimat sich sehnenden Manne bedeutet hat. In den Briefen an Psychidion über weibliche Erziehung, die 1811 niedergeschrieben wurden, klingen die Unterhaltungen in dem Landhause zu Edeby mit Elisa Munck wieder, wenn er sich aus dem Sturm der politischen Leidenschaften der Hauptstadt in ihre und ihres Mannes Freundschaft hineingerettet hatte. Und als beide 1811 von Baden aus auf ihrem Gute Brandshagen bei Stralsund Einkehr hielten, da konnte er dem Gatten in seinem Willkomm zurufen:

„Willkommen, Freund, am deutschen Strand!
Willkommen unter deutschen Eichen!
Willkommen! Laß uns Herz und Hand
Zum alten Bunde fröhlich reichen!
So komm und weihe durch dein Herz
Die fremde Flur zum Vaterlande!
In Leid und Freud, in Lust und Schmerz
Wir halten fest die alten Bande."

Anderer Natur waren die Beziehungen zu dem Helvigschen Hause. Amalie v. Helvig, eine Nichte der Charlotte v. Stein, war unter ihrem Mädchennamen Amalie v. Imhoff eine bekannte Erscheinung des Weimarer Kreises gewesen. Die Beurteilung ihres Gedichtes „Die Schwestern von Lesbos" hatte Goethe und Schiller 1799 lange in ihrem Briefwechsel beschäftigt; sie gehörte nach dem schließlichen Urteile der Altmeister zu jenen Vertretern des dichterischen Dilettantismus, deren Werke aus einem falschen Prinzip entspringen und deshalb schließlich im ganzen falsch sind; sie sei, so meinte Schiller bereits zwei Jahre früher, nicht durch das Herz, sondern nur durch die Phantasie zur Dichtkunst

gekommen und würde deshalb ihr Leben lang damit spielen. Aber daß beide sie hoch geschätzt haben, beweist schon das Interesse, das sie ihren Schöpfungen entgegenbringen, die eingehende Kritik, die sie an ihnen ausüben. 1802 lernte sie den Obersten und Generalinspektor der schwedischen Artillerie v. Helvig kennen, der auf der Rückkehr von einer Reise durch Italien, Griechenland und die Türkei in Weimar Halt machte, und verheiratete sich mit ihm im nächsten Jahre. Nach dem Tode der Mutter siedelten ihre jüngeren Schwestern Luise und Marianne gleichfalls nach Stockholm über, und ihr Haus bildete mit seinen Musikvorträgen und Vorlesungen, mit den ländlichen Festen und den Wasserpartien den Mittelpunkt der ästhetisch feingebildeten Romantiker der schwedischen Hauptstadt, zu der auch Arndt, wie später Gneisenau, bald Eingang fand. Schon am 14. April 1807 konnte er seiner Freundin Charlotte v. Kathen berichten, die Helvig sei „eine liebe und fröhliche deutsche Frau, zart, sprudelnd und natürlich, wie eine Saite klingend in Freude und Leid". Gemeinsame geistige Interessen knüpften bald engere Bande zwischen ihnen. Aus der Gegenwart flogen ihre Seelen hinüber in das Land einer schönen Vorzeit mit ihren naiven Freuden und ihren geheimnisvollen Schaudern, mit ihren Elfen und Nixen, ihren Berg- und Waldgeistern, ihrer Waldromantik und Liebeslust. Ernste Studien, deren Nachklänge noch jahrzehntelang in dem Leben Arndts widerhallen, führten sie zu der Erforschung alter Sagen und Volkslieder. So wuchs die gegenseitige Neigung durchaus auf romantischem Boden auf, sie war ein notwendiger innerer Zusammenklang zweier Menschen, deren geistiger Schaffensdrang eine beiden gemeinsame Wendung genommen hatte. Auch bei Elisa Munck war eine solche Harmonie vorhanden, aber sie gründete sich auf die gleiche Anschauung jener großen sittlichen Gewalten, die unser Leben beherrschen, des Vaterlandes, der Religion. So wurde sie zu einer Freundschaft, deren Ernst selbst in dem Rhythmus der Lieder an sie deutlich zutage tritt. Hier war es die über Raum und Zeit, über die Verhältnisse hinaus spielende Phantasie, die Mann und Weib so nahe zueinander führte, und in ihrer Unendlichkeit wird die Liebe geboren. Schon ein Lied aus dem Jahre 1807 offenbart deutlich die Herzensneigung, welche der Dichter zu Amalie gefaßt hat, während der Gatte auf Berufsgeschäften abwesend war. Es ist geschrieben, um die Bedenken zu beschwichtigen, die in ihrer Seele aufgestiegen sind, und nur wenn der Himmel sein Gesetz, die Liebe, verdammen darf, dann soll auch sie ihre Liebe verdammen; der höchste Geist wird einst auch ihrer beider Schicksal lichten, aber sein Geist wird nicht als ein furchtbares Urteil auf sie herniederfallen. Auch die übrigen Lieder an Psychidion — sie sind alle an Amalie gerichtet — verraten die

Liebe, die Arndt zu der geistreichen Empfängerin gefaßt hat [1]). Sie ist Bellino, der spielende Vogel, der Einlaß begehrt; Vöglein und Sonnenstrahl, Zephyr der Wind und Echo der Widerhall sind nicht so flinke Gesellen als der Liebesgruß, den er ihr senden will. In der Erinnerung an sie erscheinen ihm die vergangenen Jahre freundlich, lieb und hold. Aber nur in den Gedichten klingt sie wieder. Nirgends weisen Briefe oder Aufzeichnungen späterer Zeit auf die engen Beziehungen hin, die ihn einst an Amalie Imhoff gefesselt haben. Hatten beide vielleicht, wie Schiller es von ihren Dichtungen meint, hier nur die Phantasie spielen lassen, so daß der schwere Ernst ihnen nicht zum Bewußtsein kam, oder hat vielleicht eine Katastrophe zu der Auflösung der Beziehungen geführt? — Wir vermögen es nicht zu entscheiden. Als Amalie 1810 ihrer Gesundheit wegen nach Deutschland zurückkehrte und ihr Heim in Berlin aufschlug, wo Arndts Freunde, unter anderen auch Gneisenau, die alten Beziehungen aufnehmen, verschwindet sie aus seinem Gesichtskreise. Kein Willkommen schallte ihr entgegen wie der Munckschen Familie, als sie das ursprüngliche Vaterland wieder aufsuchte und als auch ihr Gatte nach der Einverleibung Neuvorpommerns in preußische Dienste getreten war.

Dem Einflusse beider Frauen, der Elisa Munck und der Amalie Helvig, verdanken zwei Dramen Arndts ihre Entstehung, die er während der schwedischen Jahre geschaffen, „Die Geister im Walde" und „Scipio della Torre". „Die Geister im Walde", ein dramatisches Freudenspiel, wurden im Frühjahr 1808 geschrieben. Es fällt ganz in den Ideenkreis, in dem Amalie v. Helvig lebte, es wird bevölkert von Elfen und Waldjungfrauen, Berggeistern und Hexen, die alle im Dienste der Erlkönigin stehen. Der Dichter führt die Handlung klar und sicher durch. Zwei Liebespaare, die schwere Schicksale, Raub und Krieg, getrennt haben, finden im Laufe des Stückes einander wieder; um beide, Walter v. Greifenstein und Maria, die von ihrem Vater, dem Einsiedler des Dramas, dem Kloster geweiht, aber von ihrem Geliebten entführt war, Robert, der Jäger Walters, und Klara, die Tochter des Försters Veit, ranken sich die übrigen Gestalten und werden durch sie bestimmt. Wie die Geister des Waldes treue Liebe unterstützen, dem Guten zum Siege verhelfen, so kämpfen sie gegen das Böse; und das Böse, das in dem Stücke neben jener Haupthandlung persönlich dargestellt wird, ist die romantische Tändelei mit der Liebe, das Verlangen aristokratischer und gelehrter Kreise, mit süßem Kinderwahn zu spielen, die Heiligkeit der

[1]) In der Meisnerschen Ausgabe Bd. III, Nr. 68, 80, 83, 96, 108; zum Teil trugen sie zuerst andere Widmungen: „an Laidion, an Mellina, an Mathildis", unter denen sich Amalie verbirgt; an ihre Schwestern sind Nr. 69 und 86 gerichtet.

Liebe dem naiv empfindenden Weibe auszureden, die vor der Sünde zitternde Unschuld zu vernichten. So lassen sich hier zu dem ersten dramatischen Versuche Arndts, dem „Storche und seiner Familie" Beziehungen herstellen, und es ist anzunehmen, daß diese Partien eingeflochten sind, um seine eigene Herzensneigung zu Amalie, vielleicht ihr selbst gegenüber, in einem anderen Lichte erscheinen zu lassen. Aber so sehr der Aufbau des Stückes und seine Handlung den technischen Anforderungen eines dramatischen Freudenspiels, eines Gelegenheitsspieles entsprechen mögen, so wenig genügen die Personen dem strengeren Postulate eines Dramas. Keine von ihnen gelangt zu einer wirklich greifbaren, charakteristischen Individualität; es sind Figuren, keine Persönlichkeiten, die vor dem Leser auftreten. Der Wert des Stückes liegt darum auch schließlich nicht in der Handlung, sondern in den lyrischen Beigaben, die in sie hineingeflochten sind. Die schlichten Liebeslieder „Willkommen süße Frau Nachtigall", „Auf! auf! zum grünen Wald!", „Wann der Kukuk singt", klingen in ihrem Tone an Walter von der Vogelweide an, die kindlichen Lieder „Marienwürmchen flieg weg!" und „Wo ist der kleine Jakob geblieben?" sowie das schwermütige Lied „Mutter der Frommen, heil'ge Maria" reihen sich ebenbürtig den Reimen aus einem Gebetbuche an, und der Schöpfer hatte das richtige Bewußtsein von ihrem Werte, wenn er sie seiner Gedichtsammlung einverleibte, bevor das ganze Stück 1818 in den „Erinnerungen aus Schweden" erschien. Diese Erinnerungen wurden dem Freiherrn Munck gewidmet. Die Beziehungen zu Amalia Helvig waren eine Episode, die auf der Flucht des Lebens entstanden war und in ihr auch wieder ihren Untergang fand.

An der gleichen Stelle veröffentlichte Arndt das zweite Stück, „Scipio della Torre", das ein Jahr später als die „Geister im Walde", im Frühjahr 1809, verfaßt wurde. Dieses Trauerspiel, das in Verbindung mit Vorgängen aus der Geschichte Pisas den Untergang des hohenstaufischen Geschlechtes behandelt, knüpft unverkennbar an Schillers romantische Schicksalstragödie „Die Braut von Messina" an, aber der ganze Vorwurf ist gemildert, aus der furchtbaren Höhe des infolge der Schuld sich unabänderlich vollziehenden Schicksals herausgehoben und in die kleinere Sphäre des Kampfes der Persönlichkeit, des *δαιμόνιον* und des *δαίμων* in ihr, hineingestellt. In den Worten Scipios:

„Ich bin nur eng, und alles will mein Herz
In mich hinein zur eigenen Tiefe ziehn"

liegt seine Tragik beschlossen, denn er vermag es nicht, das *δαιμόνιον*, nach Arndtscher Auffassung das von der Geschichte her auf ihn übergegangene, zu überwinden, er ersticht den Freund und Bruder, der mit ihm um Julia wirbt, und sie selbst sucht im Arno ihr kühles Grab,

sobald sie vernimmt, daß ihr Geliebter Scipio am Sarge Roberts von Salerno sich den Tod gegeben hat. Tag und Stunde, da allen durch Bruno, den Abt von Camaldoli, nach der Bestimmung der Mutter das Geheimnis aufgeklärt und alles zum Guten gewandt werden sollte, bringt dem Geschlechte der Hohenstaufen durch die Schuld der Väter an den Schuldlosen den Untergang. Die Geschichte erweist sich stärker als die Persönlichkeit.

Der „Scipio della Torre“ ist der letzte dramatische Versuch, den Arndt unternommen hat. Der Wurf ist nicht besser gelungen als die früheren. Der Fortschritt der Handlung wird stark beeinträchtigt durch die Langatmigkeit der Unterredungen, die Personen sind schematisch, die Sprache des Dichters und seine Formengebung reichen für den mannigfaltigen Wechsel der Szenen und Darstellungen nicht aus, die das Schauspiel verlangt. Sobald jedoch die lyrische Weise erklingt wie in den Liedern „Ich singe ein Liedel, juchheißa! juchhei!“ „Und die Sonne machte den weiten Ritt“, ist er der Meister des Tones. Für ihn selbst gelten die Zeilen, die der treue Knappe Ferrando singt:

„Laß klingen, was klinget, laß wehen, was weht,
Du weißt ja nicht, wannen, wohin daß es geht.
Der Vogel muß singen, das Lüftchen muß wehn;
Doch frage nicht, ob sie die Klänge verstehn.“ —

Damit erschöpfen sich die Arbeiten, die den schwedischen Freundeskreisen Arndts ihre Entstehung verdanken, nicht. Schon die beiden Dramen verraten in ihren Zusammenhängen mit der Romantik die ernsten Studien und Beobachtungen, die ihr Verfasser nach wie vor den Tendenzen des geistigen Lebens zuwandte. Sie offenbaren sich noch deutlicher in drei anderen Werken, die 1807 und 1808 verfaßt, aber gleichfalls erst veröffentlicht wurden, als er bereits nach Deutschland zurückgekehrt war, ja zum Teil zu seinen Lebzeiten ungedruckt geblieben sind: dem zweiten Teil der Briefe an Freunde, den Fragmenten über Leben und Kunst, der Einleitung zu historischen Charakterschilderungen.

Der zweite Teil der Briefe an Freunde war an Christian Ehrenfried v. Weigel gerichtet, mit dem Arndt zuletzt den Sommer 1806 in Stralsund verlebt hatte. Weigel blieb zunächst hier, und während des Sommers 1807 standen beide in einem regen Briefwechsel, bis der Leibmedikus des Königs in Stockholm sein Amt antrat und so wieder mit dem Genossen der Jugendtage verbunden wurde. Aus dem Elend und der Kleinheit der Zeit und der Zeitgenossen retten sich beide in die Tage der Kindheit, und Arndt unternimmt es nur, dem Freunde die Hoffnungen und Träume der eigenen Jugendzeit darzulegen; es sind Erzählungen, die zu den so viel später verfaßten „Erinnerungen“ eine

bedeutsame Ergänzung bilden. Beiden fehlt „das Leben selbst, oder volles, freies Daseinsgefühl als des Lebens höchster Zweck“, aber das innige Zusammenwachsen der Arbeit und des Genusses soll den Ermatteten immer wieder die Freude ewiger Tätigkeit geben, jener Tätigkeit, welche den Genuß nicht unruhigen Herzens in der Ferne und in der Außenwelt, sondern in der Gegenwart, in der inneren Freude findet, welche imstande ist, des eigenen Lebens wegen den gesellschaftlichen Umgang mit seinen Ansprüchen und Affektationen, seinen Eitelkeiten und Kunststücken aufzugeben und sich zurückzuziehen auf die unmittelbare Größe der alten Griechen, Hans Sachs' und Martin Luthers, und auf die stille Einfalt des eigenen Hauses, der Familie. An diesem Punkte setzt offenbar für den Briefwechsel die Bedeutung der beiden Frauen ein, die Arndt in jenen Jahren besonders nahe standen, der Amalie Imhoff und der Elisa Munck, denn nun entwickelt er zum ersten Male das Verhältnis zwischen Mann und Weib, das auch in den „Fragmenten über Leben und Kunst“ berührt und dann später in „Psychidion“ für die Gegenwart ausführlich behandelt wird, während hier die geschichtlichen Darlegungen einen weiten Raum einnehmen. Wie in den „Geistern im Walde“, so wendet er sich auch in den Briefen gegen die Verzerrung des Verhältnisses zwischen den beiden Geschlechtern durch die moderne Romantik, gegen die „Pinselei und Äfferei der Männer, die Albernheit und die Empfindelei der Weiber“. Dagegen hat die eigentliche Bestimmung des Weibes zum Manne die ursprüngliche Romantik — Arndt nennt es das Christlich-Romantische — erst zur Geltung gebracht. Der Mann lernt sein, während das Weib ist: aus diesem Gegensatz ergibt sich die verschiedenartige Erziehung der Geschlechter und ihre gegenseitige Stellung. Beide bedürfen einander, um sich zum wahren Menschen zu vollenden, um aus zwei halben Leben ein ganzes zu machen. Jene Liebe soll sie einigen, „wo das Weib in dem Manne die starke und feste Gestalt einer geschlossenen Welt sieht, und wo der veredelte Mann das Zarte und Spielende im Weibe als etwas Göttliches und Überirdisches anbetet, was es ist“. So wird ihr Leben in eine Kraft und in eine Einfalt zusammenfließen als die einzige göttliche Tugend, die der Sterbliche erreichen kann. Aus einer solchen Innerlichkeit der Ehe wird ein neues Geschlecht hervorgehen, stark in der Einfalt und heilig in seiner Kraft. Wenn Arndt in den Fragmenten über Leben und Kunst die Negation aufstellte: „Wer zuerst das Wort aussprach: beide — Mann und Weib — haben gleiche Rechte und Pflichten, der sprach die größte Narrheit aus“, so gibt er hier die Bejahung: aus der Verschiedenheit der beiden Geschlechter in Anlage und Bestimmung wird die Harmonie des Menschen und des Lebens geboren.

Die „Fragmente über Leben und Kunst" waren als Einleitung zu den Arbeiten des schwedischen Winckelmann, des Admirals Grafen Karl August Ehrensvärd gedacht, die Arndt übersetzte und herauszugeben beabsichtigte [1]). Schon in den Jahren 1780 bis 1782 hatte der Graf eine Reise nach Italien unternommen und war als begeisterter Verehrer der Antike zurückgekehrt. 1786 erschienen, obwohl er 1784 als Oberadmiral an die Spitze des Seewesens getreten war, seine beiden grundlegenden Werke: „Resa till Italien" und „De fria konstens philosophie", die Philosophie der freien Künste. 1789 trat er von seinem Posten zurück, wurde aber dann nach dem Tode Gustavs III. 1792 noch einmal zur Leitung der Flotte berufen, der er nach zwei Jahren wieder entsagte, um sich ganz dem Studium der Naturwissenschaften und der Kunst zu widmen. Allein bereits im Jahre 1800 riß ihn in der Blüte seiner Mannesjahre — er war erst 55 Jahre alt — der Tod aus einem arbeitsreichen Leben hinweg. Seine Anschauungen standen zu den damals in Schweden herrschenden ästhetisch-künstlerischen Stimmungen, die ganz von Frankreich beeinflußt wurden, in scharfem Widerspruch. Die klassische Bildung und die Begeisterung für die klassische Kunst hatten seinen Gegensatz gegen die moderne Kunst so deutlich offenbart, daß man ihn als Sonderling in seiner Heimat verspottete. Es ist kein geringerer als Arndt, der zuerst Ehrensvärds Bedeutung erkannte und in den Greifswalder Vorlesungen seine Zuhörer auf ihn hinwies. In der „Einleitung zu historischen Charakterschilderungen" setzte er ihm das erste würdige literarische Denkmal als einem Manne, „der mit der innigsten Sehnsucht und der gläubigsten Treue die Wahrheit gesucht hat", der alles Eitle des Nationalen und des Persönlichen verschweigend nicht mehr scheinen will als er wirklich ist. Neben dem lyrischen, allzeit fröhlichen und allzeit genügsamen Improvisatoren Carl Michael Bellmann mit seiner regen Einbildungskraft und seiner volkstümlich-natürlichen Ausdrucksweise, der seine Wein- und Liebeslieder, seine kindlichen Idyllen und seine von nordischen Elfen und Geistern belebten Possen gleich in Musik setzte und auf der Laute oder Harfe selbst vortrug, galt ihm der tatenfrohe und klassisch strenge Ehrensvärd als einer der Heroen schwedischer Kunst und als Interpret des schwedischen Charakters. Die Bekanntschaft mit den Werken beider Künstler hatte er bereits im Verlaufe seines ersten schwedischen Aufenthaltes gemacht, jetzt vertiefte er seine Kenntnis in dem Umgange mit Amalie Imhoff, und er übersetzte die beiden Hauptarbeiten ins Deutsche, um sie auch seinen Lands-

[1]) Die Fragmente sind zum ersten Male, mit einer Einleitung versehen, herausgegeben von H. Meisner in der Deutschen Revue 1898.

leuten zugänglich zu machen. Was die Veröffentlichung verhindert hat, wissen wir nicht; auch die Einleitung blieb Manuskript, und erst den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts blieb es vorbehalten, sie dem deutschen Volke zugänglich zu machen als ein weiteres Zeichen dafür, wie wenig sein Verfasser, den viele heute als einen Chauvinisten ärgster Sorte hinzustellen sich bemühen, jemals in diese Sackgasse sich verlaufen hat.

Die Fragmente über Leben und Kunst wurden im Jahre 1808 niedergeschrieben, aber die Gedanken und Anschauungen, die in ihnen niedergelegt sind, reichen in eine weit frühere Periode zurück. Sie gehen von dem Gegensatze zwischen antiker und moderner Kunst aus, zwischen antikem und modernem Leben, von Tatsachen, die dem Verfasser zuerst auf seiner Reise in den Jahren 1798/99, dann in seinen Weltanschauungsschriften und im Verlaufe seiner andauernden Beschäftigung mit der klassischen Literatur zum Bewußtsein gekommen waren und ihn durch sein ganzes Leben begleitet haben. Der Mensch des klassischen Altertums lebte naiv, der moderne Mensch lebt spekulativ. Aus diesem Widerspruche des Lebens ergeben sich für Arndt die beiden Gegensätze in der Kunst, die durch das Christentum hineingetragen wurden: die alte Kunst freute sich an der Darstellung des bloßen Lebens, die neue muß sich des Bewußtseins des Lebens freuen; die alte Kunst strebte, das Einzelne allgemein zu machen, die neue, in dem Allgemeinen die Physiognomie des Einzelnen zu zeigen, „den Menschen in dem All als einen Teil der Gottheit sich mitfühlen zu lassen". Die neue Kunst nahm ihren Anfang in Italien, aber weil dieses Land von der Reformation unberührt blieb, schob sich in der Folgezeit diese gewaltige Bewegung wie eine Scheidewand zwischen der italienischen Kunst, in der sich das halbe Heidentum, der sinnlich-sündige Genuß der Welt, mit christlicher Geistigkeit mischte, und der niederländisch-deutschen Kunst, die den Sinn des Guten im Christentum und des naiven-volkstümlichen Elementes darzustellen wußte. Dem Niedergange des religiös-geistigen Lebens folgte auch der Rückgang der Kunst, und gleich seinem Vorbilde Ehrensvärd weiß auch Arndt mit der französischen Kunst der reinen Geistigkeit, der Aufklärung nichts anzufangen; sie ist für ihn „mager und sündlich", ihr Glanz unrein; es entsteht die sentimentale Kunst, weil der Verstand sich anmaßte, Zeichendeuter und Dolmetscher der Empfindung zu sein, und sie hielt von Frankreich aus ihren Siegeszug über ganz Nordeuropa. Die alte deutsche Kunst, die Meistersinger und Hans Sachs, Holbein und Dürer, die Niederländer, Martin Luther kommen dem Naiven, der innigsten und unverlierbarsten Wahrheit am nächsten. Ihnen gleicht auch Goethe in seinen jungen Jahren; später „scheint er zuweilen älter

als alles Deutsche, zuweilen jünger als alle Zukunft; es ist ein Prophetengeist, von welchem man nicht sagen kann, woher noch wohin. Doch können die Deutschen sich etwas einbilden, daß er unter ihnen geboren ward". Kunst und Leben werden eins in dem Sittlichen, denn die edelste Kunst ist gut sein und das Gute tun. Solange für den Menschen die Kunst nur den Gegensatz gegen die einfältige Erfindung der Natur bedeutet, und so lange sie es nicht vermögen, beide als gegebene Wirklichkeit und menschliche Empfindung durch die eigene Tat in Harmonie miteinander zu setzen, wird die Kunst nicht jene verfeinerte Geistigkeit von sich abstreifen können, die das Angelernte für angeboren, Talente für den Genius der Selbstoffenbarung hält.

In dem gleichen Maße, wie die „Fragmente über Leben und Kunst" mit den früheren Arbeiten Arndts zusammenhängen, tut es auch die „Einleitung zu historischen Charakterschilderungen". In den drei Semestern des Winters 1804/05, der Sommer 1805 und 1806 hielt er Vorlesungen über historische Charaktere in dem Verhältnis zu ihrem Zeitalter und zu ihrem Volke, und in der Vorrede zu dem Buche heißt es ausdrücklich, daß sein Inhalt auf sie zurückgehe. Der Sommer 1808 sah ihn dann längere Zeit zu Kumla bei seinem alten Freunde Karl v. Rosenstein, dem Bischofe von Östergothland. Aus Unterhaltungen mit ihm und seiner Frau, denen das Buch später als eine „Erinnerung lieber Vergangenheit" gewidmet war, entstand wohl der Gedanke zur Niederschrift; sie wurde zu Stockholm am 21. Oktober 1808 vollendet; die Arbeit war ein Kind der „traurigen Muse", die ihm das Unglück seines Vaterlandes gab. Die in ihr erörterten Probleme sind kosmopolitisch-historischer wie politisch-nationaler Natur, offenbaren also die Tendenzen, denen der Verfasser auch in den früheren Schriften nachgegangen war.

In seinen Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache hatte Arndt in engem Anschlusse an Herder es versucht, die Sprache in ihrer Bedingtheit durch den Komplex der physischen und psychischen Umgebung, in der sie das Mittel zur menschlichen Verständigung bildet, zu erfassen, sie als das geistige Leben zu begreifen, in dem das Charakteristische des Klimas und der Nation zum Ausdruck kommt. Nun wird dieses Problem erweitert, auf den Träger der Sprache, den Menschen ausgedehnt, und es ergibt sich die Frage, ob die Menschen als Massen, die auf einem gleichartigen Niveau stehen, und als singuläre, große Erscheinungen, die sich über die Massen als führende Organe erheben, in gleicher Weise von einer psycho-physischen Notwendigkeit bedingt sind oder ob sich in ihnen etwas offenbart, das als etwas Immergleiches, als etwas Unabhängiges, als etwas Göttlich-Freies von der Vergangenheit über die Gegenwart zu einer unendlichen Zukunft durch die Mensch-

heit schreitet, und ob sich daraus die Möglichkeit ergibt, dieses Ewige in ihnen zu sehen und dem lebenden Geschlechte in einzelnen Gestalten gleichsam lebendig einzubilden. Aber indem er so das Problem vertieft und erweitert, schränkt er es doch zugleich wieder ein, weil es für ihn eine feststehende Tatsache bedeutet, daß die Massen, die gewöhnlichen Menschen mit ihren natürlichen Bedürfnissen in das Chaos blinder Zufälligkeiten hineingeworfen sind, daß sie selbst als ein Zufall unter der strengen Herrschaft des Naturgesetzes stehen. Er achtet darum in seinen Vorlesungen nur auf solche Männer, die als Repräsentanten eines ganzen Volkes, als Interpreten eines ganzen Zeitalters gelten können. Damit findet für ihn das Problem der geschichtlichen Entwicklung seine Lösung in der eigentümlichen Stellung des Individuellen, des historischen Charakters, in der Möglichkeit, den großen Menschen als den Gott in der Natur, als das ewige Gültige nach dem Sinne des klassischen Altertums in Einfalt und Kraft hinzustellen.

Der kindlich-glückliche Mensch, der Mensch, welcher mit Verstand und Heiterkeit Lust und Unlust des Lebens fühlt und erträgt, sieht in der Natur und ihren Wechseln lauter Übereinstimmung; keine Kraft geht verloren, nicht der geringste Stoff bleibt unbenutzt. Die Natur ist ihrem Wesen nach nicht unendlich, d. h. absolut frei in ihrem Schaffen, sondern an Gesetze gebunden, deren Auswirkungen der Mensch sieht. Infolge der Gültigkeit dieser Gesetze sind ihre Schöpfungen nicht nach Zufall untereinander geworfen, sondern so in den Weltteilen und Ländern miteinander verbunden, daß sie sich gegenseitig tragen und ergänzen, erfreuen und stärken. Unter diese ewigen Wirkungen, Einflüsse und Gesetze der Natur fällt auch der Mensch; er kann mit vollem Vertrauen in ihr wandeln, sobald die Naturnotwendigkeit sich in freien Gehorsam seinerseits verwandelt. Die Völker und die Einzelnen gleichen an Leib und Seele der Natur, in der sie wohnen, suchen sich mit ihr in Harmonie zu bringen; so von Völkern die Ägypter und Inder, die Schweizer und Tyroler, die Montenegriner und Lakonier, die Niederländer und Schweden; so von Einzelnen Goethe und Shakspeare, Raphael und Allegri, Rubens und Dürer, Bellmann und Ehrensvärd. Allgemein ist das Gesetz der Natur, „daß auch der Leichteste und Kühnste, der aus keinem Erdkloß hervorgewachsen, oder an ihm angewachsen scheint, in seinen Empfindungen und Werken die Stelle verraten muß, wo er aus dem Schoße seiner Mutter an das Licht fiel und seines Spannenlebens Wiege mit ihm rundging". Aus dieser engen Verbindung der Völker und der Einzelnen mit der sie umgebenden Natur folgt die Bedingtheit der großen Menschen, der historischen Charaktere durch ihr Volk und durch ihr Zeitalter, denn die Kraft ist größer, die alles zur Einheit verbin-

den, alles durch Liebe tragen will als die, welche die Energien der Natur und des Menschen entzweit, um durch diese Zerrissenheit ihr Wesen zu erfassen. Wer bei diesem Prinzipe der Auflösung stehen bleibt, wird immer nur die einzelnen Teile übersehen, nie ihren Zusammenhang. Wer Geist und Leib auseinanderzerrt, wird entweder zu einer absoluten Herrschaft des Geistes gelangen, die in ihrer Gültigkeit nicht bewiesen werden kann, oder zu einem Mechanismus des Leibes, der von dem Zufall abhängig bleibt. Allein diese Bedingtheit des Einzelnen durch die Natur und ihre Gesetze bedeutet doch nur die eine Seite der großen Menschen. Kraft seiner göttlichen und geistigen Natur besteht für ihn die Möglichkeit, in sich etwas auszulösen, was außerhalb jenes kausalen Zusammenhanges steht. Die rohe, ungebildete Natur der Urzeit ergriff den jungen, wehrlosen Menschen und drückte ihm ganz ihr eigenes Gepräge auf; erst in einer langen Reihe von Jahrtausenden gelang es ihm, der gewaltigen Einwirkung der Natur auf ihn selbst ein Gegengewicht entgegenzustellen, ihr kraft seines Geistes zu widerstehen, ja sie zu beherrschen, ihr jetzt seinen Willen als ein Gesetz zu setzen. Nicht nur der Mensch, sondern auch die Natur wurde humanisiert. Der Geist umfaßt alle selbsttätigen und schöpferischen Kräfte des Menschen, durch die er jenes Werk vollbringt, sich von dem Naturzwange befreit. Durch den Geist tritt er in Verbindung mit dem Übernatürlichen, das sich in seinem Wesen offenbart. Nur dieses in sich freie, göttliche Leben bringt die Zeit vorwärts, während blinder Glaube an ein allmächtig wirkendes Naturgesetz Schwäche, Faulheit und Despotismus erzeugt. Aber alle, in denen jene Kraft lebendig ist, sollen bedenken, bis zu welchem Grade es möglich ist, die Natur zu bezwingen, ohne sich von ihr zu lösen; sie sollen bedenken, daß es keinen Menschen „in vollster geistiger Freiheit" gibt. Befolgen sie dieses Gebot nicht, dann trennen sie sich von dem Boden ihrer Wirksamkeit, sie lehnen sich auf gegen den Zusammenhang, der ihnen von Gott gesetzt ist; sie werden ihr eigener Gott und Herr, schaffen jene Vereinzelung, in der alles Große und Groẞe, jeder Fortschritt und jede Harmonie zwischen dem Einzelnen und der Menschheit untergeht.

Will man die „Einleitung zu historischen Charakterschilderungen" recht beurteilen, so muß man sich gegenwärtig halten, daß sie als Vorlesungen gehalten worden sind. Arndt beabsichtigte mit ihnen nicht, den Hörern eine geschichtliche Darstellung oder eine geschichtlich-methodologische Untersuchung zu geben, sondern er wollte ihnen seine eigene Anschauung über das historische Verhältnis großer Charaktere zu den Gruppenbildungen des Stammes und des Volkes, zu den physisch-geographischen und psychischen Bedingungen vergegenwärtigen, unter denen sie stehen.

Seine Abhängigkeit von Herder tritt auch hier deutlich zutage; wo er die Bedingtheit der Kunst eines Volkes durch das Klima bespricht, beeinflußt ihn wohl die Auffassung Winckelmanns. Aber trotzdem bleibt es ein eigenartiger Versuch, die vergleichende Physiologie der Völker, ihrer einheitlichen sowie der individuellen Charaktere zu begründen, ein Versuch, den Arndt später in seiner Bonner Wirksamkeit wieder aufgenommen hat, und dessen Wirkungen sich dadurch bis in die Gegenwart erstrecken. Gerade in der ruhigen, leidenschaftlosen Art der Durchführung wirkt er auf das stärkste als ein Protest gegen die Bemühungen, die Universalmonarchie Napoleons als einen unbedingten Fortschritt in der Entwicklung der Menschheitsgeschichte zu rechtfertigen. Mit ihrem Wesen war die Selbständigkeit nationaler Kultur unvereinbar; sie löste das Problem zwischen Kosmopolitismus und Nation einseitig zugunsten des Universalen, verletzte darum ein wichtiges allgemeingültiges Gesetz geschichtlicher Entwicklung, die Forderung eines organischen Zusammenhanges zwischen Natur und Geschichte; sie trennte auch die historischen Charaktere von dem Mutterboden, aus dem heraus sie sich zu ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung erheben sollten, ja sie machte historisch-große Charaktere — und das war für Arndt das vorwärtsbewegende Prinzip der Geschichte — im letzten Grunde unmöglich. Und hatte nicht der Verfasser des „Geistes der Zeit" in dem zweiten Abschnitte des zweiten Teiles eben die Ausnutzung der Nationen gegeneinander für seine eigenen Zwecke als das Endziel des Imperators hingestellt? — So führt von diesen kosmopolitischen Schriften eine Linie hinüber zu der politischen Tätigkeit, in die sich Arndt noch während seines Aufenthaltes in Schweden wieder hineingestellt sah; sie wurde durch die Feindseligkeiten veranlaßt, die Rußland gegen seinen westlichen Nachbar eröffnete.

Das politische Verhältnis zwischen den beiden Mächten, die im 18. Jahrhundert so oft gegeneinander die Waffen gekreuzt hatten, war zuletzt durch den Bundesvertrag vom 14. Januar 1805 geregelt. Schweden schloß sich durch ihn der dritten Koalition gegen Frankreich an, und die Kontrahenten verpflichteten sich, nicht anders als nach gemeinschaftlicher Übereinkunft die Waffen niederzulegen oder mit der französischen Regierung wegen des Friedens zu unterhandeln. Demgemäß war auch Rußland nach dem Frieden zu Preßburg zwischen Frankreich und Österreich ebenso wie England im Kriegszustande gegen Napoleon geblieben. Erst der Friede zu Tilsit verwandelte das feindliche in ein freundschaftliches Verhältnis, doch ohne daß der bisherige nordische Verbündete, der seinerseits im November 1806 alle französischen Anerbietungen abgelehnt hatte, von den Verhandlungen unterrichtet wurde. In einem geheimen Artikel verpflichtete sich Alexander, falls England den durch Rußland

vermittelten Frieden nicht annehmen würde, zu einem Bündnis mit Frankreich gegen die britische Seemacht und Handelsstellung, deren Herrschaft durch die Kontinentalsperre vom 21. November 1806 getroffen werden sollte. Schweden sah sich durch diese Neuorientierung der russischen Politik in eine äußerst prekäre Position gedrängt; es war der Verbündete zweier Mächte, Rußlands und Englands, zwischen denen täglich mit dem Ausbruche eines Krieges gerechnet werden konnte. Und doch tat Gustav IV. Adolf nichts, um seine Stellung wenigstens so viel als möglich militärisch zu sichern. Er verharrte in unbeweglichem Starrsinn, als ob man im tiefsten Frieden lebte, mit seiner fatalistischen Hoffnung auf ein unmittelbares Eingreifen der göttlichen Vorsehung. Er betrog sich selbst und sein Volk. Das Heer blieb auf dem Friedensfuße, die Festungen wurden nicht mit Proviant versehen, keine Magazine angelegt, niemand dachte an die Sicherheit der finnischen Küstenflotte. Das Bombardement von Kopenhagen und die Wegführung der dänischen durch die englische Flotte im September 1807 verschärfte die Situation. In Petersburg bereitete man einen Bruch mit England vor, in den Schweden auf irgendeine Weise verflochten werden mußte. Am 6. Oktober erfolgte eine Note der russischen Regierung, in der Gustav IV. Adolf aufgefordert wurde, an der Schließung der Ostsee für fremde, d. h. englische Schiffe mitzuwirken, worüber man 1780 übereingekommen sei. Die schwedische Antwort vom 13. November lautete verneinend; es sei unmöglich, weil man den Frieden der Ostsee nicht schützen könne, solange die französische Macht einen großen Teil der südlichen Häfen des Baltischen Meeres beherrsche und dort die Kontinentalsperre ausübe; überdies sei Schweden durch den Vertrag von 1801 mit England in dieser Frage gebunden. Ein Depeschenwechsel zwischen den beiden Regierungen, der sich während des ganzen Winters 1807 hinzog, konnte zu keiner Einigung führen. Zu den Unstimmigkeiten mit Rußland gesellten sich Zwistigkeiten mit Dänemark, das sich mit Frankreich verbündet hatte. Trotzdem unterblieb jede Rüstung. Eine Proklamation des russischen Befehlshabers Buxhövden an die Bewohner Finnlands vom 18. Februar 1808 setzte sie von der nahen Besetzung des Landes in Kenntnis; am 21. überschritten die feindlichen Truppen die schwedische Grenze. Eine Woche später, am 29., erklärte auch Dänemark dem nordischen Rivalen den Krieg. In der Proklamation des schwedischen Hofes gegen Rußland wegen seines Einfalles in Finnland hatte der König darauf hingewiesen, er habe nach dem Verluste der deutschen Provinzen dahin getrachtet, in seinem Reiche „die Ruhe zu genießen, die dessen geographische Lage zu versprechen schien". Ganz ähnlich wie Friedrich Wilhelm III. sah er sich und sein Land plötzlich wider seinen Willen

unvorbereitet in einen Kampf verwickelt, weil er „überrascht werden wollte", weil ihm die Kraft des Entschlusses fehlte, dem Sturme vorzubeugen, der sich seit langem vorbereitet hatte. Aber ein weiteres kam hinzu: hier in Schweden war nichts von jener Liebe und Verehrung für den Vertreter der Monarchie zu spüren, die in Preußen während der nun folgenden schweren Jahre sich offenbarte. Bei den verantwortlichen Ministern und im Volke, bei den Soldaten und den Bürgern der größeren Städte, namentlich der Hauptstadt, lebte die Überzeugung, daß jeder Widerstand vergeblich sei. Die Vorstellungen des Generals Armfelt, des Staatssekretärs Lagerbrieg und des Grafen Philipp Schwerin hatten auf den Verlauf der Geschäfte keinen Einfluß. Die Erbitterung gegen den König war so groß, daß sie sich oft in Wünschen für die Feinde auszusprechen schien, kurz, es fehlte jene einmütige Begeisterung des Volkes, die in einem Kampfe allein den Sieg verheißt.

Die Flamme dieser Begeisterung für den König und für das bedrohte Vaterland zu entfachen, war das Ziel E. M. Arndts mit der Herausgabe des „Nordischen Kontrolleur", der vom März 1808 bis zum Februar 1809 in monatlichen Heften erschien. Sie wollen „mit der Wahrheit und Redlichkeit, die den Norden nimmer verlassen sollten, der sophistisierenden und fuchsschwänzenden Lüge vor das Angesicht treten, welche jenseit des Meeres unsern Zustand und unsere Gesinnung anders darstellen wird, als sie sind"; sie sollen Nachrichten über die Begebenheiten des Tages bringen, Züge, die Land und Volk charakterisieren und zugleich die Menschheit ehren, Abhandlungen, welche die Sünden der Zeit, die ungebundene Lüge und die schwächliche Feigheit an den Pranger stellen, die Wahrheiten des Gesetzes und der Religion offenbaren. So enthält gleich das erste Heft die Erklärung der schwedischen Regierung vom 11. März mit allen ihren Beilagen, auch die aufgefangenen Depeschen an den russischen Gesandten Alopaeus sowie die Kriegserklärungen Rußlands und Dänemarks, die ersten Berichte über den Vormarsch der Armee; und auch die folgenden Hefte bringen in einem Abschnitte immer die Rapporte der Befehlshaber der Truppen und der Flotte an den König, die Arndt offenbar aus dem Kabinette sofort zur Verfügung gestellt und von ihm ins Deutsche übertragen wurden, Privatbriefe an ihn selbst und an befreundete Familien, Beförderungen und Auszeichnungen, kurz, ein reiches Material zur Geschichte des finnischen Feldzuges. In dem ersten Hefte wurden außerdem noch das Kriegslied der Schweden sowie die erste Hälfte der uns schon bekannten Friedensrede veröffentlicht. Das zweite Heft enthielt das erste Kriegslied Arndts, „Lob des Eisens", das am 26. April 1809 entstanden war, den Schluß der Rede sowie den Anfang einer Abhandlung über Rußland: „Ein kurzes Wort

über Rußland und sein Verhältnis und Verhalten gegen das übrige Europa vor und seit Peter dem Großen", die bis in den November hinein fortgesetzt wurde [1]). Schon im ersten Teile des „Geistes der Zeit" hatte Arndt ein wenig günstiges Urteil über die Russen und ihre Geschichte gefällt; allein ihre Bedeutung für Nordasien, die gigantische, wenn auch barbarische Erhabenheit Peters des Großen als des zweiten Schöpfers Rußlands wurden dort anerkannt. Hier lautete das Urteil weit schärfer; es war zum Teil so hart, daß sein Verfasser, als er die Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn v. Stein 1843 mit ihren eindrucksvollen Schilderungen der russischen Zustände und des russischen Volkes herausgab, selbst auf diesen Unterschied Bezug nahm und sich dagegen verwahrte, als hätte er „Haare und Farbe gewechselt". Dieser Aufsatz hat eine ausgesprochen antirussische Tendenz; er wurde geschrieben, um dem schwedischen Volke Mut zu machen für den Kampf, in den es eben hineingetrieben war; er sollte zeigen, wie schwach im Grunde der Gegner sei, mit dem man es zu tun hätte. Die Psychologie des russischen Volkes, die Arndt nun gibt, lehnt sich aufs engste an die in der Einleitung zu historischen Charakterschilderungen festgelegten Grundsätze an. Nach der physischen und geographischen Beschaffenheit und Lage Rußlands können seine Bewohner gar nicht „zu den geistreichsten und frischesten Völkern" gehören. Roheit, Unbildung, Knechtschaft haben in diesen Gebieten scheinbar ihren ewigen Sitz. Die jahrhundertelangen Kämpfe mit den wilden Völkern des Ostens vernichteten alle Bemühungen, es aus diesem Zustande herauszubringen, bis Peter der Große es unternahm, die Russen zu einem selbständigen Volke und zu Europäern zu machen. Allein auch er vermochte ihnen keine neue Kultur zu bringen. Die von außen hereingetragene Bildung blieb ohne Wirkung auf die Menge des Volkes, und in den höheren Klassen erzielte sie höchstens eine äußerliche Verzierlichung und Verfeinerung, der nicht die innere, weder die angeborene noch die sittlich erworbene Gesinnung entsprach. Für Wissenschaft und Kunst leistete das Volk nichts, der Nationalgeist fehlte, es mangelte an einer gesetzlichen und bürgerlichen Verfassung, welche die seit Jahrhunderten eingewurzelte Knechtschaft zu überwinden versucht hätte. Die Regierungen der folgenden Herrscher, der Katharina I. und II., der Anna und der Elisabeth, haben an diesen Zuständen nichts gebessert. Es ist eine Zeit innerer Kabalen;

---

[1]) Eingehend bewertet hat diesen Aufsatz zum erstenmal Joh. Rassow, E. M. Arndts Gedanken über eine Erhebung aller Völker gegen die französisch-russische Weltherrschaft in den Jahren 1807—1809, Pommersche Jahrbücher VII, Greifswald, S. 193—253; vgl. über Rußland Geist der Zeit I, S. 265—289.

herrschsüchtige Magnaten und Günstlinge bekämpfen einander; und wenn auch Katharina II. schließlich den Weg ging, den ihr Rußlands Interesse wies, bis zu den Grenzen des Schwarzen Meeres, seines Meeres, die Grenzen des Landes vorzuschieben, so beging sie doch das große Verbrechen an der Sicherheit Europas und ihres Reiches, die Teilung des polnischen Staates einzuleiten, einer Macht, die wegen der Eigenart ihres Volkes und wegen der Anteilnahme am Baltischen Meere ein politisches Anrecht auf Selbständigkeit hatte. Diese Ausführungen richteten sich zugleich gegen die hohe Einschätzung, welche der russische Staat seit den Arbeiten Schlözers in der deutschen Publizistik erfuhr. Im Gegensatze zu dieser Verurteilung der russischen Politik des Jahrhunderts vom Tode Peters des Großen bis zu dem Tode Katharina II. erhielt das Verhalten ihres Nachfolgers Paul eine günstigere Zensur. Arndt hob den Willen hervor, die Herrschaft des Adels zu brechen und das sklavische Volk zu freien Bürgern zu erheben, und rühmt seine Teilnahme an dem zweiten Koalitionskriege als eine Tat, welche die Gefahren des revolutionären Systems der Universalmonarchie vorausgeahnt habe. Dagegen ist dem Verfasser die schwankende Haltung Alexanders und seine Persönlichkeit, wie schon der kurze Hinweis im ersten Teile des „Geistes der Zeit" ahnen ließ, durchaus unsympatisch, und die Schlußausführungen des Aufsatzes bringen eine Darstellung der russischen Politik und des russischen Vorgehens in Finnland, die darauf berechnet sind, die mit rücksichtsloser Brutalität verbundene innere Schwäche des Nachbarn noch einmal dem Leser vor Augen zu führen, die Möglichkeit zu begründen, über einen solchen Gegner im Felde die Oberhand zu gewinnen.

Das Gegenteil wurde Ereignis. Das schwedische Westheer unter Armfelt, seit dem 16. August unter Bror Cederström, sowie das zur Deckung gegen dänisch-französische Einfälle errichtete Küstenheer unter Toll vermochten nichts Entscheidendes auszurichten; ebensowenig die Flotten, die als einzige Verbindung zwischen dem Hauptlande und Finnland den alten schwedischen Waffenruhm wahrten. Auf dem Hauptkriegsschauplatze war nichts für die Verteidigung vorbereitet. Die edle Begeisterung der finnischen Regimenter und der finnischen Bevölkerung, selbst ihr Vaterland zu halten, fand von Schweden her keine genügende Unterstützung. Mit der feigen, an Landesverrat grenzenden Übergabe der Festung Sveaborg gingen der Hauptstützpunkt der Provinz und die beste Schwedenflotte verloren. Aller Treffen, in denen sich die Schweden behaupteten, ungeachtet, mußten sie doch nach Norden zurückweichen. Die Waffenstillstände vom 19. September bis zum 27. Oktober und vom 30. November an auf einen Monat änderten an dem Bilde nichts,

da keine Waffen vorhanden waren, die man den Truppen zuführen konnte. Schwere Seuchen im Heere und in den schwedischen Städten, auch in Stockholm während der Wintermonate, beeinträchtigten die Möglichkeit eines aussichtsreichen Widerstandes und die Kampfesfreudigkeit noch mehr. Der König, der sich von allem fern hielt, wurde seinem Volke immer fremder. So war es begreiflich, daß die Blicke Arndts von diesen trüben Verhältnissen hinweg auf ein Land sich lenkten, das damals der vordringenden Weltmacht den ersten erfolgreichen Widerstand entgegensetzte: auf Spanien und Portugal, und in den Monatsheften Oktober und November 1808, Januar und Februar 1809 erfuhren die Ereignisse auf der iberischen Halbinsel eine eingehende Behandlung. War es auch des Verfassers nächster Zweck, die schwedischen Landsleute zu gleichem Widerstande gegen einen mächtigen Feind dadurch anzufeuern, ihnen zu zeigen, welche gewaltigen Kräfte in einem einheitlichen, freigesinnten Volke schlummerten, so verstiegen sich seine letzten Ziele hier doch in weit größere Dimensionen. Spanien wandte ja das Mittel an, das Arndt einst schweren Herzens im ersten Abschnitte des zweiten Teiles des „Geistes der Zeit" für die Niederwerfung Napoleons niedergeschrieben und in dem zweiten wiederholt hatte. Hier wurde lebensvolle Wirklichkeit, was seine Träume und Phantasien sich ersehnt hatten: der Kampf nahm die Form an, welche den Emporgekommenen allein vernichten konnte. Für Arndt wurde daher die Sache der Halbinsel „Weltsache", und wer für Freiheit und Ehre noch einen Funken Gefühl habe, müsse auf seiten der Spanier stehen. Die Granden des Landes und der kleine Adel, die Minister und die Beamten, die Richter und die Priester, also die dazu Berufenen, haben das Volk geeint; und von diesem geeinten Volke und seinen Führern wandte sich der Blick gleich hin zu den deutschen Fürsten und Grafen, den Freien und Semperfreien, den Ministern und Repräsentanten, den Richtern und Priestern des deutschen Volkes. Eine Idee allein soll ihnen Licht und Wahrheit bringen: suchet Einheit! Österreich ist der gegebene Mittelpunkt! „Das Eine Wort Franz von Österreich ist unser einziger Herr, Karl von Österreich führt uns!" Dann sind wir frei, und zu Hunderttausenden wird ein einiges deutsches Heer am Rheine stehen: „Es seien keine Könige und Fürsten — die Zaunkönige! die Sklavenfürsten — mehr in Sachsen und Bayern, in Württemberg und Westfalen, in Mecklenburg und Hessen! Einen Herrn, Einen Anführer, Einen Retter gebraucht, und wenn ihr frei sein wollt, so ist ganz Europa frei." Wie weiß er die Einwände zu beschwichtigen, die sich gegen diese Volksbewaffnungen erheben lassen! Auch er war sich dessen bewußt, daß solche Revolutionen und Aufstände

zu den schrecklichsten Mitteln gehören, die jedes Herz vor Verantwortung erzittern machen und die nur gegen die schwersten Übel angewandt werden dürfen. Allein, so fragt Arndt, hat ein schlimmeres Übel Europa je angefressen als das jetzige? — Es gilt um den höchsten Besitz und den höchsten Verlust der Menschheit, denn ein einziger, ein kühner, gewaltiger Mann will allen Völkern gebieten, will ihnen Satrapen für Fürsten, Befehle für Gesetze, Schande für Ehre setzen. Es gilt den Kampf um die heiligsten menschlichen Dinge, um Freiheit und Kraft, um Kunst und Wissenschaft, die durch Einherrschaft rettungslos untergehen: „so und deswegen will ich eine Insurrektion, eine allgemeine und gewaltige Insurrektion der Völker als das einzige Rettungsmittel und die höchste Notwendigkeit der Zeit, ich will eine Gewalt, die treibe, stoße, zwinge und zertrümmere, ich will sie, selbst wenn ich nicht weiß, wohin sie fährt". Immer muß durch sie noch etwas besseres werden, als was jetzt ist. Und es ist der Wunsch und die Hoffnung Arndts, daß im Hinblick auf die herrlichen Taten des spanischen Volkes Österreich in Gemeinschaft mit dem freilich sehr zerschlagenen Preußen diese große Sache an das deutsche Volk bringt, daß hier ein Sturm entsteht, der den Himmel des armen Deutschlands und des zerrütteten Europa von allen Nebeln und Donnerwolken reinblasen wird. Nehmen wir hinzu, daß seit dem Novemberheft auch die Briefe an den General Grafen Schwerin in dem „Nordischen Kontrolleur" veröffentlicht wurden, so offenbart es sich, wie stark die Hoffnung des Herausgebers am Schlusse des Jahres 1808 Deutschland sich zugewandt hatte. Sie brachte er noch einmal zum Ausdruck in dem „letzten Wort an die Teutschen, gesprochen im Herbst 1808", das später als vierter Abschnitt des zweiten Teiles des „Geistes der Zeit" gedruckt wurde. Wie in allen seinen eindrucksvollen Schriften, so nimmt Arndt auch hier wieder seinen Ausgang von dem Allgemeinen. Die Geschichte gleicht ihm einer unendlichen Säule, deren Spitze in die dunkle Weite der Vergangenheit zurückdämmert, deren Fuß aber mit erdrückender Last auf unserer Zeit, auf unserem Leben steht; je näher diese Säule der Basis kommt, um so deutlicher erkennt der Mensch ihre einzelnen Teile, die Form und Gestalt der Steine, die Art ihrer Verbindung, und doch ist es schwer, in der unendlichen Mannigfaltigkeit zu bestimmen, welche von ihnen für den Aufbau, für die Menschen der Gegenwart von besonderer Bedeutung sind. Nur der Weise und Fromme sieht die Panharmonie einer unendlichen, heiligen und göttlichen Welt; nur ihm wächst bei dieser Betrachtung der Mut, für das Allgemeine mitzuleben und mitzusterben, alles andere eher zu leiden als das Schlechte zu tun, während der Mensch, der alles einzeln anschaut, ein Sklave und Gottesleugner wird; er ver-

mag das große Gesetz der Einheit weder zu erkennen noch anzuerkennen, das Gott in die ganze Natur und ihre Geschichte hineingelegt hat. Von dieser philosophisch-mystischen Gedankenwelt, welche auch die Grundlage seines religiösen Lebens während dieser Jahre bildete, lassen sich für Arndt die Gegensätze zwischen real und ideal begreifen: „Real ist alles, wo der Mensch das Ganze auf seine einzelne Richtigkeit bezieht und Gott und die Welt zu seinen kleinen Zwecken erniedrigt; ideal ist alles, wo der Mensch sich in dem Allgemeinen vergißt und zu einem innig mitfühlenden Teil der Welt und der Gottheit wird." Wer nicht sterben kann, wenn Pflicht und Ehre ihn rufen, ist der größte Realist, weil er keinen Glauben hat an die ewige Herrlichkeit des Menschengeschlechtes; der Idealist ist kein von dem Leben und dem Menschentum abgeschiedenes Gespenst, sondern in ihm lebt der höchste Enthusiasmus, der himmlische Anhauch unendlicher Lebenskraft, durch welche allein die Bewegung zum Guten in der Geschichte aufrecht erhalten wird. Nur ein solcher Mensch fühlt in ihr außer der Notwendigkeit der Tatsachen, der Abhängigkeit von der Vergangenheit jene selbständige Energie des einzelnen, welche der allgemeinen, überkommenen Macht, wie gewaltig sie auch sein möge, bis in den Tod Trotz bieten und aus eigener Freiheit eher aus dem Leben gehen kann, als zu dulden und zu tun, was fremdem Zwange ähnlich sieht. Nur ein solcher Mensch kennt die Macht des sittlichen Vermögens, den stolzen Willen, der nur sich selbst gehorcht, weil er will. Auch für sie wird sich ein gewisser Fatalismus aus der Geschichte nicht wegleugnen lassen, aber sie sehen in jedem Zeitalter — wir merken hier wieder den Zusammenhang mit der „Einleitung" — Menschen, die den Zwang des Schicksals in sich selbst vernichten und sich vielmehr auf das allmächtige Fatum in ihrer Brust, auf ihre sittliche Gesinnung berufen. Der sittliche Idealismus bedeutet also für Arndt gewiß eine ganz bestimmte Art philosophischer und geschichtlicher Denkrichtung, aber er bedeutet in erster Linie doch eine sittliche Willenstendenz, die er in sich und seinen Lesern lebendig machen will, die Tendenz, die große Gemeinschaft der Nation in den Mittelpunkt persönlichen Lebens zu stellen. Von ihr aus sucht er dann die Bedeutung der französischen Revolution und Napoleons, die Schicksale des deutschen Volkes und das Verhalten seiner herrschenden Klassen zu ergründen und den Lesern vor die Seele zu führen.

Die Revolution sollte nach der Meinung ihrer ersten Propheten und Anhänger politische Wirkung haben, der ganzen Kulturwelt politische Regeneration, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, ewigen Frieden bringen; aber ihre vornehmste Bedeutung ist geistiger Natur, im dritten Grade erst politisch; ihre Bestimmung soll darin bestehen, die

Verfassungen, die Sitten und Wissenschaften auf einfachere Gesetze, das Menschengeschlecht zu einem freieren und kühneren Leben zurückzuführen, ohne Universalmonarchie und ohne Universalreligion, „deren Abscheulichkeit jeder freie Mann verfluchet". Die französische Revolution wird so „die dritte große Epoche des Christentums" beginnen. Für jeden geistig Lebendigen ist sie eine Notwendigkeit; sie löste den Menschen von dem Wahne, als ob sie sich von der Erde und den ersten irdischen Gesetzen befreien, die Künstlichkeit als eine gleich sichere Kraft hinstellen könnten, wie ehedem das alte Naturgebot, dem der Verstand nicht mehr gehorchen wollte. Das kommende Geschlecht wird die Naturkraft wieder hervorsuchen anstatt der Maschinen, den natürlichen Gott, den alten Gott der Welt anbeten für den metaphysischen, der heiligen und allmächtigen Begeisterung vertrauen und nicht der unheiligen und ohnmächtigen Verstandeskälte. Die gebildeten und veredelten Menschen werden ihr eigenstes Wesen nicht in der Künstlichkeit erblicken, sondern in ihnen wird die Kunst zur Natur sich erheben, und ihre religiösen Gemeinschaften werden dastehen als schönste Vereinigung von Natur und Gottheit. So war Bonaparte zu einer großen Rolle bestimmt; die Zeit selbst hatte das Eis gebrochen, durch welches solange die Fluten der See an ihrer Vorwärtsströmung aufgehalten waren. In ihm selbst lag die Entscheidung, kraft seines selbstmächtigen Willens; allein so groß er auch ist, er blieb etwas Einzelnes. Die da immer noch hoffen, er werde das Verworrene auflösen, das Zerrissene binden, das Wankende befestigen, gehen irre; die da meinen, in ihm walte etwas Unwiderstehliches und Schicksalgleiches, dem zu widerstehen eine Torheit, ja ein Verbrechen wäre, predigen einem elenden und feigen Geschlechte die Unterwerfung unter Napoleon als einen Finger des Höchsten; Gottes Wille aber ist es, mit dem Bösen zu ringen, selbst wenn der Mensch mit seinem Irdischen darüber zugrunde geht. Napoleon steht jetzt da auf den Trümmern der Welt und will das Letzte verderben: „so spricht er nun mit den elenden und ehrvergessenen teutschen Fürsten; so mit den betrogenen bundsgenossischen Spaniern; so spricht er, noch etwas leise, schon mit den Russen; bald wird er es so laut tun, daß sie zittern". Das Wilde und Despotische ist in ihm an Stelle des Milden und Menschlichen zur Herrschaft gelangt, das engherzige und egoistische an Stelle des Weiten und Gemeinsamen. Die Vorsehung wird dies Instrument zerbrechen, sobald seine Arbeit sich vollendet hat, denn „er ist vollkommen böse; nie ist der böse Dämon so ausgesprochen worden als in diesem Zeitalter".

Von diesem personifizierten Prinzip des Bösen wenden sich die Blicke Arndts auf das deutsche Volk hin, auf die Gestaltung seines Schicksals, auf die Möglichkeit seines neuen Werdens im Anfange einer neuen

Zeit, nachdem das Alte vernichtet ist. Deutschland fiel, weil es keine Einheit des Regimentes, keine Einheit des Druckes gegen Fremde, keine rasch zugreifende Gewalt besaß, um die Nation, die von den verschiedensten Interessen bewegt war, zu einem Gefühl zu begeistern. Seine Schriftsteller lagen in virtuosen Kämpfen miteinander; sie schwiegen, als das Volk ihre Stimme hören wollte; seine Fürsten ertranken in „ihrer Schläfrigkeit, ihrer Faulheit, ihrem kleinlichen Geiz, ihrer berechnenden Feigheit und ihrer alles vergessenden und verachtenden Ehrlosigkeit“, während das Volk nach dem „idealen Schein von Hoheit und Göttlichkeit“ sich sehnte. „Nur unsere Dummheit, unsere schlechte Politik hat uns verdorben, nicht die unüberwindliche Tapferkeit der Franzosen, nicht die einzige Klugheit ihres Führers.“ Und nun verfolgt Arndt von neuem die Nebenbuhlerschaft der beiden deutschen Großmächte Österreich und Preußen. Traurig war die Schläfrigkeit der preußischen Minister und Räte, traurig der Wahn des Hofes, sich der eigenen Sicherheit wegen an Frankreich anlehnen zu müssen, verachtungswürdig die Verbindung der preußischen Politik mit Rußland, damit sie für sich den „äsopischen Eselsanteil“ an der Teilung Polens ergatterte; aber ebenso unsinnig war der alte Haß und die apathische Langsamkeit Österreichs gegenüber Preußen, nichtswürdig die Verfinsterung, die selbst in diesen Zeiten in den protestantischen Landsleuten kaum gleiche Brüder erkennen wollte. Ebensowenig wie die Fürsten achtete der Adel auf die Bedürfnisse des Volkes; engherzig schloß er sich in seinem Kastengeiste von den übrigen Ständen ab, fühlte sich in seiner Hoffahrt gleichsam befleckt, wenn es mit ihnen Gemeinschaft schloß, ohne doch das Heldentum seiner Rasse zu offenbaren, als ein Beispiel der Aufopferung voranzugehen. Nicht aus Lust will der Schreiber von neuem diese Tatsachen aufdecken, sondern er muß die Schwächen zeigen, damit Stärke erwachse: „nur das Volk ist das Ewige und soll das Ewige sein, und nach dem Sinn und der Not dieses Volkes muß jeder leiden und tun mit der besten Liebe und der besten Pflicht seiner Zeit. Alles wechselt und verändert die Zeit zur Trauer oder Freude der Einzelnen; aber mit fester Tugend und freudiger Ehre derer, die für alle denken und herrschen sollen, vergeht ein Volk nicht; sie mögen selbst vergehen“. Es ist ein Grundsatz der Politik, daß die Fürsten und Regenten zwischen dem Gesetze und dem Volke, zwischen der Gegenwart und der Zukunft ein geheimnisvolles, aber sicheres Bindeglied bilden, daß sie verantwortlich sind für die Geschicke ihres Landes und Volkes, darum sind „politische Dummheiten Verbrechen“; und „wer Politik auf den kleinen bürgerlichen Maßstab herabsetzt, der ist so dumm, als er vielleicht gut meinen mag“. Auf den Trümmern des durch eigene Schuld gefallenen Staatswesens wird Napoleon den weitesten Plan, der

seit der Römerzeit gefaßt ist, zur Ausführung bringen: „es soll nur Ein Herr sein und Ein Herrschervolk, dieses der einzige Lebenspuls, das allmächtige Zentrum der Welt. An die Stelle der deutschen Fürsten werden französische Satrapen treten, deutsche Heere werden an der Newa und am Hellespont, vielleicht am Orontes und Nil für den Fremdling kämpfen, und „wo keine Selbständigkeit und kein Stolz ist, da ist auch kein Geist und keine Liebe mehr. Ihr werdet verächtliche Sklaven ohne Sitten, ohne Sprache, ohne Wissenschaft und Kunst". Hilfe und Hoffnung liegt bei den Deutschen allein. Ihre Anhänglichkeit am Alten, ihre Liebe und ihre Opfer für die Fürsten sind schön und ehrenwert. Aber jetzt sind diese Anhänglichkeit und Liebe „die allerplatteste Dummheit". Das Alte ist dahin, es können keine Bayern, Württemberger, Sachsen mehr sein, alle müssen gleich arbeiten, gleich opfern für die heilige Freiheit und das liebe Vaterland; „jetzt ist die Zeit gekommen, wo ihr euch zu dem Sinn Einer Nation und Einer Gemeinschaft erheben müsset, wo ihr alle für Einen und Einer für alle zusammenstehen und fallen müsset. Eure Fürsten können euch nicht schützen noch retten: ihren Knechtssinn habt ihr genug gesehen; auf denn! und helfet euch selbst und tut die große Notwendigkeit".

Worin aber besteht diese Notwendigkeit? — Österreich muß den Vereinigungspunkt bilden, das Haus Habsburg soll herrschen als ein deutscher Herr. Allein seit dem „unsterblichen Friedrich" zieht das Haus Hohenzollern in Norddeutschland. Zwar ist es zerstört bis auf den Namen, „aber der Name wird gewaltig wirken, wann wir aufstehen, und wollen wir das große Werk nicht durch Zwietracht verderben, so muß wohl ein preußischer Staat bleiben, obgleich glücklicher für Teutschland nur Ein Reich wäre von der Ostsee bis zu den Alpen". Sobald das Land vom Feinde gesäubert, der Rhein wieder ein deutscher Fluß geworden ist, geht die Neuordnung in folgender Weise vor sich: Österreich erhält Schwaben, Franken, Bayern, die Schweiz zu seinen früheren Besitzungen, Preußen die Gebiete von Sachsen, Hannover, Holstein, Westfalen, Hessen, Holland. Von den Fürsten werden die größeren den beiden größten Häusern zugesellt; sie sind „Fürsten von Geblüt mit allen Anrechten der Ehre und Nachfolge" nach der Größe der Länder, die sie vorher beherrschten. So treten zu den Habsburgern das bayerische, württembergische und badische Haus, zu den Hohenzollern die sächsischen, hessischen und mecklenburgischen Fürsten. Die kleinen Fürsten, Grafen und Herren bekommen ihre Gebiete und Schlösser als stehende Majorate, sie bilden die Pairs des Reiches und sitzen als geborene Räte nebst den Fürsten von Geblüt den Königen zur Seite. Beide zusammen machen das Oberhaus in der Nation aus, den einzigen erblichen Adel. Sonst gibt es nur einen Ver-

dienstadel auf Lebenszeit, der vom Volke gezeigt, vom Regenten bestätigt, durch Tugend, Kunst und Tapferkeit gemacht wird.

Ein Traum, vielleicht ein schöner Traum! Aber wird er nicht gescholten werden als toller Aberwitz, als umstürzende Phantasie, als ehrgeiziger Haß gegen das Bestehende? — Mögen sie schreien und schelten. „Wie sollte der Mann nicht hassen, der in der Welt etwas tun und wirken will? Denn welcher Mensch kann lieben ohne Haß? Und ich liebe mein Vaterland und seine Ehre und Freiheit über alles; ich liebe meine Freiheit, ich liebe die Wissenschaft und das Licht, welche Despotismus von der Erde vertilgen möchte. — — Fahre denn hin Nichtigkeit! und Stärke lebe! Haß beseele, Zorn entflamme, Rache bewaffne uns! Laßt uns vergehen für unser Land und unsere Freiheit, auf daß unsere Kinder ein freies Land bewohnen! Männer, auf! und seid gerüstet! Ihr dürfet nicht leben als Sklaven!"

Bereits am 22. Februar 1808 war es Arndt vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten auf sein Ansuchen hin gestattet worden, den zweiten Teil des „Geistes der Zeit", dessen Abfassung sich über zwei Jahre, vom September 1806 bis zum Herbste 1808, erstreckt, ohne Nennung der Namen des Verlegers und des Buchdruckers in Schweden drucken und erscheinen zu lassen. Das Titelblatt der ersten Auflage nennt auch den Autor nicht; aber keinem konnte es verborgen bleiben, von wem diese Blätter geschrieben waren [1]). Der Hofkanzler erhielt am 28. Februar den Befehl, eine schwedische Übersetzung zu veranstalten. Erschienen ist die Schrift in den ersten Tagen des März 1809, denn am 4. erging der königliche Befehl an den Hofkanzler, sie in den allgemeinen Zeitungen zum Verkauf anzeigen zu lassen. Verbreitet wurde die deutsche Ausgabe wenig; kaum nehmen die Zeitschriften Notiz von ihr. Der Ort der Veröffentlichung war für den deutschen Leser zu abgelegen, als daß das Buch bei dem niederhaltenden Drucke der französischen Behörden in weite Kreise hätte dringen können; jenes Buch, von dem der Freiherr vom Stein 1812 urteilte, es sei mit einer erschreckenden Wahrheit geschrieben [2]). Erschreckend war in der Tat die leidenschaftliche Wahrheit, die es dem Leser rücksichtslos enthüllte. Mit wuch-

---

[1]) Das Titelblatt lautet: „Geist der Zeit. Zweiter Teil. 1809." Der Umfang beträgt 465 Seiten; hinter dem ersten Abschnitt sind vier Übersetzungen von griechischen Liedern eingeschoben, dazu vier deutsche Kriegslieder, unter andern „Lob des Eisens"; am Schlusse des zweiten Abschnittes steht Aristoteles Hymne an die Tugend, am Anfange des vierten das Fragment eines ungedruckten Trauerspiels „Hermann". Über das Verhältnis der ersten zur zweiten Auflage vgl. den Aufsatz von A. Dühr, Arndt als Agitator und Offiziosus in den „Grenzboten", 70. Jahrgang, Berlin 1911, S. 541 ff. u. 588 ff.

[2]) M. Lehmann, Stein III, S. 133.

tiger Schwere und schneidender Schärfe geißelte sie die Fehler Österreichs und Preußens, die Schande und das Verbrechen der kleinen Fürsten und des Adels, der Priester, Gelehrten und Richter als der führenden Stände an dem deutschen Vaterlande und an der eigenen Ehre. Geistige und ästhetische Bildung, Weltbürgertum in Kirche und Staat, auch Siege über den Feind retten nicht, wenn nicht wieder ein Volk wird, wenn nicht wieder kühne und tapfere Menschen mit einem neuen Geiste werden, welche, das Ideal der Volksgemeinschaft in sich lebendig fühlend, selbst die Träger des Staatsgedankens sind und mit seiner Durchführung die Vernichtung des Prinzips des Bösen, Napoleons, und seines egoistischen Werkes ermöglichen. Von Deutschland aus — das war der letzte Gedanke des kühnen Verfassers — sollte eine Erhebung aller Völker gegen die französische Militärdespotie und ihren Universalismus den Anfang machen, der Süden und der Norden Europas sollten sich hier in der Mitte die Hände reichen zum Siege oder zum ruhmvollen Untergange. Sind die Fürsten zu träge und zu feige, um auf diesem Wege voranzugehen, wie es ihre Pflicht gebeut, dann mag von unten herauf der Wille zur Neuschöpfung hervorwachsen, dann mag das Volk wider den Willen seiner Fürsten sich selbst helfen, wenn auch die Vergangenheit ganz dadurch umgestaltet wird. Und während im Osten der preußischen Monarchie der gewaltige Imperator den letzten Widerstand des Erbes Friedrichs des Großen niederzuringen sich anschickte, während Hardenberg nach der Schlacht bei Eylau mit den russischen Staatsmännern in der Konvention zu Bartenstein vom 26. April die Schöpfung des deutschen Bundesstaates mit dem Dualismus zwischen Österreich und Preußen, mit der Erweiterung der Grenzen über den Rhein hinaus als ein Ziel des großen europäischen Bundes festsetzte, faßte Arndt jene Gedanken an einen politischen Neubau Deutschlands, die im Herbste 1808, zur Zeit des Erfurter Kongresses, dann weiter ausgeführt werden. Trotz aller umwälzenden Kühnheit findet in dem neuen Deutschland Preußen doch seine Stellung als die führende Macht des Nordens! Das kennzeichnet am deutlichsten den Fortschritt der inneren Wandlung, welche die politischen Anschauungen Arndts vom September 1806 bis zum Januar 1807, und von dort bis zum Herbste 1808 durchgemacht haben. Selbst der Friedensschluß zu Tilsit vermochte sie nicht zu unterbrechen. Die alte Schärfe des Gegensatzes zu der politischen Vergangenheit Preußens blieb bestehen, aber es wurde ihm bewußt, daß sie doch etwas geschaffen hatte, was die Zukunft nicht entbehren konnte: den Namen, eine geistige Verbindung zwischen Fürstenhaus, Volk und Land, etwas Ewiges und Unvergängliches, das nur die kommenden Zeiten sich als ein sittliches Gut zu erwerben, aus der verknöcherten Form

der Tradition herauszuheben brauchten, um es wirksam zu machen für die Befreiung des Vaterlandes. Durch diese Erkenntnis und durch diese Willenstendenz hatte Arndt die natürliche und sittliche Gemeinschaft mit dem ganzen deutschen Volke erlangt, die ihm vorher fehlte. Mochte er auch fernerhin mit der geschichtlichen Vergangenheit Preußens rechten, seine Tragkraft für die zukünftige Entwicklung Deutschlands hat er seitdem nie wieder außer Rechnung gelassen. Dadurch waren ihm neue Wege zu seiner Arbeit in deutschen Landen gebahnt; und wenn die Stunde nahen sollte, die ihn unerbittlich zwang, das Land seiner Zuflucht und seiner Hoffnung wieder zu verlassen, dann wußte er, daß in dem alten Vaterlande neue, großen Aufgaben seiner harrten. Die knappen Worte der Einleitung bezeichnen das Buch als „ein wanderndes Bild der Zeit"; seine Empfindungen, seine Vorschläge und Pläne seien abhängig von der Zeit, von ihr bestimmt, mit ihr wankend und wandernd. Aber die Gesinnung, die aus den Zeilen spricht, müsse „stehen und bleiben wie die Ewigkeit". Wie eng bewährt sich in dieser scharfen sittlichen Erfassung des Menschen E. M. Arndt wieder mit dem deutschen Idealismus, wieweit hatte er sich bereits in seinem besten Lebensgehalt von der Romantik entfernt. Inmitten aller Stürme der Zeit stehend, blieb sein eigentliches Wesen, die Norm seines sittlichen Willens, von ihnen unangefochten; sie vermochten wohl die tatsächlichen Ausdrucksformen zu ändern, nicht aber jene ethische Wechselwirkung zu vernichten, die ihn mit seinem deutschen Volke und dadurch mit der Welt verband.

Bald schlug die Stunde, wo sie einen noch viel reicheren Inhalt bekommen sollte. Schweden sah sich genötigt, für das Frühjahr 1809 eine dreimal so große Kriegssteuer auszuschreiben als im letzten Jahre. Trübe und zum Teil gleichgültig blickte das Volk in die Zukunft. Von der Westarmee her nahte eine Entscheidung, die wohl zahlreiche Anhänger des Königs als sein Schicksal hatten kommen sehen: eine unblutige Revolution. In den ersten Tagen des März setzten sich 4000 Mann gegen Stockholm in Bewegung. Keiner leistete Widerstand. Der König wurde verhaftet, und am 13. März übernahm der Herzog Karl von Südermanland bis auf weiteres die Regierung. Ohne innere Anteilnahme des Volkes gingen diese häßlichen und ruhmlosen Tage vorüber. Keine Hand rührte sich für den König, der von seinem Heere verlassen war. Er wurde nach Drottningsholm, von dort nach Gripsholm gebracht, dem historischen Gefängnisse der verhafteten schwedischen Könige, dessen Geschichte Arndt in den Sommermonaten 1809 aufzeichnete und ein Jahr später in Perthes' „Vaterländischem Museum" veröffentlichte. Am 14. März schrieb die neue Regierung einen Reichstag auf den 1. Mai aus, der wenige Tage nach seiner Eröffnung, am 10. Mai, den König

und seinen Sohn für abgesetzt erklärte. Am 29. wurde die Aufsagungsakte Gustav IV. Adolf auf Gripsholm übergeben; der Reichsvorsteher empfing unter dem Namen Karl XIII. Krönung und Huldigung. Am 6. Dezember wurde der Gefangene mit seiner Familie und dem getreuen Freiherrn Munck nach Karlskrona abgeführt und von dort nach Stralsund eingeschifft; sie gingen in die Heimat der Königin, nach Baden, in die Verbannung. Ruhmlos endete auch der Kampf mit Rußland. Gleich nach der Absetzung des Königs trat die Hinneigung des größten Teiles des schwedischen Volkes zu Frankreich und Napoleon offen hervor; die neue Regierung sandte eine außerordentliche Gesandschaft nach Paris, um die Vermittlung des Mächtigen bei Rußland zu erlangen. Allein der Oberst Rosen kehrte unverrichteter Sache zurück. Am 17. September kam es mit dem Zarenreiche zu dem Frieden von Friedrichshamm, in dem Schweden das Großfürstentum Finnland bis an den Torneafluß nebst den Alandsinseln an den Gegner abtreten mußte. König, Regierung und Volk trugen gleiche Schuld an dem Verluste, den Schweden in diesen Jahren erlitten hatte [1]).

6. Rückkehr nach Greifswald.
Aufenthalt in Berlin und Stellung zur preußischen Reform.
Letzte schwedisch-pommerschen Arbeiten.
1809—1812.

E. M. Arndt wartete dieses letzte Stadium der traurigen Entwicklung nicht mehr ab. Ihm brannte der Boden unter den Füßen, denn seine Mission in Schweden war gänzlich gescheitert. Und als nun die Nachrichten von den Insurrektionsplänen Dörnbergs und Schills, von der Erhebung Österreichs nach Stockholm gelangten, da stand es in seiner Seele fest, an dem Werke mitzuarbeiten, das nun seinen Anfang zu nehmen schien. Denn wurde jetzt nicht auch in Deutschland Ereignis, wonach er in seinem zweiten Teile des „Geistes der Zeit" ausgeschaut hatte? — Da erreichte ihn am 7. Juni die Kunde von dem Tode des Wagemütigen und seiner Getreuen an den heimatlichen Gestaden des

---

[1]) Über den Verlauf der schwedischen Geschichte in diesem Zeitraum unterrichtet Arndts Schwedische Geschichte, von der entgegengesetzten Seite Elof Tegnér, Anteckningar och Minnen af Hans Gabriel Trolle-Wachtmeister, Stockholm 1889; vgl. dazu die Rezension von Fr. Arnheim in der Historischen Zeitschrift Bd. 66, 1891, S. 353 ff. Das harte Urteil Arndts über Trolle-Wachtmeister (vgl. Aufzeichnungen I, S. 48/52) und seinen eigenen Gönner den Freiherrn v. Essen erklärt sich aus deren Parteinahme wider den König, nicht etwa aus einer Undankbarkeit gegen diesen, wie es Höfer darstellt; vgl. Historische Zeitschrift Bd. 9, 1863, S. 469 f.

Strelasundes, und zornentbrannt sandte er Charlotte v. Kathen die herben Strophen seines ersten Schilliedes. Aber seine Zelte in dem Nordlande waren doch endgültig abgebrochen, wenn er auch zunächst als Flüchtling heimkehren sollte. Die Bedenken des Bruders, der ihn von Bergen aus vor allzu großer Eile warnte, konnten ihn nicht mehr halten [1]). Mit zwei Pässen, auf England und Deutschland lautend, versehen, fuhr er nach Blekingen und ging unter dem Namen eines Sprachmeisters Allmann Anfang September mit einem preußischen Schiffe von Karlshamm nach Rügenwalde in See, von dort mit einem Küstenfahrzeuge nach Kolberg, wo er zuerst durch Zeitungen die Trauerbotschaft vernahm, daß auch an der Donau der Friede wahrscheinlich bald werde abgeschlossen werden. Infolge widriger Winde sah er nach bangen Tagen des Wartens schließlich sich genötigt, wider seinen Willen von hier aus den Landweg einzuschlagen, der ihn über Treptow und Kamin nach Wollin führte. Eine schwierige Fahrt brachte ihn durch die Dievenow über das Achterwasser endlich nach Anklam, und damit an die schwedisch-preußische Grenze. In den ersten Tagen des Oktobers beendete er seine „abenteuerliche Hedschra", wie die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" diese Irrfahrten an den pommerschen Küsten entlang nannten, zu Trantow bei Loitz auf heimatlichem Boden im Hause der unverheirateten Geschwister. Hier sah er Karl Treu, seinen Sohn, nach dreijähriger Trennung wieder; hier erfreute ihn Gottesgab, seine geliebte Schwester, die ihm am ähnlichsten war und das geistige Erbe der Eltern in schöner Harmonie vereinte, mit ihrer innigen Heiterkeit, aber hier fehlte auch seit länger als Jahresfrist das Haupt der Familie, der Vater. Als am 14. Januar 1804 seine Frau gestorben war, da hatte ihn selbst die Sehnsucht nach Ruhe übermannt. Allein der Sohn wußte solche Gedanken niederzuschlagen. Sei ihm Löbnitz mit seiner umfangreichen Tätigkeit vernichtet, so solle er nicht in ein stilles Haus oder gar zu einem seiner Kinder ziehen, sondern „sich etwas anderes schaffen"; denn „ein Mann muß, so lange er lebt, die Tätigkeit und die Herrschaft nicht aufgeben". Der Sohn kannte das Wesen des Vaters, und dieser befolgte den treuen Rat. Löbnitz bedeutete den Höhepunkt seines Lebens. Allein ihn erfüllte nicht jener falsche Stolz des Emporkömmlings, der es für würdelos hält, auch einmal eine Stufe herabzusteigen. Im Sommer 1805 siedelte er nach Trantow an der Peene über, einem kleineren königlichen Pachtgut. Unter den Wirren der Zeit, deren stürmische Wellen auch hier alles geistige und wirtschaftliche Leben überfluteten,

---

[1]) Vgl. Schriften für und an seine lieben Deutschen Teil I, S. 140 f., dort auch ein sehr besonnenes Urteil über Schill.

ging es rückwärts. Frau Sorge war in das friedliche Haus und den friedlichen Sinn des Mannes eingezogen. Die Unruhen und Mühen einer neuen Zeit in breiter Öffentlichkeit verstand er nicht, so daß sein Sohn Friedrich dem Bruder im Sommer 1808 nach dem Tode des Vaters schreiben konnte: „Ich habe Dir einen großen Ernst zu melden; unser lieber Vater ist nicht mehr auf Erden. Es ist aber eine Freude, ich sage, Freude in der Traurigkeit, denn wir haben ja unsern Vater verloren, und welchen Vater! Er war dieser Satanszeit, dieser Fülle von Feigheit und Unredlichkeit nicht gewachsen und man sah ihn allmählich vor Kummer und Sorgen hinsterben. Er ist wahrhaftig von der schlimmen Erde erlöst und ich habe seinen Tod als eine Erlösung empfangen.“ Die friedvolle Heiterkeit und die männlich-starke Arbeitslust des Vaters verbanden sich in dem Sohne zu inniger Gemeinschaft, die ihn einst von der mütterlicherseits ererbten, abgeschlossenen Innerlichkeit befreit hatte; sie durchzog die Lieder und politischen Flugschriften des Sängers der Freiheitskriege und milderte dadurch ihre Härte und ihren Haß; sie erhielten Ernst Moritz Arndt bis in das höchste Alter hinein die stets werdende, nie alternde Jugendfrische. —

Für ihn selbst waren zunächst die heimatlichen Felder nicht freundlich, das Land nicht glückverheißend. Unter fremdem Namen hatte er die Fahrt unternommen, unter fremdem Namen, jetzt M. Holmquist, weilte er in der Heimat. In einem einsamen Stübchen hielt er sich tagsüber zu Trantow verborgen, um vor herumziehenden Spähern sicher zu sein; hier mögen die ersten Kapitel seiner schwedischen Geschichten niedergeschrieben sein. Erst wenn die Schatten des Abends hereingefallen waren, wagte er sich ins Freie hinaus. Zwei Fahrten zu seinen Brüdern Karl auf Zipke bei Barth und Friedrich zu Bergen auf Rügen unterbrachen die Stille des Aufenthaltes. Solange das Land unter französischer Herrschaft stand, war an eine Wiederaufnahme seiner Lehrtätigkeit in Greifswald nicht zu denken. Als im Mai 1807 der Ordinarius für die Geschichtswissenschaften Möller gestorben war, hatten die drei anwesenden Mitglieder der Fakultät von den dortigen Dozenten E. M. Arndt an erster, seinen Freund und Gesinnungsgenossen, den Vizebibliothekar F. C. Rühs, an zweiter Stelle vorgeschlagen. Arndt meldete sich am 20. Juni von Stockholm aus für die Professur. Infolge der dann eintretenden politischen Veränderungen kam er für die Wahl nicht mehr in Frage, und Rühs wurde ersucht, vom Herbst 1807 an die historischen Vorlesungen zu übernehmen. Das Jahr 1808 begann hoffnungslos für die Greifswalder Universität; sie wurde gleich den Behörden und Gerichten angewiesen, nur noch im Namen Napoleons zu erkennen und sich des Siegels von Frankreich zu bedienen; am 4. Januar wurde das

schwedische Steinwappen an der Fassade des Universitätsgebäudes abgenommen, und am 21. Juni verfügte der Marschall Soult in Ausführung eines kaiserlichen Dekretes vom 18. Januar die Absetzung Arndts mit der klug gewählten, die eigentliche Ursache verdeckenden Begründung, daß er seit längerer Zeit abwesend sei und augenscheinlich auf das Amt verzichtet habe. Sein Name wurde hinfort in den Vorlesungsverzeichnissen nicht mehr genannt, an seiner Stelle Rühs zum außerordentlichen Professor bestimmt. Das Ordinariat aber erhielt trotz des Widerstandes der Fakultät der Pfarrer Ludwig Theobul Kosegarten, der alte Gönner Arndts, den zwar keine wissenschaftlichen Studien, wohl aber ein unbegrenzter Enthusiasmus für Napoleon und Hinneigung zu Frankreich für den Lehrstuhl der Geschichte empfahlen. Sein Eintritt in den Lehrkörper bedeutete eine wesentliche Verstärkung der franzosenfreundlichen Professorengruppe, und es war nur der Sachlage angemessen, daß im Mai 1809 der bisherige französisch gesinnte Rektor, der Nationalökonom Canzler, von einem politischen Gesinnungsgenossen ersetzt wurde. Dies war kein anderer als Arndts Schwiegervater Johann Quistorp. Und als nun der Napoleonstag dieses Jahres, der 40. Geburtstag des Imperators, gefeiert wurde, da hielt Kosegarten eine glänzende Lob- und Verteidigungsrede auf den Helden und Herrscher, „welcher, berufen von Gott, berechtigt durch seine Kraft, fortgezogen vom Verhängnis, notgedrungen fast und unwillkürlich, aus der Dunkelheit und Ohnmacht sich aufgeschwungen hat auf den Standpunkt eines unumschränkten Weltgebieters". Für ihn war Napoleon das Organ des Weltgeistes, dazu geschaffen, um das Zeitalter neu zu gestalten, die menschliche Gesellschaft neu zu bilden und zu gliedern, das gebrechliche Alte zu zertrümmern. Darum will er, „verpflichtet einzig und allein euren Fahnen, hochheilige Wahrheit und Gerechtigkeit", seinen Hörern es vor die Seele führen, „wie der Heros unseres und jedes Zeitalters sich uns offenbart hat bis jetzt". Ihm ist es keine Frage, daß der unter Napoleon sich bildende Völkerverein einer längeren Dauer sich erfreuen werde als die früheren, daß in der französischen Staatsform die beste in Erscheinung trete, weil der strenge Ernst der Monarchie gemildert sei durch die Liberalität republikanischer Anschauungen. Deutschlands Bestand und Selbständigkeit aber wird ihm verbürgt „durch seine Naturgrenze und Naturbeschaffenheit, durch seinen Himmel und seine Erde, durch seine Berge, Ströme und Wälder, durch seine Sprache vor allem und durch das unauflösliche Nationalgepräge seiner Kinder". Seine Hoffnung geht dahin, daß der Bund, der bis jetzt bescheiden nur nach dem Rheine sich nennt, dereinst alles Land umfassen werde, was in deutscher Zunge redet. Sechs Jahrtausende habe die Natur gearbeitet, ehe es ihr gelang, den einen

hervorzubringen, der alles dieses schuf. Man glaubte in ihm den Ariman seiner Zeit zu sehen, aber es hat sich gezeigt, daß er ihr Hormuzd geworden ist. „Über seine Werke haben Gott gerichtet und die Geschichte.“

Mit diesen Worten Kosegartens wurde der schärfste Gegensatz zu den Bemühungen und Zielen Arndts innerhalb der schwedisch-pommerschen Grenzen laut, und die Vermutung wenigstens liegt nahe, daß der Redner zu seinen Äußerungen durch den vor wenigen Monaten erschienenen zweiten Teil des „Geistes der Zeit“ veranlaßt wurde. Als ein Flüchtling hatte der Verfasser einst seine Heimat verlassen, im Herzen voller Hoffnung, daß das Nordland als Retter Europas auferstehen werde. Als ein Flüchtling und „Vagabund“, der sich in der Heimat neben so vielen Verwandten und Freunden wie ein Bandit durchs Land schlich, mußte er sich nach der Rückkehr verborgen halten, ohne jede Hoffnung, solange die Fremden im Lande herrschten, hier jemals freies Leben, geschweige denn offenen Anklang zu finden, Verständnis für die Ziele, die, fern von jenen Kosegartenschen Traumgebilden einer deutschen Kultur ohne politische Unabhängigkeit, sich jetzt ganz auf das Bewußtsein der Notwendigkeit nationaler Macht und geistiger Freiheit gründeten. Was lag Arndt näher, als aus den jammervollen Verhältnissen seiner Heimat sich hinwegzusehnen, nach Mitteln und Wegen zu suchen, die ihn seinem Ziele näher brachten, ihm wenigstens Ruhe gewährten? — In aller Stille reifte in dem Heimatlosen der Plan, für eine Zeitlang nach Berlin überzusiedeln. So meldete bereits ein Brief vom 18. November seinem vertrauten Freunde Georg Reimer, dem Inhaber der Realschulbuchhandlung, von Greifswald aus, daß er Anfang Dezember nach Berlin kommen und „dort einige Wochen oder Monate inkognito leben wolle, und dann immer weiter südlich, bis die Herkulessäule seiner Kraft oder seines Lebens irgendwo steht“. Die eigene Sicherheit und gewiß auch der Wunsch, in Preußen neue Beziehungen anzuknüpfen, zu sehen, ob neue Geister dort ihren Einzug gehalten hätten, trieben ihn von neuem aus dem Lande seiner Heimat. Freudig überrascht begrüßte der Freund diesen Entschluß und erzählte ihm von all dem zukunftreichen Leben, das in Berlin hervorzukeimen begann, so hoffnungsvoll, daß Arndt sich in diese Änderung gar nicht finden konnte, der bisher immer nur das „teutsche Unwesen“ daselbst angestaunt hatte. Die Abreise verzögerte sich dann. Erst in der zweiten Hälfte des Dezembers brach er von Trantow in einer klaren Winternacht auf, am 20. erfolgte seine Ankunft in der preußischen Hauptstadt, drei Tage vor dem Einzug des Königspaares. Und an diesem Tage offenbarte sich etwas in bisher noch nicht gesehener Schönheit: er sah, mit welcher Liebe Volk und Herrscherhaus in namenlosem Unglück aneinander hingen. Den Sprachmeister All-

mann — unter diesem Namen lebte er in Berlin — zog es aus der Stille seiner Wohnung hinaus auf die Straßen, unter die Linden und auf den Schloßplatz, wo er seinen ehemaligen Schüler Jahn nach langen Jahren zum ersten Male wiedertraf, und seine Augen suchten die Königin und Scharnhorst, „der blaß und verschlossenen Blickes und vornübergebückt sich von seinem Rosse unter anderen Generalen ruhig forttragen ließ". Arndt fand mehr in Berlin. Er fand die ungebrochene Zuversicht auf die Wiederkehr besserer Zeiten, und den Willen, sich auf sie vorzubereiten; hier sah er, wie in aller Stille jener neue, gemeinschaftliche Geist heranwuchs, den er in seinem zweiten Teile des Geistes der Zeit als den Idealismus der sittlichen Gesinnung verkündet hatte, nicht als eine gewaltsame, alles Gewordene vernichtende Revolution, sondern als eine auf sittlich-religiösen Prinzipien ruhende und von ihnen getragene Neubildung des Einzel- und des Gesamtwillens [1]). —

Die im Wesen der alternden Kulturform des Rationalismus und des bureaukratischen Absolutismus begründete Vereinzelung der Menschen, ihre innere Trennung von den Verbänden, in deren Mitte sie sich hineingestellt sehen, von Kirche und Staat, von Gemeinde und Familie, ihre eudämonistische Lebensauffassung und Lebensgestaltung, ihre weichliche, alles hingebenden Idealismus bare Selbstsucht hatten für Norddeutschland in Berlin ihren Hauptsitz gefunden. Eine Umwandlung dieser Gesinnung war nicht erst durch die Katastrophe von 1806/07 hervorgerufen. In seinen Reden über die Religion hatte Schleiermacher bereits 1799 gründlich mit der Vereinzelung des religiösen Lebens gebrochen, indem er drei Forderungen an sein Wesen stellte: seine Geselligkeit und die darauf beruhende praktische und intellektuelle Wechselwirkung mit der Gesamtheit als seine natürliche und sittliche Grundlage, seine Kontinuität im Dasein des Menschen, so daß jede Unterbrechung Irreligion ist, und seine absolute Vermittlung des Endlichen mit dem Unendlichen. Die Monologe hatten weiter, wie schon erwähnt wurde, den sittlichen Charakter des eigentümlichen Staates in scharfem Gegensatze zu dem reinen Staate der Aufklärung, seine unbedingte Notwendigkeit für den einzelnen auf das nachdrücklichste hervorgehoben. Die bemerkenswerten Schlußworte der zweiten Auflage der Reden, die in den letzten Augusttagen des Jahres 1806, also unmittelbar vor dem Ausbruche des Kampfes, niedergeschrieben wurden, hatten den Mächtigsten der Erde mit all seiner Gewalt und List in die Schranken gerufen gegen

---

[1]) Arndt erzählt die Reise nach Berlin und Ankunft daselbst in seinen „Erinnerungen" S. 99 ff. Nicht den Tag vor dem Einzuge des Königspaares, d. h. den 22. Dezember, langte er in der Hauptstadt an, sondern bereits am 20. Der Teilnehmer am hessischen Aufstande, S. P. Martin, erwähnt dies ausdrücklich in seinem Tagebuche, vgl. S. 261 Anm. 1.

die ungeschwächte Kraft des Protestantismus, die in Deutschland unsichtbar fortlebe; selbst wenn dieses äußerlich untergehe, so würde es trotzdem durch sie wieder auferstehen. Und Fichtes Vorlesungen hatten doch, mochte ihre politische Wirkung verderblich sein und mochte sie die leitenden Staatsmänner in ihrem unheilvollen System bestärken, jene gewaltige Unruhe in den Herzen der Hörer entzündet, die sie auf eine Neugestaltung ihres eigenen Lebens, auf das Problem der sittlichen Autonomie der freien Persönlichkeit und ihrer Stellung zu den gemeinschaftlichen Formen der Gesellschaft hinwiesen. Gewiß: es waren nur dünne Oberschichten der gebildeten Bevölkerung durch die Arbeit dieser Männer im Zentrum der Monarchie und durch den ethisch-sozialen Idealismus Kants in ihrem äußersten Osten ergriffen worden, aber das Erlebnis dieser wenigen gewährte nach der Katastrophe die Möglichkeit, die Reform des preußischen Staates von der Regierung aus ins Werk zu setzen, die eben in so jähem Sturze gefallen war. Bald nach den ersten Niederlagen des preußischen Heeres und dem Vordringen der französischen Macht bis in das Herz des Staates hatte Schleiermacher seinen Freund Georg Reimer ermahnt, Deutschland nicht aufzugeben; alles Politische, wie es bis jetzt bestanden habe, sei „ein unhaltbares Ding, ein leerer Schein" gewesen, weil die Trennung des einzelnen vom Staat und der Gebildeten von der Masse viel zu groß war, als daß Staat und Masse hätten etwas sein können. Dieser Schein müsse verschwinden, eine allgemeine Regeneration sei notwendig, an der jeder teilzunehmen sich verpflichten solle: „Keiner aber, und am wenigsten diejenigen, welche in das Leben der Wissenschaft auf irgendeine Weise verflochten sind, soll daran denken, Deutschland zu verlassen [1])." In dieser Neuordnung des Verhältnisses des Einzelwillens zum Gesamtwillen beruht die preußische Reform der Jahre 1807 bis 1811. Indem einer praktisch-politischen Tat die eminent sittliche Grundlage gegeben wurde, erhielt sie ihren pädagogischen Charakter, wurde eine Erziehung des preußischen Volkes zu einem neuen organischen Wesen, eine Belebung des Gesamtwillens mit dem echt protestantischen Geiste, den Schleiermacher und Arndt als das Postulat der zukünftigen Staatsbildung hingestellt hatten. In dieser Lebendigkeit der französischen Nation, die sich von jeder Schablone der bisherigen Angriffs- und Verteidigungsform frei wußte, hatte einst die siegende Kraft der Revolutionsheere gegenüber den Armeen der alten Mächte ihren letzten Grund. Diese Lebendigkeit aller Einzelwillen für

[1]) Von mir veröffentlicht in „Neue Briefe Schleiermachers und Niebuhrs an Georg Reimer und Schleiermachers an E. M. Arndt", Forschungen z. brd. u. preuß. Geschichte XXII, 1, S. 216 ff.

das Staatsleben ist es, welche die Männer der Reform dem so hart getroffenen Staate neu einprägten, ohne den alten einheitlichen Machtgedanken der friderizianischen Monarchie aufzugeben, der in der zusammenhaltenden, bindenden Energie des stehenden Heeres und des Beamtentums verankert war. So wurde der erste, allgemeine Parallelismus der Forderungen Arndts und der Bestrebungen der Reformpartei verwirklicht. Und in gleicher Weise setzten sich die einzelnen Formen der Ausführung in Beziehung zueinander. Die neue Organisation des Heeres unter Scharnhorsts Leitung und unter Beihilfe von Gneisenau, Boyen und Grolman beseitigte die Vorrechte des Adels auf die Offizierstellen, zog die waffenfähigen Leute außerhalb des stehenden Heeres zur Landesverteidigung heran, machte den Soldatenstand zu einem Ehrenstand, indem sie die „Freiheit des Rückens" proklamierte, auch für die militärischen Gesetze die sittliche Bildung des Menschen zugrunde legte. Während bisher infolge des Werbesystems in dem Heere oft die minderwertigen Elemente des In- und Auslandes sich zusammengefunden hatten, zog jetzt die allgemeine Wehrpflicht ein starkes Band der Gemeinschaft um alle Klassen des Staates, gab ihnen mit der Pflicht auch das Recht, für das Vaterland zu kämpfen, das eigene Leben für die Allgemeinheit einzusetzen. Wie auf dem militärischen Gebiete Scharnhorst, so bereiteten auf dem politisch-sozialen Stein und seine Mitarbeiter die Umwandlung des preußischen Staatswesens vor. Das Edikt vom 9. Oktober 1807 betreffend den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner hob den alten Bevormundungs- und Ständestaat auf, einmal durch die Beseitigung der wirtschaftlichen und sozialen Vorrechte des Adels als des bisherigen alleinigen Inhabers von Rittergütern, dann durch die Herstellung der persönlichen Freiheit der Landbewohner; es schuf eine unmittelbare Wechselwirkung zwischen dem einzelnen Individuum und dem Staate. Die Garantie der persönlichen Freiheit war für Arndt eine Vorbedingung für den heiligen Enthusiasmus, der den Bürger für den Staat beseelen muß. Dafür hatte er ja einst seine Schrift über die pommersche Leibeigenschaft geschrieben und ihre Aufhebung gefordert. Für Preußen fand sie mit dem 11. November 1810 ihre Vollendung: „Nach dem Martinitage 1810 giebt es nur freie Leute." Hierin lag die Verwirklichung eines ethischen Prinzips, das neben der durch das Edikt geschaffenen wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit nicht übersehen werden darf; ein Punkt, auf dem sich Arndt auf das innigste mit Stein berührte. Die gleiche Tendenz kam auch in der Städteordnung vom 19. November 1808 zum Ausdruck; sie sollte ein Bürgertum schaffen, das befreit von der bisherigen Leitung seiner Angelegen-

heiten durch Regierungsbeamte die Verwaltung der Städte selbst besorgte; dem Staate blieb nur das Aufsichtsrecht, daß nichts gegen seinen umfassenden Zweck vorgenommen würde. Damit war die Möglichkeit zur Begründung selbständiger, unabhängiger Gemeinwesen gegeben, und die Stadtbewohner wenigstens erhielten jene starken Mittelverbände zwischen den einzelnen und dem Staate, deren Mangel Arndt so oft beklagt hatte. Es war nur noch eine Frage der Zeit, daß bald auch für die Landgemeinden Ähnliches geschaffen würde. Und neben diesen praktischen Reformen nahm jene geistige Durchbildung in Berlin ihren Fortgang, die bereits vor dem Krieg begonnen hatte. Wiederum sind es Fichte und Schleiermacher, welche sie am stärksten und am innerlichsten gefördert haben.

Fichtes Reden an die deutsche Nation, gehalten im Winter 1807/08 während der Besetzung der Hauptstadt durch die Franzosen in dem alten ehrwürdigen Akademiegebäude, gehen von dem Gedanken aus, daß der dritte Hauptabschnitt der gesamten Weltzeit, der seinen Antrieb in dem sinnlichen Eigennutz, in dem Streben nach absoluter Unabhängigkeit von allem Gegebenen gefunden habe, durch sich selbst vollendet sei. Eine Neuschöpfung des Lebens, wie sie gefordert werden muß, erfolgt nicht durch Besserung der Institutionen, sondern nur durch eine radikale Änderung des Menschen selbst. Sie ist allein möglich durch eine neue Erziehung, welche die Kunst zu verwirklichen weiß, den ganzen Menschen von sich aus, von seinen Empfindungen, von der innigsten Grundkraft seiner Natur aus zum wahren, d. h. zum sittlichen Menschen zu bilden. Diese Bildung beruht auf der Klarheit des Verstandes und der Reinheit des Willens, ist also durchaus individualistisch; sie geht aus von der natürlichen Anlage des Menschen zum Guten, sie soll eine absolut notwendige Liebe zum Guten unbeschadet seiner Nützlichkeit erzielen, eine Darstellung des Guten in dem Leben des einzelnen erstreben. Ihre Vollendung findet sie in dem Erwerb eines Bildes der sittlichen Weltordnung, des göttlichen Lebens, das ewig bleibt, einer religiösen Gesinnung als der Gewißheit des Einwohnens unseres Lebens in Gott. In allen diesen Dingen soll der Zögling handelnd, nicht leidend sein. Um dieses zu erreichen, müssen die Erziehungssubjekte gänzlich von der augenblicklichen Welt als der Periode der vollkommenen Sündhaftigkeit getrennt werden, sich zu Erziehungsgemeinden zusammenschließen, zu deren Bildung Pestalozzi die Methode gegeben haben soll [1]).

Diese neue Zeit und ihr Werden will Fichte seinen deutschen Zuhörern schlechtweg, ohne Rücksicht auf Staat und Territorium, vor die

---

[1]) Über Pestalozzi vgl. oben S. 150 f.

Seele stellen, soweit sie bei allem Schmerz über das Geschehene schon zu klarer Besonnenheit und eigener Tat sich erhoben haben. Seine Erziehungsgemeinden sollen sich in dem ganzen deutschen Volke auswirken, ein neues Volks- und Nationalitätsbewußtsein begründen. Aber warum ist gerade das deutsche Volk, das doch in der Gegenwart dem Untergange geweiht zu sein scheint, zu dieser Tat befähigt, und worin besteht dieses neue Volksbewußtsein? — Die germanischen Völker waren dazu bestimmt, die im alten Europa errichtete gesellschaftliche Ordnung mit der im alten Asien erhaltenen wahren Religion zu vereinigen und damit im Gegensatze zu dem Altertum eine neue Zeit heraufzuführen. Von diesen germanischen Völkern haben allein die Deutschen neben den ursprünglichen Wohnsitzen, deren Veränderung nach Fichtes Anschauung für die Art des Volkes allerdings ganz unbedeutend ist, die ursprüngliche lebendige Sprache behalten. Hierauf beruht ihr Vorrecht, das ihnen bei der Neubildung der Zeit zukommt, denn nur bei einem Volke mit lebendiger Sprache greift die Geistesbildung in das Leben ein, vermählt sich mit ihm zu einer großen, eigentümlichen Einheit, und nur der Angehörige eines solchen Volkes hat in Wahrheit ein Volk, ist einer „vernunftgemäßen" Liebe zu seiner Nation fähig. Aus dem Wesen der sittlichen Anschauung des Menschen, nicht etwa aus dem Boden des Landes und nicht aus einem sozial-politischen Begriffe der Natur und der Materie heraus erwächst ihm der Volksgedanke, denn ihm wohnt der Trieb inne, das Unvergängliche, das Ewige in seinem eigenen Werke zu erziehen. Den Glauben an diese Möglichkeit, und damit an die Möglichkeit seiner sittlichen Bestimmung gewährt ihm allein „die besondere geistige Natur der menschlichen Umgebung, das Volk, das Ganze der in Gesellschaft miteinander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesamt unter einem gewissen besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht". Dies Gesetz bestimmt und vollendet den Nationalcharakter eines Volkes, das der Mensch als ewig setzen muß. So ist der Glaube und das Streben des einzelnen das Band, das ihn mit seiner Nation verbindet. Volk und Vaterland in diesem höheren Sinne als die Träger und das Unterpfand der irdischen Herrlichkeit erheben sich weit über den Staat im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ja die aus diesem Glauben heraus geborene Vaterlandsliebe muß den Staat recht eigentlich regieren. Diese verzehrende Flamme, welche die Nation als die Hülle des Ewigen umfaßt, nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe zu der Verfassung und den Gesetzen verbürgt die Verheißung eines neuen Lebens, eben des Lebens, das die neue Erziehung als ihren Inhalt faßt. Weil nun aber dieses Leben das rein Menschliche, das absolut Menschliche ist, kann

Fichte bei dem einzelnen Staat, der einzelnen Nation nicht stehen bleiben. Von diesem Inhalte führt der Weg notwendig zu dem ganzen Menschengeschlechte; er wird kosmopolitisch. Mochte der Philosoph des Willens, dem es im Blute lag, die eigene geistige Anschauung der Welt als Machtgesetz vorzuschreiben, noch vor wenigen Monaten zu Königsberg unter dem frischen Eindruck des Krieges dem einzelnen Staate es zugestanden haben, sich auszudehnen, sich weiteren Raum zu schaffen für sein Volk, so blieb er ihm jetzt als politisch-nationaler Machtfaktor nur noch erforderlich für die Bildung des Menschlichen, des Geistigen in seiner ganzen Mannigfaltigkeit. Über ihm steht in unvergänglicher Höhe das Menschentum selbst, mit dem der einzelne durch die Nation verbunden wird. Das deutsche Volk aber ist dazu berufen vermittelst seiner Eigentümlichkeit in sich zunächst dies allgemein Menschliche, dies vollkommen Menschliche heranzubilden; erst wenn es dieses Werk vollbracht hat, läßt sich auf ihm der vernunftgemäße Staat aufbauen. Damit wird das Problem des vollkommenen Staates, das die Aufklärung und nach ihr die Revolution in der Gegenwart hatten lösen wollen, von Fichte nicht etwa zugunsten einer geschichtlich-individuellen Betrachtung aufgegeben, sondern seine Bewältigung nur in die Zukunft verschoben. Nur indem das deutsche Volk jener großen Aufgabe der sittlichen Erneuerung sich zuwendet, wird es die innere Befreiung von der Fremdherrschaft, von dem Prinzip des starken, aber auf das Verkehrte gerichteten bösen Geistes sich erringen, wird damit zu gleicher Zeit von ihm aus eine wirkliche Regeneration des Menschengeschlechtes ihren Anfang nehmen.

In diesem kosmopolitisch-ethischen Ziele liegt der eigentliche Gehalt der Reden. Diese absolute Versittlichung des Menschen, nicht nur seiner freien, ewigen Gesinnung, sondern auch seiner determinierten Tat sowie des Staatsgedankens als eines Mittels zur Menschheitserziehung, das von allem Gegebenen und Gewordenen abzusehen hat, diese schließlich harmonische Vereinigung der Klarheit des Verstandes und der Reinheit des Willens aller Menschen zur sittlichen Freiheit und von ihr in die Unendlichkeit hinauf zur sittlichen Macht, gegen die jeder Widerstand vergeblich ist, offenbaren die unvergängliche Größe und Kraft, mit der sie auf die Zeitgenossen wirkten und nicht minder auf die Gegenwart wirken müssen, wenn wir auch der Bestimmung des Menschen und der Nation allein aus der geistig-sittlichen Bedingung heraus nicht zu folgen vermögen. Fichtes Reden an die deutsche Nation wurden für bestimmte Kreise „eine Art Gebetbuch", soweit ein Glaube an die Zukunft des deutschen Volkes lebendig war und soweit sich mit diesem Glauben jene starken kosmopolitischen Gedanken verbanden; der Patriotismus, die

deutsche Sprache wurden wieder gemeinschaftbildend [1]). Der Philosoph berührte sich gewiß aufs engste mit den Männern der Tat, die das neue Preußen schufen. In den Reden fehlten nicht die historisch-politischen Beziehungen zur Gegenwart, und die Hörer, die sie in ihrer Furchtbarkeit eben miterlebt hatten, merkten es den Sätzen an, was sie sagen wollten, auch wenn sie die Dinge ihres geschichtlich-bedingten Charakters entkleideten und ihnen jene unbedingte Form gaben, die dem spekulativen Charakter des Redners entsprach. Aber die Erscheinungswelt war für ihn keine eigenwertige Schöpfung, die mit ihren Maßstäben gemessen sein wollte, sondern sie war nur ein Gemälde, dazu bestimmt, die eigenen apriorisch gefaßten Vorstellungen Fichtes zu illustrieren und von ihnen aus in seinen letzten, ursprünglichsten Farben sich umbilden zu lassen. Er bediente sich der Geschichte nur so weit, als sie seinem Zwecke diente, jenes Zeitalter vollkommener Sündhaftigkeit zu zeichnen. Trotz aller Vorzüge vor anderen Staaten gehörte ihm auch die geschichtliche Vergangenheit Preußens an. Die Geschichte sollte nur ein Mittel sein, die augenblickliche Bedrängnis und Not vor der herrlichen Zukunft seines sittlichen Idealismus verschwinden zu lassen. Die Erfahrung hatte die Aufgabe, jene rein apriorische Anschauung als richtig zu beweisen, welche dem Menschen die Kraft gibt, „dem wirklichen Leben, nicht dem in seiner Nichtigkeit dargestellten Leben des blinden und unverständigen Triebes, sondern dem an uns sichtbar werden sollenden göttlichen Leben" sich zu weihen [2]).

Zu dieser ungeschichtlichen Betrachtungsweise Fichtes fühlte sich Schleiermacher durchaus in Kampfesstellung. Seine Arbeit wurzelte von Anfang an in der Anerkennung des eigentümlichen Wertes der geschichtlichen Mannigfaltigkeit, der Individuen sowohl wie der sozial-politischen Gemeinschaften. Für ihn war die deutsche Nation nicht ein Begriff, der in der Zukunft ganz neu sich bilden sollte, sondern der bereits in der Vergangenheit verankert lag. Und von dieser deutschen Nation, wie sie geworden war und wie sie sich hinfort umbilden sollte, konnte er sich den preußischen Staat nicht getrennt denken. Schon am 12. Januar 1807 schrieb er Friedrich v. Raumer, er habe außer dem, daß er ein Deutscher sei, „wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit, ein Preuße zu sein". Darum hatte für ihn die Wiederherstellung des preußischen Staates nicht nur die Bedeutung eines Mittels zum Zwecke der Zukunft Deutschlands, sondern ihr wohnte ein eigener Wert

---

[1]) Wilhelm an Karoline v. Humboldt, Berlin 18. Februar 1809, Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen, herausgegeben von Anna v. Sydow, III, 93 f.

[2]) Vgl. Fr. Janson, Fichtes Reden an die deutsche Nation. Eine Untersuchung ihres aktuell-politischen Gehaltes, Berlin-Leipzig 1911.

inne. Die Tätigkeit als patriotischer Prediger seines preußischen Vaterlandes, die er seit 1808 an der Berliner Dreifaltigkeitskirche ausübte, verband doch, obwohl auch seine „Idee von Preußen" ganz anders geartet war, als sie bisher in der Erscheinung sich gezeigt hatte, stets in bewußter geschichtlicher Kontinuität die Vergangenheit des Staates mit der Zukunft; er hatte nicht nur die Grundlagen des friderizianischen Staates stärker erfaßt und die sittlichen Mächte, die in seinem Schöpfer lebendig waren, tiefer erkannt als Fichte und Arndt, sondern ihm war es auch zum Bewußtsein gekommen, daß jener Monismus von Wissenschaft und Staat, von Freiheitgedanken und Machtgedanken, von dem Fichte ausging, und den er verwirklichen wollte, undurchführbar sei. So kennzeichnete Schleiermacher das Problem, um das es sich für ihn handelte, gleich als ein dualistisches: „den jungen Männern jetzt das Christentum klar machen und den Staat, das heißt eigentlich ihnen alles geben, was sie brauchen, um die Zukunft besser zu machen als die Vergangenheit war". Dieser Staat hatte für ihn einen stark realpolitischen Inhalt, nicht nur in seinen inneren Kulturaufgaben, sondern auch in seiner äußeren Machtstellung. Schleiermacher erkannte es und brachte es namentlich in seiner Predigt vom 24. Januar 1808 zum Gedächtnis Friedrichs des Großen: „über die rechte Verehrung gegen das einheimische Große aus einer früheren Zeit" zum Ausdruck, daß die preußische Regierung auf dem besten Wege sei, sich selbst zu regenerieren, indem sie sich inniger mit ihrem Volke vereinige. Er war durchaus ein Anhänger der Steinschen Reform des gesamten Staatswesens, welche die Verbindung des Alten mit dem Neuen nur so herstellen wollte, daß sie das Unvergängliche, die Kraft der sittlich-religiösen Idee, die für den Verfasser der „Reden über Religion" selbstverständlich auch in dem Staate Friedrichs des Großen lebte, in die Gegenwart mit hinübernahm. So mahnte er die Verteidiger des Alten, bei ihrem Handeln dieses ethischen Erbes gegenüber den überkommenen Vorrechten eingedenk zu sein, bei den Forderungen der Gegenwart die eigenen Interessen zurücktreten zu lassen, mitzuhelfen an einer einmütigen Reform des preußischen Staates, wie sie der König und die Regierung, wie sie die Gesamtlage forderte. Sein Ziel ging auf die Herstellung einer sittlichen Gebundenheit zwischen der staatlichen Gemeinschaft und den einzelnen Persönlichkeiten und Ständen. In ihr fanden auch die Vergangenheit und die natürlichen Bedingungen ihr Recht, weil sie gleichfalls dazu bestimmt waren, sich unter diese Forderung der sittlichen Gesinnung des Menschen zu stellen. Schleiermachers Theorie des Staates ist, wie er selbst sagt, „ein natürlicher Ausfluß seiner Ethik". In dieser radikalen Forderung der Umwandlung des Menschen für

sich selbst und für die Gemeinschaft des Staates durch die religiös-sittlichen Postulate des Christentums liegt bei allen scharfen Gegensätzen doch ein tiefer innerer Gleichklang mit den Fichteschen Reden. Und er, der Theologe, verlangte ebensosehr wie sein Antipode nach einer Betätigung in diesem neu sich bildenden Staatswesen, freilich nicht aus der einseitigen Geschlossenheit seines wissenschaftlichen Systems heraus, sondern aus der geschichtlichen Erkenntnis, daß der einzelne notwendig mit der Vergangenheit der staatlichen Formen verbunden sei. Als sich ihm die Aussicht eröffnete, für sie tätig sein zu können, da weiß er sich nichts mehr zu wünschen, denn „Wissenschaft und Kirche, Staat und Hauswesen, weiter gibt es nichts für den Menschen auf der Welt, und ich gehörte unter die wenigen Glücklichen, die alles genossen hätten". Wie ganz anders war doch dieses sittliche Lebensideal gestaltet als das der Aufklärung! Die innere Lebensenergie, die auch die Fragen des Staatslebens in ihrer ganzen geschichtlichen Entwicklung kühn zu bewältigen suchte, fand immer neue Nahrung in der schöpferischen Neugestaltung des klassischen Altertums, der sich Schleiermacher seit Jahren unterzogen hatte. Seine Ethik, mit der sein Patriotismus eng verbunden war, wurde stark beeinflußt durch die platonische Philosopoie. In ihr zeigte der Theologe eine harmonische Vereinigung der klassischen und christlichen Lebensanschauung, die sich für die kommende Zeit so fruchtbar erweisen sollte. Sie ist für seine Studenten in der Universität und für seine Zuhörer in der Kirche, die sich aus allen Bevölkerungsklassen zusammensetzten, Gemeingut geworden und geblieben, auch wenn sie theologisch nachher andere Wege gingen; sie sollte in wenigen Jahren auf dem Schlachtfelde ihr Lebensrecht vor aller Welt offenbaren. Aber indem Schleiermacher diese sittlich-religiöse Reform der Persönlichkeit und des Staates zu dem starken Untergrund der Regeneration Preußens machte, sprach er es doch zu gleicher Zeit unumwunden aus, daß alle diese vortrefflichen Arbeiten — und hier offenbart sich wieder der Gegensatz zu Fichte — nichts nützen würden, ja gar nicht helfen könnten, „wenn nicht zugleich das Richtige geschieht, um die äußere Existenz und Unabhängigkeit zu sichern", mit andern Worten, wenn keine Mittel und Wege gefunden werden, dem Machtgedanken des Staates auch nach außen hin Ausdruck zu geben, Ideenassoziationen, die zu dem absolutistischen Staate Friedrichs des Großen hinüberführen, und die für ihn doch etwas anderes besagten als gleiche Äußerungen über den deutschen Machtgedanken der Stein und Humboldt, Gneisenau und Scharnhorst. Unter den Männern der Reform ist wohl Schleiermacher derjenige, der als erster ganz bewußt die Neugestaltung Deutschlands an die Erhaltung und Neubegründung der preußischen Macht geknüpft, sie als ein durch-

aus eigentümliches und notwendiges Gebilde der deutschen Staatengründung erfaßt und verteidigt hat [1]). —

In diese reiche Welt eines neuen keimenden und wachsenden Lebens, dem vor wenigen Monaten auch die neue Hochschule entsprossen war, sah sich Arndt aus der Dürre und der Beschränktheit der eigenen Heimat hineinversetzt, als er in den Dezembertagen 1809 für einige Monate seinen Aufenthalt in der Hauptstadt Preußens nahm. Weder sein „Geist der Zeit" noch seine „Fragmente über Menschenbildung" reichen an die konzentrierte Geschlossenheit der trotzigen Gedankenwelt Fichtes heran [2]). Ihre einseitige, von allem Gegebenen wenigstens grundsätzlich absehende Systematik, die einen Gedanken und ein Problem aus der eigenen Persönlichkeit bis in die äußersten Konsequenzen verfolgte, blieb ihm wesensfremd, nachdem er diese in seiner Jugend abgelehnt hatte. Alle seine schriftstellerischen Leistungen halten sich in einem ebenso großen Abstand von der vielseitigen, stets geschichtlich orientierten Erkenntnis Schleiermachers, deren Mannigfaltigkeit mit allen ihren feinen Verästelungen in seinem edlen Leben eine willensstarke Einheit fand. Wer wollte es wagen, ihn mit diesen beiden Heroen deutscher Geistesart in eine Linie zu stellen, ihn, der nie solche Ansprüche gestellt hat? — Weder der kühne Scharfsinn Fichtes, der alle Konflikte mit der Wirklichkeit dadurch zu überwinden suchte, daß er sie in das eigene System hineinzog, noch die durch die Wissenschaft verklärte, durch die Tiefe des religiösen Erlebnisses ins Gewaltige gesteigerte Harmonie Schleiermachers waren seine Sache. Aber seine Sache war es, jene Glut heißer Leidenschaft, die nur das heilige Verlangen nach innerer und äußerer Freiheit kannte, in dem ganzen deutschen Volke wach zu rufen, Menschen jeden Standes und jeden Bildungskreises zu finden, auf die sie mit unzähmbarer Kraft hinübergreifen konnte. Hatte er nicht einst geschrieben, ein rechter Weltbürger sein hieße hilfreich, menschlich, gerecht sein an seinem Platze, und stand nicht jetzt im zweiten Teile des „Geistes der Zeit", ideal sei alles, sobald der Mensch die eigene Beschränktheit in dem Allgemeinen vergesse und zu einem innig mitfühlenden Teile der Welt und der Gottheit werde? — Diese durch die Zeit bestimmte, aber in ihrer Gesinnung freie Tat vollbrachte Arndt seit jenen Tagen, da er sich zuerst in den Dienst des öffentlichen Lebens stellte, immer wieder. Ihr hat er für

---

[1]) Vgl. Joh. Bauer, Schleiermacher als patriotischer Prediger. Ein Beitrag zur Geschichte der nationalen Erhebung vor 100 Jahren. Gießen 1908.

[2]) Daß auch, ausgenommen von den schlechten Versen und den matten Stellen zu Beginn des Buches, feingestimmte Geister von den „Fragmenten" erbaut waren, beweisen die Worte Karolines an Wilhelm v. Humboldt, Rom 22. Februar 1809: „Ich kann Dir nicht sagen, wie rein mich das Buch gestimmt hat", Humboldtbriefe III, 96 f.

lange Jahrzehnte den ruhigen Frieden seiner Persönlichkeit und seines Wirkens geopfert. In diesem Opfer liegt der innere Parallelismus mit Fichte und Schleiermacher, der uns berechtigt, diese Namen als die Propheten eines neuen Geistes trotz aller Verschiedenheit doch nebeneinander zu stellen: sie legten sich selbst, das Beste ihres Wesens, auf den Altar des Vaterlandes; sie waren, jeder seiner Gesinnung nach, wahre Idealisten der Tat.

Und wie viel enger schließt sich noch die Kette zwischen ihnen, sobald man einmal von der inneren Bestimmtheit ihres Wesens absieht und nur die Folgerungen ins Auge faßt, die sie im einzelnen für die Gegenwart zogen. Wie nahe berühren sich die Erziehungspläne Fichtes mit denen, die Arndt bereits in den „Fragmenten über Menschenbildung" ausgesprochen hatte! Auch der „Geist der Zeit" sprach von jenem neuen Zeitalter eines festen, gewissen Geistes, dessen Morgenröte das Buch verkünden wollte. Immer von neuem wies Arndt darauf hin, daß mit der französischen Revolution eine neue Epoche des Christentums, des geistigen Lebens begonnen hätte. Mochten Schleiermacher und er auch die historische Kontinuität mit den vorhergehenden Perioden im Gegensatze zu Fichte ideengeschichtlich gewahrt wissen wollen, einen gewaltigen Einschnitt zwischen der Vergangenheit und der Zukunft bedeutete auch für sie die Gegenwart. Schleiermachers preußischer Patriotismus war dem partikularistisch gesinnten Schweden zunächst etwas Fremdes gewesen, aber doch nur in seiner äußeren Erscheinung. Die feste Gebundenheit des Menschen an seinen geschichtlich gewordenen Staat hatte auch Arndt seit seinen Reisen erkannt; seit jenen Tagen, wo er auf der Rückkehr von Frankreich die Gebiete des Rheinstromes durchfuhr, hatte die unbewußte Anhänglichkeit an das Land seiner Geburt, an die Stätte seiner Heimat sich in jene bewußte Erkenntnis gewandelt, daß einem Orte, einem Strome eine ganz bestimmte Bedeutung für das politische und kulturelle Leben eines Volkes innewohne, daß der Boden, auf dem die Staaten begründet seien, untrennbar mit seiner Idee selbst verbunden sei, daß ohne diesen Besitz seine Geschichte aufhöre. Und war es ihm jetzt nach schweren, erlebnisreichen Jahren nicht allmählich doch zur Wahrheit geworden, daß ohne Preußens Fortbestand die Geschichte Deutschlands aufhöre, ihre Zukunft unmöglich gedacht werden könne? Mußte nicht dieser erste Rufer nach der Wiederherstellung des politischen Deutschlands den Versuch machen, mit jenen Kräften Fühlung zu gewinnen, die hier in diesem notwendigen Gebilde nach neuem Leben rangen? — Der Aufenthalt Arndts in Berlin von den letzten Dezembertagen des Jahres 1809 bis zum März 1810 war für ihn eine innere Notwendigkeit; er allein konnte ihn in den

Stand setzen, seine persönliche Eigentümlichkeit allmählich in die wachen Energien dieses Staates hineinzuarbeiten, dadurch jene Harmonie mit dem gesamten Deutschland zu vollenden, die mit dem zweiten Teile des „Geistes der Zeit" eingesetzt hatte.

Ganz in Übereinstimmung mit den Aufgaben, die in seinem „letzten Worte" als die notwendigsten hingestellt waren, hatte während des Jahres 1809 das preußische Volk den Tag herbeigesehnt, da es im Verein mit Österreich die Waffen gegen die Fremdherrschaft erheben würde. Was Heer und Nation einst durch Hochmut oder durch Schwäche verfehlt hatten, wollten sie gemeinsam wieder gutmachen, nachdem die Männer der Reform den Abstand zwischen den einzelnen Klassen gemildert, die Möglichkeit einer Neubildung trotz der namenlosen Bedrückung durch einen rücksichtslosen Gegner geschaffen hatten. Schon seit dem Sommer 1808 arbeiteten Stein, Scharnhorst und Gneisenau für eine Erhebung des preußischen Volkes. Die treibende Kraft war Gneisenau, er der Vertreter der kühnsten und weitgehendsten Ideen. Die vereinten Mächte der ganzen deutschen Nation sollten dem Feinde durch eine allgemeine Volksbewaffnung entgegengeworfen werden, zu der „die Gemüter größtenteils reif" seien; den Verteidigern des Vaterlandes, namentlich denen, die bisher nicht unter preußischem Zepter lebten, müsse durch Einführung einer freien Verfassung und einer einfacher geordneten Verwaltung ein Vaterland geschaffen werden. Spaniens Beispiel gäbe die Ermunterung, daß ein großer Teil der Nation gegen den gemeinsamen Dränger den Schild erhebe, und das Interesse würde sich noch vergrößern, wenn das Haus Habsburg an die Spitze des Bundes für deutsche Unabhängigkeit und deutsche Freiheit sich stelle, wenn nicht einem stehenden Heere, sondern dem Volke unmittelbar die Verteidigung des eigenen Herdes übertragen und anvertraut werde [1]). Wie nahe berühren sich wiederum die Pläne Gneisenaus in ihren Zielen mit den Gedanken Arndts, mochte jener auch der Revolution von unten, die ja auch dieser nur mit großem Widerstreben ins Auge gefaßt hatte, eine Revolution vom Throne aus, der unitarischen Vereinigung Norddeutschlands unter Preußens Hegemonie ein bloßes Verteidigungsbündnis entgegensetzen. Beide standen Seite an Seite in der Bekämpfung des Übergewichtes der stehenden Heere, der Vorrechte des Adels, der ganz neu begründet werden sollte; beide warnten vor einer Überschätzung der russischen Streitkräfte und wiesen auf die Bedeutung hin, die der habsburgischen Macht für den Kampf um Deutschlands Freiheit zukomme.

---

[1]) So A. Stern, Gneisenaus Reise nach London im Jahre 1809 und ihre Vorgeschichte, Historische Zeitschrift 85, S. 1 ff., Fr. Thimme, Zu den Erhebungsplänen der preußischen Patrioten im Sommer 1808, ebendaselbst 86, S. 78 ff.

Aber entsprach diesen weittragenden, von kühnstem Idealismus zeugenden Gedanken Gneisenaus der sittliche Wille der Bevölkerung, die Lust zur Tat, die Energie der Massen, alles für das Gemeinwohl des Staates zu opfern, der eben in so jähem Sturze unterlegen war? — War dies nicht der Fall, dann bedeutete der Weg, den der im Herzen des Volkes lebende Verteidiger Kolbergs beschritt, jedenfalls den einzigen, der zum Ziele führen konnte, die Untertanen, die der absolutistische Staatsgedanke absichtlich von jeder freien, selbstbestimmten öffentlichen Tätigkeit ferngehalten hatte, zur Anspannung aller Kräfte für einen Zweck zu gewinnen; er und mit ihm Stein und Scharnhorst versuchten, von kleinen Kreisen aus diesen Gedanken einer allgemeinen Volkserhebung im günstigen Augenblicke weitere Verbreitung zu verschaffen, sich vertraute Mitglieder heranzuziehen, die dann ihrerseits die Bewegung weiter verbreiten sollten. Nur so war es möglich, die staatlich organisierten, gesetzmäßig geregelten und geschulten Kräfte mit den individuellen, rein ethisch bestimmten Mächten, die geschichtlich gewordenen öffentlichen Gewalten mit den neu werdenden, aus dem Schoße des Volkes heraus frei entbundenen Energien, die Gedanken des absoluten Machtstaates Friedrichs des Großen und des entstehenden Volksstaates zu vereinigen, die Revolution von oben und die Revolution von unten dem einen großen Freiheitsgedanken dienstbar zu machen. Solche Vermittlungspunkte, Zentren des national-freiheitlichen Machtbewußtseins, waren, ganz unabhängig vom Tugendbunde, bereits zu Ende des Jahres 1807 entstanden. Nordwestdeutsche Patriotenkreise in Hamburg und Lübeck hatten während des preußisch-französischen Krieges die Verbindung mit England aufrechterhalten, alles daran gesetzt, den im Marsche befindlichen französischen Truppen im Rücken Schwierigkeiten zu bereiten, deutsche Gesinnung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu retten und neu zu erwecken. Mit diesen Männern traten hessische Patrioten nach der Besetzung ihres Vaterlandes in Verbindung, in ihrer Mitte verkehrte um die Wende des Jahres 1807 Hendrik Steffens, der Naturphilosoph, der nach der Besetzung Halles durch die Franzosen die Stadt verlassen hatte. Er dachte daran, nach der Rückkehr an die Universität auch in den preußischen Ländern diesseits der Elbe ähnliche Verbindungen zu schaffen und eine Vereinigung „beider geheimen Bündnisse" zu veranlassen. Hier in Halle fanden sich dann neben Steffens namentlich der Theologe Blanc, der Freund Schleiermachers, der Mediziner Reil, der bald eine Zierde der Berliner Universität werden sollte, der Hannoveraner Friedrich Freiherr v. Schele, der Westfale Werner v. Haxthausen, einer jener Romantiker, die auch in der bedenklichsten Zeit eifrig für ihr Vaterland tätig waren, und der Rittergutsbesitzer

Heinrich v. Krosigk auf Poplitz zu solcher Gemeinschaft zusammen, dessen anfangs zurückstoßender Ernst gegenüber Unbekannten herzlicher Teilnahme wich, sobald er die Wahrhaftigkeit ihrer Gesinnung erkannt hatte. Seit der ersten Hälfte des Jahres 1808 hatten sich aber auch in Berlin trotz der französischen Garnison einzelne preußische Offiziere unter der Leitung des Obersten v. Lützow, der dort als Militärkommissar fungierte, zusammengetan, um, offenbar im Einverständnis mit Stein, Gneisenau und Scharnhorst, Waffen und Kriegsmaterial für den Fall einer plötzlichen Erhebung bereitzuhalten, mit den entlassenen Mannschaften in Verbindung zu treten, die Stimmung der gebildeten Jugend und der niederen Bürgerklassen zu erforschen und zu beeinflussen. Der Kapitän v. Bardeleben, die Gebrüder v. Röder, der junge Leutnant v. Hüser gehörten zu dieser Zahl junger Offiziere, die in bitterer Scham über die vergangene, miterlebte Schmach ihr Leben aufs Spiel setzten, um die Schande gegen ruhmvolle Ehre einzutauschen. Ein Vertrauter dieses Kreises war Heinrich v. Kleist. Auch als er in Dresden sich niedergelassen hatte, unterhielten die Freunde einen regen Briefverkehr mit ihm, und er hat dann offenbar von der Elbstadt aus die Nachrichten nach Österreich hinübergeleitet. Zu diesen gesellten sich der allzeit eifrige und hilfsbereite Verlagsbuchhändler Georg Reimer, der ja einst gleich nach der Schlacht bei Jena mit seinem Freunde Schleiermacher über die Neugestaltung Preußens und Deutschlands sich beraten hatte, der Kammergerichtsassessor Eichhorn, der spätere Kultusminister, und der geistreiche Friedrich Friesen, Lehrer an der Plamannschen Anstalt. Die Verbindung mit Halle stellte kein Geringerer als Schleiermacher her. Er hatte ja bereits im Winter 1807 die Saaleuniversität verlassen, weil er es nicht ertragen konnte, unter der westfälischen Regierung sich zu fügen und weil er, solange es irgendeinen gibt, unter einem deutschen Fürsten leben müsse; er wollte nicht einmal durch sein bloßes Dasein die Vernichtung deutschen Sinnes und Geistes unterstützen. „Viel Liebe und Vertrauen“ wurde ihm von Anfang an in Berlin entgegengebracht „von neuen und merkwürdigen Seiten, und was ich“ — so schreibt er am 7. August Henriette v. Willich — „geweissagt habe, daß diesen Winter noch große Verwirrungen in Deutschland losgehen würden, davon sehe ich schon mehrere bedeutende Vorzeichen, seit ich hier bin, und es bewegt mich nun noch mehr und schöner, was ich Dir schon als etwas erfreuliches sagte, daß unser Schicksal recht verwebt ist in das des Vaterlandes, und sollte es geschehen, was ich freilich nicht absehe, aber was doch kommen kann, daß ich mitten in diesen Verwirrungen befangen bin, so sei nur recht gutes Mutes“. Diese „neuen und merkwürdigen Seiten“

und diese „Verwirrungen" waren nichts anderes als jene Patrioten-kreise und die von ihnen im geheimen verfolgten Bestrebungen. Der Verlauf des spanischen Aufstandes, der ja auch in Arndt so große Hoffnungen erregte, schien es zu rechtfertigen, wenn man Mitte August ernstlicher an die „Ausführung dessen, was beschlossen ist", dachte; man hoffte, daß Österreich losschlagen und das preußische Volk in einmütiger Erhebung sich ihm anschließen würde, nachdem in Schlesien Graf Götzen alles vorbereitet hatte, um auf das erste Signal zum Aufstande hin 30 000 Mann unter die Fahnen zu bringen. Dann war Napoleon genötigt, den Krieg nach zwei Fronten hin zu führen. Schleiermacher weilte Mitte August 1808 in Halle und trat dann Ende August seine geheimnisvolle Reise nach Königsberg an, um der Regierung über den Fortschritt der Bewegung Kunde zu geben und von ihr selbst Instruktionen für die übrigen Provinzen entgegenzunehmen. Da brachte der Moniteur vom 8. September, der am 21. in Königsberg bekannt wurde, den Abdruck des von Stein an den Fürsten Wittgenstein geschriebenen Briefes, der auf die Notwendigkeit solcher bis nach Hessen und Westfalen reichenden Verbindungen hinwies, also genau das aussprach, was bereits in Erscheinung getreten war. So wird es begreiflich, welche niederdrückende Wirkung diese Kunde auf alle jene Kreise, auch ganz abgesehen von der weiteren Tätigkeit Steins, ausüben mußte: ihre Pläne waren zunächst gescheitert. Und wenn Schleiermacher mit Reimer und v. Lützow in den ersten Oktobertagen, während auf dem Erfurter Kongresse Napoleon Revue über Deutschlands Fürsten hielt und während Arndt im fernen Schweden seine Pläne für eine Neugestaltung des zukünftigen Deutschlands niederschrieb, nach Dessau fuhr, um dort mit den Hallenser Freunden über die Lage zu beraten, so konnten sie nichts anderes tun, als zunächst auf jede kräftige Aktion zu verzichten, sich auf das zu beschränken, was man bisher getan hatte, alle Bewegungen der französischen Armeen zu beobachten und im stillen weiter zu arbeiten, damit in naher Zukunft in Erfüllung ging, was die Gegenwart versagt hatte [1]).

Dieses heiße Verlangen nach der Befreiung Deutschlands, diese verhaltenen Leidenschaften und diese nicht gestillten Hoffnungen lebten in

[1]) Über den Zusammenhang aller dieser Bewegungen gibt es eine Darstellung noch nicht; vgl. Henrich Steffens, Was ich erlebte, Bd. V, Breslau 1843, S. 232 ff., 334; Bd. VI, S. 167 ff., 203 ff.; Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie v. Hüser, Berlin 1877, S. 67—80; über Schleiermachers politische Tätigkeit den Aufsatz von Dilthey, Preußische Jahrbücher IX; über die Stimmung in Schlesien W. Erler, Die schlesische Volksstimmung in den Jahren der inneren Wiedergeburt Preußens 1807/13, Leipzig 1910, Dissertation, Otto Linke, Friedrich Theodor v. Merckel im Dienste fürs Vaterland, Teil I, Breslau 1907, Fr. Wiedemann, Gymnasium zu St. Elisabeth-Breslau, Festschrift 1912; schließlich Alb. Pick, Aus der Zeit der Not, Berlin 1900, S. 120—135.

den patriotischen Aktionskreisen des preußischen Volkes, sie befanden sich „in einem dumpfen Zustande des Brütens und der Erwartung“ [1]), als im April des Jahres 1809 Österreich von neuem den Kampf mit Napoleon wagte. Die Prinzen des königlichen Hauses sowie die leitenden Staatsmänner und Heerführer aus beiden Parteilagern traten für den Anschluß an den deutschen Nachbarstaat ein. Mochten in allen Landesteilen auch einzelne französisch gerichtete Kosmopoliten aus Gesinnungs- und Geschäftsrücksichten sich zurückhalten, mochte die Gleichgültigkeit gegen die Fragen des öffentlichen und gemeinsamen Lebens auch noch lange nicht in allen Kreisen niedergerungen sein, eine große Bewegung ging doch durch die öffentliche Meinung, nicht fern zu bleiben dem Tage der Rache, den Österreich herbeiführen wollte. Mit welchem Jubel begrüßten Volk und Truppen die Bildung des braunschweigischen Freikorps an den schlesischen Grenzen Böhmens und Mährens, die Erhebung Dörnbergs im Hessenlande, den Auszug Schills aus der preußischen Hauptstadt, Tatsachen, welche durch jene patriotischen Gruppen alle in einem inneren Zusammenhange standen, die Proklamationen des Erzherzogs Karl und die Tage von Aspern, die Collinschen Wehrlieder! Das erhabenste Bild dieser Stimmung bleibt Heinrich v. Kleist. Ihn trieb es, mit seiner edelsten Kraft und mit seinem leidenschaftlichsten Hasse in der bevorstehenden Entscheidungsstunde für sein deutsches Vaterland sich einzusetzen, „mit seinem ganzen Gewichte in die Wage der Zeit“ sich zu werfen. Am 1. Januar übersandte er Collin sein neues Drama „Die Hermannsschlacht“ mit der Bitte, es der Wiener Theaterdirektion zur Aufführung vorzuschlagen; wenige Wochen später, am 22. Februar, als seine Frage ohne Antwort blieb, drängte er von neuem darauf hin, weil dieses Stück „mehr als irgend ein anderes für den Augenblick berechnet“ sei, und am 20. April übersandte er dem Herausgeber der Lieder österreichischer Wehrmänner die drei Lieder „Germanien an ihre Kinder, An Franz den Ersten, Kriegslied der Deutschen“ zum Einzeldruck, mahnte noch einmal an die Aufführung der Hermannsschlacht, die er dem deutschen Volke schenke! Ihn litt es nicht länger in Dresden. Gleich vielen der besten Preußen in diesem Jahre zog es auch ihn auf den Kriegsschauplatz oder wenigstens in seine Nähe. Er eilte nach Prag, um durch ein patriotisches Wochenblatt den Volkshaß gegen den welschen Unterdrücker zu schüren. Der wilde, jenseits von aller geschichtlichen Tradition, ja jenseits von

---

[1]) Schleiermacher an Henriette v. Willich, 26. Jan. 1809, Schleiermacherbriefe II, S. 210 ff. Diese Zustände schildert vortrefflich die übrigens nicht von Arndt geschriebene Flugschrift „Die Regenten und die Regierten“, 1814, S. 24 ff.

Gut und Böse stehende Ingrimm hatte ihn und die Führer der Bewegung gepackt:

„Horchet! — Durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst Du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab,
Strömt ins Thal der Schlacht hinab!

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, Eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Über diese Franken her!

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht!"

Aus diesen Worten Kleists spricht der tiefe Abgrund des Hasses, der durch keine Rücksicht gehemmte Gedanke nach der befreienden Tat, welcher in den Herzen der deutschen Patriotenpartei, der Partei der Guten, wie sie auch ihr König kannte, in den Herzen der Gelehrten und Dichter nicht minder wie der Soldaten und Bürger lebte. Aber Friedrich Wilhelm III. stand abseits. Trotz aller Kriegsvorbereitungen, die er während des Jahres 1809 auf das Drängen Scharnhorsts und den einstimmigen Wunsch seiner Minister getroffen hatte, war sein eigentliches Ziel doch immer die Erhaltung des Friedens, die enge Anlehnung an Rußland gewesen, das damals noch ganz im Banne der französischen Politik stand [1]). Die innere Zustimmung zu den Plänen und Zielen der Patriotenpartei, denen sich sogar ihre Widersacher wie die Minister Graf v. d. Goltz, Feldmarschall v. Kalckreuth und Oberstleutnant v. Borstell hatten anschließen müssen, fehlte in allen Krisen des Jahres; sie fehlte auch, als nach der Schreckenskunde von der Niederlage Österreichs bei Wagram, die Gneisenau und Kleist bebenden Herzens schon hatten herannahen sehen, und dem Waffenstillstande zu Znaym die Minister die Gelegenheit für Preußen ergreifen wollten, die Retter und Befreier Europas zu werden. So sehr der König die Auffassung seiner Ratgeber von der bedenklichen Lage des Landes im Falle eines Friedensschlusses zwischen den beiden kriegführenden Mächten zu der seinigen machte, der

---

[1]) So Schleiermacher schon am 16. April 1809 (II, 241 f.) an Henr. v. Willich: „Der Krieg ist ausgebrochen, Gott sei Dank, aber bei uns wird leider alles ruhiger bleiben, als zu wünschen wäre."

Gedanke an einen bedingungslosen Verzweiflungskampf mit dem Gegner, falls dieser zu harte Forderungen stellen sollte, faßte keinen Raum in seiner Seele. Scharnhorst konnte am 7. Oktober schreiben: „Der Krieg wird für uns wahrscheinlicher, und wir thun hier, als wenn wir davon nichts wüßten. Wo wird dies hinführen? Wir wiederholen unser Benehmen im Jahre 1806." Und Schleiermacher meinte bereits am 3. August, dem Geburtstage des Königs, ihm sei die Hoffnung für die nächste Zukunft ziemlich ausgegangen und der Gedanke käme ihm oft genug, „daß vielleicht die heutige Feier die letzte der Art bei uns sein mag". Heinrich v. Kleists Prophezeiung in seinem „letzten Liede" vom Juni 1809 schien einzutreffen:

„Fernab am Horizont auf Felsenriffen
Liegt der gewitterschwarze Krieg getürmt,
Die Blitze zucken schon, die ungewissen,
Der Wandrer sucht das Laubdach, das ihn schirmt . . .
Der alten Staaten graues Prachtgerüste
Sinkt donnernd ein, von ihm hinweggespült,
Wie auf der Haide Grund ein Wurmgeniste
Von einem Knaben scharrend weggewühlt." —

In diesen Tagen furchtbarster Spannung zwischen dem, was da war, und dem, was sich vielleicht in wenigen Wochen ereignen würde, kam ein anderer Flüchtling unter dem Decknamen Kohlmann nach Berlin, der in denselben Kreisen wie ein paar Monate später Arndt Aufnahme fand, Siegmund Peter Martin, der Teilnehmer und zweite Führer der hessischen Insurrektion. Seine Tagebücher und Briefe aus diesen Monaten geben uns ein Bild der Stimmungen jener Patrioten, die sich um Schleiermacher, Reimer und Eichhorn sammelten [1]). Zu ihnen hatte sich Graf Chasot gesellt, der Kommandant von Berlin, der nach dem Auszuge Schills seines Postens entsetzt war und nun ohne Stellung in der Hauptstadt lebte; er scheint in den Sommermonaten 1809 das führende und bestimmende Glied dieser Kreise gewesen zu sein, soweit es sich um die aktive Herbeischaffung von Kriegsmitteln, um die organische Verbindung der Patrioten untereinander und mit Königsberg handelte. Zu ihnen gehörten auch der Stadtrat Eckardt und der Professor Kiesewetter, die Oberstleutnants Schepeler und Stosch. Den Mittelpunkt der Gesellschaft, die mit dem patriotischen Kreise von 1808 natürlich in engem

---

[1]) Über Martin vgl. meinen Aufsatz: Siegmund Peter Martin und Hans Rudolph v. Plehwe, zwei Vertreter des deutschen Einheitsgedankens von 1806 bis 1820 in Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung, Bd. II, 1911, S. 75—194. Briefe und Tagebücher wurden mir dann von Herrn Rechtsanwalt J. Martin-Kassel in dankenswertester Weise zur Verfügung gestellt.

Zusammenhange stand, wenn sie auch weit weniger aktiv hervortrat, bildete das Haus Reimers. Von hier aus wurde auch der Verkehr mit den Hallenser Freunden aufrechterhalten. Martins und seiner tapferen Frau Ankunft in Berlin fiel auf den 15. Oktober. Voller Resignation auf die bisherigen Pläne und Ansichten hatte er die Heimat verlassen, als ihm Gefahr drohte. Hier lebte alles in dem Gedanken an die kommende Erhebung des preußischen Volkes für Deutschland. Von Tag zu Tage wuchs die Spannung, ob Österreich mit großen Aufopferungen den Frieden sich erkaufen oder ob es noch im letzten Augenblick den Kampf wieder aufnehmen werde. Um die Gestaltung des Schicksals der habsburgischen Länder nach dem Sturze Stadions am 7. Oktober und der Übernahme des auswärtigen Ministeriums durch Metternich bangten sie sich hier wie für die eigene Zukunft. Über die politischen Aussichten herrschte in ihren Kreisen vollkommene Unsicherheit. Während die einen glaubten, der Friede sei dem Kaiser Napoleon wegen Mangel an Menschen und wegen des spanischen Krieges unentbehrlich, mutmaßten andere, daß er nur durch große Opfer Österreichs zustande kommen werde, weil die erfochtenen Siege ein entsprechendes Resultat für Frankreich erheischten; und Martin konnte dieser Anschauung den Wunsch hinzufügen: „möge Österreich, mögen alle bestehenden Mächte bald ihren Untergang finden". Am 20. Oktober, also dem Tage, an dem der Friedensschluß ratifiziert wurde, verlautete aus dem Hause des französischen Gesandten Grafen St. Marsan, daß der Friede abgeschlossen sei, und am folgenden Tage vernahm man, daß die Franzosen im Begriffe seien, solche Verstärkungen nach Spanien zu senden, daß die neuen Truppen sich dort bald auf 80 000 Mann belaufen sollten. Mit fieberhafter Aufmerksamkeit wurde jede Kunde von den Bewegungen der Tiroler und ihren Maßnahmen vernommen und weiter getragen. Bedrohlichere Nachrichten verlauteten am 26.: Junot sei aus Franken gegen Magdeburg, die Sachsen wären gegen Wittenberg aufgebrochen; und es verbreitete sich die Meinung, die ja einen Monat früher auch in Regierungskreisen bestanden hatte, daß es auf eine Besetzung der preußischen Monarchie abgesehen sei. Infolgedessen herrschte „ziemliche Entmutigung". Obwohl die Berliner Patrioten der Tatsächlichkeit des Friedensschlusses erst vollen Glauben schenkten, nachdem von den Zeitungen am 2. November die Friedensbedingungen in extenso veröffentlicht waren, hatte man doch alle eigenen Pläne auf Insurrektionen in Norddeutschland, auf Herbeischaffung englischen Geldes von Hamburg aus, auf Unterstützung der Tiroler doch schon länger aufgegeben. Selbst der leidenschaftliche Kleist war nach einer Unterredung mit Martin am 24. Oktober hoffnungslos, und dieser schrieb am 4. November seinen Angehörigen in die hessische

Heimat: „Der Frieden ist nunmehr abgeschlossen und ratifiziert. Die Hoffnungen, die so viele auf den Wiederausbruch des Krieges setzten, sind also vereitelt. Ich muß gestehen, daß ich Veränderungen solcher Art weder erwartet noch gewünscht habe, und ich glaube, jeder Vernünftige wird mir darin Recht geben. Demohngeachtet hätte ich den Wiederausbruch des Krieges gewünscht, aber nur, damit der ganze Bettel beendigt würde, und nicht noch eine Spannung wie die vorige entstehe, welches doch nunmehr über kurz oder lang vorauszusehen ist." So gering der Glaube an die Zukunft auch war, der sich in diesen letzten Zeilen aussprach, er gab doch allen, die ähnlich dachten, den Mut, sich innerlich weiter zu rüsten, um die schwersten Schicksalsschläge wenn auch blutenden Herzens in voller sittlicher Freiheit zu bestehen. Die Aufforderung Napoleons an Friedrich Wilhelm III. bei den Friedensverhandlungen, er möge seinen Aufenthalt wieder in Berlin nehmen, wurde als das erkannt, was sie zunächst tatsächlich war, als Maßregel für die Abhängigkeit der preußischen Königskrone von dem französischen Imperialismus [1]).

Aber was sollten diese Männer, denen das öffentliche Leben und die bestehende Verfassung keinen Raum zu politischer Tätigkeit, zur Arbeit für die Zukunft des Staates außerhalb ihres eigenen Berufes bot, denn leisten, um der starken Sehnsucht ihres Herzens Ausdruck und Ziel zu geben? — Bisher hatten die von den Vertretern der Reform verfolgten Verteidigungs- und Angriffsmaßregeln, die auf die ganze Nation berechnet waren, ihren eigenen politischen Bestrebungen die Richtung gewiesen. In dieser Verbindung und Gleichartigkeit lag ja das öffentliche Recht begründet, das sie für ihre Tätigkeit in Anspruch nehmen konnten. Sollten sie den Versuch machen, von neuem eine dem Tugendbunde ähnliche Vereinigung ins Leben zu rufen, die jene Pläne nur für sich im Gegensatze zu dem kundgegebenen Willen der Regierung weiter verfolgte? — An der Grenzstation, damals aber zugleich einem glänzen-

---

[1]) Über den Einzug schreibt Martin 13. Januar 1810 an seinen Vater: „Er wurde mit einem ausnehmenden Gepränge vollzogen. Ich konnte mich dabei der Vergleichung mit einem Heuchler nicht enthalten, der ebenfalls seine innere schlechte Gestalt durch den äußeren Schein zu verdecken sucht. Mancher Mann hat sich goldene Berge und die Heilung der alten Wunden von der Ankunft des Königs versprochen. Allein man sieht schon ein, daß es nichts als leere Träume und fromme Wünsche waren. Die Behauptung ist erfüllt, die Sie so oft von mir gehört haben, daß diese Menschen unverbesserlich sind und daß, wenn es ihnen vergönnt wäre, um 20 Jahre zurückzugehen, und ihre Rolle noch einmal von vorn anzufangen, alles doch denselben Gang noch einmal nehmen würde. Sie können sich kaum denken, mit welcher Erbärmlichkeit hier alle Angelegenheiten betrieben werden. Es ist derselbe Geist oder vielmehr Ungeist, der seit zwanzig Jahren diesen Staat beherrscht."

den Mittelpunkte deutschen Lebens, in Königsberg, hatten ja einst die Gründer des Tugendbundes unter dem vernichtenden Eindruck der Niederlage des preußischen Staates versucht, eine innere Verschmelzung der klassisch-humanistischen Gedanken Lessings und Herders mit den neu erwachenden nationalen Ideen in Anlehnung an die Bestrebungen der damaligen Logen und in enger Verbindung mit ihnen ins Werk zu setzen. Die verschiedenen Vereinigungen sollten das Mittel sein, durch das die Stimmung allgemein gemacht wurde, daß die Nation im entscheidenden Augenblicke alles für König und Vaterland aufzubieten, kein Opfer zu scheuen habe, um sich eine neue politische Form mit starkem, geistigem Inhalte zu geben. Bald nach der Rückkehr des Königs nach Berlin wurde der Tugendbund durch die Kabinettsorder vom 31. Dezember 1809 aufgehoben. Die Erkenntnis, daß die Organisation des Bundes für die tatsächliche Verwirklichung der nächsten, notwendigen Vorbereitungen wenig brauchbar war, daß er infolge seiner eigenartigen Zusammensetzung und der in ihm hervortretenden Tendenzen die Gefahr in sich barg, einen Staat im Staate zu bilden, veranlaßte die leitenden Männer der Reform, einen Stein, Scharnhorst, Gneisenau, die der Vereinigung anfangs wohlwollend gegenüber gestanden hatten, sich von ihr zurückziehen. Die vollständige Schwenkung der auswärtigen Politik seit der Rückkehr des Hofes nach Berlin, sowie die veränderte Umgebung mochten den König, der in Königsberg ebenso wie die Königin für die Ausbreitung des Bundes sich interessiert hatte, schließlich zu jenem Schritte bewogen haben. Seine Auflösung erfolgte in aller Stille am 15. Januar 1810. So gering seine tatsächliche Einwirkung auf das öffentliche Leben blieb, er gehörte neben den Freimaurerlogen der damaligen Zeit doch zu jenen geistigen Imponderabilien, ohne deren Dasein die Stimmung der öffentlichen Meinung während der nächsten Jahrzehnte in ihrer Parteinahme unerklärlich sein würde. Der Tugendbund war die erste organische Lebensäußerung der deutschen Einheitsbewegung. In ihm liegen alle jene unbestimmten, scheinbar uferlosen und doch durch eine einheitliche Idee, die Verbindung des Machtstaates mit dem Kulturstaate, immer wieder zusammengehaltenen Wünsche und Gedanken verborgen, die seit den Freiheitskriegen nach politisch-nationaler und allgemein-menschlicher Gestaltung rangen. Für die Stärke der geistigen Abstoßungskraft, die er auf politische Gegner ausgeübt hat, bleibt es bezeichnend, daß sie es immer wieder versucht haben, außer einzelnen Männern wie Schleiermacher und Fichte, Reimer, Arndt und Jahn ihn als die Quelle, als die innerlich unheimlich fortwirkende, durch sich selbst schöpferische Monade aller sogenannten demagogischen Umtriebe und Bestrebungen hinzustellen.

Sollten die Berliner Patrioten zu Ende des Jahres 1809 nach der unglücklichen Beendigung des österreichischen Freiheitskampfes an diese Bewegung anknüpfen, haben sie innerlich und äußerlich mit ihr in Beziehung gestanden? — Nach der Anschauung der Reaktion war der sogenannte Charlottenburger Verein, die „lesende und die schießende Gesellschaft", die erste aus dem Schoße des Tugendbundes heraus geborene Neuschöpfung. Seine tätigsten Mitglieder, so weiß der Hauptbericht der Zentral-Untersuchungs-Kommission zu Mainz vom 14. Dezember 1827 zu erzählen, und insbesondere die Bundesfreunde, Männer im höheren Staats- und Militärdienste, die, durch persönliche oder dienstliche Verhältnisse von dem förmlichen Beitritte abgehalten, doch die Zwecke und Tätigkeit des Bundes kannten, billigten und dafür in ihren Verhältnissen wirkten, fuhren fort, „ohne die Form eines Bundes" über dessen Tendenzen sich zu beraten und zusammenstimmend dafür zu wirken. Besonders sei dies in Berlin geschehen, wo ihr Kreis, zu dem Schleiermacher und Reimer gehört hätten, von ihren Versammlungen in Charlottenburg her seitens des Publikums mit dem Namen des Charlottenburger Vereins bezeichnet, „nur als eine stille Fortsetzung des Tugendbundes" betrachtet würde. Bei keinem von den Mitgliedern dieser gewissermaßen aristokratischen Verbindung sei, im Gegensatze zu denen des Jahnschen demokratisch abgestimmten deutschen Bundes aktenmäßig eine Teilnahme an den späteren Umtrieben festgelegt, aber der „demagogische Ruf" sei ihnen als ein unauslöschbares Zeichen aus jenen Tagen geblieben. Selbst dieser Bericht, dessen Verfasser alles taten, um die Einheitsbewegung und ihre Träger zu verdächtigen, vermag über diesen Berliner Patriotenkreis also nur ein äußerst vorsichtig formuliertes Urteil abzugeben, und seine Mitglieder haben in der Tat nie daran gedacht, sich als eine bewußte oder unbewußte Fortsetzung des Tugendbundes zu betrachten; es bleibt bezeichnend, daß den hervorragendsten Mitgliedern, den Schleiermacher und Eichhorn, den Reimer und Eckardt auch jede Beziehung zu den Freimaurerlogen fehlt. Mochten jene Stunden nicht fehlen, wo ihnen das Vaterland einer schwimmenden Insel glich, „die gerade ebenso gut versinken als fest werden kann", sie verharrten nicht lange in solchen pessimistischen Schwankungen, sondern sie wollten, ganz abgesehen davon, welche Wege die preußische Politik der Gegenwart einschlagen mochte, als Bürger dieses Staates, dem sie sich mit ihrem ganzen Dasein verpflichtet fühlten, das ihrige tun, um in den Stunden der Not festzustehen, sich den Glauben an die Zukunft zu bewahren. In dieser Verbindung des sittlichen Endzweckes des Individuums mit der staatlichen Gemeinschaft gleichen sie den Mitgliedern des Tugendbundes, aber sie haben dieses persönliche Ziel nie als die Idee eines organisierten

Vereins hingestellt, sie haben nicht versucht, innerhalb des Staates eine besondere, geheime Organisation zu bilden oder zu schaffen. Wie die Angehörigen des Tugendbundes in jener Vereinigung des klassischen Lebensideales der Lessing und Herder mit den Aufgaben des Staaten ihr Ziel sahen, wie jene jungen Offiziere im Jahre 1808, als sie für die Bildung eines bewaffneten Volksaufstandes ihr Leben einsetzten, aus den Schillerschen Tragödien ihre sittliche Stärkung zogen [1]), so verbanden auch diese Berliner Patrioten am Ausgange des Jahres 1809 ihr Wesen eng mit der Geschichte des geistigen Lebens der Vergangenheit. Und wo war jener enge Ideenzusammenhang zwischen Individuum und Staat lauter und eindringlicher verkündigt worden als in dem klassischen Hellenismus? Ihm hatte ja Schleiermacher seit Jahren einen großen Teil seiner wissenschaftlichen Arbeit gewidmet, ihn suchte er seiner geliebten Schwester Nanna jetzt in seinem tiefsten Wesen verständlich zu machen, weil das Altertum uns Deutschen näher getreten sei als irgendeinem anderen Volke; gestalte sich die bürgerliche Welt schöner, so sei die Vergleichung desto herrlicher, gestalte sie sich nicht, so sei die Betrachtung des Altertums der schönste, kräftigste Trost. So sammelten sich die Freunde von Mitte November ab allwöchentlich regelmäßig in dem Reimerschen Hause zur „lesenden Gesellschaft". An dem Heldenmute der alten Griechen, an ihrer Hingabe an das Gemeinwohl, wie sie Herodot und Thucydides schildern, stärkten sie die eigene Seele. Da kamen Schleiermacher und Eichhorn, Eckardt und Martin, Stosch und Hüser, Steffenhagen und der junge Lützow. Hier wurden alle jene Ereignisse besprochen, die noch die glühende Flamme des Freiheitssinnes im Tiroler Lande offenbarten, bis auch sie mit der Vernichtung Andreas Hofers zum Erlöschen gebracht wurde. Hier vereinigte man sich zu gemeinsamer Aussprache über die Not des Vaterlandes und widersetzte sich jenem platten, nüchternen Geschäftsgeiste, der nach der Rückkehr des Königspaares in den regierenden und bürgerlichen Kreisen wieder seinen Einzug hielt. Und ein größerer Kreis bildete sich um Chasot, die „schießende" Gesellschaft, die Charlottenburger, bei denen jeder Standesunterschied vergessen war. Man traf sich allwöchentlich in dem Schützenhause draußen am Lützow, nachdem die Teilnehmer am Abende vorher zu Hause selbst ihre Kugeln gegossen hatten. Zu der geistigen trat hier die körperliche Ausbildung für den Tag der Abrechnung. Am 17. November sollten die Zusammenkünfte ihren Anfang nehmen, aber erst am

---

[1]) So Steffens, Was ich erlebte, VI, S. 182; auch die Königin Luise holte sich aus Schillers Dramen Kraft und Stärkung, vgl. ihren Brief an Frau v. Berg, Sept. 1809.

1. Dezember wurde zum ersten Male geschossen [1]). Auch dieser Charlottenburger Bund war ebensowenig wie die lesende Gesellschaft ein durch Statuten festgelegter Verband. Beide hingen nur durch einzelne Teilnehmer mit dem Tugendbunde zusammen. Aber fester als Paragraphen es vermögen, band sie alle jene sittliche Gesinnung aneinander, sich und das Vaterland frei zu wissen, es einer höheren Gestalt und Einheit entgegenzuführen. Mochten sich ihre Endziele auch auf das gesamte Deutschland erstrecken, für alle Teilnehmer dieses Kreises bleibt es doch kennzeichnend, daß sie in erster Linie Preußen waren, daß sie die Freiheit Deutschlands an den zukünftigen Bestand Preußens gebunden sahen. In diesen Berliner Patriotenkreisen liegen die Wurzeln jener Bestrebungen seit dem Ausgange des Jahres 1814, die vor allem dem preußischen Staate eine feste und starke Gewähr für die Größe seiner Zukunft und für die Sicherheit seiner Stellung als der führenden deutschen Macht gelegt wissen wollten. In der Befreiung von den nicht unbedenklichen Fesseln eines organischen Geheimverbandes innerhalb des Staates, in der aristokratischen Freistellung des Individuums, d. h. in seiner unmittelbar sittlichen Verpflichtung gegenüber dem Staat lag der Fortschritt dieser Zusammenkünfte gegenüber dem Tugendbunde, in ihr lag auch der Gegensatz begründet, in dem sie, geschichtlich betrachtet, diesem gegenüberstanden.

In diese Kreise, zu denen auch Gneisenau und Boyen, Gruner und Steffens, Reil und Schele bald in Beziehung traten, wurde Arndt geführt, als er in der Nähe des Hauses seines Freundes und Landsmannes Reimer unter dem Namen eines Sprachmeisters Almann Aufenthalt nahm. Welch andere geistige Luft umwehte ihn auch hier in diesen geschlossenen Zirkeln als in den gedrückten Verhältnissen der Heimat! An der pommerschen Hochschule beugte sich alles unter dem Drucke des Feindes, unter den tiefen Kümmernissen des schwedischen Hauptlandes. Nirgends war etwas zu spüren von jenem Dämon in dem Leben der einzelnen, das die äußeren Fügungen des Schicksals wenigstens als eine harte Notwendigkeit empfand, geschweige denn es wagte, an sie die bessernde Hand anzulegen. Und hier in diesem Berliner Kreise alles trotz der seelischen Not voll von eigentümlichem Leben und steter Bewegung. Selbst das zeitlich Entfernteste mußte dem Gedanken der Freiheit des Vaterlandes dienen. Trotzig bäumte sich der Mensch auf gegen

---

[1]) Martin verzeichnet zum 17. Nov.: „Vereiteln des Schießen. Es scheint in den Vorhaben der Art weniger Ernst zu sein und wenig Konsequenz darin zu herrschen“; 1. Dezember: „Im Schützenhaus wurde heute zum ersten Mal geschossen“; dann alle 8 Tage außer 21. Dez. und 26. Jan. Am 22. Febr. reiste er ab.

das, was ein gewaltiges Schicksal, ja das Prinzip des Bösen selbst nach den jüngsten Ereignissen als unabänderliche Tatsache beschlossen zu haben schien. Mit welchen Hoffnungen hatte man die Erhebung Österreichs begrüßt, den Anschluß des eigenen Staates, des ganzen deutschen Volkes erwartet. Grausamer waren sie wohl nie in ihren Erwartungen getäuscht worden, selbst 1806 nicht, als sich der preußische Staat zu dem Waffengange mit Napoleon anschickte. Diese Monate um die Jahreswende von 1809 setzten den einsamen Flüchtling in jenen großen historischen Zusammenhang hinein, der als das Leben von dem alten absoluten Preußen zu dem neuen Werden hinüberführte, brachte ihn aus der Idee, die er bisher sich und dem deutschen Volke verkündigt hatte, in eine Wirklichkeit, die sie für einen kleinen Kreis in schöner Harmonie erfüllte, gewährte ihm das erhebende Erlebnis einer Gemeinschaft von Männern, die trotz der äußeren Schwäche des Staates, trotz aller Demütigungen nicht an seiner Zukunft verzagten, sondern Großes von ihm erwarteten, und selbst alles taten, um dieses Große heraufzuführen. Sie beugten sich wohl vor dem Unglück als Mitschuldige, aber sie behielten den Glauben — und da verlassen sie den Boden des klassischen Altertums — an jene göttliche Liebe und Gerechtigkeit, die das Schlechte auf Erden nicht für immer triumphieren lassen kann. In diesem heroischen Heldentum des Hellenismus und in diesem Vorsehungsglauben des Christentums, für dessen Verwirklichung der einzelne in seiner sittlichen Bestimmung sich selbst einsetzen soll, trafen Schleiermacher und Arndt einander. Ihre Wege gehen hinfort immer näher zueinander, bis sie 1814 ganz zusammentreffen. Hier in diesem Reimerschen Kreise ist jener enge Bund zwischen dem Bürgerbewußtsein des klassischen Altertums, das sich dem Vaterlande unbedingt verpflichtet fühlt, und dem christlichen Ewigkeitsgedanken geschlossen worden, der für den geistigen Inhalt der Freiheitskämpfe so stark bestimmend wirkte und selbst dem bitteren nationalen Haß seinen Stachel nahm. Und als der Geburtstag der Königin Luise herannahte, da gab Arndt dieser Gedankenverbindung in seinem ersten deutschen Vaterlandsliede Ausdruck, wenn er den ewig waltenden Vater anruft:

„Auf zur Tugend und zum Licht
Hast du uns das Herz gericht't;
Freier Athem, freie Rede!
Für die Wahrheit offne Fehde!
Fehd' auf Leben und auf Tod!
Also klinget dein Gebot."

Die Wahrheit aber war in diesem Augenblick der Kampf gegen ein Volk, das die Freiheit der Völker mit Füßen zu treten wagte, gegen die

Genossen des eigenen Volkes, die in frevelhaftem Knechtessinn Hand und Mund dem Feinde zur Verfügung stellten.

Abseits von diesem Reimer-Schleiermacherschen Kreise stand Friedrich Ludwig Jahn, der zu derselben Zeit wie Arndt in Berlin eingetroffen war. Nach einer inhaltlosen Studienzeit war er auf zwei Hauslehrerstellen im Mecklenburgschen von Michaelis 1804 bis Oktober 1805 seiner selbst und seiner Eigenart sich bewußt geworden. Ein Freund aus diesen Tagen kennzeichnet sie auf einem Stammbuchblatte mit den treffenden Worten: „Es liegt in der Natur des Mannes ein gewisser tölpelhafter Enthusiasmus, der leicht bis zur Grobheit göttlich ist." Dieser Enthusiasmus hatte dort seine ersten Erfolge errungen. Es gelang Jahn, sein Streben, seine höchste Kraft auf ein Ziel zu richten: in der ihm anvertrauten Jugend und in allen, die mit ihm in Berührung kamen, weckte er jene alles andere verachtende Begeisterung für sein Lebensideal, die ihn und die Seinigen seitdem verbunden hielt. Dann hatte er sich nach Göttingen begeben, um dort weiteren Studien für seine volkspsychologischen Arbeiten, für die Erkenntnis des deutschen Volkslebens obzuliegen und das, was er bisher auf seinen Wanderungen von dem Geiste des Volkes erlauscht und sich angeeignet hatte, zu vertiefen. Mit seiner dort verfaßten, in Leipzig erschienenen Schrift „Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes" war sein bewußtes Deutschtum zum ersten Male an die Öffentlichkeit getreten, und die aus Göttingen erhaltenen Stammbuchblätter sind ein beredtes Zeichen dafür, daß er es mit gutem Erfolg versucht hat, diese Gedanken in seinem Kreise zur Anerkennung und Geltung zu bringen [1]). Jahn war hier zum Erzieher der Genossen froher und ernster Tage geworden. Im Frühjahr 1806 hatte die Abschiedsstunde geschlagen. Er war nach Jena gewandert, um dort „auf eigene Hand" den Sommer zu verleben und sich auf die Vorträge vorzubereiten, die er im Herbste in Göttingen zu halten gedachte. Auf der Rückkehr wurde er in Goslar von der Nachricht ereilt, daß der Kampf zwischen Preußen und Frankreich unvermeidlich sei. Sofort zurückkehrend mußte er in Frankenhausen die Kunde von der Niederlage des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld vernehmen. Und nun begannen die Wanderjahre, die doch zu keinem Ziele führten, ganz ähnlich wie bei Arndt 1806. Allein die heilige Brennkraft, die Jahn in den Herzen der Göttinger Studenten erweckt hatte, verglomm nicht in ihm selbst; sie erwachte zu neuem Leben, als er auf dem Berliner Turnplatze jetzt auf die Frage: Wer kann dem Schicksal widerstehen?

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Aus Jahns Stammbuchblättern" in der Vossischen Zeitung, Sonntagsbeilage Nr. 14, Jahrgang 1910.

sich selbst und seinen jungen Genossen die richtige Antwort geben konnte: ipse fecit. In der Teilung großer jugendlicher Massen durch das Prinzip individueller Erziehung zur persönlichen Selbständigkeit und dann wieder in der damit verbundenen Hinlenkung aller persönlich frei gewordenen Kräfte des Leibes und der Seele auf ein gleiches gemeinschaftliches Ziel, die Turnplätze zu einem öffentlichen Vereinigungspunkt der gesamten Jugend zu machen, liegt die Bedeutung Jahns und der von ihm geleiteten Bestrebungen. Turnwesen und Turnplätze sollten durch ihn ein Mittel zur sozial-nationalen Volksbildung werden, in welcher durch gleiche schlichte Tracht und durch gleiche hohe Leistungen die Standesunterschiede überbrückt, das Starke und das Freie von allen freiwillig als das Erste und Ausschlaggebende anerkannt, die Knaben und Jünglinge zu entschlossener, tatkräftiger Vaterlandsliebe erzogen wurden. So wenig feiner gerichteten Naturen wie Schleiermacher und Hüser die grobe Ungeschlachtheit, die oft verletzende Rücksichtslosigkeit des Turnmeisters, sowie die demokratisch-nivellierende Tendenz seiner Arbeitsweise und die dadurch großgezogene Arroganz der jungen Gesellen gegen ihre Gegner behagte, die Bedeutung Jahns und seiner Turnerei für die Erweckung vaterländischen Sinnes, für die Erziehung zur fröhlichen Mann- und Wehrhaftigkeit durch eine regelmäßige Ausbildung in öffentlichen Leibesübungen haben auch sie stets warm anerkannt [1]. Und bewegten sich nicht die Forderungen seines deutschen Volkstums, eines Buches, das er lange sinnend und wandernd sich erarbeitet hatte und das nun Ostern 1810 zu Lübeck erschien, in derselben Linie wie die jenes Kreises um Schleiermacher und Reimer? — Gleich diesen hatte er keinen Augenblick an seinem Vaterlande verzweifelt. In Preußen sah sein bodenständiger Patriotismus im Gegensatze zu Arndt von Anfang an das Land, in den Hohenzollern die Dynastie, von denen die Heilung ausgehen müsse, weil ihnen allein eine Triebkraft zur Vervollkommnung und einstigen Vollendung innewohne. Österreich stellte ihm einen zu großen „Völkermang" dar, als daß es das deutsche Reich zeitgemäß verjüngen könne. Diese Verjüngung bestand nach seiner Anschauung in der Einheit von Staat und Volk, denn nichts ist ein Volk ohne Staat, nichts ein Staat ohne Volk, und erst jene Einheit gibt ein Reich, dessen Erhaltungsgewalt — ganz ähnlich wie bei Fichte der rein geistige Patriotismus — das Volkstum bildet. Volkstum aber bedeutet „das Gemeinsame des Volks, sein innewohnendes Wesen, sein Regen

---

[1]) So Hüser a. a. O. S. 73; Aus Schleiermachers Hause, Jugenderinnerungen seines Stiefsohnes Ehrenfried v. Willich, Berlin 1909, S. 12 ff., Mebes, Briefe aus den Feldzügen 1813 und 1814 in Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, Band 60, Berlin 1886, S. 2. — Arndt hat zu Jahn immer in einem freundschaftlichen Verhältnisse gestanden.

und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit". Dieses deutschen Volkstums gilt es sich bewußt zu werden, ihm, dessen Scheide die Sprache bildet, im Volksleben feste Stützen zu schaffen, damit es sich an ihnen emporranken kann: volkstümliche Trachten und Feste, Schauspiele und Schriften; seinem Wesen gemäß müssen Verfassung und Verwaltung angepaßt sein, ihm sollen Kirche und Schule als dem Staate eingeordnete Glieder dienen. Volkserziehung, Verfassung und Bücherwesen bleiben Schutzwehren, wenn schon alle Heere aus dem Felde geschlagen sind, bereits alle Festen in Schutt und Asche liegen, kein Krieger mehr widersteht. So bilden alle Glieder des Volkes eine schön verbundene Gemeinde. Von dieser Anschauung aus, die in Deutschland verwirklicht werden soll, wird dem Seher das altehrwürdige Mittelvolk zum Mittlervolk Europas und das deutsche Volkstum zum „menschheitlichen Volkstum", kosmopolitische Äußerungen, die an Fichtes Reden anklingen, ohne von ihnen beeinflußt zu sein. Dieses Weltbürgertum war nicht etwas Individuell-Eigentümliches, sondern lag in dem Geiste der Zeit begründet. Die Ziele waren es also nicht, die Schleiermacher und in geringerem Grade auch Reimer von Jahn fernhielten, sondern die Persönlichkeit selbst, die Einseitigkeit, auf der die Ziele sich aufbauten. Die Durchbildung des Turnvaters beschränkte sich auf die genaue Kenntnis des deutschen Volkstums und der deutschen Geschichte. Ihm fehlte jene innere Durchdringung des ganzen eigenen Lebensinhaltes mit dem klassischen Geiste des deutschen Idealismus, wie sie den Reimerschen Kreis auszeichnete, jene Heranbildung der eigenen Persönlichkeit im Kampfe mit den geistigen Strömungen der vergangenen Jahrzehnte, wie sie Schleiermacher und Arndt sich errungen hatten. Die Harmonie des Individuums war nie Jahns Lebensideal. Schleiermachers und Arndts Geschichte hatte sich eng mit der Romantik verflochten, beide verdankten ihr eine wesentliche Bereicherung ihrer Eigentümlichkeit, aber sie waren über sie durch die Lebensgemeinschaft mit dem sittlich-ästhetischen Ideale der Antike hinausgewachsen, das dem Naturmenschen Jahn durchaus fremd blieb. Sein Wesen gehört gerade wie das Fichtes, mochte es auch in ganz anderen Ausdrucksformen wie bei den ästhetischen Vertretern der Romantik in die Erscheinung treten, doch in ihre Lebensrichtung hinein, in jene absolute Selbstoffenbarung des Eigenen, die sich kühn über das Gegebene in Sitte und Unsitte hinwegsetzte und voll impulsiven Dranges nach der Neuschöpfung sich sehnte. Durch diese starke Einseitigkeit und das mit ihr verbundene erzieherische Talent wurde der Turnvater den Gleichgestimmten ein treuer Führer, dem sie trotz seiner vielen Wunderlichkeiten bis an sein Lebensende die gleiche Treue gehalten haben. Auch von dieser Form eines natürlichen,

aber keineswegs unechten Nationalbewußtseins führen vielbegangene Pfade aus jenen Tagen bis in die Gegenwart hinein, und es ist, sobald man jene gemeinsame Lebenskunst der Romantik ins Auge faßt, keineswegs so verwunderlich, daß gerade dieses mit dem einseitigen Idealismus Fichtes zu der starken burschenschaftlichen Bewegung sich verband. So wurden die jüngeren Freunde des Reimer-Schleiermacherschen Kreises bald auch eifrige Genossen und Gehilfen Jahns; und zweifellos ist Arndt während seines dreimonatlichen Aufenthaltes in Berlin mit ihm persönlich in nahe Berührung gekommen, hat mit ihm über die Ziele des Turnens sich ausgesprochen und sie gebilligt, sofern der Geist dadurch nicht wieder aus den Gebeinen fahre [1]). Hier flochten sich zum ersten Male zweier Menschen Geschicke eng ineinander, deren tragischer Verlauf in weniger als einem Jahrzehnt so namenloses Unheil über die jungen Geschlechter des folgenden halben Dezenniums bringen sollte.

Für die Zukunft Arndts bedeutsamer wurde die Berührung mit einem anderen Berliner Kreise. So sehr der Angeklagte 1821 ganz natürlich die Beziehungen abzuschwächen suchte, die er während des Aufenthaltes in der Hauptstadt Preußens angeknüpft hatte, so sehr er sich den Anschein gab, als habe er dort ein verborgenes und zurückgezogenes Leben geführt, so sicher ist es doch — er bestätigt es selbst —, daß er Heinrich v. Kleist, der seit Anfang Februar 1810 dort wieder dauernden Aufenthalt nahm, „oft und mit Freuden" gesehen hat [2]). Hier trafen zwei Naturen aufeinander, deren dämonischer Haß gegen Napoleon von der gleichen sittlichen Leidenschaft getragen war. Beide wollten jene geheimnisvolle Urkraft des menschlichen Herzens wiedererwecken, die durch alle Erkenntnisse des scharfsinnigen Verstandes hindurch nach der Freiheit des eigenen Selbst dürstete. Dieses Leben sollte nicht, wie es der Tugendbund wollte und wie es die Freimaurerlogen durchführten, in geheimen Verbänden zum Durchbruch kommen:

„Die schreiben, Deutschland zu befreien
Mit Chiffern, schicken mit Gefahr des Lebens
Einander Boten, die die Römer hängen,
Versammeln sich um Zwielicht — essen, trinken,
Und schlafen, kommt die Nacht, bei ihren Frauen [3])."

---

[1]) Arndt an Jahn, Trantow 12. November 1811; von mir veröffentlicht Vossische Zeitung 1909, Sonntagsbeilage Nr. 50.

[2]) Erinnerungen aus dem äußeren Leben, S. 210; auch im Hause des Freiherrn v. Recke, wohl des Ministers, verkehrte Arndt, H. Meisner, Briefe an Johanna Motherby von W. v. Humboldt und E. M. Arndt, Leipzig 1893, Berlin 16. Juni 1813.

[3]) So verspottet Kleist in seiner Herrmannsschlacht den Tugendbund, IV. Akt, dritter Auftritt.

Es brauchte der Tat, nicht der Verschwörungen. Und diese Tat war die Arbeit an der Freiheit des ganzen Volkes, an der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme, an der Einheit der nationalen Gesinnung. Hatte sich nicht Kleist in ihren Dienst gestellt seit jenen Dezembertagen des Jahres 1805, da er seinem Freunde Rühle die Ziele einer Volk und Herrscher umfassenden preußischen Erhebung prophetisch verkündigte, und von neuem seit den Monaten des Jahres 1808, da er eifrig an der Volksbewaffnung mitgearbeitet, seine Hermannsschlacht mit enthusiastischer Hoffnungsfröhlichkeit vollendet und seine Lieder für Österreichs Freiheitskampf mit furchtbarer Erbitterung gegen den Unterdrücker seines Vaterlandes geschrieben hatte? — Das war für Kleist und Arndt der grundlose, ewige Quell, aus dem allein ein volles, wahres Menschendasein geschöpft werden konnte, diese unaufhörliche Gemeinschaft des einzelnen mit einem großen, starken Volksstaate. In ihr erst sahen sie die Vollendung ihres eigenen sittlichen Selbst, in ihr aber gewahrten sie auch eine geschichtliche Bedingtheit, der alle, auch die Größten des Volkstums, unterworfen waren. Als Arndt seinem Freunde Reimer den Plan der Reise nach Berlin mitteilte, war der dortige Aufenthalt nur als ein vorübergehender gedacht, als ein Standquartier auf der Reise nach dem habsburgischen Staate. Nun mußte er es während dieser Zeit erfahren, daß die österreichische Bewegung mit der Auslieferung Andreas Hofers und seiner Erschießung zu Mantua am 20. Februar ein klägliches Ende nahm, daß an eine Arbeit in seinem Sinne dort unten zunächst nicht zu denken sei. Zugleich erlebte er in dem Schleiermacher-Reimerschen Kreise dessen enge Verbindung mit dem preußischen Staate und er fühlte, wie stark Kleist nach der Niederlage Österreichs neuerdings seine Hoffnung auf eben dieses Preußen um seiner Vergangenheit willen setzte. Es liegt die Annahme auf der Hand, daß Arndt von dem Inhalt des „Prinzen von Homburg" Kenntnis hatte. Das Drama wurde ja in den ersten Februarwochen vollendet, Mitte März für die Privatbühne des Fürsten Radziwill, in dessen Haus sich gleichfalls eine Schar kühner Patrioten gesammelt hatte, einstudiert und dort im April tatsächlich aufgeführt [1]). In dem Kreise, der sich um Kleist und seit 1. Oktober 1810 dann um die „Berliner Abendblätter" scharte, der sich am 18. Januar 1811 zu der christlich-deutschen Tischgesellschaft mit ihrer unbedingt preußischen Gesinnung vereinigte, versuchte man ja auf das lebhafteste, geschichtlich-empirisch die organisch-natürlichen Grundlagen zu finden, auf die sich ein solcher volkstümlich-nationaler Machtstaat aufbauen müsse. Es leidet keinen

[1]) R. Steig, Heinrich v. Kleists Berliner Kämpfe, Berlin-Stuttgart 1901, S. 178 f.

Zweifel, daß Arndt durch Kleist mit seinen Berliner Freunden, mit Arnim und Brentano, mit Fouqué und Adam Müller bekannt geworden und mit ihnen in persönliche Beziehungen getreten ist. Als er nach Greifswald zurückgekehrt war, sammelte er „einige Sächelchen", die vielleicht zur Aufnahme in das „Wunderhorn" geeignet seien, und übersandte sie Reimer zur Weitergabe an Arnim. In den Abendblättern erschien ein Abschnitt von den im „Vaterländischen Museum" veröffentlichten Briefen über Gripsholm, jenes Gesicht Karls XI. aus dem Jahre 1676, welches die blutigen Greuel der Gegenwart vorhersagen wollte [1]). Die enge Verbindung der augenblicklichen Lage mit der Gesamtheit des geschichtlichen Lebens, welche von diesen Romantikern, in erster Linie von Adam Müller, gezogen wurde, entsprach ja ganz den eigenen Forderungen Arndts. Freilich: sobald diesen geschichtlichen Lebensmächten eine derartige Bedeutung beigemessen wurde, daß sie allein den Maßstab eines organisch-natürlichen Staatslebens hergeben, sobald jene naturgeschichtliche Begründung die sittlichen Forderungen der einzelnen Individuen und der bisher unterdrückten Stände verletzte, offenbarte sich der Gegensatz, in dem er sich zu den Vertretern des romantischen Staatsideals befand, wie es Adam Müller bereits in den „Elementen der Staatskunst" vertreten hatte, und wie er es eben in jenen Monaten auch in den „Vorlesungen über Friedrich II. und die Natur, Würde und Bestimmung der Preußischen Monarchie" wieder verkündigte. Arndt wurde sich dieses Gegensatzes um so stärker bewußt, als in der Reform des preußischen Staates ja gerade eine Lösung des Problems versucht wurde, die ethischen Forderungen der Gegenwart mit der geschichtlichen Vergangenheit zu verbinden. Der Schleiermacher-Reimersche Kreis wirkte und arbeitete im Sinne der Reformpartei. In dem Kleistschen Kreise dagegen machten sich, ganz abgesehen davon, welche Stellung er selbst dazu einnahm, Bestrebungen geltend, welche den ethischen Charakter der Reform zu vernichten drohten. Für Arndt war es darum ein persönliches und politisches Bedürfnis, diesen Eindrücken und Erlebnissen gegenüber sich Rechenschaft abzulegen. So entstand bereits in diesen Berliner Monaten seine anonyme Schrift: „Der Bauernstand, politisch betrachtet. Nach Anleitung des königlich Preußischen Edikts vom 9. Oktober 1807 gewidmet den Fürsten, Grafen, Freiherrn, Burgherrn, Rittern und Knappen der Preußischen Monarchie" [2]).

---

[1]) Arndt an Reimer, Greifswald 27. November 1810, Meisner-Geerds a. a. O. Nr. 39, Steig a. a. O. S. 467 ff.

[2]) Vgl. des näheren meinen Aufsatz: Eine neu aufgefundene Schrift E. M. Arndts aus dem Jahre 1810, Preußische Jahrbücher Band 141, S. 78 ff., Berlin 1910.

Mit welcher jubelnden Freude mochte Arndt der Bauernsohn und der Verfasser der Schrift für die Aufhebung der Leibeigenschaft in Pommern das Edikt vom 9. Oktober 1807 begrüßt haben! Diese Freude beherrscht das Buch über den Bauernstand. Jene Tat bekundet nach der Meinung des Verfassers den Willen zur allmählichen Neuschöpfung des preußischen Staates. Die Regierung spricht damit offen das Bekenntnis aus, „daß das Volk etwas Heiliges und Unvergängliches sei", und die Pflicht, „nicht nur dies Heilige und Unvergängliche zu erhalten, sondern auch das zu erhalten, was es anerkennen und würdigen gelernt hat, d. h. sich selbst zu erhalten". Aus dieser Wechselwirkung entsteht jener heilige Enthusiasmus für Staat und Volk, Freiheit und Vaterland, den die Alten so reichlich, die Neuen so wenig haben. Die Stunde ist gekommen, wo durch das deutsche Volk, das Volk der Idee, eine neue Zeit beginnt, die Zeit, in der alles, was auf der Erde und ihrem Boden ruht, nach ewigen Gesetzen für alle Zukunft bestimmt, ein fester Staat, ein heiliges Gesetz, ein unverdrehbares Recht aufgestellt werden soll. Nur deutsche Kunst und deutsche Vernunft haben der europäischen Kultur die Möglichkeit bewahrt, aus der Staatsverfassung „ein einfaches, übersehliches Kunstwerk" zu bilden, abzusehen von dem Grundsatze des Absolutismus, der wie der große Friedrich den Staat als eine Fabrik betrachtete, möglichst viele Menschen hervorzubringen und alles für die Massen zu tun, zurückzukehren zu dem Grundsatze der Alten, „nicht die meisten, sondern die herrlichsten Bürger zu haben". Wird dies zur Wirklichkeit, dann übertreffen die modernen Staaten die alten, weil sie nicht nur den stolzen Bürger, sondern durch das Christentum auch den erhabenen Menschen ihr eigen nennen, weil neben der Freiheit weniger nicht die Sklaverei der Masse bestehen kann. Kommen wird diese Herrlichkeit sicher, aber „die Zeit will Zeit haben und dies veraltete Geschlecht muß erst vergehen". Die Ackergesetze, die leges agrariae, waren das Mittel, durch welches die Staaten des Altertums von den Ägyptern bis zu den Germanen die Freiheit und das Gleichgewicht sich erhielten. Sobald der Latifundienbesitz überhand nahm, gingen sie unter, denn es bleibt ein wahrer Grundsatz: „Freier Bauer gleich einem tapferen Volke und freiem Lande". Den Beweis seiner Richtigkeit bringt der zweite Teil der Schrift. Das erste menschenbildende Geschäft bildet nicht die Jägerei oder der Fischfang, sondern der Ackerbau, weil er Arbeit verlangt, und im ganzen Verlauf der Geschichte bleibt diese erste Kunst des Menschen die vornehmste, weil der Bauer in dem kindlichsten und reinsten Verhältnisse mit der Natur steht, weil sein Erwerb der natürlichste und unschuldigste ist, und weil der Umgang mit der Natur die unvergänglichen Kräfte am besten zur Entfaltung bringt. Von dem Pfluge her

findet der Mensch am leichtesten den Weg zum Schwerte. Der Bauer kann nicht ausarten, weil er in mäßigem Wohlstand und andauernder Arbeit lebt; er steht da als die feste Regel, an welcher der gebildete Mensch messen kann, was und wie er sein soll. Solche Idealbauern bearbeiten die Scholle noch gegenwärtig in Norwegen und Schweden, in Tirol und Siebenbürgen, in Franken und Niedersachsen. Diese überaus hohe Wertschätzung des Bauern bedeutet nach dem Verfasser keine einseitige Auffassung des Staates, weil dieser bei aller geistigen Freiheit nicht der irdischen Schwere ermangeln darf, die ihm der Bauernstand gibt. Solche Bewertung haben auch alle großen, für ihr Land sorgenden Herrscher ihm zuteil werden lassen. Daher soll wenigstens die Hälfte aller Grundstücke eines Landes von freien Bauern bewohnt werden. Die Widerlegung der Einwände gegen diese Teilung des Landes, der Bauer wirtschafte schlecht, er sei zu unbeholfen und zu wenig gebildet, er halte zu viele Menschen und sei kein besserer Soldat als der Sohn des Edelmannes und des Amtmannes, beschäftigt zunächst den dritten Abschnitt. Der Verfasser geht dann dazu über, auseinanderzusetzen, was aus jenem Satze bei der gegenwärtigen Lage für Preußen folge, nachdem das Edikt die Beschränkung des Eigentumsrechtes aufgehoben habe, um dadurch die Kleinen und Vergessenen im Volke besser zu stellen, sie zu veredeln. Jeder Machtspruch oder Gewaltstreich wird verworfen; „denn jedes mehr oder minder revolutionäre Unrecht rächt sich unerbittlich an seinem Urheber, sei dieser ein Volk oder eine Regierung". Es kann und soll nur geschehen „durch die stille Anerkennung der Notwendigkeit und durch die schöne Übung der Tugenden, welche Milde, Mäßigkeit, Vaterlandsliebe und Menschenliebe einflößen". Jeder muß aufgefordert werden, für das Vaterland das Seinige zu tun, denn der Wille der besten Regierung führt zu keinem Ziel ohne die Hilfe und Unterstützung der besten Bürger, Sätze, die in ihren ethischen Postulaten an die Allgemeinheit aufs deutlichste an die Predigt Schleiermachers über die Verehrung des Großen in der Geschichte erinnern. So wendet sich der Verfasser gegen die, welche das Edikt getadelt haben, weil durch die völlige Freiheit des Grundeigentums der Adel allmählich eingehen und der Staat dadurch empfindlichen Schaden nehmen, die Majorate vernichtet würden. Er betont es, daß durch das Edikt einerseits gerade alle dinglichen Rechte so sehr geachtet würden, als es die Not der Zeit zulasse, daß es andrerseits über die persönlichen Rechte zu leicht hinweggehe. Es habe nicht ausgesprochen, was vielleicht schmerzen würde, und was doch der Zeitgeist bereits für eine unumgängliche Notwendigkeit ansehe, daß erbliche Privilegien und Vorrechte der Personen aufhören müßten. Und Arndt meint, daß der Staat durch das Absterben des Erbadels nicht leiden

würde, wenn dieser einmal veraltet sei, daß die Stiftung der Majorate ein Eingriff einzelner in die gesetzgebende Macht des Staates und ein Vorgriff in die Zukunft sei. Bei voller Freiheit würde es nie an Männern fehlen, die sowohl die geistigen wie die physischen Mittel hätten, um das Notwendige in größeren Betrieben und Versuchen zu schaffen und den Zusammenhang mit der Weltwirtschaft aufrecht zu erhalten. Nicht der Prunk und die Macht einzelner Majoratsherren sei die beste Stütze des Staates, sondern der Monarch stehe am sichersten da, „welcher von dem Glanz des höchsten Verdienstes bis zu dem Schimmer des kleinsten herab sich zuletzt in dem Allleben und in der Allliebe seines glücklichen Volkes verliert". Darum soll die Regierung darauf sehen, daß, wenn einmal die Hälfte aller Grundstücke in bäuerliche Besitzungen verwandelt sei, es unmöglich wäre, sie durch zufällige Störungen und Einflüsse wieder in große Güter zusammenzuschlagen. Wirkliche Bauernhöfe müssen hergestellt werden, d. h. Höfe, „die durch ihren Ertrag keinen Herrn ernähren, sondern wo Fleiß, Arbeitsamkeit und Mäßigkeit durchaus notwendig sind, wenn ihre Besitzer nicht Bettler werden wollen". Jedes Zusammenlegen dieser Höfe wird gesetzlich verboten. Mit unbeschränktem Besitzrechte gehen sie von einer Hand in die andere über, doch so, daß jenes Gesetz nicht verletzt wird. Wo gemeiner Nutzen und staatliche Notwendigkeit die Einziehung eines Bauerngutes fordern, muß für Ersatz gesorgt werden. Der Teilung ist ein Maß zu setzen, weil der Staat es versuchen soll, die möglichst besten, nicht möglichst viele Menschen zu erzeugen; und die Inhaber zu kleiner Grundstücke sind gewöhnlich elende Geschöpfe. Zwergwirtschaft darf nur da zugelassen werden, wo große Fabriken, große Handelsstädte einen gesicherten Absatz und Verkehr sichern. So muß der preußische Staat zunächst alle alten Bauerndörfer erhalten, wozu ihm mittelbar die mehr oder minder abhängigen und dienstpflichtigen Laßbauern der Privateigentümer zur Verfügung stehen. Sobald die Pachtzeiten für die großen Domänen abgelaufen sind, hat er diese in Bauerndörfer zu zerlegen und als freies Eigentum zu verkaufen. Alle abhängigen Bauern erwerben durch eine allmähliche Abbezahlung ebenfalls das volle Eigentumsrecht. Anders ist es nicht möglich, „denn der Staat ist nicht in der Lage, großmütige Schenkungen machen zu können; die einzelnen Besitzer sind es ebensowenig". Schließlich ist es Aufgabe der Regierung, die einzelnen Bauern „abzubauen, so daß jeder womöglich in dem Quadrat oder Oblongum seiner Grundstücke zu wohnen kommt". Ohne diese Auseinandersetzung bedeutet der freie Besitz und der freie Ackerbau nur ein leeres Wort, weil keiner für sich arbeiten kann, wie er will. Unveräußerlich bleiben die großen Forsten und Wälder, die vom Staate

selbst verwaltet werden. Der Verfasser verkennt die großen Schwierigkeiten, bei dem neuen System die Liquidation zwischen den einzelnen Gutsherren und ihren Bauern durchzuführen, nicht; darum müssen beide Teile etwas opfern, denn Rechte lassen sich nicht nehmen, wohl aber durch beiderseitige Übereinkunft ausgleichen. Eine verallgemeinernde Durchführung ist unmöglich, die lokalen Verhältnisse sind bei allen Maßnahmen immer zu berücksichtigen.

Wenn so ein freier Bauernstand fest begründet ist, dann muß er auch im Staate vertreten und dargestellt werden. Die Fragen lauten: „Soll der Bauer als ein Stand dargestellt werden, und wie soll er dargestellt werden?" Mit ihnen beschäftigt sich der vierte Teil. Die erste Frage wird dahin beantwortet, daß die Bauern als Stand dargestellt werden sollen, weil sie nur so das Bewußtsein eines unabhängigen und eines Bürgers bekommen. Das ist der höchste Zweck des Staates und des königlichen Willens, der in dem Oktoberedikt des Jahres 1807 ausgesprochen wird. Die Antwort auf die zweite Frage lautet: Der Bauernstand soll durch sich selbst und durch keinen andern im Staate vertreten und dargestellt werden. Wie das zu verwirklichen ist, hat eine Versammlung festzulegen, die sich aus Mitgliedern aller preußischen Landschaften zusammensetzt. Wäre ihnen die Wahl ihrer Abgeordneten freigelassen, würden die Bauern bei ihrem jetzigen Zustande nur „ehrsüchtige Advokaten und Ränkeschmiede" zu Vertretern küren; der gegenwärtige Augenblick aber erfordere gerade eine genaue Kenntnis der oft sich kreuzenden Interessen der einzelnen Volksklassen, die nur diese selbst der Regierung geben können; indem die einseitigen Bedürfnisse der Stände sich aneinander reiben, wird schließlich ein einheitliches Ganzes zustande kommen: „wenn man in der Welt keinen Streit will, so will man den Tod". Wahlrecht und Darstellungsrecht für den Bauernstand, also aktives und passives Wahlrecht, hat nur „der wirklich freie Bauer", d. h. jeder, „der auf einem der unteilbaren Bauerngüter vom Ackerbau und von dem zunächst daraus folgenden Betriebe lebt oder zu leben scheint", der also nicht außerdem ein anderes Amt oder einen anderen Betrieb hat und so schon anderswo vertreten wird.

Die Wichtigkeit des Bauernstandes und der Landbevölkerung für den Staat im allgemeinen, ihre Vertretung durch sich selbst im besonderen bedingen den fünften Abschnitt: ihre Erziehung. Sie „ist einer der großen Punkte, ja der einzig größte Punkt der Erneuerung des Geschlechts und Verjüngung des Staats". Vieles mag die Freiheit sich selbst schaffen, aber „vieles muß auch für sie gemacht werden", eine Forderung des Zwanges, die Fichte in seinen Reden ja noch weit energischer betont. Zweierlei ist für die Erziehung und Zucht des Landvolkes sehr

wichtig: das Predigtamt und öffentliche männliche Übungen. Der Prediger muß wieder der Mann des Volkes werden; in einem protestantischen Lande hat es die erste Sorge zu sein, die Würde und das Ansehen der Geistlichkeit wiederherzustellen, „die sie nicht durch die Zeit verloren haben, sondern durch sich selbst". Die Strenge und Zucht der protestantischen Kirche erschlaffte nicht so sehr durch Unsittlichkeit als vielmehr durch die Erbärmlichkeit ihrer Geistlichen, die sich „in dem Sinne des Gemeinen" unter das Volk mischten und deswegen die Schlechtesten im Volke wurden; sie müssen ihren verlorenen Ernst wiedergewinnen, wieder Priester werden „ohne Fehl", unter freien Männern Männer; nur dann können sie den Geist des Zeitalters zu einem echt christlichen Geiste machen helfen. Dazu sollen auch die öffentlichen Übungen und Spiele im letzten Grunde dienen, die nun programmatisch in enger Anlehnung an die Kirchspielsmusterungen der schwedischen jungen Mannschaft dargelegt werden. Die Burschen jedes Kirchspiels von 16 bis 24 Jahren versammeln sich sonntäglich nach dem Gottesdienste, dem sie vorher beigewohnt haben, zu kriegerischen Übungen; diese bestehen besonders im Schießen, Werfen, Springen und Wettlaufen. Die Exerzitien dauern jedesmal drei, im Sommer womöglich vier Stunden. Der Prediger „als Patriarch und Sittenrichter seiner Jugend ist Gymnasiarch" und wohnt so oft als möglich den Spielen bei; außer ihm werden aus den würdigen Männern des Kirchspiels 12 Spielrichter gewählt, von denen wenigstens zwei sich sonntäglich einzustellen haben. Der Übungsplatz findet sich bei den meisten Kirchdörfern von selbst und kann ohne große Kosten hergerichtet werden. Waffen und Geräte liefert die Gemeinde; einzelne halten sie sich selbst; andere wieder spenden Väter und Ehrenmänner freiwillig. Die Versammlungen gehen durch das ganze Jahr, werden höchstens in den trüben und nassen Monaten November und Dezember, sowie in der Erntezeit unterbrochen; jeden Sonntag braucht nur die eine Hälfte der Mannschaft zu erscheinen; wer ohne Verhinderung ausbleibt, zahlt eine verhältnismäßige Strafe. In den Frühlings- und Sommermonaten werden öffentliche Wettspiele mit anderen Gruppen angestellt, wobei Preise und Belohnungen zur Verteilung kommen. Tänze schließen das Fest, „denn was des Volkes ist, muß als Volkslustbarkeit beginnen und enden". Dies alles ist eng zu verbinden mit Sitte, Erziehung, Religion als den höchsten menschlichen Angelegenheiten. Wird diese Einrichtung durch das ganze Reich durchgeführt, so braucht der Staat nur ein mäßiges stehendes Fußvolk zu halten; die Soldaten würden sich selbst bilden, und es könnte um so größerer Nachdruck auf die Vervollkommnung der Reiterei und des Geschützes gelegt werden.

So wird Neues und muß Neues werden; „Neues in einem andern Sinn, als diejenigen uns einbilden möchten, die wegen schlechter und eigennütziger Zwecke Altes wieder aufstreichen, als sei es wirklich neu geworden. Siehe, ihr Werk wird nicht bestehen. Denn Gott hat nicht umsonst so viele Zeichen und Wunder geschehen lassen. Dieser Glaube erhält die Wackern aufrecht, und aus ihm erwächst eine neue und schöne Welt."

Soweit schrieb Arndt die Schrift bereits in der preußischen Hauptstadt nieder. Als er dann nach Greifswald zurückgekehrt war, kam ihm der Gegensatz, in dem die Bestrebungen Adam Müllers zu den Zielen der preußischen Reformpartei und des Schleiermacher-Reimerschen Kreises standen, deutlich zum Bewußtsein, und es drängte ihn, in einer Beilage die eigene Stellung zu den Müllerschen Schriften klar zum Ausdruck zu bringen. Er wandte sich in ihr zunächst, ganz in Übereinstimmung mit den Anschauungen, die im Geiste der Zeit niedergelegt waren, im allgemeinen gegen die rückläufige Bewegung, die in dem letzten Jahrzehnt eingesetzt habe, gegen die Flucht aus der Wirklichkeit in die Welt der Ideale einer vergangenen Zeit. Die Vertreter dieser Denkungsart irren, wenn sie meinen, wie ihre Gedanken, so auch den Staat rückwärts führen zu können; sie verwechseln bei diesem Verfahren den Menschen und den Bürger, die ruhende Welt und den wandelnden Staat miteinander. In diese Reihe gehört nach der Meinung Arndts als der bedeutendste Vorkämpfer Adam Müller. So sehr er Edmund Burke mit seinen von Gentz übersetzten „Betrachtungen über die französische Revolution", auf den Müllers Arbeiten zurückgehen, das „Recht in der Erfahrung des Tages" zugesteht, so wenig vermag er sein Recht „in der Idee der Ewigkeit" anzuerkennen; und er ist davon überzeugt, daß Burke notwendig auch einmal in der Erfahrung Unrecht bekommen würde, weil ja sonst Idee und Wahrheit verschieden wären. Immerhin: der Engländer sprach für seine Zeit und für sein Vaterland ein gerechtes Urteil aus, wenn er sagte, daß die Franzosen mit ihren Konstitutionen und Religionen ein frevelhaftes Spiel trieben, und wenn er warnte, es ihnen gleich zu tun. Das Recht wäre ganz auf seiner Seite gewesen, wenn er die Völker ermahnt hätte: „bereitet euch allmählich, wenn ihr so ungewöhnliche und neue Wege gehen wollt". Müller geht jedoch weiter als sein Lehrer: er kämpft für die Restauration einer längst überwundenen Zeit, führt alles Übel zurück auf die Vernachlässigung und Bedeutungslosigkeit der Priesterschaft und des Adels im Staatsleben, erwartet von der Neubelebung der geistlichen und feudalistischen Elemente die Rettung der Nation, sieht das Glück der Zukunft in der Wiederherstellung der Vergangenheit. So lassen sich nach Arndts Mei-

nung die Grundgedanken dieser Anschauung in folgendem zusammenfassen: Im Staatsleben darf nicht allein die rücksichtslose, über alles hinwegschreitende Gegenwart in Erscheinung treten; es muß Einrichtungen geben, welche die Verdienste und Arbeiten der Vergangenheit würdigen; das sind „die auf Glanz und Herrlichkeit, auf Landbesitz und Reichtum gegründeten Stände der Priesterschaft und des Adels". — Zwei Kräfte im Staatsleben streben immer auseinander und müssen von der Gesetzgebung im Gleichgewicht gehalten werden; die eine, die Zentrifugalkraft, strebt danach, sich von allen Banden immer freier und loser zu machen: die bloße Bürgertätigkeit; die andere, die Zentripetalkraft des Staates, rankt sich ganz an ihm fest, will ganz mit ihm verwachsen: die Priesterschaft und der auf unverrückbarem Landbesitz gegründete Adel. — Priesterschaft und Adel stellen deshalb das Unwandelbare, Höhere und Ewige dar, der Bürgerstand das Wandelbare, Kleinere und Zeitliche des Staates. — Der Adel muß um seiner selbst als einer Idee willen im Staate gelten, nicht nur seiner persönlichen Dienste willen; sein Glanz und seine Hoheit sind absolut notwendig, als von Gott kommend zu achten. — Aus der Gleichstellung des Adels mit dem Bürgerstande ist der Krämergeist und der Kosmopolitismus geboren, der seitdem die Zeit erfüllt. — Der Staat muß daher, um sich zu einer herrlicheren Gestalt umzuschaffen, der Priesterschaft ihr Ansehen und ihre Würde, dem Adel seinen alten Glanz wiedergeben, indem er ihn auf unverrückbaren Landbesitz mit Majoratsrecht stellt.

Arndt weist die Einseitigkeit solcher Urteile an der Hand der Geschichte nach; er zeigt, wie zu allen Zeiten nur wenige Menschen die hohe Wahrheit der Religion Jesu erfaßt haben, „die Aufhebung und Verrufung aller Satzungen und Äußerlichkeiten, die Verkündigung des unbekannten Gottes, die Stiftung einer unsichtbaren Kirche höchsten Glaubens und größter Freiheit", wie dagegen alle Kirchen wiederum das Gesetz der Knechtschaft und Furcht verkündet haben; wer die Geister wieder unter „den schweren Priesterleib und seine blinde Gewalt" bringen will, der hält ihnen als höchste Idee „das kleine, elendige Glück der Faulheit und Bequemlichkeit" hin. So unmöglich als aus dem Jüngling wieder ein Kind werden kann, so fest „steht der Beschluß des Schicksals: die äußere Kirche wird nie wieder erstehen zu ihrer alten Herrlichkeit und Allmacht, aber nach der unsichtbaren Kirche, nach dem eigentlichen Reiche Christi und Gottes wird von den Besseren je und je ausgesehen". Ebenso verkennt der Romantiker die Bedeutung des Feudalismus. Gerade unter seiner Herrschaft wurde die Knechtschaft der Massen im 12. und 13. Jahrhundert so grausam, wie sie nie zuvor war. Der Gedanke von der Frömmigkeit, Ritterlichkeit und Schönheit des Adels

im Mittelalter bedeutet nur einen idealen Traum, welcher der Wirklichkeit nicht entspricht. Nicht auf den Burgen, sondern „in den Reichsstädten, in den Bürgerbünden, in der Bürgerkunst und Bürgertätigkeit, in dem, was man vornehm das Kleine und Niedrige zu nennen beliebt, da leuchtet teutsche Freiheit, teutsche Tugend, teutsche Gerechtigkeit, teutsche Kunst und Wirksamkeit in unvergänglicher Glorie" [1]). Mit der Entdeckung der neuen Welt verfielen Rittertum und Bürgerstand in Deutschland zu gleicher Zeit. Wo es gegen die Städte ging, schloß sich der Adel den Fürsten an. Die meisten alten Reichsstädte wurden abhängig; man nahm ihnen den letzten Rest der Selbständigkeit dem absoluten Staate, seiner Einheit und seiner bureaukratischen Gliederung zuliebe. Die beiden ersten Sätze von Adam Müller zeigen daher nur, wie der Adel sein soll, nicht wie er tatsächlich ist. Die Bedeutung des festen Besitzes verkennt auch Arndt nicht, aber „in der zu großen Sicherheit des Besitzes, in der unverlierbaren Gewißheit des Glanzes im Staate versteint sich alle Kraft leicht zu einem wahren Kiesel, woraus kein Funke mehr aufblitzen wird, wenn nicht eine wahrhaft stählerne Gewalt von außen darauf schmettert. Dann könnten diese Majoratsherren werden, was noch jüngst die Leibeigenen oder Schollengenossen waren": „glebae adscripti". Die eigentlich bindende und fesselnde Kraft muß der Boden der Erde, nicht die Familie sein. Es kommt darauf an, bewegliche Bauernmajorate zu schaffen, die unteilbar und unzertrennlich, aber nicht an eine Familie gebunden sind. Und schließlich: der Gedanke des Vaterlandes erwächst aus dem Gefühl, „daß wir alle Bürger sind mit gleichen Rechten und Pflichten, daß, weil jeder arbeiten, wirken, erwerben, genießen darf nach dem Maß seiner Kräfte, jeder auch sich darstellen und hingeben muß für den heiligen Dienst". Darum muß jeder das Bewußtsein in sich tragen, daß er zum Ganzen gehört und daß das Ganze in ihm ist. Alle sollen bedenken: „Die Zeit wird wider und mit unserm Willen vollenden, was sie will; aber wir müssen nicht vergessen, daß unser Wille die Zeit machen soll."

Die Schrift erschien bereits in den letzten Tagen des Mai 1810. Der in ihr behandelte Gegenstand war in jenen Monaten, wie Hans v. Held in einer Rezension vom 3. September schreibt, „höchst wichtig und beherzigenswert". Der Verfasser nahm mit dieser Abhandlung zu den Fragen Stellung, die damals im preußischen Staate zu einer Weiterentwicklung drängten; sie wurden sicherlich in allen jenen Kreisen, in denen Arndt verkehrt hatte, auf das lebhafteste verhandelt.

---

[1]) Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß Arndt in dieser Wertschätzung des mittelalterlichen Bürgertums von Fichte beeinflußt wurde, vgl. Reden an die deutsche Nation, sechste Rede.

Als Hardenberg im Juni 1810 endgültig die Verwaltung des gesamten preußischen Staatswesens übernommen hatte, war er entschlossen, die Steinsche Reform, die unter dem Ministerium Dohna-Altenstein geruht hatte, wieder aufzunehmen, die finanziellen Kräfte aller Bevölkerungsklassen dem Staate dienstbar zu machen, damit er die französischen Forderungen erfüllen konnte, und jene dadurch immer enger an den neu entstehenden nationalen Organismus zu fesseln. Unzweifelhaft trugen seine Maßnahmen in erster Linie einen wirtschaftlichen und verwaltungstechnischen Charakter; sie waren Äußerungen einer Staatsanschauung, die trotz aller, auf der Freiheit sämtlicher Bürger beruhenden liberalen Tendenzen schließlich doch wieder stark in jene absolutistische Methode zurückbog, alle Geschäfte durch eine wohl organisierte Bureaukratie besorgen zu lassen, die Tätigkeit der Verbände der Selbstverwaltung einzuschränken. Weit energischer als Stein betonte er den einheitlichen, von den amtlichen Behörden aus geregelten Machtwillen des Staates. Aber der sittliche Gedanke, in diesem Rahmen alle Volksklassen zur Mitarbeit an seinem Aufbau heranzuziehen, wurde darum von ihm doch nicht aufgegeben. Die Vereinigung der beiden Tendenzen, der wirtschaftlich-finanziellen und der sittlichen, auf dem Gebiete der agrarischen Gesetzgebung suchte die Arndtsche Schrift zu ziehen. Alle Vertreter der Reform des sozialen Lebens der Landbevölkerung stimmten darin überein, daß das Edikt vom 9. Oktober 1807 noch nicht das Endziel bedeuten dürfe, wenn nicht die Freiheit des Bauernstandes bloß nominell bleiben und wenn er nicht seine Freiheit mit seinem Untergange erkaufen sollte, sobald einmal die ehemaligen Grundherren über das notwendige Betriebskapital und über die notwendigen Betriebsmittel zur Vergrößerung ihres Besitzes verfügten[1]). Die allgemeine Freiheit der Landbewohner, auch der abhängigsten, stand vor der Tür. Allein was sollten sie mit ihr anfangen, wenn sie dinglich gebunden waren? — Durch das Edikt von 1807 war noch keine Aufhebung der dinglichen Pflichten, keine Beseitigung der Reallasten und keine Verbesserung der Besitzverhältnisse ausgesprochen. Blieb die Reform auf diesem Punkte stehen, dann wurden aus den Bauern Bettler und Gesindel, aus dem Bauernland wurde Herrenland. Diese Wirkungen, welche die einseitige Betonung der persönlichen Freiheit ausübte, sah Arndt in seinem Heimatlande Neuvorpommern und Rügen täglich zu sehr vor Augen, um nicht auf die notwendige Ergänzung durch eine Regelung der wirtschaftlichen Verhältnisse hinzuweisen, sie von der Regierung zu verlangen. Und seine For-

---

[1]) An dieser Gefahr für die Zukunft änderte die augenblickliche bedrängte Lage der Rittergutsbesitzer nichts.

derungen kamen dem nahe, was von dem altpreußischen Staate bei den Domanialbauern bereits verwirklicht war, und was dann durch das Edikt betr. die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse vom 14. September 1811 weitergeführt werden sollte. Wenn sein erster Paragraph festsetzte: „Es sollen die bisher nicht eigentümlich verliehenen bäuerlichen Besitzungen unter den in der gegenwärtigen Verordnung enthaltenen Vorschriften und Bedingungen in Eigentum verwandelt und die auf solchen ruhenden Dienstbarkeiten und Berechtigungen gegen wechselseitige billige Entschädigungen abgelöst werden", so entsprach die Regierung mit diesem Grundsatze einer zweiten Voraussetzung Arndts für jene Gesinnung des Bürgers gegen den Staat, für alle weiteren Maßregeln, um die Kleinen und Vergessenen im Volke zu verbessern, zu veredeln: Für den freien Bauern freien Besitz. Die Freiheit des Grundes und des Bodens, jenes Elementes in dem staatlichen Organismus, der das Kontinuierliche, das Bleibende darstellt, wo Menschen und Geschlechter, Gedanken und Theorien, Regierung und Regierte wechseln, war ihm eine notwendige Vorbedingung für das lebendige Wachstum und den sicheren Bestand des Staates. Und noch ein anderes ist bedeutsam: Das königliche Edikt verlangte mit jenen Worten die unbedingte Mithilfe beider durch dasselbe interessierten Parteien, der Herren und der Bauern, und damit seine ruhige Durchführung. In gleicher Weise warnte Arndt davor, durch einen Machtspruch oder einen Gewaltakt, sei es der Regierung oder des Volkes, die neue Freiheit zu begründen; er erwartete, daß beide Teile trotz aller schweren Belastung die innere Notwendigkeit der getroffenen Maßregeln einsehen und das ihrige tun würden, mit der Übereinstimmung der Regierung sie durchzuführen. Die Schrift wird zu einer Verkündigung des Begriffs der Totalität des Staates, gegen welche alle überkommenen oder neu zu erringenden Rechte des einzelnen Bürgers zurückzustehen haben, sie verlangt persönliche Opfer für die Gemeinschaft und ihre Glieder, prägt eine Sittlichkeit der Staatsidee und der Staatsmacht, die sich ganz in den Bahnen der Reformer hält. Wie nahe rückten das neu entstehende Preußen und Arndt aneinander! Der Polizeistaat, in dem alles von oben herab geregelt wurde, war aufgegeben, eine enge Gemeinschaft zwischen Fürst und Volk wuchs heran, die sich in all den neuen Formen des geistigen und sozial-politischen Lebens vor den Augen Arndts offenbarte. Die Regierung selbst wollte jenen Stand schaffen, den der Schreiber jener Abhandlung vom Beginne seiner öffentlichen Tätigkeit an für die Grundlage jedes Staatswesens hielt, und sie wollte ihn nicht fundamentieren auf eine revolutionäre Tat von oben her, sondern auf das sittliche Bewußtsein der Allgemeinheit und aller einzelnen Bürger. Was besagten gegenüber diesem Gleich-

klang in den wichtigsten Prinzipien Abweichungen, welche durch die individuelle Eigenart des preußischen Staates bedingt waren, Einzelheiten der Ausführung, in deren Form er mit Recht sich jedes Urteils enthielt? — Diese innere Einheit zwischen den Anschauungen der preußischen Regierung und Arndt schuf eine ganz neue Grundlage in dem Verhältnisse beider zueinander.

Die Konvergenz ging noch weiter. Steins Reorganisation sollte durch eine ständische Nationalrepräsentation gekrönt werden, in ihr auch der Bauernstand durch Vertreter aus sich selbst heraus dargestellt sein, deren Wohl an einen gewissen Minimalbesitz gebunden war. Der große Reformator mußte vor Vollendung seines Werkes vom Platze weichen. Die Frage nach der Vertretung der Nation bewegte 1810 alle Kreise des Volkes, und es ist wohl zweifellos, daß Arndt mit seiner Schrift auf die Gestaltung der zukünftigen Ständeversammlung im Sinne Steins einwirken wollte. Hardenberg versprach in dem Finanzedikte vom 27. Oktober 1810 in der Tat „eine zweckmäßig eingerichtete, konsultative Repräsentation, sowohl in den Provinzen wie für das Ganze". Die Art ihrer Einberufung und Zusammensetzung, des Zugeständnisses von Rechten und Aufgaben, wie der Staatskanzler sie sich, ohne es öffentlich auszusprechen, dachte, wich freilich ganz von der Steinschen Auffassung ab. Aber eins bleibt beachtenswert: durch seinen Berliner Aufenthalt ersah Arndt, daß der Gedanke der Mitarbeit des Volkes an dem Staatsleben erwacht war, und er hatte sicher Kenntnis davon, daß die Regierung solche Pläne erwog. Damit fiel, wiederum von seiten der Inhaber der Staatsgewalt, jener Absolutismus, gegen den als die letzte Folgeerscheinung sich die Abneigung des Verfassers des „Geistes der Zeit" richtete. Als er im letzten Abschnitte des zweiten Teiles während des Herbstes 1808 die Grundlinien von einer zukünftigen deutschen Verfassung entwarf, da fehlte noch durchaus eine Vertretung des Volkes; nur in einem Oberhaus der ehemaligen Fürsten kam der oligarchische Wille von wenigen Vornehmen zum Ausdruck. Jetzt zu Beginn des Jahres 1810 handelte es sich um eine Darstellung des Volkswillens in dem staatlichen Organismus. Es ist das erste Mal, daß Arndt sich hierüber äußert. Der norddeutsche Staat war es, der ihm hierzu Veranlassung gab. Eine weitere Verbindungslinie zwischen ihm und dem werdenden Preußen wurde damit hergestellt.

Und noch eine letzte kann gezogen werden: die Erneuerung des Geschlechtes und damit die Verjüngung des Staates. Schon zu Beginn der Reform hatte eine Denkschrift der Reorganisationskommission „Die militärische Organisation der Schulen im Lande" die Notwendigkeit betont, den Unterrichtsplan der Stadtschulen so zu erweitern, daß sie Vor-

schulen für die Tätigkeit der Unteroffiziere und Soldaten würden, ihn so zu gestalten, daß Körper und Geist einheitlich für den zukünftigen Soldaten durchgebildet würden [1]). Etwas Ähnliches verlangt Arndt für die Landbevölkerung. Ihre Bedeutung für den Staat und ihre Darstellung in ihm als besonderer Stand bedingen eine Erziehung der männlichen Jugend auf dem Lande über die Schulzeit hinaus, eine Erziehung, die in der Verbindung jener öffentlichen Übungen und Spiele mit Sitte und Religion als den höchsten menschlichen Angelegenheiten ihr Ziel sieht. So hoffte er das preußische Volk zu einem sittlich-religiösen Volk in Waffen heranzubilden. Wie oft mögen während jener bewegten Monate von Januar bis zum Anfang April 1810 in den Berliner Kreisen, denen Arndt nahe trat, solche Pläne besprochen sein! Hier sah er Männer an der Arbeit, nicht nur Vieles, sondern Alles, ihr eigenes Wesen und das Wesen des Vaterlandes, in den Dienst für die Freiheit und zur Freiheit hineinzustellen. Hier in diesen Forderungen kommt der Gedanke zum Ausdruck, daß eine planmäßige Erhebung des ganzen, körperlich und geistig darauf gerüsteten Volkes sich die Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen habe. Was besagten dem gegenüber die Erhebungen eines Dörnberg und Schill, welche, obgleich in innerer Verbindung miteinander stehend, doch durch einen Zufall unterdrückt werden konnten? — Der Insurrektionsgedanke der Jahre 1807/09 hat sich zu gleicher Zeit vertieft und verbreitert. Arndts Pläne berührten sich nahe mit jenen schweren Erwägungen, denen die militärischen Männer der Reform, Scharnhorst und Gneisenau, bald wieder mit bangem, aber doch auch mit trotzigem Herzen nachhingen, mit jener revolutionären Stimmung, die das Volk und das Vaterland höher stellte als die bestehende Staatsform. Und so groß der geistige Abstand zwischen den sublimen Gedanken Fichtes und diesen sozial-politischen Wirklichkeitsforderungen Arndts sein mag, beide trafen in ihrem Ziel, in der Erziehung zu einem neuen deutschen Geiste der Einigkeit und der Freiheit, doch zu schöner Harmonie zusammen. Auch der früher schwedisch gesinnte pommersche Partikularist widmete jetzt seine besten Kräfte einem Staatswesen, dessen Wandlungsfähigkeit er einst in dem Werke Friedrichs des Großen erschöpft glaubte. Als Deutscher war E. M. Arndt vor einem halben Jahre aus dem Nordlande zurückgekehrt. Hinfort bildete Deutschland allein das Land seiner Zukunft, und in ihm schauten seine Augen sehnsüchtig nach Österreich. Habsburg sollte die Tat vollbringen, die Einheit des Reiches neu schaffen. Der Krieg Preußens gegen Frankreich hatte bereits seine Anschauung über den preußischen

---

[1]) M. Lehmann, Scharnhorst II, S. 93 f.

Staat der Gegenwart umgebildet; er mußte sich im zweiten Teile des Geistes der Zeit wiederholt eingestehen, daß ohne ihn die Rechnung Deutschlands nicht zu begleichen sei. Erst damit war jener Dualismus in seiner Seele überwunden, der ihm 1806 eine weitere politische Wirksamkeit in Deutschland unmöglich machte. Arndts Schrift „Der Bauernstand politisch betrachtet" ist eine Frucht dieser Umwandlung, welche der dreimonatliche Aufenthalt in Berlin vollendet hatte, ist die erste positive Arbeit für das in Umbildung begriffene Preußen. Die Beilage zieht die Grenzlinie, wehrt die um Adam Müller sich scharenden Romantiker ab, die ihre Hoffnungen für die Zukunft Preußens an die Wiederherstellung eines feudalistischen Agrikulturstaates mit seinen persönlichen und dinglichen Abhängigkeitsverhältnissen, an die Restauration des damit eng verbundenen äußeren Kirchenwesens anknüpften [1]), verlangt dagegen die Fundamentierung aller sittlichen Forderungen des Staates auf die natürlichen Grundlagen seines Organismus, ihre enge Verbindung miteinander, so daß das ganze Volk in allen seinen Teilen an dieser Arbeit teilnimmt. Arndt tritt für eine unbedingte Fortsetzung der Reformarbeit Steins durch Hardenberg im Gegensatze zu den vom 1. Oktober 1810 an erscheinenden Abendblättern ein, er steht auf dem Boden des Regierungsprogramms. Während der Jahre 1810/11 gruppierten sich in Preußen die geistigen Mächte, die bald in heftigem Gegensatze gegeneinander wirken sollten: die historischen Romantiker und die Vertreter des alten absoluten Staates fanden sich zueinander in der Verehrung des Gewordenen, der Überlieferung; die ganze Linie des Idealismus von Fichte über Schleiermacher und Arndt bis zu Jahn vereinigte sich, ohne die persönlichen Beziehungen zu den Romantikern und deren antifranzösischen Tendenzen aufzugeben, in der inneren Politik mit den Vertretern des liberal-bureaukratischen Staatsgedankens um Hardenberg, welche von nun an die sozial-ethische Reform und die wirtschaftliche Gesundung Preußens leiteten [2]). Es war für ihren dauernden Zu-

---

[1]) So heißt es in der von Adam Müller verfaßten Vorstellung mehrerer märkischer Edelleute, d. d. Berlin 21. Febuar 1811: „Wir begehren den Beistand unseres königlichen Herrn und seiner Ratgeber für die mögliche Erhaltung der bisherigen Grundeigentümer bei ihren Besitzungen, indem wir dafür halten, daß die Rettung des Staats von der Befestigung des alten Besitzes und von der Erhaltung des hergebrachten Verbandes der Grundstücke unter einander abhänge . . . Alle Dienst- und Unterthänigkeitsverhältnisse, die Patrimonialgerichtsbarkeit, selbst die verrufenen Gemeinheiten haben dazu beigetragen, diese innersten und heiligsten Bande, also den Staat selbst zu befestigen"; gedruckt in Dorow, Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur III, Berlin 1839, S. 215 ff.

[2]) Gewiß schreibt Schleiermacher an Stein 1. Juli 1811 (Schleiermacherbriefe IV, S. 181 ff.): „Es ist nicht zu verkennen, daß die gegenwärtige Administration Ihre Spur ganz verlassen hat, während die vorige nur darauf still stand, daß alles was sie auf der einen

sammenhang eine schlechthin entscheidende Frage, ob es diesen gelang, die Stärke der sittlichen Ideen, von denen die Arbeit der Stein und Wilhelm v. Humboldt, der Scharnhorst und Gneisenau getragen wurde, in den notwendigen Neubildungen und Maßnahmen, in sich selbst und in der Mehrheit des Volkes zur durchschlagenden Wirkung zu bringen. —

Mitte April 1810, also noch vor Ostern, kehrte Arndt in die pommersche Heimat nach Trantow und von dort nach Greifswald zurück. Er konnte den Schritt jetzt ohne Gefahr wagen, da ja am 6. Januar zu Paris zwischen Frankreich und Schweden Friede geschlossen, am 20. Februar bestätigt war. Am 1. April hatte die Friedensfeier für die Universität in der Aula stattgefunden. Einen Monat später, am 1. Mai, wurde der flüchtige Professor wieder in sein Amt eingesetzt. Seine Angelegenheiten waren freilich damit noch keineswegs geordnet. Zwar hatte er mit dem Amte auch die damit verbundenen Bezüge an Geld und Naturalien wiedererlangt, allein während der fast dreieinhalbjährigen Abwesenheit war ihm kein Gehalt von Universitäts wegen ausgezahlt worden. So richtete er bereits am 6. Mai an den Kurator Grafen v. Essen, der ihn als aus England zurückkehrend willkommen geheißen hatte, ein Gesuch, ihm die rückständige Besoldung für diese Zeit nachträglich zukommen zu lassen in gleicher Weise wie seinem Freunde und Landsmanne Schildener, „da die uns in Stockholm bestimmten Diäten offenbar darauf berechnet waren, daß wir unsern Lohn in Pommern daneben bezogen". Die akademische Administration bat, das Gesuch um diese Entschädigung abzuweisen, weil inzwischen zwei andere Historiker angestellt seien und Arndt bei der Entfernung von der Akademie keine Anzeige von einem königlichen Befehl gemacht habe, sich nach Schweden zu begeben; er sei wohl während seines dortigen Aufenthaltes zu Geschäften gebraucht worden, doch nicht zu diesem Zwecke dorthin gereist; künstlich herbeigezogene Gründe, die nicht gerade von Wohlwollen zeugen. Außerdem übersahen die Mitglieder der Administration, daß das Vorlesungsverzeichnis vom Sommersemester 1807

Seite thut verwerflich und strafbar wird durch das was sie auf der andern unterläßt, daß alles was scheinbar zur Veredlung der Verfassung führen soll, bei ihr nur eine finanzielle Tendenz hat, daß auch in dieser Hinsicht was selbst unter günstigen Umständen immer übereilt wäre unter der gegebenen ganz verderblich wirken muß, daß überall die erbärmlichsten persönlichen Rücksichten vorwalten und daß sie alles thut um alle Stände unter sich und alle mit der Regierung zu entzweien ohne an irgend ein neues und haltbares Vereinigungsband ernsthaft zu denken." Allein diese Worte sind in erster Linie doch nur als ein Ausdruck der Mißstimmung aufzufassen, die sich wohl aus dem regen Verkehr Schleiermachers mit der christlich-deutschen Tischgesellschaft, dem Kreise der Romantiker ergab. Diese Bedenken waren ja auch in der Tat nicht ganz ungerechtfertigt, aber die Stellung Schleiermachers gegenüber den Forderungen Adam Müllers berührten sie nicht; prinzipiell gehörte er auf die Seite Hardenbergs.

bei Arndt ausdrücklich bemerkte, daß er „mit hoher Erlaubnis abwesend" sei, die wahrscheinlich nachträglich gegeben wurde. Der Kanzler entschied am 1. Juni zugunsten des Antragstellers, ihm „seinen rückständigen Gehalt, jedoch mit Ausnahme der Emolumente, sobald es der Zugang der Kasse erlaubt, auszukehren". Allein es fehlte gänzlich an Mitteln, so daß Arndt am 7. September sich genötigt sah, zu erklären, er wolle für den größten Teil gerne mit verzinsbaren Wechseln zufrieden sein, wenn er nur bis Ostern 1811 4/500 Taler bekomme. Nach langen Verhandlungen wies endlich der Kanzler am 21. Januar 1811 die Administration an, die Forderung durch Wechsel zu berichtigen, und so erhielt er denn endlich am 23. Februar 5 Wechsel zu je 200 Taler ausgestellt, die von Trinitatis an mit 5 Prozent verzinst und in 5 Jahren eingelöst werden sollten. Er gab sich damit zufrieden, obwohl seine Forderung nicht ganz berichtigt wurde, und noch 1815 sah er sich genötigt, es von neuem zu versuchen, daß diese Angelegenheit glücklich beendigt würde [1]).

Schon diese rein ökonomischen Fragen lassen deutlich die Gegensätze erkennen, die sich an der Greifswalder Hochschule unter den Kollegen gegen Arndt geltend machten; sie verschärften sich in den politischen Fragen, die sich für ihn in unliebsamer Weise mit nahestehenden Persönlichkeiten verquickten. War nicht Kosegarten, bei dem er einst im Altenkirchener Pfarrhause inhaltreiche Monate verlebt, und der ihn in die literarische Welt eingeführt hatte, jetzt das einflußreiche Haupt der französischen Gegenpartei, war es nicht für Arndt eine peinliche Empfindung, den Grafen v. Essen, dem er seit langen Jahren von der Habilitation an bis in die unmittelbare Gegenwart hinein persönlich so viel verdankt, in den „Schwedischen Geschichten" als einen Mann hinstellen zu müssen, der die bedrängte Lage des nordischen Hauptlandes während der französischen Okkupation so stark mitverschuldet hatte? — Und wie traurig gestalteten sich die Verhältnisse zu den Nächsten seiner Familie! Professor Quistorp, sein Schwiegervater, war ganz eingefangen „von der napoleonischen und französischen Bezauberung und von der Vergötterung der sogenannten liberalen Ideen der Franzosen" [2]), und hatte seinen Bruder, den Maler Quistorp, nach sich gezogen. Zu diesen Franzosenfreunden gesellte sich eine Partei schwedisch-pommerscher Partikularisten, zu der sich Arndt gerade jetzt nach seiner Wandlung in keinem geringeren Gegensatze fühlte. Die „Fülle des Zornes und der Hoffnung" dagegen fand er immer noch bei den alten ehrwürdigen Freun-

---

[1]) Höfer a. a. O. S. 67 ff. behandelt diese Dinge ausführlich.

[2]) Erinnerungen aus dem äußeren Leben S. 105.

den v. Weigel und v. Hagemeister, bei den jüngeren Genossen Schildener und Billroth, Gagern, Gesterding und Eichstedt, nachdem der Mediziner Rudolphi und der Historiker Rühs die im Niedergange begriffene pommersche Hochschule mit der eben gegründeten Berliner Universität vertauscht hatten und dort lebenskräftige Glieder jenes Idealismus geworden waren, an dessen frischem Quell er sich eben gelabt hatte. Und wenn diese Freunde zu frohem Zecherkreise sich zusammenfanden, dann klangen die Gläser auf das Wohl der spanischen Freiheitshelden, der Romana und Ballerteros, der Empecinado und Castagnos, des Helden von Baylen, und auf ihre Taten an. Die Hoffnung der norddeutschen Männer für die eigene Zukunft klammerte sich ja an deren Fortschritt. Und zu diesen Greifswalder Gesinnungsgenossen gesellten sich alte und neue Getreue auf der Heimatinsel: sein Bruder Fritz, der zu Bergen als Advokat lebte, der alte General v. Dyke auf Losentitz und der Propst Pistorius, Charlotte v. Kathen. Zu ihnen nahm er seine Zuflucht, wenn ihm in Greifswald der Boden unter den Füßen gar zu heiß brannte. Freilich: ein neuer Zwiespalt umfing hier seine Seele. Auf Rügen stand er mit allen seinen liebsten Jugenderinnerungen, hier umwehte ihn die Stille heiliger Vergangenheit, die ihn in ihren Bann zog, solange er lebte, aber hier offenbarte es sich ihm, so oft er dort weilte, von neuem, daß diese Ruhe ihm nicht als Wirkungsstätte angewiesen sei, daß sie nicht der Platz des mit seinem Volke verbundenen Mannes sein dürfe; und er sehnte sich gerade dort, wenn er auf die blauen Berge und die dämmernden Küsten mit ihren gebieterisch in die Ferne hinausweisenden Reizen schaute, hinaus in die weite und breite Bahn des Kontinents, hinein in das Gebot der Pflicht und der Arbeit für die Not des Vaterlandes. Nach solchen Fahrten stählte sich der Mut, das Vertrauen auf die Zukunft wuchs, und rücksichtslos vollzog er in seinen „Schwedischen Geschichten" und in seinen Briefen über Gripsholm, jenes Schloß, das manche Freuden, viel mehr Leiden der schwedischen Königsgeschichte zu erzählen wußte, trotz aller legitimen Anhänglichkeit den Bruch mit der Vergangenheit. Diese Briefe erschienen noch im Jahre 1810 pseudonym zu Hamburg in dem von Perthes herausgegebenen „Deutschen Museum", während die „Schwedischen Geschichten" erst 2 Jahre nach dem Tode des Königs, 1839, veröffentlicht wurden. In engem Anschluß an die Grundsätze der „Einleitung zu historischen Karakterschilderungen" entstanden, machen sie den Versuch, die Geschichte des Landes in der Geschichte seiner Könige und der Lenker des Staatswesens zu verkörpern, diese wiederum als individuelle Ausdrucksformen hinzustellen, welche sich aus der Wechselwirkung zwischen den geographisch-klimatischen Verhältnissen des Landes und dem poli-

tischen Werdegange seines Volkes heranbilden. Sein Vorbild sind die Schriftsteller der Alten, die nicht Sachen und Zustände, sondern Menschen, Helden zum Mittelpunkte ihrer Erzählung machen, dadurch Liebe und Haß, sittliche Begeisterung und sittlichen Abscheu in den Herzen der Leser zu entflammen suchen. Das will auch Arndt. Aber trotz dieser stark persönlichen Färbung bleiben die „schwedischen Geschichten" der erste bemerkenswerte Versuch, den Untergang des Hauses Wasa und die Vernichtung der schwedischen Größe während jener Jahrzehnte auf Grund eingehender Kenntnis der Personen und der diplomatisch-kriegerischen Ereignisse darzustellen. Für den Verfasser selbst bedeutete diese Schrift einen schweren Abschied, den publizistischen Abschied von seinen bisherigen politischen Hoffnungen, die er auf das Nordland gesetzt hatte. Erst jetzt war das Herz ganz frei für die Pläne, die ihm die Zukunft Deutschlands stellen sollte.

Inmitten dieser schriftstellerischen Arbeiten während der Sommermonate des Jahres 1810 blieb Arndts Tätigkeit als Dozent zunächst nur eine beschränkte. Das Vorlesungsverzeichnis für das Sommersemester weist seinen Namen noch nicht auf, und es ist fraglich, ob er überhaupt gelesen hat. Für den Winter wurden von ihm Einleitung in die Kunde der Völker und Völker, eine Vorlesung über Theokrit, Bion und Moschus, ästhetische Vorübungen und Ansichten, Privatissima in der griechischen und englischen Sprache angekündigt. Die politischen Gegensätze innerhalb des Lehrkörpers mochten es ihm wünschenswert erscheinen lassen, Vorträge über neuere Geschichte zu vermeiden, bot sich doch gerade in der Beschäftigung mit dem Hellenismus Gelegenheit, die Hörer trotzdem auf jene sittlichen Forderungen hinzuweisen, die er in der Gegenwart für erforderlich hielt. Überdies: jene verworrenen Verhältnisse in der eigenen Heimat, die Unmöglichkeit, in sich, dem Menschen, den Bürger fühlen zu können, nachdem er sich innerlich von dem schwedischen Lande gelöst hatte, die Zwistigkeiten in der eigenen Familie zeigten es ihm wohl von Anfang an, daß seines Bleibens in diesem engen Kreise nicht von Dauer sein würde. Bereits am 4. Juli kündigte er seinem Freunde Reimer an, daß er damit umgehe, „ein Häuflein Buben" um sich zu sammeln und sich „neben andrer eine recht menschliche Thätigkeit zu verschaffen, die ins Leben eingreift". Solche Gemeinschaft nach antikem, hellenischem Vorbilde zu sammeln und zu begründen, hatten einst die Fragmente über Menschenbildung als eine Notwendigkeit zur Erziehung lebendiger, durch sich selbst getragener Persönlichkeiten bezeichnet. Fichtes Reden wiesen auf ein ähnliches Ziel hin, und in den Berliner Freundeskreisen waren diese Probleme offenbar zu wiederholten Malen Gegenstand eifriger Beratung gewesen. Nun wollte er selbst, um aus

den unliebsamen Greifswalder Verhältnissen sich zu lösen und die Erziehung seines Jungen persönlich zu leiten, diesen Plan verwirklichen. Reimer und Schleiermacher sollten in den wohlhabenden Kreisen der preußischen Hauptstadt dafür tätig sein, und Arndt selbst ließ noch im Sommer 1810 einen Prospekt drucken, der an Freunde und auch an Zeitungen versandt wurde. Die Grundsätze entsprachen im wesentlichen denen, welche die Fragmente aufgestellt hatten. Möglichst vom 8. bis zum 20. Lebensjahre sollen die Knaben und Jünglinge um ihn bleiben; ihre Anzahl darf 8—10 Köpfe nicht übersteigen, damit der Charakter der Familie gewahrt bleibt: „der Plan geht auf edle und tüchtige, auch fromme und tapfere deutsche Männer, die besser seien als dies wankende Tagesgeschlecht". Aus der Verwirklichung wurde nichts. „Die Zeiten sind zu arm", mußte er am 3. Oktober bereits Reimer gestehen; aber zugleich schrieb er ihm: „Meine Stelle hier gebe ich auf, sobald es sich wegen ökonomischer und konventioneller Verhältnisse thun läßt, d. h. gewiß den nächsten Sommer. Mich ekelt hier nun so vieles; doch wo wird es einem nicht ekeln [1])."

Dieser Überdruß an den Verhältnissen der pommerschen Hochschule war in jenen Tagen noch durch die unangenehmen Erlebnisse vergrößert, die ihn in den ersten Oktobertagen getroffen hatten. Politische Freunde, offenbar die obengenannten Professoren, forderten Arndt auf, an dem Geburtstage des Königs, am 7. Oktober, die Festrede in der Aula zu übernehmen. Er sagte zu, und die Rede war bereits ausgearbeitet, als die Gegenpartei in der Stadt das Gerücht verbreitete, er werde bei dieser Gelegenheit schwerlich den vorsichtigen Ton finden, den die Nähe der französischen Truppen erfordere, seine einseitige Parteinahme werde leicht die Stimmungen und Gefühle anders Denkender verletzen. Er zog die Zusage zurück. Die „Hoffnungsrede vom Jahre 1810", die zu der „hoffnungslosen Grabrede" Heerens im Deutschen Museum den Gegensatz bilden sollte, blieb im Pulte liegen und wurde erst 36 Jahre später in den Schriften für und an seine lieben Deutschen veröffentlicht [2]). Nicht viel besser gestaltete sich der Schluß des Wintersemesters 1810/11. Am 11. März 1811 reichte ein Schwede, B. M. Högmann, eine Reihe von Thesen bei der Fakultät ein, um sie öffentlich zu verteidigen. Högmann war ein von Arndt vorgeschobener Posten, der ihn selbst, offenbar den Verfasser oder doch den geistigen Urheber der Thesen, decken sollte. Die Sätze richteten sich zum guten Teil gegen die entstehende französische Universalmonarchie, gegen den Frieden, den ihr

---

[1]) Vgl. W. Münch und H. Meisner, Ernst Moritz Arndts Fragmente über Menschenbildung, Langensalza 1904, XIV ff.

[2]) Erinnerungen aus dem äußeren Leben S. 105.

Begründer immer von neuem verhieß, und der im Grunde schlimmer sei als der Krieg, gegen das Bündnissystem, das er einzurichten im Begriffe stehe und das nichts anderes sei als ein System der Knechtschaft. Die Fakultät wies die Mehrzahl der Thesen zurück, da es nicht tauge, zu allen Zeiten alles zu sagen; man lebe oftmals nicht in solchen Zeiten, von denen Tacitus sage: „Rara temporum felicitas, ubi quae velis sentias, et quae sentis libere loqui licet“. Trotz seiner Verteidigung, er habe gar nicht auf gegenwärtige Verhältnisse anspielen wollen — eine Äußerung, die, wenn auch natürlich Frankreich ungenannt blieb, doch nicht zutreffend war —, sah er sich genötigt, die von der Fakultät beanstandeten Thesen zu streichen oder so umzuändern, daß sie minder verfänglich erschienen. Als Arndt vor zehn Jahren zu Beginn seiner akademischen Tätigkeit mit rücksichtsloser Offenheit die Freiheit der Meinungsäußerung vertreten hatte, da waren auch Stimmen laut geworden, die vor dieser Kühnheit des jungen Dozenten zurückschreckten, aber sie konnten ihm für die nächsten Jahre den Sieg nicht streitig machen. Jetzt erlitt er eine offenbare Niederlage, seine Stellung an der heimischen Hochschule war erschüttert [1]). Darüber täuscht auch die Tatsache nicht hinweg, daß er für das Sommersemester 1811 noch einmal Vorlesungen ankündigte über pommersche Geschichte und über Staatengeschichte, daß er Übungen im Lateinsprechen und Disputieren, ein Konversatorium über historische und politische Gegenstände sowie Stunden in der griechischen, italienischen und englischen Sprache abzuhalten versprach. Die Briefe aus den Frühlings- und Sommermonaten geben ein deutliches Bild davon, daß der Boden in Greifswald unter seinen Füßen wankend geworden war. Die Gedanken, sich nach Österreich oder Italien zu wenden, hatte er noch immer nicht ganz aufgegeben. Voll innerer Unruhe suchte er, so oft es möglich war, die Heimatinsel und die alten geliebten Freunde auf, für ihn ja „heiliges Land“ [2]). Es machte ihn frei von allen Fatalitäten und kleinen Neckereien der Gegenwart. Wenn ihn die politischen Zustände und Ereignisse in Deutschland wohl zu dem Wunsche bringen konnten, es müsse noch viel wilder sich gestalten, wenn er nur noch in einer Insurrektion des Volkes, von dem die führenden Stände sich getrennt hätten, die einzige Rettung sah [3]), und wenn ihn die eigene und der Gesamtheit Sünde, die er als persönliche Schuld fühlte, zu vernichten drohte, dann gab ihm der Verkehr mit Charlotte v. Kathen sein Selbstbewußtsein

[1]) Über den Streit wegen der Högmanthesen vgl. Höfer a. a. O. S. 74 ff.

[2]) An Charlotte v. Kathen, 12. Juli 1811.

[3]) An Charlotte v. Kathen, 11. März 1811, an Reimer, s. d. und 11. Juni 1811, Meisner-Geerds Nr. 41 und 42.

wieder; sie wußte ihn in diesen Zeiten harter Not immer von neuem an sich selbst und an seine Bestimmung für die Zukunft des deutschen Volkes zu mahnen; ihr öffnete sich seine Seele, die für viele Menschen wie von einem eisernen Riegel verschlossen blieb. Im August, wohl gleich nach dem Schlusse des Semesters, hatte er endlich die oft versprochene Reise nach Rügen ausgeführt; noch einmal mochte vielleicht die Möglichkeit erwogen sein, ob er nicht doch in der Heimat bleiben könne, ob er nicht von neuem ein eigenes Heim begründen solle [1]). Aber bereits einen Monat später, am 15. September, schrieb er der Freundin: „Ich arbeite Tag und Nacht, um mich hier von meinen Geschäften und überhaupt aus allen jetzigen bürgerlichen Verhältnissen los zu machen. Kommt wieder gute Zeit, so findet der Genügsame wohl gute und feine Stätte; bleibt sie schlimm, wird sie noch schlimmer, nun so war vollends nichts verloren. Ich will einmal versuchen, ob nicht für einige Zeit ein poetisches Leben möglich ist, wie des Vogels auf dem Zweige [2])."

Dieser Entschluß bestimmte die Tätigkeit Arndts während der Sommermonate des Jahres 1811 in erster Linie: er versuchte seine schriftstellerischen Arbeiten, deren Beziehungen auf die letzten Jahre seines Lebens zurückgriffen, zu einem Abschluß zu bringen. Dahin gehörte zunächst der dritte Teil der Fragmente über Menschenbildung, welcher bereits im vergangenen Sommer in Angriff genommen war. Der zweite Teil hatte zum Schlusse darauf hingewiesen, daß das Weib mit dem Manne keine gleichen Rechte haben könne, weil beiden Geschlechtern verschiedene Pflichten zukommen [3]). In dem zweiten Teile der Briefe an Freunde, an Christian Ehrenfried v. Weigel waren dann die Linien gezogen worden, wie sich das Verhältnis zwischen Mann und Weib geschichtlich gestaltet habe [4]). Den beiden Freunden fehlte, wie Arndt es gesteht, das Leben selbst, das volle freie Daseinsgefühl; zum guten Teil deshalb, weil beide die Familie entbehrten. In dem Hause des Freiherrn Munck fand er die harmonische Einheit zwischen Mann und Weib, die wie ein beglückendes Schicksal in sein eigenes Dasein hineinleuchtete. Elisa Munck, Psychidion, ist es, an welche nun diese Briefe gerichtet sind als eine Erinnerung an die mit ihr verlebten Stunden, als ein Zeugnis der Tendenzen über die Erziehung der kleinen Nichte Lili v. Munck, wie sie sich ihnen nach langen Aussprachen ergeben hatten. Den Briefen über weibliche Erziehung liegt ein einzelnes Erlebnis zugrunde. In den allgemeinen Ausführungen, welche einen sehr

---

[1]) Dahin weist das Lied „Ich fing einen Vogel", Nr. 126.

[2]) So auch in dem Liede „Das Leben", Nr. 122.

[3]) Vgl. oben S. 147.

[4]) Vgl. oben S. 219.

breiten Raum einnehmen, kehren die Gedanken der großen Schriften Arndts wieder: das unrechte Verhältnis zwischen Leib und Geist, die Überschätzung der angelernten Fähigkeiten gegenüber der Einfalt der angeborenen, ursprünglichen Kraft, der Verlust an unmittelbarer Stärke sowohl im Guten wie im Bösen, der Mangel an aufopferungsfreudigem Heroismus in der Gegenwart tragen die Schuld an dem Niedergange des Geschlechtes der letzten Jahrzehnte. Eine neue Erziehung sollte ein neues Geschlecht heraufführen. Die Briefe an Psychidion führen den Beweis, daß diese für die Mädchen aus ihrem ursprünglichen Wesen heraus anders gestaltet sein muß als die der Knaben. In der Einsamkeit und Stille des väterlichen Hauses erlebt die Tochter das Bild der gesamten Dinge der Welt in ihrer Einheit, und in ihr findet sie sich selbst. Hier soll sie bleiben, bis sie als Frau ein anderes Haus begründet. In der ungebrochenen Einfalt des Weibes muß der Mann, das Bild der einzelnen Dinge, die ihm notwendige Ergänzung seines Lebens erblicken, darum ist nicht eine peinliche und mühevolle Erkenntnis aller Einzeldinge, und nicht eine kleinliche Ausbildung aller Talente und Anlagen Ziel und Aufgabe der weiblichen Erziehung, sondern die ruhige Entfaltung des Ursprünglichen und Angeborenen, der Fülle der Liebe und der Sehnsucht, die das Weib dem Manne entgegenbringt und die es einst kommenden Geschlechtern wiedergeben soll [1]).

Vollendet wurden in diesen Monaten auch die „Schwedischen Geschichten", einige kleinere Aufsätze „über das Julfest" und „Schwedische Dichter in teutscher Sprache", Lieder des Samuel Columbus und Casse Lucidor (Lorenz Johansson) des Unglücklichen. Die Einleitung zu diesen Liedern wies auf die enge Verbindung des Nordlandes mit Deutschland hin, bis sein Adel im Gegensatz zu den Herrschern während des Zeitalters Ludwigs XIV. sich die französische Kultur zum Muster nahm. So sehr Arndt es auch hier wieder betonte, daß jede Literatur und Sprache sich nur aus den eigenen Wurzeln und Keimen frisch und kräftig entwickeln und gestalten könne, daß für den einzelnen wie für die Volkseinheit freie und ungehemmte Bildung aus sich selbst heraus das schönste Los sei, so wünschte er es doch, daß „alle reineren germanischen Völker" in mannigfaltiger Berührung und Verbindung miteinander bleiben [2]). Die Gesamtheit dieser Arbeiten bildete gleichsam einen persönlichen

---

[1]) Die „Briefe an Psychidion oder über weibliche Erziehung", Fragmente über Menschenbildung, dritter Teil, erschienen erst 1819 in Altona bei J. F. Hammerich, 261 S.

[2]) Beide Aufsätze wurden mit den „Geistern im Walde", „Guido della Torre" sowie „Karls des Elften Gesicht" zu den „Erinnerungen aus Schweden, eine Weihnachtsgabe" vereinigt; sie erschienen 1818 in der Realschulbuchhandlung Berlin (Reimer) und wurden „seinem redlichen Freunde dem Freiherrn Otto Magnus Munck" gewidmet.

Blick rückwärts, eine Zusammenfassung dessen, was aus der Vergangenheit in dem Augenblick lebendig war, wo die Seele nach neuer Arbeit ausschaute. Und wie mannigfach berührten sich doch in ihr und in ihren Erlebnissen die Welt des Nordens und die deutsche Kultur! Wohl nirgends kommt diese innere Verschmelzung so stark zum Ausdruck wie in der zweiten Ausgabe der Gedichte, die gleichfalls in diesem Sommer fertiggestellt wurde und noch in Greifswald erschien [1]). Die Zueignung ist Charlotte v. Kathen, dem „lieblichen Kind der Frommen" gewidmet. Von den Gedichten der früheren Zeit blieben viele fort, dagegen wurden die neu in Schweden entstandenen fast alle aufgenommen [2]). So ergibt sich gegenüber der ersten Ausgabe ein weit reicherer Inhalt, der von starkem persönlichem Bewußtsein getragen wird. Noch hören wir wenig den zukünftigen Sänger der Freiheitskriege und der Schlachtenlieder heraus: das am 7. Juni 1809 auf Schill gedichtete Lied sowie das Gebet vom 10. März 1810, das er der rügenschen Freundin von Berlin aus gesandt hatte, fanden keine Aufnahme; nur das in Anlehnung an Hesekiel 21,15 gleichfalls in der preußischen Hauptstadt entstandene Lied wurde gedruckt. Aber wohin die Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt den Dichter und Menschen zog, das offenbarten jene Verse, die bei dem letzten Besuche auf Rügen im September 1811 auf dem Rugard entstanden waren und dann von Greifswald aus gleichfalls Charlotte v. Kathen zugesandt wurden. Sie sind ein Zwiegespräch des Dichters mit der geliebten Heimat, die ihn in ihrer Stille halten wollte:

„Thor, wohin mit der Unruh? —
— — — — — — —
Hier eine Hütte, wo die liebliche Thalkluft
Gegen den südlichen See
Abschließt, wo an dem Waldberg
Nachtigalllieder der Frühling weckt,
Und ein Feldchen, an dessen
Fernster Grenze dein Weib dir
Von der Schwelle rufet: Spann' aus nun,
Denn das Mahl ist bereit."

Aber der Wille des Dichters steht fest; und die Antwort auf diese liebliche Idylle lautet:

„Fahr' wohl, Ruhe!
Wiege der Kindheit,
Liebliches Eiland, fahr' wohl!
Und wiege in Freuden
Hinfort ein glücklich Geschlecht!
Ich mag nicht bleiben,

---

[1]) Bei J. H. Eckhardt, 374 Seiten; sie zählte 482 Subskribenten.

[2]) Vgl. oben S. 212 ff., ausgenommen wurden die meisten Lieder des „Gebetbuches".

Denn in die Weite
Lockt die Gefahr mich,
Süße Sirene;
Dräuend auch stellt sich
Blinkender Rüstung
Riesengestalt mir;
Arbeit bei Menschen
Heißt sie, den Göttern
Klingt sie Minerva.
Drum muß ich hinnen;
Wo sich die Länder
Hängen an Länder,
Wo sich die Kämpfe
Drängender mischen,
Da steht mein Leben:
Stille, fahr' wohl!" —

Immer näher rückte der Entscheidungskampf zwischen den beiden großen Mächten des Westens und Ostens, zwischen Frankreich und Rußland; sie allein standen als Weltmächte auf dem europäischen Kontinente einander gegenüber. Das Bündnis zwischen ihnen war seit dem letzten Ringen Österreichs im Jahre 1809 immer mehr gelockert worden. Rußland verlangte von Frankreich eine Garantie für die Nichtwiederherstellung des Königreiches Polen, Napoleon wollte sie nicht geben. Frankreich vollendete 1810 seine Kontinentalsperre, Alexander beachtete sie nicht in ihrem ganzen Umfange. Das neu entstehende Weltreich einverleibte sich zur Durchführung jenes Systems die Mündungsgebiete des Rheins, der Ems, der Weser, der Elbe und der Trave, ohne auf die Besitzungen des Herzogs von Oldenburg, des nächsten Verwandten des Zaren, Rücksicht zu nehmen, dieser weigerte sich, Schweden mit Waffengewalt dahin zu bringen, daß es England den Krieg erkläre. Und abgesehen von allen diesen Einzelheiten: Rußland blieb für Napoleon, solange es unbezwungen dastand, eine ständige Gefahr für das Weltreich, ein starker Stützpunkt für die deutschen Staaten Österreich und Preußen, wenn sie sich der Übermacht des westlichen Nachbars entziehen wollten. So traf der Imperator bereits am Schlusse des Jahres 1810 Vorkehrungen für die Verschiebung seiner Truppen nach dem Osten hin, die als Maßregeln für einen Kampf gegen das Zarenreich gedacht waren. In die schwierigste Lage beim Ausbruch eines solchen Krieges kam Preußen, das für beide Parteien gleichsam die Brücke zum Angriffe gegen den Feind bildete. Mit solchen Hinweisen gelang es Scharnhorst, Anfang Februar den König zur Vermehrung der Krümper zu bewegen; Ende März erhielt York den Befehl, die ganze preußische und pommersche Küste zu besetzen; Anfang April entschloß sich Scharnhorst, eine abermalige Erweiterung der Rüstung

dem Könige vorzuschlagen. Alle Mitglieder der Patriotenpartei waren bereit, im Falle des Kriegsausbruches sich auf die Seite Rußlands zu schlagen. Es war für sie in diesem Falle das einzige Mittel, um in der Zukunft die Selbständigkeit Preußens zu gewährleisten. Ihnen trat Hardenberg entgegen. Kurz bevor er das Staatskanzleramt übernahm, am 21. April 1810, hatte er Scharnhorst gegenüber unter dessen lebhaftem Widerspruche seine Anschauung dahin bestimmt, daß die Umstände unbedingt verlangten, „dem französischen System uns anzuschließen, und das treu und ungeteilt zu befolgen, dem Kaiser Napoleon dieses überzeugend durch die Tat zu beweisen, und uns ja keinem schwankenden Systeme, keinen halben Maßregeln hinzugeben, die uns schon so oft schadeten"; hierbei sei nur dahin zu streben, „die Selbständigkeit des Staats für die Zukunft möglichst zu verwahren, mithin wohl auf eine Allianz, aber nicht auf einen Beitritt zum Rheinbunde hinzuarbeiten" [1]). Ein Kampf zwischen den beiden Weltmächten galt ihm jetzt im Frühjahr 1811 für das größte Unglück, das Preußen treffen könnte. Sollte es hereinbrechen, so war er entschlossen, nicht auf die Seite Rußlands zu treten, falls dieses Bündnis nicht durch eine dritte Macht, durch Österreich, ergänzt würde, sondern als notwendiges Übel die Allianz mit Frankreich zu wählen. Friedrich Wilhelms III. Neigungen gingen, entsprechend seiner früheren Anschauung, auf Wahrung der Neutralität. Konnte er sie nicht durchsetzen, dann vertrat er die Politik seines Staatskanzlers, Anschluß an Frankreich. Napoleon erschien ihm als der Unüberwindliche, gegen den jeder Widerstand vergebens sei, und seinem eigenen Volke, auf dessen einmütiger Erhebung ein erfolgreicher Anschluß an Rußland beruhte, brachte er kein Vertrauen entgegen. So ging am 14. Mai der Bündnisantrag nach Paris ab, nachdem sich eine Neutralität als unmöglich herausgestellt hatte; er blieb unbeantwortet. Ein Umschwung in der preußischen Politik erfolgte seit dem 9. Juli, als sich herausstellte, daß Napoleon falsches Spiel trieb. Hardenberg selbst bat jetzt den König, im Falle eines Krieges sich an Rußland anzuschließen, alle Vorkehrungen für ein Bündnis mit dem Zaren und für die Abreise nach Königsberg zu treffen. Die Rüstungen wurden fortgesetzt; sie sollten nicht nur das Heer, sondern das ganze preußische Volk umfassen. Und während nun Scharnhorst, der am 29. Juli die Hauptstadt verließ, auf seiner Inspektionsreise die pommerschen und preußischen Festungen besichtigte und von dort nach Rußland ging, um wegen des Ab-

---

[1]) d. d. Tempelburg, Abschrift im Geh. St.-Arch. Rep. 92 Hardenberg II 3½, daselbst auch das umfangreiche Antwortschreiben Scharnhorsts, Berlin 27. April 1810 originaliter; vgl. M. Lehmann, Scharnhorst II, S. 314 f.

schlusses des Bündnisses zu unterhandeln, setzte der Verteidiger von Kolberg, der seit März in der Nähe Berlins weilte, die Arbeit des Meisters fort, und ihr gemeinsames Werk war es sicherlich, wenn es auch nur die Unterschrift Gneisenaus trägt und ganz von ihm verfaßt ist, das er am 8. August dem Staatskanzler und dann dem Könige überreichte, der „Plan zur Vorbereitung eines Volksaufstandes". Nun sollte in Preußen durch jene Männer Wirklichkeit werden, was auch Arndt so oft überdacht hatte, was noch als letztes Motiv seiner Schrift über den Bauernstand zugrunde lag: eine planmäßig von der Regierung vorbereitete Erhebung des ganzen Volkes. War sie erst einmal entfesselt, dann blieb kein Ausweg mehr, dann gab es nur Sieg oder ehrenvollen Untergang. Dieser Insurrektionsplan Gneisenaus ist eins der erhebendsten Denkmäler, das sich hingebender Gemeinsinn, nationaler Heroismus der Tat und der Gesinnung gesetzt haben; ganz Religion, weil es reine Liebe ohne jede Beimischung individuellen Ehrgeizes ist, ganz Poesie, weil in ihm die mit keinem Verstande meßbaren und abschätzbaren Urkräfte nationalen Lebens zur Geltung kommen, und doch auch ganz Wirklichkeit, eben weil es sich auf diese beiden ideellen Grundlagen irdischen Daseins aufbaut und dadurch die Menschen, das Volk zur sittlichen Tat erziehen will. Allein Friedrich Wilhelm III. verwarf Entwürfe, welche „das Wohl der Welt in einem revolutionären Volkskrieg, der alles übereinander und durcheinander stürzt, darstellen" [1]). Damit war ihnen das Urteil gesprochen, ehe er sie gelesen hatte, und die ironischen Randbemerkungen des Königs, welche die Anforderungen an Gemeinsinn und Aufopferung in das Gebiet der frommen Wünsche verwiesen, seine Ausführungen, daß der Feind dieser levée en masse, in der jeder nur seinen Plan befolgen werde, durch ein paar Exekutionen schnell ein Ende bereiten würde, sollte einst die bittere und vergeltende Ironie der Geschichte dazu benutzen, sie E. M. Arndt unterzuschieben, der sie offenbar durch seine Berliner Freunde erfahren und sich aufgezeichnet hatte [2]). Aber auch der in bureaukratisch-aufklärerischen Ideen befangene Hardenberg begrüßte solche volkstümlichen Pläne, welche die Durchführung des Kampfes ganz in den Willen der Nation legten, offenbar mit geringer Sympathie. Er widersetzte sich der Abreise des Königs nach der ostpreußischen Hauptstadt, weil diese Tat ihn und seine Politik ganz auf Rußland angewiesen und den eigentlichen Zweck der Rüstungen offenbart hätte, während es gerade, in der Hoffnung, doch noch den Frieden zu bewahren, in seiner Absicht lag,

---

[1]) An Hardenberg, Sanssouci 15. Juli, mitgeteilt von M. Lehmann, Scharnhorst II, S. 396.

[2]) Veröffentlicht im Notgedrungenen Bericht I, S. 402 f.

sich auch nach Frankreich hin die Bahn freizuhalten. Zu derselben Zeit, wo Scharnhorst in Petersburg über den Abschluß einer Militärkonvention Preußens mit Rußland verhandelte, nahm der Staatskanzler in Berlin die Unterredungen mit St. Marsan wegen eines Anschlusses an Napoleon wieder auf. In den letzten Oktobertagen nahte die Entscheidung. Am 29. gab der französische Gesandte die Antwort des Kaisers auf die vor fünf Monaten erfolgten preußischen Anträge, und zu derselben Zeit trafen die Nachrichten über Scharnhorsts Erfolge in Berlin ein. Hardenberg stimmte in letzter Stunde für das Bündnis mit dem Zaren, allein trotz seiner glänzenden Denkschrift gelang es ihm nicht, den König auf diese Seite zu ziehen. Am 3. November erklärte er, er müsse sich nach der gegenwärtigen Lage für Frankreich entscheiden. Die Sendung Scharnhorsts nach Wien, die sofort nach seiner Rückkehr aus Rußland erfolgte und Österreich ebenfalls zum Anschluß an das osteuropäische Bündnis bewegen sollte, scheiterte, weil der Leiter der habsburgischen Politik, Metternich, in dem nationalen Erwachen Preußens eine schwere Gefahr für das Donaureich erblickte und entschlossen war, gerade jede Bedrängnis und Schwächung des russischen Nachbars für sich auszunutzen. Damit war auch die letzte Möglichkeit geschwunden, die Friedrich Wilhelm zum Bündnis mit Rußland hätte bewegen können: der Zusammenschluß der drei Ostmächte. Als Scharnhorst am 24. Januar 1812 nach Berlin zurückkehrte, da war es bereits in der Theorie entschieden, daß in dem kommenden Ringen Preußen und Österreich auf Frankreichs Seite stehen würden. —

Als E. M. Arndt im September 1811 neben seinen Rügener Getreuen und der nach Pommern übergesiedelten Familie Munck auf dem Rugard stand und vor seiner Seele der Lebensinhalt des verflossenen Jahrzehntes wie ein sinkender Schatten vorüberzog, da hatte er von der Heimat Abschied genommen. Hier auf der Insel entstanden vielleicht außer dem an Charlotte v. Kathen gerichteten Liede auch „Die Tauben" und „Die Lerche", welche dem Andenken seiner geliebten Eltern gewidmet waren, sowie der „Frühling an Gottesgab", seine Schwester Dorothea, und „Als ich ein Kind war" mit seiner heimlichen Sehnsucht nach der Einheit des Kinderlebens. Aber das Jahr 1811 hatte aus der verborgenen Tiefe seines Herzens auch andere Töne ans Licht gelockt, Töne, die den künftigen Freiheitsdichter ahnen lassen. Als Napoleon, wie bereits erwähnt, jene nordwestdeutschen Küstengebiete bis nach Lübeck hin besetzt hatte, antwortete ihm Arndt mit dem „Lied der Rache":

„Auf! die Stunde hat geschlagen —
Mit Gott dem Herrn wir wollen's wagen:
Frisch in den heil'gen Kampf hinein!

Laßt in Thälern, laßt auf Höhen
Die Fahnen hoch gen Himmel wehen!
Die Freiheit soll die Losung sein!"

Und das Lied an seinen vertrauten Freund, den General Grafen Philipp Schwerin, klang trotz aller schweren Bedenken gegen die unfreie Gesinnung des lebenden Geschlechtes in die zukunftfrohen Zeilen aus:

„Flammen zeugen Flammen, Seelen Seelen,
Wort wälzt Wort und That treibt That — so braust
Männertugend voller Strom der Zukunft
Leuchtend entgegen [1]."

Von verschiedenen Seiten waren Arndt Warnungen zugekommen, vor den heranrückenden französischen Truppen sich zu hüten. In Paris sowohl als auch in Hamburg, dem Hauptsitze der französischen Verwaltung innerhalb des deutschen Gebietes, zeigte man sich besorgt über angebliche geheime Verbindungen des Tugendbundes, welche durch das ganze Land zerstreut den Haß gegen Frankreich nähren und eine Volkserhebung im großen Stile vorbereiten sollten. In diese Kategorie fielen natürlich auch alle Zusammenkünfte in Berlin, an denen Arndt teilgenommen hatte. Er sah seine persönliche Sicherheit bedroht. Das war ein weiterer Beweggrund, mit seinem schon lange erwogenen Entschlusse Ernst zu machen. In den letzten Augusttagen ging ein Gesuch an den Kanzler ab, das die Entlassung von seiner akademischen Stelle zu Greifswald „wegen schwächlicher Gesundheit und Familienverhältnisse" bewirken sollte. Am 18. Oktober zeigte er, offenbar aus Anlaß des Semesteranfanges, dem Rektor der Universität an, daß er sich auf das Land begeben werde. Sein Gesuch war bereits am 2. Oktober in Stockholm bewilligt worden. Am 19. November beschloß der Senat unter dem Rektorat des Juristen Voigt, ihm den Abschied zuzufertigen, und ihm zugleich „sowohl die Dankbarkeit des Collegii für den Ruhm, welchen er durch seine ausgezeichneten in der gelehrten Welt allgemein anerkannten Talente während der Verwaltung seiner Adjunktenstelle bei der hiesigen Akademie gestiftet, als auch dessen aufrichtiges Bedauern über seinen Verlust" zu bezeugen. Bereits am 27. Oktober weilte er bei seinen Verwandten in Trantow, und seinem Freunde Schildener, der in Greifswald zurückgeblieben war, galten die Worte: „Was ich künftig sein und machen werde, weiß ich selbst noch nicht, obgleich andere Unberufene sich davon wohl schon viel zu wissen dünken. Man kann immer zuerst nur das Ding erster Notwendigkeit thun; und das war in meiner Lage, was

[1]) Es sind die Lieder Nr. 111, 112, 113, 116, 121, 110. Das Lied an Charlotte v. Kathen Nr. 109; vgl. auch Nr. 107 „Männerglück" an Wolf Grafen Baudissin.

ich gethan habe. Gern mögte ich was des bischen Lebens übrig ist an meine Muttersprache wenden und sehen, ob ich darin in Ruhe nicht etwas schaffen könnte, was mir Ehre und andern Freude brächte. Aber ich fühle wohl, das steht nicht bei mir, sondern die Würfel sind in anderen Händen [1])."

So hatte Arndt seinem liebsten Wunsche entsagt. Höher als germanistische Wissenschaft stand ihm das Vaterland und seine Freiheit. Das „Ding erster Notwendigkeit", die Losreißung aus allen festen Verhältnissen, war vollendet. Aber wohin sollte er die nächsten Schritte lenken? — Der Gedanke einer gewaltigen Volkserhebung, die sich über ganz Europa ausdehnte, war in den letzten Jahren der starke Grundton seiner Arbeit gewesen. Der Freiheitskampf der Spanier erfüllte die Seele des Heimatlosen immer wieder mit neuer Hoffnung, war doch einer seiner Verwandten, der Major August Quistorp, der einst am Schillschen Zuge teilgenommen hatte, nach der iberischen Halbinsel gegangen und berichtete den Verwandten und Gesinnungsgenossen von den Heldentaten des schlichten Mannes! Wie im Süden, so regte sich im Norden der Widerstand gegen das französische Übergewicht. In Dänemark und seinen deutschen Provinzen hatte zur Vereinigung der nordischen Reiche im Jahre 1810 eine Agitation eingesetzt, die vielleicht unter dem Einflusse der alten nordwestdeutschen Patriotengruppe stand. Man wollte die Pläne der französisch gesinnten Partei Schwedens durchkreuzen und an Stelle Bernadottes, des Fürsten von Ponte-Corvo, einen dänischen Prinzen zum Kronprinzen des Landes nominieren lassen, dem angeblich Napoleon und Alexander die Unterstützung zugesagt hatten. Graf Wolf Heinrich Baudissin, damals Gesandtschaftssekretär der dänischen Gesandtschaft zu Stockholm, war einer der Träger dieses allzu klug ausgesonnenen Planes, der gleichsam den Teufel durch Beelzebub austreiben sollte. Er war gescheitert, als am 21. August Bernadotte von dem schwedischen Reichstage einstimmig gewählt und er am 5. November von König Karl XIII. adoptiert wurde. Baudissin schrieb an Arndt ausführliche Berichte über den Verlauf dieser Dinge, allein nach den Erfahrungen der letzten Jahre zog es diesen nicht, noch einmal dort seine Kräfte zu versuchen [2]). Aber

[1]) Vgl. Erinnerungen aus dem äußeren Leben, S. 104 ff.; Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein, bearbeitet von Hugo Rösch, Leipzig 1893, S. 3 f., Höfer a. a. O. S. 77 ff.

[2]) Noch am 11. Juni 1811 schreibt er an Reimer: „O du lebendige Flamme einer Insurrektion für uns und Leute, die sie zu pflegen wußten! Das ist das Einzige, was uns retten kann." — Diese Baudissinschen Bemühungen bedürfen noch der Aufklärung; die Berichte an Arndt abschriftlich in Geh. St. A. Rep. 77, XXI Litt. A Nr. 1 adh. 1 vol. 2; vgl. dazu Akten des Auswärt. Amtes I. Rep. IV. Nr. 85 betr. Personalia Baudissin. Arndt versuchte bei seiner Vernehmung die Bekanntschaft mit Baudissin ganz zu leugnen.

war nicht Preußen nach den persönlichen Verbindungen, die er dort während seines Berliner Aufenthaltes angeknüpft, nach der Annäherung, die sich zwischen der inneren Politik der Regierung und der eigenen Anschauung vollzogen hatte, das Land, dem er wie Christophorus einen Herrn suchend seine Dienste widmen konnte? Sollten hier nicht die Worte seines am 12. November gedichteten Schlachtliedes Wirklichkeit werden, das offenbar in Anlehnung an Kleists „Germania und ihre Kinder“ entstanden ist:

„Zu den Waffen! zu den Waffen!
Zur Hölle mit den franschen Affen!
Das alte Land soll unser sein!
Kommt alle, welche Klauen haben,
Kommt, Adler, Wölfe, Krähen, Raben,
Wir laden euch zur Tafel ein.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Komm, Tod, und laß die Gräber klaffen!
Komm, Hölle, thu' den Abgrund auf!
Heut' schicken hunderttausend Gäste
Wir nieder zu dem düstren Neste,
Heut' hört die lange Schande auf [1].“?

Wir sahen, daß die Haltung der auswärtigen Politik Preußens wenig Anlaß zu solcher Hoffnung bot, und Arndt selbst traute dem Wechsel, der sich in der Bevölkerung Berlins und in dem ganzen Volke vollzogen hatte, noch am Ausgange des Jahres 1811 viel zu wenig, um von hier die Verwirklichung solcher Pläne zu erwarten, denn, so meinte er, wie solle das Kühne und Fromme sich da behaupten, wo die Natur selbst sich ihm versage [2])! Aber trotzdem fuhr er von Trantow aus Mitte Januar nach Berlin, um die alten Beziehungen wieder aufzunehmen und sich zugleich von dem russischen Gesandten daselbst, dem Grafen Lieven, an den er von seinem Freunde Munck und dem schwedischen General Armfelt, dem ehemaligen Statthalter Finnlands, Empfehlungen erhalten hatte, für den Notfall einen Paß nach dem Zarenreiche zu verschaffen. Kaum war er nach Trantow zurückgekehrt, da erschien während eines fröhlichen Mahles bei dem Propste Barkow zu Loitz ein reitender Bote seines Greifswalder Freundes Billroth mit der Nachricht, daß die Franzosen bereits die Grenze überschritten hätten und in wenigen Tagen das ganze Land besetzen würden. Diese Kunde würde das letzte Signal zum

---

[1]) Das Original bei den Briefen an Charlotte v. Kathen. Trotzdem das Kleistsche Lied noch ungedruckt war, hat Arndt es sicher gekannt.

[2]) Arndt an Jahn, Trantow 12. Nov. 1811, von mir mitgeteilt in der Vossischen Zeitung, Beilage Nr. 50, Jahrgang 1909.

Aufbruche Arndts. In derselben Nacht fuhr er nach Stralsund, das von den feindlichen Truppen noch frei war, um sich mit Geld zu versehen, reiste dann schnell über Brandshagen, dem Gute des Freiherrn Munck, nach dem von den Franzosen besetzten Greifswald, und von dort auf verborgenen Wegen nach Trantow zurück. Es war die Nacht vom 28. zum 29. Januar 1812, als er es wieder erreichte. Im Hause hatten sich bereits französische Offiziere und Soldaten einquartiert, die von seinem Bruder tüchtig mit Wein und Branntwein traktiert wurden, so daß sie nichts von seiner Anwesenheit merkten. In der Frühe um drei Uhr war alles zum Aufbruch fertig. Während der Morgendämmerung schlüpfte er aus einer Hinterpforte ins Freie, umklammert von seiner Base Sophie, seiner Gottesgab und seinem Jungen. Der Flüchtling schüttelte sie gewaltsam ab, um schnell vor Tagesanbruch die Büsche und Sümpfe der Peene zu erreichen und den Grenzfluß zu überschreiten. Da ward seine Seele „zornig und fluchig", als er aus Sicherheit für sein eigenes Leben die Seinigen von sich weisen mußte. Doch über seinem Haupte erglühte bald im fernen Osten das Morgenrot, als er das preußische Gebiet betrat. Die Sonne war ihm ein glückverheißendes Zeichen, das er betenden Herzens für die kommende Arbeit begrüßte [1]). Und mußte er nicht trotz der neuen Flucht aus der Heimat es als einen Segen für sein Leben empfinden, daß er sich nun aus den schwedischen Diensten befreit sah, daß sie der Vergangenheit angehörten, daß er sich nun wenigstens als Mensch ganz frei fühlen konnte, ohne von der Verpflichtung als schwedischer Bürger niedergedrückt zu werden? — Wie froh klingen doch die Abschiedsworte an Charlotte v. Kathen: „Vierzig Jahre bin ich alt und darüber, und wer weiß, was aus den fünfzehn, zwanzig Jahren wird, die ich etwa noch mit Saft und Kraft leben könnte? Doch kann ich nicht wanken von meinem Willen und von meinem Glauben, und auch nicht wanken von der Hoffnung, die mich doch nur selten verläßt." Sein Glaube war die demütige Ergebung in den Willen Gottes, der die Geschicke der Menschen nach seinem Plane lenkt, sein Wille der sittliche Mut, die Notwendigkeit der Zeit als die eigene zu empfinden, seine Hoffnung die Gewißheit, daß dem deutschen Vaterlande und damit ihm selbst die Stunde der Freiheit schlagen werde. Daß sie bald komme, dazu wollte er mithelfen, wohin auch immer sein Schicksal ihn verschlagen mochte. Das Lied „Frischauf!" hatte er am 19. November 1811 sich selbst gedichtet:

---

[1]) Arndt beschreibt seine Flucht in seinem Tagebuche 1812 nach Art des alten Testaments, veröffentlicht im Notgedrungenen Bericht I, S. 403 ff., ferner in den Erinnerungen aus dem äußeren Leben, S. 106 ff.

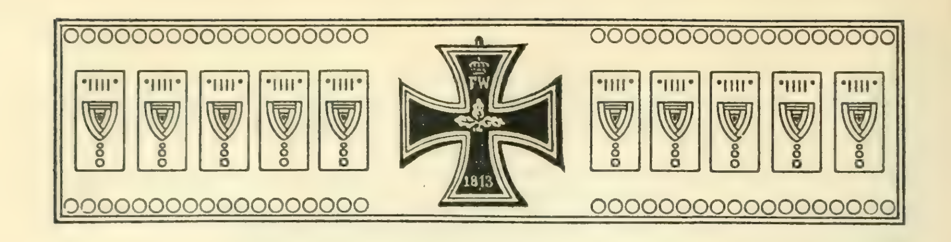
„Weg mit den Klagen!
Dunkel muß tagen,
Freude muß blühen aus Kummer und Plagen.

Hoch mit dem Herzen
Hin durch Schmerzen!
Hoch, wo die Wolken für Donner sich schwärzen.

Leuchten und drohen
Blitzende Lohen,
Mächtiger blitzen die Geister, die hohen.

Stolz in die Schranken
Kühne Gedanken!
Herrschet, wenn Erde und Himmel auch wanken.

Wenn auch in Wettern
Welten zerschmettern,
Herrschet ihr einsam mit seligen Göttern."



Fünfter Abschnitt.

Der Freiheitskampf. Deutsche Arbeit. Preußische Hoffnungen.

1812—1815.

1. Fantasien. Kurzer Katechismus. Was bedeutet Landsturm und Landwehr? Geist der Zeit, dritter Teil. Breslau. St. Petersburg. Königsberg. 1812—1813 März.

Als E. M. Arndt in der Frühe des 29. Januars vor den französischen Truppen flüchtend über die preußische Grenze sich in vorläufige Sicherheit gebracht hatte, war es noch ungewiß, wohin seine Schritte sich weiter lenken würden. Zunächst machte er in dem vorpommerschen Dorfe Clempenow bei seinem Freunde, dem Oberamtmann Fleischmann, Rast, um die Ordnung seiner privaten Angelegenheiten zum Abschluß zu bringen. Allzulange litt es ihn nicht in der Stille des abgelegenen Ortes bei den braven und wohlgesinnten, doch für die Zukunft nicht glaubensstarken Menschen. Die Seele, in deren Tiefe so schwere Pläne hin und her bewegt und erwogen wurden, bedurfte gleichgestimmter Geister. Und wo fand sie solche hochgemuten Genossen mehr als in Berlin? — So nahm der Flüchtige den Wanderstab wieder zur Hand, gelangte über Prenzlau nach der preußischen Hauptstadt am 12. Februar, zu einer Zeit, da hier alles der endgültigen Entschließung harrte. Der Kreis, der sich ihm öffnete, war der gleiche wie bei dem ersten Aufenthalte 1809/10: die Schleiermacher und Reimer, die Chasot und Gruner, die lesende und die schießende Gesellschaft, „ein großer gewaltiger Männerbund, der einen einzigen Gegenstand seines Bedürfnisses hatte: Haß und Abschüttelung und Vernichtung der Wälschen". In diesen Wochen traf Arndt zum ersten Male mit Gneisenau und Boyen zusammen. Allein

bald zeigte es sich, daß für den heiligen Enthusiasmus und die zorndurchglühte Liebe aller dieser Patrioten hier kein Raum sei. Nach der klug berechneten Verzögerung der Verhandlungen folgten jetzt die Maßnahmen Napoleons schnell aufeinander. Am 20. Februar brachte der Moniteur die Bemerkung, daß die Besetzung der Ostseeküste bis Memel in Frage komme. Am 24. unterzeichnete Krusemarck, der preußische Gesandte in Paris, den von dem Kaiser vorgelegten Allianzvertrag, der unermeßliche Opfer ohne jeden Vorteil von der Monarchie forderte, sie zu einem Vasallenstaate Frankreichs erniedrigte, Land und Volk dem Feinde preisgab. Am 29. lief die erste Nachricht ein, daß der Marschall Davoust mit 10 000 Mann aus Mecklenburg und Schwedisch-Pommern in Preußen eingefallen sei und bereits die Grenzstädte besetzt habe. Von Magdeburg her rückten feindliche Truppen gegen Brandenburg vor, im Osten standen die Sachsen in der Nähe von Frankfurt. Man kam, mit Zustimmung des Königs, auf den Plan zurück, daß er und die königliche Familie nach Breslau gehen sollten. Da überbrachte ein Feldjäger den Vertrag. Bereits am 5. März erfolgte die Auswechselung der Ratifikationsurkunden. Es war die Zeit, da Blücher die grimmigen Worte an Gneisenau richtete: „Nach der unglücklichen Schlagt schrieb Friedrich der Zweite: alles ist verlohren nur die Ehre nicht, jetzt schreibt man: alles ist verlohren und die Ehre auch." Diese schwersten Wochen des preußischen Staates, wo sein unentschlossener König jeder Bewegungsfreiheit sich beraubt sah, wo ein großer Teil der Nation und des Heeres der schimpflichen Schmach fast teilnahmlos gegenüberstand, wo Clausewitz von der ihn umgebenden öffentlichen Meinung sich feierlich lossagte [1]), verlebte Arndt in der Hauptstadt der Monarchie mit, und er hat sie sicherlich nicht weniger hart empfunden als seine Freunde und Genossen. Die Ehre und der Ruhm der Nation, das Vertrauen und der Glaube für die Zukunft des Staates hatten sich aus dem Volke und von dem heiligen Boden des Vaterlandes hinweg, in dem sie sicher verankert ruhen sollten, in die Seelen jener kleinen Zahl von Patrioten hineingerettet, die öffentlich als die Gegner der gegenwärtigen Politik sich bekannten. Es schien, als wollte die Geschichte hier gleich ein Beispiel für die Richtigkeit des von allem Äußerlichen losgelösten Idealismus Fichtes schaffen. Die Tage eines sicheren Aufenthaltes in Berlin waren für den Heimatlosen bereits gezählt, als er die Stadt kaum betreten hatte. Am 13. März fuhr er unter fremdem Namen in der Begleitung von Chasot, der seit dem Schillschen Aufstande den Franzosen

[1]) Pertz, Gneisenau II, 268; K. Schwartz, Leben des Generals Karl v. Clausewitz und der Frau Marie v. Clausewitz, Band I, Berlin 1878, S. 433 f. — Etwas milder als diese urteilen Boyen und Gruner.

stark verdächtig blieb und sich seitdem zur Untätigkeit verurteilt sah, nach Breslau, mit einem österreichischen Passe für den Besuch der böhmischen Bäder versehen [1]). Vierzehn Tage später, am 28., rückte das zweite Korps der Großen Armee unter dem Befehle des Marschalls Oudinot in die preußische Hauptstadt ein und nahm von ihr Besitz.

Für die vorwärtstreibenden Männer der Reform und des Widerstandes gegen den Ansturm Napoleons gab es nach dem Bündnisvertrage keine andere Möglichkeit, als sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Blücher hatte bereits im November 1811 unter dem Drang der Umstände seinen Abschied in der gnädigsten Form erhalten; er war zunächst nach Stargard übergesiedelt, verließ aber dann, als die Allianz abgeschlossen war und nach ihrer Bestimmung außer Potsdam nur die Bezirke von Breslau, Öls und Brieg von französischen Besatzungen frei bleiben sollten, das ihm so lieb gewordene Pommern und zog sich auf das als Entschädigung ihm zugewiesene Gut Kunzendorf bei Neiße zurück, um bald mit der Einwilligung des Königs Breslau zu seinem Aufenthaltsorte zu wählen. Scharnhorst, Gneisenau und Boyen reichten am 29. Februar gemeinsam ihren Abschied ein. Scharnhorst hatte anfangs den Entschluß gefaßt, im Solde Englands eine norddeutsche Legion in Rußland zu bilden. Allein seine Anhänglichkeit an den König und an das selbstgewählte Vaterland war zu groß, als daß er ihnen den Rücken hätte wenden können. Er blieb im Dienste, behielt aber nur den technischen Teil der Geschäfte, der ihn mit der Öffentlichkeit wenig in Berührung brachte. Am 26. März erfolgte sein Aufbruch von Berlin. Mit unbeschränktem Urlaub für Schlesien reiste er nach Liegnitz, wohin ihm Clausewitz am 31. März nachfolgte. Gneisenau erhielt am 2. März seinen Abschied, von seinem Könige mit vollem Vertrauen beehrt. Am 21. verließ er die Hauptstadt und wandte sich nach kurzem Aufenthalte auf seiner Besitzung Mittel-Kauffung nach Breslau, um dort bis zum 3. April zu bleiben und dann in geheimen Aufträgen über Wien und Wilna nach Riga und weiter nach Schweden und England zu reisen, die Kabinette von Stockholm und London einem Angriffe gegen Napoleon geneigt, Geld und Waffen für eine etwaige deutsche Erhebung im Rücken der Großen Armee mobil zu machen. Auch Boyens Entlassung wurde am 11. März genehmigt. Er erhielt in voller Anerkennung seiner Verdienste den Charakter als Oberst. Am 2. April erfolgte seine Abreise nach Breslau, das er am 9. erreichte. Und von den Zivilbeamten legte Gruner, der Polizeipräsident von Berlin und Leiter des preußischen Zensurwesens, nach dem Abschlusse des Bündnisses sein Amt nieder in

[1]) Pseudonymen von Arndt sind: M. Arnsberg, M. Abertz, E. Adler, E. Allmann, E. Alter, E. Altherr, M. Arnoldi, v. Düben, Holmquist, F. Schaller.

der Erkenntnis, daß er sonst auf den Machtspruch Napoleons hin entfernt werden würde. Eine längere Wirksamkeit an dieser Stelle schien ihm eine „Sünde gegen den heiligen Geist, eine Todsünde“ zu sein, der er sich nicht schuldig machen könne[1]). Auch er ging zunächst in den letzten Tagen des März nach Breslau. In seinen Mauern weilte bereits Prinz August von Preußen, der Bruder des Prinzen Louis Ferdinand, den der König in der Besorgnis, daß er mit den Franzosen in Konflikt geraten möchte, aus Berlin entfernt hatte. Am 19. April trafen auch Scharnhorst und Clausewitz, mit ihnen die Grafen Friedrich und Helvetius Dohna, sowie die Gemahlin des ersten, Julie, die Tochter Scharnhorsts, in der alten Oderstadt ein. Soweit nicht die preußischen Offiziere, welche es nicht über sich gewinnen konnten, Napoleons Verbündete zu heißen, wie Tiedemann und Horn, sich auf direktem Wege nach Rußland begeben hatten, war Breslau für sie der letzte Sammelpunkt auf preußischem Boden. Nicht wenige waren bereit, Amt und Beruf, Heimat und Vaterland aufzugeben. Das gigantische Wollen des Allgewaltigen schien weiter über Europa hinzufluten und die neuen Lebensformen des deutschen Idealismus und der Romantik, den neubegründeten Organismus des preußischen Staates in die grundlose Tiefe zu ziehen, wo alles Große und Eigentümliche, alles Starke und Selbstbewußte zu ewigem Schlummer begraben liegt.

Sah es so auch in der Seele dieser Männer aus, hingen sie solchen trüben Gedanken der Unabänderlichkeit ihres, vielmehr ihres Vaterlandes Schicksals nach? — Gewiß fehlten Tage tiefster Niedergeschlagenheit nicht, wo selbst ein Scharnhorst mit seinen Freunden über das scheinbar unabänderliche Schicksal des deutschen Volkes trauerte, ihnen, wohl Gneisenau und Boyen, nach ihrer Abreise von Breslau schrieb: „Nichts hält jetzt den großen Gang der Weltbegebenheiten auf, die Höhern suchen ihn gleichsam zu übereilen und daß einzelne entgegenstreben, erzeugt die Wirkung eines Felsens in einem großen Strom — heftige Bewegungen und Stöße, ohne daß der Strom aufgehalten würde seinem Lauf zu folgen. Unsere Regenten kennen keine Ruhmbegierde; sie wurden von Schulmeistern und Stockcorporalen gebildet; unsere Großen kennen keine Rittersitte, wollen bloß die Welt genießen. Die Gefühle und der Geist der höhern Stände bezeichnen ehe den Sklaven als den freien hochgebornen Deutschen[2]).“ Trotz der großen bevorstehenden Veränderungen ersuchte er sie doch, sich nicht vom Vaterlande zu weit zu ent-

[1]) Gruner an Schön, Berlin 21. März 1812. F. Rühl, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. v. Stägemann, Bd. I, Leipzig 1899, S. 177 f.

[2]) G. St. A. Rep. 92, Albrecht Nr. 6, s. d.

fernen; er werde dies auch nicht tun, obgleich er dazu von neuem eine Aufforderung — von Rußland — erhalten habe; denn „wer sein Ziel aus den Augen verliert, kommt in Gefahr, sich zu verirren". Und als ihr Ziel betrachteten Scharnhorst und mit ihm alle Breslauer Freunde, nicht als einen Widerstreit gegen den Willen der Vorsehung, sondern als den gottgewollten Ausdruck ihrer sittlichen Selbstbestimmung, obwohl sie die gegenwärtigen „Weltereignisse als den unabänderlichen Naturgang der Völker" ansahen, nach wie vor, sich gleich einem starken Felsen dem großen Strom zu widersetzen. Denn konnte nicht vielleicht doch die Widerstandskraft dieses Felsens ausreichen, daß sich in Zukunft an ihm einmal bodensicheres Neuland ansetzte? — So niederdrückend ihre Lage sein mochte, und so wenig die Nachrichten politischer und militärischer Art zur Hoffnungsfreudigkeit für die nächste Zukunft Anlaß boten, die sichere Erkenntnis für die eigene sittliche Aufgabe, für die Richtigkeit ihrer Anschauung und ihres Tuns ging ihnen nie verloren. Wie freudig gedachte noch Arndt in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" des Zusammenseins mit den Freunden während der Breslauer Monate! Sie bildeten zunächst eine Fortsetzung des Berliner Aufenthaltes. Allen voran standen zwei Gestalten: der alte, aber in seiner äußeren Gestalt und innerlich noch so jugendstarke und jugendfrische Blücher, auf dessen Antlitz zwei verschiedene Welten gezeichnet standen: „auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen"; Scharnhorst mit seiner „schlichtesten Wahrheit in Einfalt, geradesten Kühnheit in besonnener Klarheit", ein Mann, „der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht", der zu den Wenigen gehörte, die glauben, „daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm breit zurückweichen soll"; ein „vir innocens im Sinne der großen Alten". Gleich Boyen schätzte auch Arndt den Umgang mit ihm und seiner ihm ähnlichen Tochter am höchsten. Er kam viel mit ihnen zusammen. In ihrer Gesellschaft lernte er die Umgegend Breslaus kennen, mit ihnen besprach er das Leid und die Hoffnung des Augenblicks. Neue Bekannte aus der Stadt traten dazu: der Naturphilosoph Steffens, „ein sehr liebes und jugendliches Gemüt", bereits 1808 und 1809 zu den Patriotenkreisen gehörend, der Professor der Theologie Gaß, an den er durch Schleiermacher empfohlen war, der Hamburger Mitteldorf, Joh. Gottl. Korn, der Herausgeber der Schlesischen Zeitung, die in weniger als Jahresfrist so bedeutsam für die Befreiung des Vaterlandes werden sollte. Dann wurde der Kreis kleiner. Chasot, Gneisenau und Gruner reisten ab. Arndt selbst zögerte noch. Er fühlte das Bedürfnis, so lange als möglich dort zu bleiben, „damit

man kein Streuner und Vagelbund wird". Zu Pfingsten gedachte er das Riesengebirge und von dort vielleicht auch Böhmen aufzusuchen, um mit Gruner und seinen Plänen wieder in direkte Beziehung zu treten. Seine Wohnung befand sich in dem schönsten Teile der Stadt, auf der Oderinsel, dem Sande. Der Fluß brauste hart an seinem Hause vorbei. Um ihn herum standen der stolze Dom und die Paläste der katholischen Geistlichkeit, die ihn „manche Stunden sehr anmutig beschäftigten", wenn die Tagesarbeit vollbracht war. Aus dem geselligen Leben zog er sich mehr und mehr zurück, sobald auch Anhänger der französisch gesinnten Gegenpartei, wie der alte Feldmarschall v. Kalckreuth, ihren Sitz in Breslau aufschlugen oder aufschlagen mußten. Trotz des Pseudonyms war sein Name bald bekannt, und die Furcht gewiß nicht unbegründet, bei allzu großer Öffentlichkeit aufzufallen und fortgewiesen zu werden: „dann läuft der Bote vor einem her und niemand will einen solchen Gast aufnehmen" [1]). Arndt war also im Mai noch durchaus im ungewissen, wohin sich sein Schicksal wenden würde. Trotzdem sah er stolz und mutig in die Zukunft. Eifrige Arbeit führte ihn über das Unsichere der kommenden Zeit hinweg, und er freute sich, seiner Gottesgab berichten zu können, daß ihm alle Pläne wohl gelängen. Der Erfolg dieser Arbeiten ist niedergelegt in den „Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte" und in den „Fantasien für ein zukünftiges Teutschland". Die erste Konzeption beider Bücher fällt, obwohl sie erst später erschienen sind, in die Zeit des Aufenthaltes in Breslau. Die Bemerkung in der kurzen Vorrede der „Ansichten und Aussichten", sie seien „in mehreren Jahren durch das Gefühl der Zeit entstanden und im Frühling des Jahres 1813 zu Breslau auf der Flucht des Lebens verfasset", beruht auf einem Irrtum des Autors oder auf einem Druckfehler. Denn einmal befand sich Arndt 1813 nicht mehr „auf der Flucht des Lebens", sondern in voller Tätigkeit seiner schönsten und größten Lebensaufgabe, und dann weilte er 1813 in der schlesischen Hauptstadt nur wenige Tage, die zur Niederschrift der umfangreichen Arbeit unmöglich genügen konnten. Daß die „Fantasien" wenigstens zum großen Teil bereits im Frühjahr 1812, also bevor Arndt mit Stein irgendwie in Berührung kam, niedergeschrieben wurden, dafür gibt es sichere Nachrichten. Mitte April 1813 schrieb er seinem Freunde Reimer von Dresden aus: „Sobald die Zeit weiter geht, etwa im Herbst, wollen wir insgeheim 50 Kapitel für das teutsche Volk drucken lassen, die in ganz einfacher Sprache in Breslau und Petersburg verfaßt sind." Damit wird auf die 50 Kapitel der „Fantasien" hingedeutet. Und im „Notgedrungenen Be-

---

[1]) An Reimer, Breslau, 10. Mai 1812, M.-S. Nr. 51.

richte" versichert der Verfasser gemäß seinen Angaben in dem Verhöre über seine Schriften vor dem Untersuchungsrichter Pape, daß der erste rohe Entwurf sowie die Idee zum Teil von einem schwedischen Freunde, dem Major Ramsay v. Evergreen, herrührten, der in Finnland während des Feldzuges 1808 den Heldentod starb. Gemeint sind offenbar die Ideen über die zukünftige Gestaltung des politischen Deutschlands, welche sich im zweiten Teile des „Geistes der Zeit" finden [1]). Nicht erwähnt wurde in seiner späteren Rechtfertigungsschrift der Name eines Mannes, der auf dem Titelblatte mit Anfangsbuchstaben genannt war und in der Vorrede auch erwähnt wurde. Der Titel stellt es so hin, als sei die Schrift von einem E. v. S. verfaßt und von Arndt nur herausgegeben worden; und die Vorrede behauptet dann, die „Fantasien" seien „gewissermaßen" auf seine Veranlassung hin entstanden und „in Gemeinschaft mit ihm gesponnen"; er hätte „in dem noch beklommenen Frühling 1812" mit einem jungen Freunde in Breslau zusammengewohnt und mit ihm oft Tal und Wald des Schlesierlandes durchstreift. Dieser E. v. S. ist offenbar der preußische Premierleutnant Ernst v. Skorck, später Generaladjutant der russisch-deutschen Legion, der am 6. Juni 1814 den Abschied erhielt und als einer der unangenehmsten Querulanten den Staatskanzler jahrelang belästigte. Arndt hat während der Breslauer Monate sicher näher mit dem ihm sonst wenig sympathischen Manne verkehrt und dann wohl die Anfangsbuchstaben Skorcks, mit dem er über diese Fragen gesprochen hatte, dazu benutzt, um selbst mehr zurückzutreten. Denn daß er der eigentliche Urheber des Buches ist, leidet keinen Zweifel, und die Worte, daß der Autor sich die Rettung und Befreiung des Vaterlandes auf einem anderen Wege gedacht habe, als sie nachher geschehen sei, beziehen sich auf ihn selbst. So nehmen die „Fantasien" für die Gedankenwelt Arndts, bevor er nach Rußland ging und dort mit Stein zusammentraf, eine bedeutsame Stellung ein [2]).

Das ganze Buch ist in der kriegerischen Sprache des Alten Testamentes gehalten. Sie macht es ermüdend, die altertümelnde Weise klingt gesucht und will sich dem behandelten Stoffe nicht immer anpassen. Gleich den Propheten des Alten Bundes spricht der Verfasser als der Botschafter und Gesandte Gottes zu seinem Volke. Die Rede ist ihm von Gott gegeben, ist Gottes Rede. Sein Mund verkündigt, ja muß sie verkündigen den deutschen Fürsten und dem deutschen Volke als das

---

[1]) Vgl. oben S. 204 f. und 235 f.

[2]) Näheres über die Verfasserschaft in meinem Aufsatze: Eine neu aufgefundene Schrift E. M. Arndts aus dem Jahre 1810, Preußische Jahrbücher, Band 141, S. 78 ff., Berlin 1910. — Brief an Reimer, Breslau, 10. Mai 1812, M.-G. Nr. 51. In Petersburg handelte es sich wahrscheinlich nur um die Niederschrift.

höchste und notwendigste Gebot für die Gegenwart im Auftrage des Allerhöchsten. Falsche Propheten und verweichlichte Zeichendeuter haben aus Unterwürfigkeit unter den imperatorischen Willen, aus Furcht vor dem Kampfe und vor dem Tode das Volk verwirrt und das „Gebot des Teufels“ gepredigt, wenn sie sagten, die Zeit wäre gekommen, wo ein Hirt und eine Herde, ein Gott und eine Religion, ein Kaiser und ein Volk sein werde. Darin besteht nicht das ewige Ziel. Gottes Wille ist es, daß Völker seien nach den verschiedenen Sprachen, Sitten und Trieben des Menschengeschlechtes, daß es verschiedene Religionen, d. h. Religionsformen gäbe nach den verschiedenen Klimaten und nach den mancherlei Bildern der Natur. Gott will nicht allein der Gott des ewigen Friedens sein, sondern auch der rächende, der furchtbare, der zermalmende, denn sonst wäre alle Geschichte eine Lüge. Freier Krieg und Streit, lebendige Bewegung lebendiger Kräfte ist seine Lust: „darum sollen viele Völker sein, strebend und ringend gegeneinander in einem ewigen Wettkampf, damit die großen Lichter Freiheit, Tugend und Gerechtigkeit hell bleiben in den Seelen der Menschen. Aber es gibt Ein Volk, Eine Religion, Einen Frieden, nach welchem auf ewig gerungen werden soll“.

Von allen Völkern Europas sind die Deutschen das liebste Volk Gottes als das Volk der Mitte, als das Herz des Weltteils. Die Nation, die jetzt die Länder beherrscht, ist groß geworden durch ihre eigene Schlechtigkeit und Verruchtheit, durch das Übermaß deutschen Unglückes und deutscher Torheit, durch die Anerkennung einer verblendeten Welt, durch die Zwietracht und Ehrvergessenheit deutscher Fürsten und Priester, deutscher Propheten und Schreiber. Das Mischlingsvolk der Franzosen hat keine andere Geschichte als die, daß es oft nach der Freiheit griff, sie aber nie ergriff und festhielt. Ihr augenblicklicher Herrscher, „der ungeheure Mann aus Korsika steht da als ein Gipfel des Bösen, und sie zittern alle vor ihm und beten ihn an als das furchtbare Zeichen, das in Menschengestalt verkleidet aus der Hölle emporgestiegen ist“. Er ist der Widersacher Gottes und des deutschen Volkes, darum: „Auf! und thut euren heiligen Dienst dem teuren Vaterlande und der ganzen unsterblichen Menschheit.“ Ein Volk, ein Vaterland, eine Freiheit soll sein. Mögen die einzelnen Namen untergehen, es handelt sich um Größeres, um die Deutschen als Volk und um Deutschland als ein Reich. Der Einwand des Gehorsams gegen die Herrscher, der Treue gegen die Fürsten ist hinfällig. Denn „wo sind eure Herrscher, wo sind eure Fürsten, sind sie überhaupt noch? O sie müssen befehlen, was sie verachten sollen, und euch gebieten, was ihnen ein Greuel sein sollte. Nein, ihr habt nur Einen Herrn, Einen Treiber und Tyrannen, der euch hintreiben wird durch Blut und durch Schande bis in das ehrlose Grab,

wenn ihr nicht klug werden wollet, und thun, was ihr sollet" [1]). Darum tretet zusammen und schwört, das Schwert nicht aus der Hand zu legen, bis kein Franzose mehr euer Land entweihet und kein Fürst mehr des Tyrannen Befehl ausfertigt, bis das Land befreit ist. Wenn Deutschland sich erhebt, nach Rache und Freiheit ruft, so wird die ganze Welt erschüttert, und der Thron des Gewaltigen fällt zusammen. Die Deutschen müssen deshalb alles aufbieten, was wehrhaft und waffenfähig in dem Lande ist, wie einst die Germanen gegen die Römer, jetzt die Spanier gegen die Eindringlinge, ohne Erbarmen den Feind bis an die Grenze zurücktreiben, keinen Stillstand mit ihm schließen, als bis das Land befreit ist. Und welches ist dieses Land? — Es reicht von der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen und zum adriatischen Meere, von den Grenzen Polens und Ungarns bis zu den Vogesen, Ardennen und den flamländischen Küsten. Die Niederländer und die Schweizer müssen wieder mit dem Hauptstamme vereinigt werden: „Sie werden alle von selbst kommen und die zu lange vergessene Brüderschaft wieder stiften, wenn sie sehen, daß du ein Land bewohnest, das auf Freiheit gegründet ist und auf Gerechtigkeit stehet." Über diese Sprachgrenzen hinaus soll Deutschland in seiner künftigen Gestalt kein Land begehren. Vor Beginn des Kampfes kommen aus allen Gebieten die Redlichsten und Weisesten zusammen, um über die beste Art der Kriegsführung sich zu beraten. Nicht darum handelt es sich, nun etwa nach dem Vorgange der französischen Revolution alles alte Regiment und alle alte Ordnung niederzureißen. Sie sollen zunächst in ihrer Form bestehen bleiben, die einzelnen Länder regiert werden wie seither, bis das Land vom Feinde befreit ist. Das muß das einzige Ziel sein, alle Kräfte anzuspannen und zu sammeln für den Krieg, für die Zerbrechung des Joches, das die Fremden dem Lande auferlegt haben. Erst nach dem Siege sollen Gesetze und Ordnungen für die Regierung des Landes neu entworfen werden. Ein „Ruhwart oder Gewaltiger" befehligt während des Kampfes das Volk und die Heere zur Vermeidung von Zwietracht und Uneinigkeit. Nicht darum handelt es sich für die Freien und Mutvollen, in Verzweiflung über den Ozean zu wandern, sondern im Lande zu bleiben zu seiner Befreiung und zu seiner Herrlichkeit. Den Fürsten und Herren, die bisher den Franzosen anhingen, mag der Aufenthalt in der Heimat weiterhin gestattet sein, wenn sie es wollen; die aber weiterhin dem Feinde sich zugesellen, sollen für ewig aus dem Lande ausgeschlossen

[1]) Hier macht Arndt die Anmerkung, die Handschrift sei so undeutlich geschrieben, daß es unmöglich wäre, einen klaren Sinn herauszubringen. Er will natürlich die letzte Folgerung nicht offen aussprechen: den Widerstand gegen die eigenen Fürsten. Sie paßte bei der Herausgabe der Schrift nicht mehr.

werden. Alle Edelleute und Offiziere, die noch unter französischen Fahnen fechten, sobald das Volk sich erhoben hat, werden erschossen. Die es verraten, fallen durch Henkershand. Die falschen Priester und Propheten müssen das Land verlassen. Weiber und Töchter, die mit den Fremden buhlen, sollen ehrlos, die mit Fremden vermählt sind, heimatlos sein. Kein Franzose darf im Lande wohnen, der nicht bereits 1795 ansässig war. Kein Recht auf Kirchen oder Schulen steht ihnen zu. Die Refugiés müssen ihre Namen ändern. Der Gebrauch der französischen Sprache im Vaterlande gilt für einen Schimpf. Ein herrliches Mal ehrt alle, die für die Freiheit gefallen sind. Ein wüster Ort, eine unfruchtbare Heide oder ein Sumpf, bezeichnet das „Schelmengrab" der Buben und Verräter; für künftige Zeiten das Hochgericht. Schandtat und Missetat soll auch im Tode geschieden bleiben nach der Väter Weise, für jene der Strick, für diese das Beil oder das Schwert. Das Sinnbild der Ehre und Freiheit ist die Eiche; ein Eichenkranz und der Orden des Eichenkranzes sind die einzigen Auszeichnungen, die ein jeder erhalten kann. Und wenn dann Denkmäler errichtet werden, so seien sie „an die Natur gestellt", denn es gilt nicht, dem Altertum nachzuahmen, sondern auch hierin die Weise des ursprünglichen Deutschtums wieder lebendig zu machen; Hügel sollen aufgeschüttet, deren Gipfel das heilige Kreuz krönt, Steinmale errichtet, Bäume und Haine angepflanzt werden; und in den Wohnstätten keine zierlichen Denkmäler, sondern „was du in deinen Städten hinstellst, das muß so stolz und mächtig sein, daß der Mensch darin anstrebe gegen die Natur und kühne Gedanken hervorblitzen aus seiner Gewalt".

Mit diesen letzten Ausführungen überschreitet Arndt bereits die Grenzen des nächsten Zieles, der Befreiung des Vaterlandes. Seine Gedanken wenden sich dem Bilde zu, das er von dem zukünftigen Deutschland schaut, das seine Seele erfüllt. Der Ruhwart tritt von der ihm übertragenen Gewalt ab, ein König soll über das Land herrschen, welcher die meisten Herzen des Volkes zieht, heilig und unverletzlich, „denn er ist das Bild meiner Macht auf Erden". Regiment und Ordnungen, Kriegswesen und Bürgersatzungen wird es selbst befestigen, wie es einem freien Volke geziemt. Wenn so alles geordnet ist, „soll das Gesetz sein auf ewige Zeiten, daß der König und diejenigen, welche das Volk erwählet hat, damit sie für die ganze Volksgemeinde sitzen und ratschlagen, beide die künftigen Gesetze bestimmen, nach welchen das Reich regiert werden soll, und alle Ordnungen und alles Recht setzen, die in deinen Grenzen gelten sollen". Kein Gesetz besitzt Gültigkeit, dem nicht beide, der König und die erwählten Vertreter des Volkes, zugestimmt haben. Dem Könige steht das Berufungs- und Auflösungsrecht der Volksver-

tretung zu. Das Gesetz regelt die Zeit, binnen welcher er sie zusammenberufen und ihren Rat hören muß; es setzt die Anzahl der Jahre fest, auf welche die Landboten und Abgeordneten gewählt werden. Eine Frage der Zweckmäßigkeit ist es, ob zwei Kammern, eine große des Volkes und eine kleine der Herren, zu errichten, ob und wieviel Ausschüsse anzuordnen sind. Der König allein aber hat die Gewalt über Krieg und Frieden, über Bündnisse und Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten; er allein ernennt die Beamten, Richter und Befehlshaber; er kann auch alle absetzen, nur nicht die Oberrichter, die durch ein ordentliches Gericht gerichtet werden müssen. Ebenso werden die kleinen Beamten gesetzlich in ihrer Stelle geschützt.

Welche Stellung sollen nun in diesem neuen Deutschland die Fürsten einnehmen? — Viele haben sich ihres Ranges in dem verflossenen Jahrzehnt unwürdig gezeigt. Nur der Herzog von Braunschweig zog gegen die Tyrannen als ein Mann zu Felde, nur die Herzöge von Oldenburg und die Prinzen von Nassau-Oranien wählten statt der Schande das Elend. Die kleinlichen Herren müssen jetzt von ihrer kleinlichen Herrschaft erlöst, zum Dienst und Stolz des Vaterlandes, zu rechten Fürsten des Volkes erhoben werden. Ihrer lächerlichen und gefährlichen Souveränität gehen sie verlustig. Sie erhalten vom Reiche soviel Einkommen zugewiesen, daß sie fürstlich davon leben können. Der Älteste ist das Haupt jedes Hauses. Die Fürsten eines größeren Territoriums werden dem Hause zugezählt, aus dem der König genommen ist. Sie ordnen sich je nach der Ausdehnung ihres Besitzes als Prinzen von Geblüt ersten, zweiten und dritten Grades mit einem dementsprechenden Erbfolgerechte ein. Ihren Töchtern steht kein Recht am Erbe zu, damit nicht auf diese Weise wieder Fremde in den Besitz deutschen Landes kommen. Abgesehen von der Unmöglichkeit, einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit durchzuführen, sind für Arndt auch andere, positive Gründe vorhanden, die ihn bewegen, die kleinen Fürsten und Herren nicht ganz aufzuheben. Einmal wäre es für die Freiheit gefährlich, „denn nur durch viele Stufen und Ordnungen bestehet jedes irdische Regiment und ist es von jeher bestanden; und jene Freiheit und Gleichheit, welche unsere Tage als das Heil der Welt ausgerufen haben, ist darum als wilder Unsinn erfunden worden, weil die Toren meinten, sie könnten von vorn an alles neu machen, und aus den leeren Gespinsten ihrer Köpfe eine neue Welt schaffen". Dagegen sollen alle ungebührlichen Freiheiten und Vorrechte von ihnen genommen werden; sie müssen alle Beschwerden und Lasten des Staates gleich dem Volke tragen, wie es einem freien Lande geziemt. Und dann: wenn eine Volksvertretung mit zwei Kammern eingerichtet wird, so würden außer den Prinzen von

Geblüt und den Großbeamten des Reiches die Häupter jener Fürstenhäuser die Mitglieder der ersten Kammer abgeben, es wäre eine ihnen angeborene Würde und Ehre. Aber — es wird noch einmal scharf betont — „die Hauptstärke und die große Entscheidung der Angelegenheiten bliebe doch dem Volke". Auch der kleine Adel mag weiter bestehen, doch ohne jede Vorrechte; er sowie die jüngeren Söhne aus den kleineren Fürstengeschlechtern gehören durchaus zum Volke, stehen nicht etwa über ihm. Der Adel besitzt die Freiheit, jegliches Geschäft zu treiben. Nur der Älteste erbt den väterlichen Besitz, denn der Adel muß durch äußeren Glanz und Reichtum dargestellt werden. Die persönliche Nobilitierung wegen eines hervorragenden Verdienstes durch den König wird der Entscheidung der Volksvertretung anheimgestellt. Wichtiger als der Adel ist der Bauernstand. Nur wenn die Hälfte aller Grundstücke von freien Bauern bewohnt werden, ist der Staat frei. Wo allein große Herren das Land bebauen, da sind die Kleinen ihnen unterwürfig, sind Beisassen oder Tagelöhner. Deshalb ist eine wichtige Aufgabe des künftigen deutschen Staates, die vernichteten und eingezogenen Bauernhöfe wieder aufzubauen, nicht durch einen Gewaltakt, sondern auf gesetzmäßigem Wege. Die noch bestehenden freien Bauerngüter dürfen in ganz Deutschland nicht eingezogen und nicht zusammengelegt werden. Öffentliche Güter, Krongüter, an Franzosen verschleuderte Güter werden zu kleinen Bauerngütern aufgeteilt, die unverrückbar, unteilbar und unveränderlich sind. Gleich dem Bauernstande ist auch der Bürgerstand wieder neu zu beleben. Die einst so blühenden und mächtigen deutschen Gemeinwesen wandeln dahin wie im Traum. Erst wenn die Städte ihre Freiheit wieder haben, und der Bürgername wieder ein Ehrenname ist, erst wenn die Gemeinden ihre Verwaltung und ihre Finanzen selbständig ordnen und ohne Einmischung der staatlichen Behörden führen, und die Gewerke die Ratsherren, Obrigkeiten und Richter, die Bürgerschaft die übrigen Beamten der Stadt nach ihrem Willen einsetzen und wählen, erst dann wird der alte starke Bürgergeist wieder lebendig werden. „Denn das ist der rechte Staat, wo jede Gemeinde und jede Stadt wieder ein kleiner Staat ist. Da leben die Menschen miteinander und füreinander, und fühlen, was ein Vaterland ist, und sind stolz darauf, daß jeder an der Regierung teil hat, und glauben alle mitzuregieren. Doch regieren immer nur wenige, welche zum Herrschen und Anführen geboren sind. Daß sie aber dies glauben, das giebt ihnen den Bürgerstolz und den festen Mut, daß sie in Gefahren nicht wimmern wie die Weiblein, und die Hände nicht in den Schoß legen, sondern sich einen Mut fassen und zum Schwert greifen und ihre Mauern verfechten wie Männer." Öffentliche Spiele, Feste zum Andenken lokaler Begeben-

heiten, großer Taten und Menschen, Waffenübungen und Schießplätze, Ballhäuser und Fechtschulen beleben den Gemeinsinn der Bürgerschaft und erhöhen ihr Selbständigkeitsgefühl. Es war ein Fehler, die Gilden abzuschaffen, mit den Gewerken und Zünften als etwas Altväterlichem aufzuräumen, weil sie die natürliche Freiheit des einzelnen einzuengen und zu beschränken drohten, denn wo ein Staat ist, da muß auch Einschränkung der Kräfte sein. Jene kleinen Genossenschaften und Gewerkschaften stärken das ganze Land, durch sie werden die einzelnen an Zucht und Gehorsam gewohnt. Es ist verkehrt, hier das englische Vorbild nachzuahmen, obwohl dort trotz des Fehlens jener Mittel so viel Kunst und Geschicklichkeit, so viel Reichtum und Wohlhabenheit, so viel Freiheitssinn und Bürgerstolz ist wie in keinem anderen Lande. Denn einmal ist die natürliche Beschaffenheit Großbritanniens ganz anders als die Deutschlands: seine insulare Lage schützt es vor fremden Eindringlingen und vor fremder Sitte; dann stammen alle jene Vorzüge nicht aus seiner Industrie und seinem Gewerbe, sondern aus den Reizen und der Beweglichkeit, die das Meer und die Tätigkeit auf ihm den Menschen geben; und schließlich: auch dieses Reiches Abend ist noch nicht gekommen, daß man sagen möchte: es war alles weise und gut. So sollen in die alten Bürgerordnungen und Beliebungen der deutschen Städte wieder die frühere Strenge und Zucht kommen. Das weinerliche Wesen einer falsch verstandenen Humanität muß verschwinden, vor allem bei der Jugend ist auf Ordnung zu halten. „Und soll der Name Bürger so herrlich sein, daß auch Fürsten geehrt werden, welchen eine Stadt diesen Namen schenkt.“ Nachdem Arndt in dieser Weise die Rechte und das Wesen der Fürsten und Stände bestimmt und gegeneinander abgegrenzt hat, wendet er sich der Vertretung des Volkes zu. Sobald der neue König gesetzt ist, soll eine Vertretung gewählt werden, welche die ganze Gemeinde des Volkes darstellt, ihre Anliegen und Nöte vor den König bringt. Die Stellvertreter heißen Volks- oder Landboten. Sie sind heilig und unverletzlich während der Tagung und auf der Fahrt zu ihr. Die Zahl bestimmt das Volk selbst. Die Abgesandten erhalten Reisegelder und eine jährliche Besoldung von der Höhe, daß sie sorgenlos in der Hauptstadt leben können; doch nicht mehr, damit niemand ein so hohes Amt um des Geldes willen suche. Zur Ausübung der Wahl berechtigt sind auf dem Lande alle Männer, die so viel Eigentum besitzen oder ein solches Handwerk üben, daß sie unabhängig davon leben können und nicht bei anderen um Lohn dienen. Ihnen allen kommt eine Stimme zu, auch der Reichste hat nicht mehr. Diese Männer versammeln sich, wenn eine neue Landbotschaft gewählt werden soll, in ihren Kreisen und Vogteien und wählen aus sich heraus einen Ausschuß

von Männern, zu denen sie ein besonderes Vertrauen haben, als die eigentlichen Wähler. Dann treten diese aus den verschiedenen Kreisen einer Landschaft wieder zusammen und wählen so viel Boten, als der Landschaft nach ihrer Volkszahl zukommt. Ähnlich in den Städten. Hier besitzen alle, welche Meisterrecht oder Bürgerrecht gewonnen haben, das Stimmrecht. Zum Volksboten gewählt werden kann jeder einheimische und unbescholtene Mann, niemals aber ein Ausländer. Dieser gewinnt erst auf seinen Antrag Bürgerrecht und Stimmrecht, wenn er 20 Jahre in Deutschland gewohnt hat. Die Wahl soll ganz frei sein, „und sollen der König und die Gewaltigen der Landschaft nicht dabei sein noch jemand senden, daß er sie lenke oder regiere". Auf dem Lande versammeln die Bischöfe oder Pröpste oder Richter der Kreise und Bezirke an einem gelegenen Orte die Gemeinden, die sich aus sich selbst heraus zur Prüfung des Stimmrechtes die Männer wählen. In den Städten fällt dieses Amt der städtischen Obrigkeit selbst zu, sie sammelt und ordnet auch die Stimmen. „Und es soll auf alle Zwischenträgerei und Bestechung eine harte Strafe gesetzt sein, denn du bist ein redliches Volk und mußt redliche Stellvertreter haben." Zum Schlusse dieses Kapitels kommt er — so viel liegt ihm an der richtigen Erkenntnis dieses Punktes — noch einmal auf die erste Kammer und ihre Beziehung zu den eigentlichen Volksboten zurück. Viele werden gegen eine solche Pairskammer einwenden, sie sei überflüssig und schädlich, weil Verdienst und Tugend und Geschicklichkeit des Vaters nicht mitgeboren würde. Arndt gesteht die Berechtigung dieses Satzes selbstverständlich zu, allein er weiß zugleich, daß auch in dem erwählten Volksrate häufig Leute sitzen werden, „die nicht immer das Beste wollen noch das Weiseste wollen können", besonders nach den gegenwärtigen schweren Zeiten. Aber — so meint der Verfasser — wenn nur erst das ganze große Land befreit und eine kräftige Verfassung lebendig ist, dann werden viele Kräfte erwachen, die jetzt schlafen; das Volk wird den Adel und der Adel wird das Volk zur Tugend anfeuern. Niemals wird es in dem hohen Rate an Männern fehlen, die nicht an Weisheit und Kraft, an Vaterlandsliebe und Enthusiasmus mit den Edelsten des Volkes wetteifern. Und weiter: „Es ist notwendig, daß auch in deinem Volke ein solcher erblicher Fürsten- und Herrenrat sei, eine Masse, die durch ihre Schwere sich selbst hält und an die zu große Flüchtigkeit und Beweglichkeit der feurigen und lebendigen Triebe eine Trägheit hängt, welche in politischen Dingen ebenso notwendig ist, als Steine und Erdklöße in der Natur, damit der edelste Eifer sich nicht übereifere und die patriotischste Geschwindigkeit sich nicht überlaufe." Die neuen Staaten gleichen Schiffen ohne Ballast auf stürmischem Meere, wenn die Windsbraut heult. Die

Beweglichkeit der Freiheit wird so groß, daß sie nicht zur tatsächlichen Ausgestaltung kommt, weil sie nicht stillstehen kann. Damit ist nicht eine schwere, an sich träge Masse gemeint, sondern „das Geborene und Alte, woran Gewohnheit und Sitte auch den Bau der Staaten befestigen muß". Es ist löblich und gerecht, in dem Volke alles zu erhalten, was mit der Gerechtigkeit und mit der Freiheit des Landes bestehen kann. Ein Volk, das seine Freiheit mit dem Umsturz alles Alten beginnt und glaubt, durch sich selbst allein in der Gegenwart alles neu aufbauen zu können, wird nimmer frei werden. Der ist der weiseste Gesetzgeber, der aus den vorhandenen Elementen das Lebendige und Brauchbare auszulesen und so zusammenzufügen versteht, daß es ein gesunder und kräftiger Leib wird.

So knüpft nun Arndt hieran gleich eine Darstellung alles dessen an, was von dem Alten bleiben und was mit einem neuen Geiste erfüllt werden soll. Jede Landschaft behält das Eigentümliche, das Partikulare ihres bisherigen Wesens, alle Gesetze und Gebräuche, die nicht wider die Freiheit sind, auch den Namen. Nur die Staatsgesetze sind die gleichen. Deshalb werden auch bei der Neuordnung der Kriegsmacht die Regimenter nicht mit einem willkürlichen Namen oder nach einer Zahl benannt, sondern nach dem Orte ihrer Standquartiere. Die Soldaten jeder Landschaft bleiben beieinander in ihrem Gebiete, damit die so bedeutsamen Gemeinschaften zwischen den einzelnen und dem einheitlichen Staate nicht verloren gehen, und ein edler Wetteifer der Landschaften untereinander angefeuert wird. Die alte Volkstracht vor 2—3 Jahrhunderten muß wieder zu Ehren kommen; sie gilt als ein Festgewand, das Mann und Weib bei Versammlungen und an Feiertagen anlegen. Drei große Feste werden für das ganze Volk eingerichtet. In Gegenwart des Königs und der höchsten Gewalten findet ihre Feier je alle fünf Jahre in der schönsten Jahreszeit statt. Das erste Fest ist das Fest der Befreiung, zu feiern in großen Eichenhainen mit Volkstänzen, Reigen und Saitenspiel; sein Zeichen bildet das grüne Eichenlaub, das alle Teilnehmer an den Hüten oder in den Haaren tragen. Das zweite, das Fest der großen Männer, mehr ernst und feierlich ausgestaltet, mit Wettkämpfen in Künsten und Wissenschaften. Das dritte das Fest des deutschen Namens, mehr lustig und fröhlich, das Fest der Kinder und Frauen. Neben diesen großen, allgemeinen Festen, welche der Vereinigung und Verbrüderung aller Stämme und Landschaften dienen, bestehen noch kleinere Feste; auch an den kirchlichen Feiertagen werden öffentliche Übungen und frische Spiele abgehalten, damit sie wieder die Bedeutung von rechten Volksfesten erlangen. Über allem Volk steht nach alter Weise in erhabener Hoheit der König, denn er trägt das Siegel göttlicher Macht und stellt das Unsterbliche und Unsichtbare

bar. In seiner Herrschaft und Majestät ist er „das Gleichnis eines höheren Wesens". Seine innere Hoheit und das ihn umgebende äußere Gepränge darf nicht von ihm weichen, wenn er vor dem Volke steht, „denn der Menschen Auge will das Sichtliche sehen und die meisten erkennen ja auch mich nur an dem, was äußerlich ist". Bedeutsam ist die Wahl der Hauptstadt. Viele Völker sind groß geworden, weil sie den rechten Mittelpunkt fanden, andere sind untergegangen, weil sie hierin eine unrechte Wahl trafen. Eine schöne und erhabene Natur muß die Hauptstadt umgeben; wenn möglich, soll sie in der Mitte des Landes liegen. Doch wichtiger als dies ist ihre Umgebung, ein hohes Gebirge oder eine liebliche Hügellandschaft, ein stolzer Strom oder das gewaltige Meer. Das Zentrum des künftigen deutschen Landes muß nach Westen zu liegen, damit das Interesse des Landes stets auf den Feind gewandt ist und alle Kräfte nach Westen zu sich vereinigen. So kommen Bamberg, Würzburg, Aschaffenburg, Frankfurt, die Lande um den Einfluß des Mains in den Rhein in Betracht.

In dieser Einheit, wo sich das Alte mit dem Neuen verbindet, wird die deutsche Tugend und Kraft wiedererwachen. Die vielen kleinen Fürsten und Hauptstädte richteten den Sinn auf das Kleine, und Arndt weist den Einwand weit von sich, als hätten diese Deutschland zu dem geistig so hochstehenden Lande gemacht, das es damals war. Diese Vorzüge, die er einst auch als solche anerkannt hatte, sind jetzt für ihn Nichtigkeiten, denn in diesen kleinen Staaten vermochte das Freie und Mächtige, das Politische, nicht zu keimen. In steten Gedanken an das kleine, abgesonderte Territorium ging ihnen das große, unsterbliche Vaterland verloren. Die Kanzleien und Regierungen haben der Sprache die Kraft und Majestät ausgesogen, die Nerven und Muskeln der Glieder zerrissen. Der Einheit des Volkes soll auch das Kriegs- und Heerwesen dienen. Nicht mehr auf ein stehendes Heer darf sich hinfort das Land verlassen. Das deutsche Volk muß ein ganzes Volk von Soldaten sein. Das stehende Heer wird auf 100 000 Mann Infanterie reduziert, die zur Besetzung der festen Plätze und zur Bewachung der Grenzen dienen. Alle Jünglinge und Männer sind geübte Schützen, die bei Ausbruch des Krieges nur einzustellen sind. 70 000 Mann Kavallerie werden dagegen in ständiger Ausrüstung erhalten, ebenso eine tüchtige Artillerie. Bei der Infanterie dienen alle deutschen Männer wenigstens ein Jahr zwischen dem 20. und 25. Lebensjahre, Ausnahmen wegen Geburt, Stand oder Geschäft finden nicht statt. Über alle Jünglinge von 20 bis 25 Jahren werden für den Kriegsfall Rollen geführt. Die Schießstände und Schießplätze dienen nicht nur den Vergnügungen und Festen, sondern zugleich zur militärischen Ausbildung aller Bürger. Keiner erlangt das Bürger-

recht, der nicht mit eigener Wehr und mit eigenen Waffen wohl versehen ist. Die Schießübungen dauern bis zum 45. Jahre. Die Bürger zerfallen in einzelne Rotten; in jedem Jahre üben sie während sechs Frühlingswochen täglich vier Stunden, schießen vier Monate hindurch wöchentlich einen Nachmittag nach der Scheibe. Die Gesellen und Lehrlinge besitzen eigene Schießplätze. Ähnliche Einrichtungen werden auch auf dem Lande getroffen. Jeder, der einen eigenen Hausstand begründet, ist verpflichtet, sich mit gutem Ober- und Untergewehr zu versehen. Die Forderungen, die Arndt im „Bauernstande" für die ländliche Jugend und ihre Ausbildung gestellt hatte, werden hier noch einmal wiederholt. Von besonderer Bedeutung für die Sicherheit des Landes hielt er es, wenn möglichst viele Festungen und in allen Landschaften feste Waffenplätze angelegt werden.

Ist das Land befreit, dann erfährt auch das Rechtswesen seine Weiterbildung. Die Redlichsten und Weisesten des ganzen Volkes treten zusammen, um an der Hand der alten deutschen Satzungen und des römischen Gesetzbuches allgemeingültige Gesetze zu erlassen. Bis dahin gelten in jedem Territorium die alten Ordnungen. Grundsatz des neuen Gesetzbuches muß es sein, daß das Allgemeine vor dem Individuellen, das Persönliche vor dem Dinglichen geschützt wird. Das Eigentum ist wohl ein heiliges Ding, aber heiliger ist freies Streben der Männer. Die Gesetze, welche die Personen und die Ehre, die Freiheit und das Leben der Bürger betreffen, sind zu der Strenge und dem Stolze der Vorfahren zurückzuführen, „so daß das Schicksal zu richten scheine und nicht die Laune, und der unsterbliche Gott und nicht der vergängliche Mensch". Die Freiheit des Bürgers muß die größte, seine Haus jedem Unschuldigen eine heilige Burg sein. Die Gerichtsverhandlungen sind öffentlich, in den Schwurgerichten wird jeder von seinesgleichen gerichtet. Das Gesetz soll unsterblich leben, denn es ist „das Sinnbild ewiger Geschlechter, aber der einzelne verschwindet, wie ein Schatten verrinnet, wie Sand in der Sanduhr verrinnet". Wo über ein Menschenleben entschieden wird, da versammeln die Richter sich nach alter Sitte im stummen Schweigen der Mitternacht, in ernsten Kammern bei feierlichem Dunkel der Lampen.

Schon in dem Kapitel über die Volksboten hatte sich Arndt gegen das alle Unterschiede aufhebende System der französischen Gleichheit gewandt. Er verurteilt es ebenso bei der Regierung. Die alles gleichmachende Freiheit ist nur gut für Despoten und Despotenknechte. Das Ungleiche, das Verschiedene, das Charakteristische, das miteinander kämpft und sich aneinander reibt, bildet und erhält die wahre Freiheit. Darum sollen auch die Landschaften ihre Gesetze und Gebräuche wahren.

Wer in Deutschland das Eigentümliche und Besondere ausrottet, der vernichtet die deutsche Freiheit. Jede Landschaft behält auch hinfort ihre Hauptstadt und ihre Regierung, deren Haupt der König bestellt; sie wählt die Richter und die übrigen Verwalter, der König bestätigt sie, „denn das Land wird am besten regiert, wo der König und sein geheimer Rat am wenigsten zu regieren haben; da haben sie Zeit, an das Einfachste und Größte zu denken". Jede Landschaft hat auch ihre eigenen ständischen Versammlungen, die über das für dieses Gebiet Zuständige beraten sollen. So behält jeder sein kleines Vaterland lieb. Eine unbedingte Änderung muß auch in der Verwaltung der Polizei eintreten; sie ist fast zu einer „Spitzbubenanstalt geworden, die Geheimnisse der Menschen zu belauern und den Gedanken der innersten Wände zu erforschen". Diese Form muß hinfort aufhören. Jede Stadt wählt selbst den Mann, der ihre Polizei verwalten soll. Auf dem Lande bestellt jedes Kirchspiel fünf bis sechs Männer aus den Eingepfarrten, die auf Ordnung, Sicherheit und Sitte wachen; ihnen zur Seite stehen zwölf bis zwanzig Untergehilfen, über ihnen in jedem Bezirke oder Kreise ein höherer Beamter. Alle besonderen Polizeidiener und Polizeisoldaten fallen weg, das Volk soll seine Ordnung und seine Zucht selbst verwalten.

Einen Ausdruck des innerlich geeinten Vaterlandes gibt die Zoll-, Wege- und Handelsfreiheit durch das ganze Reich. Landstraßen und Posten sind keine finanziellen Einnahmequellen, sondern Mittel der immer engeren Verbindung und Gemeinschaft. Frei steht es auch jedem auszuwandern. Aufs schärfste verboten ist jedoch die Arbeit des fremden Werbers, „der für England und Holland die Seelen feilscht". An Zöllen sind nur mäßige Abgaben auf die Einfuhr fremder Waren zum Schutze der gleichen Erzeugnisse im Inlande erlaubt. Eine Münze, ein Maß, ein Gewicht regelt den Handel und Verkehr im ganzen Lande.

Den Schluß der „Fantasien" bildet das deutsche Geistesleben. Mannigfaltig sind die Lebensäußerungen der Religion und die Bilder, in denen sie sich darstellt. Darum sollen auch die verschiedenen Gottesdienste nicht gestört werden und die Konfessionen sich gegenseitig nicht verdammen, sondern nebeneinander bestehen. Der weltliche Arm darf keine Gewalt haben, die Menschen zu zwingen: „hieher! und bete an! dies ist der rechte Gott, und kein anderer mehr außer ihm." Jede Religion hat ihre Priester nach ihrer Art, und der König darf nicht gebieten, wie sie lehren, sondern nur, wie sie leben sollen. Der Obrigkeit kommt die Macht zu, die äußere Ordnung zu beschirmen und die Priester zur Zucht und Sittlichkeit zu ermahnen. Der Staat darf nicht dulden, daß das Geistliche sich in allem dem Weltlichen gleichstelle. Die Priester

eines Bekenntnisses haben die Zucht und Ordnung zu halten, die jede Kirche für sich stiftete. Nur eine ganze Kirche mag ihre Symbole ändern, aber nicht ein einzelner Mann. Es wäre heilsam und gerecht, wenn die Priester wieder würden, was sie früher gewesen sind: ein heiliger, geschlossener Orden, der aus sich heraus Bischöfe und Älteste mit allen Machtbefugnissen wählt. Geheime Vergehen werden von einer Feme gerichtet, die aus fünf bis zehn Mann in jedem Gau und in jeder großen Stadt besteht und nur einstimmige Beschlüsse fassen kann. Mit der Neubegründung eines einheitlichen politischen Lebens wird auch die Erziehung wieder rechter Art werden. Namentlich auf eins ist zu achten: auf die Erziehung der Fürsten- und Herrensöhne. Mit ihrem 12. Lebensjahre kommen sie nebst den Königssöhnen in eine große Anstalt, fern von dem Getümmel und Verderben der großen Städte. Dort bleiben die Knaben sechs Jahre, unterrichtet von den weisesten und würdigsten Männern für das Volk, in strenger Zucht des Leibes und der Seele. Die edelsten und glorreichsten Führer im Kriege und im Frieden sind die Wächter und Richter über diese Jünglinge, die dem Vaterlande geweiht sind. Auf den Schulen findet eine gleichmäßige Übung des Geistes und des Körpers ihre Stätte. Auf den Universitäten soll der Geist nicht, wie einige raten, gebunden werden, denn er ist „das allerfeinste Ding". Aufgabe der Gelehrten wird es sein, sich und das künftige Geschlecht wieder mit dem Leben der Nation zu verbinden. Jeder mag denken, was er will, und sprechen, was er will, das Gedachte und Gesprochene weiter verbreiten. Die freie Übung dieser Kunst heißt die Preßfreiheit. Alle edlen Völker rechnen diese unter die Palladien ihres Ruhmes und ihrer Freiheit; es muß ein unverbrüchliches Gesetz sein, „daß keiner deine Preßfreiheit kränken möge, und sollst sie achten als eine Beschirmerin und Bewahrerin der Wissenschaft und Ehre und Freiheit". Selbst das Törichte und Verworfene muß frei verbreitet werden können; die weisen und löblichen Einrichtungen laufen keine Gefahr, durch solche Dinge erschüttert zu werden. Nur „schandbares und unchristliches" zu reden oder zu drucken soll verboten sein. Mag auch bisweilen die Rede und Schrift zum Übel ausarten, größer als dies ist das stumme Schweigen der Geduld und die faule Gedankenlosigkeit zitternder Knechte. Sie führen zum Sklavensinn. Darum ist der Erbfeind, „der Satan aus der Hölle, der Kaiser aus Korsika, ein Feind alles Lichts und aller mutigen und lichten Gedanken". Wie Licht und Luft frei ist als die zarteste Speise und Labung alles Lebendigen, so frei soll bei dir das Walten des Geistes sein, daß du in stolzer Kühnheit von Wissenschaft zu Wissenschaft, von Glorie zu Glorie, von Tugend zu Tugend strebest. Das alles aber muß geschehen, „daß du das Herz und

die Mitte der neuen Welt und der neuen Geschichte sein sollst". Das deutsche Volk muß wieder ein mächtiges und stolzes und christliches Volk werden und den höchsten Geist darstellen, den Gott selbst durch dasselbe den Völkern verkündigen will. Von dem deutschen Volke wird die Gesinnung eines neuen Christentums ihren Anfang nehmen. Ihm ward diese Begeisterung in den Jahrhunderten der Verheißung versprochen. Jetzt kommt die Erfüllung nahe herbei. Das deutsche Volk wird frei und unvergänglich sein. In ihm leben und wirken Irdische für das Überirdische, Sterbliche für das Unsterbliche: „denn ich will dich zum Haupt machen und nicht zum Schwanz, und sollst oben schweben und nicht unten liegen".

Im zweiten Drittel des Januars 1807 hatte E. M. Arndt, als er den zweiten Abschnitt des zweiten Teiles des „Geistes der Zeit" niederschrieb, kurze Andeutungen über die zukünftige Gestaltung des politischen Deutschlands gemacht, wie sie sich nach seiner Meinung vollziehen müsse. Sie beruhte ebenso wie die Steinsche öffentliche Erklärung an den Herzog von Nassau-Usingen auf dem dualistischen Staatensystem Österreich-Preußen, dem die übrigen Territorien durch neue Grundgesetze eingefügt werden sollten. Die ausführlichere Darlegung im vierten Abschnitte „Letztes Wort an die Teutschen" aus dem Herbste 1808 behielt diesen Dualismus durchaus bei [1]). In dem Verfasser lebte die Hoffnung, daß von beiden Staaten, von beiden Fürstenhäusern trotz des schicksalsschweren Niederganges die Befreiung des Vaterlandes ihren Ausgang nehmen werde. Eine Erhebung des Volkes von unten her bildete erst das alleräußerste Auskunftsmittel, wenn die Regierungsgewalten, jene beiden Staaten, versagen sollten. Nun war es so weit gekommen. Die beiden deutschen Hauptmächte folgten dem Gewaltigen auf seinem Zuge nach Rußland. Ihre Heere bildeten feste Bestandteile jener Armee, die auch das letzte Bollwerk der kontinentalen Freiheit niederringen sollte. Jetzt mußte scheinbar jenes äußerste, radikalste Mittel zur Befreiung Deutschlands angewendet werden, wenn es nicht in ewige Knechtschaft versinken sollte: ein Volksaufstand aller waffenfähigen Männer, die nicht eher das Rüstzeug des Kampfes niederlegten, als bis alle Gebiete deutscher Zunge von den Eindringlingen gesäubert waren. So gestaltete sich Arndt in den Breslauer Monaten die Form der kommenden Erhebung, und von diesem Gedanken aus — er gesteht es ja selbst in den einleitenden Worten — wird der neue Verfassungsentwurf für das zukünftige Deutschland beherrscht. Wie das Volk von sich aus, ohne Hilfe seiner Fürsten, das schwere Werk der Befreiung vollbringt, ja vollbringen

---

[1]) Vgl. oben S. 204 ff., S. 235 ff.

muß, so fällt ihm aus der Lösung dieser Aufgabe das Recht zu, aus eigener Machtvollkommenheit heraus sich die politische Gestalt zu geben, in der es hinfort am besten die eigene und Europas Sicherheit erhalten und bewahren zu können glaubt. Die Fürsten haben ihren Anspruch auf Berücksichtigung verwirkt, auch der habsburgische und der hohenzollernsche Staat schienen endgültig in ihrer bisherigen Form der Vergangenheit anzugehören.

Und nun baut Arndt das deutsche Staatsgebilde in seinen „Fantasien" auf, wie wir es eben kennen gelernt haben. Die Weisesten des Volkes hatten sich für den Befreiungskampf einen „Ruhwart" gewählt, unter dessen alleiniger Oberleitung der Kampf durchgeführt werden sollte. Der Verfasser dachte vielleicht an Männer wie Blücher, Scharnhorst, Gneisenau. Nach der glücklichen Beendigung des Krieges tritt der Volksheld zurück, die neue Verfassung des Landes wird in Übereinstimmung zwischen dem von der Mehrheit des Volkes erwählten König und der Volksvertretung durchgeführt. Der alte geschichtliche Dualismus zwischen Preußen und Österreich, die Zersplitterung in so viele kleine, souveräne Territorien, die dem Jünglinge und dem Manne so viel zu schaffen gemacht hatten, waren ja überwunden. Vor seiner Seele entsteht das Bild des neuen Deutschlands, das einen durchaus unitarischen Charakter trägt.

Der aus der angenommenen Entwicklung sich ergebende politische Unitarismus ist der erste wichtige Unterschied gegenüber den Forderungen des zweiten Teiles des „Geistes der Zeit". Der zweite liegt in der hervorragenden Stellung, die Arndt hier der Volksvertretung zuweist. Die Pairskammer tritt in ihrer aktiven Tätigkeit gegenüber der Kammer der Volksboten ganz in den Hintergrund, während sie dort noch die einzige Repräsentation bedeutet hatte. Dieses verschiedenartige Werturteil erklärt sich bereits aus der Arbeit, welche das Volk an der Befreiung des Landes geleistet hat, aber es liegt doch auch in der persönlichen Entwicklung des Verfassers begründet. Der „Bauernstand politisch betrachtet" hatte für Preußen bereits als notwendige Fortsetzung der Reform eine Vertretung, eine ständisch gegliederte Vertretung des Volkes gefordert. Hier erweitert sich diese Forderung zu einer Repräsentation des ganzen deutschen Volkes, neben der die besonderen Vertretungen der einzelnen Landschaften und bisherigen Territorien für ihre Sonderinteressen stehen bleiben oder neu eingerichtet werden. In ihnen, nicht mehr in den Dynastien, deren politische Rechte fast ganz aufgehoben werden, kommt das Partikulare, das Eigentümliche der verschiedenen Stämme zum Ausdruck. Eine durchweg besonnene Form kennzeichnet die Zusammensetzung des Reichstages: nicht ständische Vertretung, sondern Vertretung

des ganzen Volkes durch den einzelnen Abgeordneten, indirekte öffentliche Wahl ohne jede Beeinflussung durch die Regierung, gleiches aber an ein unabhängiges, die Freiheit des Wählers garantierendes Einkommen gebundenes Wahlrecht, auskömmliche aber nicht üppige Besoldung der Abgeordneten, Abgrenzung der Rechte der Volksvertretung gegenüber der Gewalt des Monarchen, welcher, im Gegensatz zu England, durchaus seine selbständige Bedeutung wahrt. Das Königtum ist nicht eine bloße Repräsentation der Regierung, sondern eine Institution mit starkem Inhalt, eine Institution, die auch gegenüber der Volksvertretung sowohl in der inneren Verwaltung wie auch in der auswärtigen Politik ihre großen Vorrechte und Sonderrechte bewahrt, die höchste einheitliche Machtvollkommenheit, in welcher gewissermaßen der Zusammenhang des Volkes mit dem Ewigen zum Ausdruck kommt. Die „Fantasien" sind ein neuer Beweis dafür, wie weit der Verfasser davon entfernt ist, die Prinzipien der französischen Revolution einfach auf das neue Deutschland zu übertragen. Sie wollen eine gesunde Verbindung des geschichtlich Gegebenen mit dem neu Werdenden bilden, die Vergangenheit, was irgendwie an lebenskräftigen Elementen in ihr vorhanden ist, in die Zukunft mit hinübernehmen, ohne sich an die bisherige Form zu halten. In durchaus sachlicher Weise werden die beharrenden und die vorwärtsdrängenden Bestandteile des Staatskörpers gegeneinander abgewogen: der Adel, die Zünfte, die Sitten und Gebräuche in ihrer Erneuerung, die Schonung des Partikularen und Eigentümlichen der einzelnen Landschaften auf der einen, das moderne Königtum, die einigenden Gewalten und Einrichtungen in der inneren und militärischen Organisation, die durchaus selbständige Vertretung des Volkes, die unbedingte Forderung der geistigen und literarischen Freiheit, die Weiterbildung religiöser Formen, die Beschränkung des Polizeiwesens auf der andern Seite. Wie gering hatte Arndt noch 1810 den Adel eingeschätzt, und wie scharf hatte er im „Bauernstande" gegen die Aufstellungen Adam Müllers Front gemacht, welche einer klerikal-feudalen Restauration gleichkamen. Auch jetzt ist er weit davon entfernt, diese Tendenz zu billigen, aber eine Annäherung an die Position der historischen Romantik läßt sich nicht verkennen, und die Ausführungen über die Zünfte weisen darauf hin, daß nach der Anschauung Arndts die preußische Reform die Grenze des Zuträglichen bei der Aufhebung des Gegebenen schon überschritten hatte. Diesen gesunden Ansätzen zu einer politischen Regeneration des deutschen Gemeinwesens gegenüber verschwinden die Verkehrtheiten: die Überschätzung des Volksheeres zuungunsten der stehenden Heere, die ihm auch 1812 noch durchaus als das scheußlichste Mittel zur Herstellung absoluter Fürstengewalt, zur Ver-

nichtung aller volkstümlichen Kräfte erscheinen, die romantischen Künsteleien bei der Abmessung der Strafen, bei der Anwendung der Gesetze, bei den Bestimmungen über Kleider und Moden, über Volksfeste und Volksspiele. Und vergleichen wir nun die „Fantasien" mit der Denkschrift Steins über Deutschlands zukünftige Verfassung, die er dem Zaren am 18. September überreichte, sowie den Ausführungen an Münster aus jener Zeit [1]), wie viel zukunftsicherer erscheinen doch die Arndtschen Forderungen unter der Annahme, daß die Voraussetzung, die Volkserhebung des ganzen Deutschlands, und die Form der Befreiung zutrifft. Stein kam über die Vielköpfigkeit des Verwaltungsrates und der Oberleitung der deutschen Truppen nicht hinweg, Arndt forderte für beide Institutionen die einheitliche Spitze. Stein gewährte in ihnen dem Auslande, England, Rußland und Schweden, einen hervorragenden, fast ausschlaggebenden Platz, Arndt wollte die Nation von Anfang an ganz auf sich gestellt wissen. Steins liebster Gedanke weilte bei einer Restauration der alten deutschen Monarchie des 10. bis 13. Jahrhunderts, wie er sie sich vorstellte, Arndts ganzer Verfassungsvorschlag trägt bei aller Anlehnung an die Geschichte und bei aller Abhängigkeit von dem vorausgesetzten nächsten Zweck doch ganz moderne Formen. Und in diesen eigentümlichen Formen treten Unterschiede von der Auffassung Steins hervor, welche die intellektuelle Selbständigkeit der „Fantasien" auch nach der letzten Niederschrift garantieren, die wohl erst in die Zeit des Petersburger Aufenthaltes fällt. Ihre historisch-politische Gedankenwelt ist zum Teil in den Institutionen des neuen deutschen Reiches verwirklicht. Selbst da, wo die Form der Realisierung sich anders gestalten mußte, muten sie doch als eine Prophezeiung schöner und großer Erlebnisse an, die einer späteren Generation beschieden waren.

Gleichsam die geschichtliche Grundlage zu den „Fantasien" bilden die „Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte". Schon am 10. Mai schrieb der Flüchtling seinem Vertrauten Reimer, er studiere „die ältesten Geschichten Hispaniens, Galliens und Germaniens"; es drängte ihn, sich noch einmal des geschichtlichen Zusammenhanges bewußt zu werden, in welchem der augenblickliche Zustand Europas mit der Vergangenheit stehe; er wollte der Gegenwart das reiche Erbe herrlicherer Zeiten wieder lebendig machen. In seiner Seele stand es jetzt fester als je geschrieben, „daß Gott sich den Menschen nur durch die Geschichte offenbart hat, daß alles Wahn wird, wenn man in den Sitten, Religionen und Verfassungen der Menschen keinen heiligen Wahn mehr ehren will, daß das Gegenwärtige überall nur einen Wert, eine

---

[1]) M. Lehmann, Stein III, S. 157 ff.

Bedeutung, ja überhaupt ein Dasein hat, inwiefern es auf der Vergangenheit gegründet steht, daß die Weisesten und Besten aller Zeiten, die Helden, die Stifter, die Gesetzgeber, die Gottesboten und Seher nur dadurch solche genannt worden sind, daß sie in der Reihe der Dinge blieben". Das war ja der Grundirrtum Rousseaus und der furchtbaren Umwälzung, welche alle Staaten und Völker miterlebt hatten, daß sie sich von der Geschichte lossagten, etwas völlig Neues gleichsam in einem zeitlosen Raume schaffen wollten. Darin lag ja das Verhängnis, daß die Revolution nicht zur Gesundung der einzelnen und der Völker führen konnte, daß sie nur „ein Zeichen" der neuen Epoche des Christentums blieb. So entrollt Arndt nun seinen Lesern ein Bild des europäischen Lebens von der Berührung der römischen Welt mit den Germanen an bis zur Gegenwart. Wiederum schreiten zunächst die Sätze in der wuchtigen Sprache des Alten Testamentes daher, die alten Schriftsteller selbst, Tacitus' Germania und Annalen, Velleius Paterculus und Ammianus Marcellinus kommen zu Worte, um den Eindruck zu bezeugen, den das rohe aber jugendstarke Germanentum auf die feingebildete, aber altersschwache römische Welt in ihrem Niedergange macht. Mit der ursprünglichen Kraft des zum geschichtlichen Bewußtsein erwachenden Volkes verbindet sich die religiöse Idee des Christentums, durch welche das mit Unrecht so verachtete Judentum sich in die neue Zeit hineinbildet [1]). Die Siege und Nöte Hermanns, die Helden der germanischen Völkerstämme während der Wanderungen, die Recken des karolingischen Hauses ziehen vor dem Leser vorüber. Freilich: in dem fränkischen Reiche, in der Art seiner Begründung und seiner gewaltsamen Ausdehnung offenbart sich dem Autor bereits das Wesen der späteren französischen Geschichte, und er vermag es nicht, dem Welteroberer Karl dem Großen Sympathien abzugewinnen. Erst mit der Teilung des Reiches beginnt die selbständige Geschichte der Deutschen, und der Verfasser warnt davor, die fränkische Zeit etwa auf die spätere Periode zu übertragen. Das deutsche Mittelalter, die christliche Weltanschauung jener Zeit und die Idee des Kaisertums finden in Arndt gegenüber dem Rationalismus einen warmen Verteidiger. Wir merken es deutlich, wie er seit dem Erscheinen von „Germanien und Europa" sich immer tiefer in den Geist dieser Jahrhunderte hineingearbeitet hat, und wie er bemüht ist, in echt geschichtlicher Weise sie aus sich heraus als eigenartige Erscheinungen, als Offenbarungen ihrer Zeit zu verstehen und sie der Gegenwart wieder verständlich zu machen. Kunst und Wissenschaft des Mittelalters, seine

[1]) S. 133 ff. Als Arndt 1813/14 wegen einzelner Äußerungen als angeblicher Judenfeind angegriffen wurde, konnte er in dem Aufsatze „Noch etwas über die Juden", Blick aus der Zeit auf die Zeit S. 180 ff. auf diese Stelle verweisen.

staatlichen und kirchlichen Gebilde waren notwendige Ausdrucksformen ihrer Größe und ihrer Schönheit; sie verschwanden, als sie erstarrten, denn vermöge des ihm eigentümlichen Wesens kann das Christentum nicht wie das Heidentum in einer geschlossenen und klaren Gestalt sein Ende finden, sondern es muß wie ein lebendiger Strom aller Geister und Gestalten fortfließen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Sobald diese Bewegung still steht, ist es Zeit, das alte Gerüst zu zerschlagen, auf daß ein neuer Bau beginnen könne. Wehmütig sieht auch Arndt dem Untergange des in seiner schlichten Naivität so reichen Zustandes nach, und der Wunsch wird in ihm lebendig, die Zeit möchte sich langsamer und sicherer zur Mündigkeit und zum Bewußtsein durchgearbeitet haben, als es bisher geschehen ist. Aber er schilt solche Wünsche in demselben Augenblick ein törichtes Unterfangen, das so mit der Geschichte rechten will, denn Luthers Werk war das Werk Gottes in der Geschichte, zunächst nur der Anfang eines langen, lahmen und traurigen Überganges während dreier mühevoller, blutiger und freudeloser Jahrhunderte, aber dann auch einer neuen herrlichen Zeit des Christentums, die künftig werden soll. Das ist jenes „leiblose und gestaltlose Christentum, das nichts sein sollte als Feuer und Geist, jener von Christus verheißene, alles durchdringende und entflammende Geist, jene Gewalt der Sünde und jene höhere Gewalt der Erlösung, jene Freude auf Erden und jenes Leben im Himmel". Das alles sah Luther in heiliger Begeisterung, und er glaubte, daß das deutsche Volk dazu berufen sei, diesem gewaltigen Anstoße Lebenskraft für die ganze Menschheit zu geben. Doch die Zeit war solcher hohen Aufgabe nicht gewachsen. Das Kaisertum Karls V. und der religiöse Enthusiasmus Luthers, diese beiden vorwärtsdrängenden Mächte des geistigen Lebens in Deutschland, standen einander feindlich gegenüber. Immer stärker machte sich das Territorialfürstentum geltend. Die kaiserliche Macht wurde von Jahrzehnt zu Jahrzehnt beschränkter. Die religiösen Parteien suchten nicht Frieden und Einigkeit, sondern Streit und Zwietracht. Auch in den Reformationskirchen ward der ewig waltende, unendliche Geist in das Gerüst und den äußeren Bau eingefangen. Das „Pfaffentum galt mehr als christliche Freiheit". Der dreißigjährige Krieg besiegelte den Zerfall Deutschlands, die Hilflosigkeit des Reichskörpers. Alle geistigen Fuhrer dieser Epoche starben zu früh, als daß sie etwas Dauerndes hätten hinterlassen können, und während dem Reiche die durch die Freiheitskriege stark gewordenen Niederlande und die Schweiz entfremdet wurden, gelangten die westlichen Mächte zur Vorherrschaft. Frankreichs weitaussehende Pläne unter Heinrich IV. und Ludwig XIV., Englands Machtsteigerung seit den Friedensschlüssen zu Utrecht und Rastatt 1713/14, welche die

prädominierende politische Stellung Frankreichs beseitigten, ohne seine kulturelle Bedeutung zu brechen, die Glanzzeit und der Niedergang Spaniens, die Blüte der freiheitstolzen Niederlande, der Wechsel in der Machtentfaltung der nordischen Reiche werden in großem Zusammenhange geschildert. Während rings umher die großen Mächte England, Frankreich, Rußland sich konsolidieren, zerfällt Deutschland in zwei Staatengebilde. Arndts Haltung gegenüber Friedrich dem Großen hat sich auch jetzt nicht geändert. Bei aller Anerkennung seiner persönlichen Größe vermag er in seiner Gestalt für Deutschlands Entwicklung doch nur ein Unglück zu sehen. Sein Name gereicht dem Vaterlande zum Verderben, dem Volke zur Trauer. Durch ihn als den Vollender der Aufklärung wurde — so meint der Schreiber — die Abkehr von der Reformation zu ihrem Höhepunkt geführt. Jetzt ist die Bahn dafür geschaffen, Luthers Sehnsucht zur Tat reifen zu lassen, und noch einmal wird der Inhalt seines Christentums dem Leser dargestellt. Sein Name steht im Mittelpunkte der neuen, kommenden Zeit. Nachdem die französische Revolution — sie nebst ihren Folgen bei den einzelnen Völkern bilden den Schluß des Buches — das politische Strafgericht an Europa vollzogen hat, ist es die Aufgabe des deutschen Volkes, jene neue Zeit heraufzuführen.

So wollte E. M. Arndt dem deutschen Leser die Größe der Geschichte seines Volkes und die Größe der gegenwärtigen Aufgabe infolge ihres Niederganges vor die Seele malen; er sollte es fühlen, daß es sich nicht nur um ihn und seine kleine persönliche Welt handele, um jenen beschränkten, im letzten Grunde selbstsüchtigen Realismus, den der Verfasser im zweiten Teile des „Geistes der Zeit" so scharf gegeißelt hatte, sondern um die Welt seines Volkes, um die Welt der europäischen Kultur, wie sie sich seit zwei Jahrtausenden gebildet hatte, um die Behauptung jenes Idealismus, der den einzelnen mit seinem Volke und durch ihn mit dem Allgemeinen verbindet, mit den Ideen des Vaterlandes und der Menschheit, der Sittlichkeit und der Religion. Diese Gedanken finden auch in den Liedern und Gedichten ihren Ausdruck, die er während des Breslauer Aufenthaltes nach der Angabe seines Tagebuches verfaßt hat. Im einzelnen lassen sie sich nicht feststellen. Es sind offenbar die Mehrzahl derjenigen, die zuerst im „Kurzen Katechismus" 1812 gedruckt und nicht mit einer Jahreszahl versehen sind. Der Neujahrswunsch dieses Jahres, vielleicht an Reimer gerichtet, war ein Aufruf zur Freiheit, welche trotz der Gegenwart mit ihren niederdrückenden Tatsachen und mit ihrer das Leben scheinbar vernichtenden Schwere als eine Forderung aller kraftbewußten Männer bestehen bleibt. Und mit der Freiheit hängen Gott und Vaterland eng zusammen. Gott, Freiheit, Vaterland! bilden gleichsam die Devise, unter der die Soldatenlieder dieser Monate

entstanden sind. Gott der Führer zur Freiheit, das einheitliche Vaterland als Inhalt der Freiheit: diese beiden Tatsachen geben den Grundton her, auf den jene beiden Prosaschriften abgestimmt sind; sie kehren auch in den Liedern mit zahlreichen Variationen wieder. Religion und Patriotismus, die höchste göttliche und die höchste menschliche Liebe, sollen zu einer gewaltigen Kraft sich vereinigen, die keine Gefahr, auch den übermächtigen Feind und den Tod nicht fürchtet; sie sollen den einzelnen Soldaten, das ganze Volksheer beseelen und den Gegner trotz seiner Übermacht doch schließlich bewältigen:

„Auf! die Stunde hat geschlagen --
Mit Gott dem Herrn wir wollen's wagen,
Frisch in den heil'gen Krieg hinein!
Laßt Trommelschall und Pfeifen gehen,
Die Fahnen hoch zum Himmel wehen!
Die Freiheit soll die Losung sein!"

Nicht um der erhabenen Schönheit des Krieges willen werden diese Lieder gesungen. Es sind zum größten Teil keine eigentlichen Kampf- und Kriegslieder im alten Sinne, sondern politisch-religiöse Freiheitslieder mit einer bestimmten nationalen Tendenz, wie die bisherigen großen politischen Schriften und die späteren Flugschriften Arndts. Nicht der Krieg um des Krieges willen wird gefeiert, sondern der Krieg als das einzige Mittel der Gegenwart, um Vaterland und Menschheit, Sittlichkeit und Religion vor dem Prinzip des Bösen zu retten, wird gepredigt. Darum ist dieser Kampf ein heiliger, ein von Gott gewollter und geweihter Kampf. Darum hat der Sänger das Recht, selbst das innerlichste Gut des Menschen, seine Religion, seine Gottesgemeinschaft, Gott selbst in den Dienst dieses Krieges zu stellen. Die Gottesnähe wird aufgerufen wider die Gottesfremde. Trostlieder, Ermunterungslieder vor der Schlacht, Danklieder nach der Schlacht setzen die kämpfenden und die siegenden Heere in innige Verbindung mit Gott, in eine weihevolle Übereinstimmung mit seinem Willen, der „Fahnenschwur" und das „Gebet bei der Wehrhaftmachung eines teutschen Jünglings" erheben die Herzen zu dem Höchsten, vernichten die Begierden menschlicher Eigenwilligkeit und Selbstsucht, stellen jeden einzelnen in den Dienst des Vaterlandes, bis es befreit ist, und das freie Wort wieder eine bleibende Stätte in ihm hat.

Wie aber sollte diese gewaltige, fast unmöglich scheinende Tat nun zur Ausführung kommen, der Arndt die Zeit seines Breslauer Aufenthaltes im Kreise gleichgesinnter Männer gewidmet hat? —

Am 19. Mai, also in den Tagen, da Napoleon zu Dresden die letzte Musterung über die ihm Heeresfolge leistenden deutschen Fürsten abnahm, erhielt Stein in Prag die inständige Aufforderung des Kaisers

Alexander, ihm seine Gedanken über den bevorstehenden Kampf mitzuteilen, sei es schriftlich auf eine sichere Weise, sei es mündlich, indem er in das Hauptquartier nach Wilna käme. Der österreichische Kaiser hatte einst die Bundesgenossenschaft des geächteten Reichsfreiherrn verschmäht, der Zar bat um sie, und Stein war sogleich entschlossen, dem Rufe zu folgen. Bereits am 23. erfolgte die Antwort, daß er gesonnen sei, sich „unter die Fahnen der Ehre und des wahren Ruhms zu reihen" trotz aller Verfolgungen, denen er sich dadurch von neuem aussetzte. Noch an demselben Tage, an dem er seine Pässe erhielt, reiste er ab, nahm seinen Weg durch Galizien hindurch und traf bereits am 12. Juni in Wilna ein. Seine Absicht war es nicht, in russische Dienste zu treten. Bis in den fernsten Osten Europas hatte sich jetzt der Mittelpunkt des Widerstandes gegen Napoleon verschoben. Hier, wo der Herrscher die Kräfte einer ganzen Nation zum Kampf gegen den Gewaltigen mobil zu machen im Begriffe stand, war sein Platz, hier wollte er als ein Deutscher die Sache seines deutschen Volkes verfechten, nachdem es auf dem Boden des eigenen Vaterlandes unmöglich geworden war. Die Verträge Preußens und Österreichs mit Frankreich hatten ja auch diese Mächte dem Imperator dienstbar gemacht. Es kam darauf an, Mittel und Wege zu finden, sie aus dieser Zwangslage zu befreien, sie wiederum zu sich selbst zurückzuführen, d. h. sie jetzt in dem bevorstehenden Kampfe trotz ihrer politisch-militärischen Gebundenheit für Rußland und damit für die Zukunft Deutschlands zu verwerten. Dahin waren schon die Verhandlungen gegangen, die Stein in Prag mit Gruner gepflogen hatte. Dieser hatte, wie wir bereits sahen, in den ersten Apriltagen das Hauptquartier der preußischen Patrioten verlassen und war am 14. nach der böhmischen Hauptstadt gelangt, offenbar um mit Stein in Verbindung zu treten. Schon die letzten Wochen seines Berliner Aufenthaltes hatte der feurige Mann dazu benutzt, mit dem russischen Gesandten daselbst, Grafen Lieven, Beziehungen anzuknüpfen, preußische Offiziere, die der Patriotenpartei zugetan waren, darauf hinzuweisen, daß es nur darauf ankomme, die Nation selbst zum Widerstande und zur Zerreißung der Fesseln anzuspornen, nachdem die Fürsten versagt hätten. In Prag beschlossen beide Männer, für eine nationale Propaganda solcher Art zu arbeiten. Die Einzelheiten des Planes, die nun Stein in Wilna dem Kaiser sofort unterbreitete und die am 18. (6.) Juni dessen Genehmigung fanden, stammen der Hauptsache nach von Gruner. Dieser sollte während des Kampfes in Prag bleiben. Ihm fiel die Aufgabe zu, über alles, was sich im Rücken des französischen Heeres ereignete, über dessen Verstärkung sowie den Zustand der Festungen genaue Nachrichten einzuziehen, die öffentliche Meinung in Deutschland zu leiten, das Volk gegen seine Unter-

drücker und deren Mitschuldige zu erbittern, bewegliche Trupps zu bilden, um die feindlichen Kuriere aufzufangen, und die Verbindung der französischen Armee mit dem Mutterlande soviel als möglich zu stören. Es wurde beschlossen, über ganz Deutschland ein Netz von festangestellten und von freiwilligen Beobachtern zu verbreiten und durch vertraute Männer mit ihnen eine stete Verbindung zu unterhalten. Die Instruktion für sie bezeichnete als den Zweck der Organisation die Befreiung des deutschen Vaterlandes von den Fesseln Frankreichs; da offene Tätigkeit nicht möglich sei, müsse alles in der Stille vorbereitet werden; da die Hilfe nicht von innen kommen könne, müsse man sich an eine auswärtige Macht, an Rußland, halten. Der ganze Plan lief auf nichts Geringeres hinaus als auf die stille Vorbereitung einer allgemeinen Volkserhebung im Rücken des französischen Heeres, sobald dieses mit den russischen Truppenkörpern in Kämpfe verwickelt war. An der sächsischen Grenze wurde eine Handdruckerei zur Verbreitung der kommenden Kriegsberichte eröffnet. Eine im geheimen erscheinende Zeitung sollte die öffentliche Meinung bearbeiten. Gruner ließ im Auftrage Steins den zweiten Teil des „Geistes der Zeit" in Leipzig geheim neu drucken, jenes Buch, das nach der Meinung des Freiherrn „mit einer erschreckenden Wahrheit" geschrieben sei. Jeder örtliche oder auf einzelne Landesteile beschränkte Aufstand sollte verhindert werden. Die Ereignisse des Jahres 1809 lehrten es ja, daß ein solcher keinen Einfluß auf die großen Begebenheiten habe und nur viele brave und kräftige Männer in Gefahr setze, deren man sich bei einer schwedischen oder englischen Landung mit Nutzen bedienen könne. Als letztes Mittel wurde die Errichtung einer deutschen Legion in Rußland beabsichtigt. Die Leitung aller jener im Rücken der französischen Armee vorzunehmenden Operationen lag in den Händen Gruners. Eine fortdauernde Korrespondenz sollte Stein immer auf dem laufenden erhalten.

War Arndt in diese weitaussehenden gefährlichen Pläne eingeweiht, oder hat er von ihnen erst in Rußland durch Stein Kenntnis erhalten? Die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" stellen es in Abrede, daß er um sie gewußt habe. Allein diese Behauptung klingt unwahrscheinlich. Beide, Gruner und Arndt, hatten 1809/10 zu den patriotischen Kreisen der „schießenden und lesenden Gesellschaft" in nahen Beziehungen gestanden. 1812 sahen sie sich erst in Berlin, dann in Breslau wieder, und es wäre doch sonderbar gewesen, wenn Gruner nicht mit dem Verfasser des „Geistes der Zeit" über solche Pläne Zwiesprache gehalten hätte. Denn waren nicht von Arndt eben dieselben Anschauungen seit den Tagen des Januars 1807, da er jenseits des baltischen Meeres den zweiten Teil jenes Buches schrieb, immer wieder vertreten worden,

hatte er nicht auf sie als das letzte Mittel zur Niederkämpfung des Feindes hingewiesen? — Ja weiter: Gruner und Arndt haben sicherlich nach dem Weggange des ersteren von Breslau in vertrauter Korrespondenz miteinander gestanden, die wohl gleich von beiden vernichtet wurde. So redet denn auch der einzig erhaltene Brief, den Arndt am 22./23. Juli aus Brody und Radziwilow an Gruner richtete, und der bei der Aufhebung des ehemaligen Berliner Polizeipräsidenten in die Hände der österreichischen Polizei geriet, ausdrücklich von „unserer größten Angelegenheit, den Rücken- und Nackenschlägen", d. h. doch von den eben erwähnten Plänen. Und schließlich: waren nicht die „Fantasien" eingestandenermaßen gerade von jenem Gesichtspunkte aus verfaßt worden, daß das Volk selbst seine Befreiung durchsetze? — Das aber war ja gerade das letzte Ziel Steins und Gruners, dem alle jene Pläne die Wege ebnen sollten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Arndt bereits in Breslau in sie eingeweiht war. Unterziehen wir nach dieser Richtung hin die dort verfaßten Soldaten- und Kriegslieder einer Prüfung, so bestätigen sie durchaus diese Meinung. Zwei seiner früheren Gedichte hatten schon auf das letzte Mittel der Volkserhebung hingewiesen: Aufruf an die Teutschen bei der Nachricht von Schills Fall (1809) und Schlachtgesang (1810). In den Gedichten des Jahres 1812 kehren dieselben Gefühle und Stimmungen in stärkerem Maße wieder. Sie wenden sich an das ganze Volk, nicht an einen bestimmten Staat. In den Tälern und auf den Höhen sollen die stolzen Fahnen der Freiheit wehen. Das erwachte Volk soll die Schandeketten brechen:

„Schlage! reiße! morde! rase!
Zur Flamme werde! brenne! blase
In jeden Busen ein den Gott!"

Jener Rachegott soll die deutschen Reihen führen, vor dem die Teufel und die Tyrannen zittern, wenn er die Kämpfenden beseelt und die Freien voll fröhlichen Glaubens an den Sieg sterben läßt. „Froh für Recht und Vaterland" faßt des Mannes Hand das Eisen. Aus dem Willen zur Freiheit heraus wird der Wille zum Kampfe geboren. Ungezähmte, ja grauenvolle Leidenschaften durchziehen einzelne Lieder, selbst wo es sich darum handelt, den Soldaten die Zuversicht auf Gott zu geben:

„Hinein! und färbt die Schwerter rot!
Die Rosseshufen rot!
Schlagt alle Franzen mausetot!
Schlagt alle Buben tot!

Hinein! und laßt die Fahnen wehn!
Gott, Freiheit, Vaterland!
Es lebet und es stirbet schön,
Wer diesen Klang verstand."

Und in einem anderen heißt es:

„Drachenzähnen
Und Hyänen
Weist den scharfen Stahl,
Unbegraben
Laßt den Raben
Sie zum feisten Mahl.

Auf! Franzosen,
Ohne Hosen,
Schlagt die Schelme tot!
Jede Stunde
Wie die Hunde
Schlagt die Büttel tot!"

Kein Lied nimmt Bezug auf Fürsten oder Regenten. Sie haben sich ja alle dem Zwingherrn verschrieben. „An die Teutschen" schlechtweg wendet sich der Dichter. Sie selbst, nicht die Macht des Feindes und seine Siege, haben das Leid verschuldet, das über sie hereingebrochen ist, sie selbst schlugen das Vaterland in die schimpflichen Bande der Knechtschaft. Darum liegt es auch bei ihnen allein, in der Fülle der Zeit, die jetzt gekommen ist, „den bunten Drachen" zu fällen. Sind sie einig, dann siegen sie. Tod und Schrecken werden vor ihnen hergehen. Jeder Strom und jeder Bach von der Quelle bis zur Mündung sollen vom Feindesblute gerötet sein, bis das ganze Land befreit ist, bis die Scharen des Rheines Reben grüßen und über ihn hinaus den Gegner vor sich herjagen. In seinen „Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte" hatte Arndt seinen Lesern breit ausgemalt, wie die alten Germanen die feindlichen Heere in wildem Ansturm bewältigten, hier sang der Dichter das gleiche Lied für die Gegenwart. Das waren keine Lieder, zu singen in geordnetem Kampfe der stehenden Heere oder als Kriegspoesie an den Wachtfeuern nach vollbrachter Tat, sondern Lieder, bestimmt für den unerbittlichen Vernichtungskampf, den ein unterjochtes Volk gegen seine übermütigen und siegesgewissen Feinde beginnen soll. Das war keine Verherrlichung des Mutes und der Tapferkeit, sondern eine Aufforderung zur grausigen Rache an jedermann. Alle Mittel sind recht und erlaubt, wenn sie nur den Feind zu Fall bringen. Gut und Böse, Gott und Totschlag wird in den Dienst dieses einen Gedankens gestellt. Es sind die wildesten Klänge, die je aus Arndts Mund erklungen sind, wilder noch als Heinrich v. Kleists zorn- und haßdurchglühter Wechselgesang „Germania an ihre Kinder" aus dem Jahre 1809, weil ihnen die Schönheit der Sprache fehlt, weil die Verse dahinströmen wollen wie die rohe Naturgewalt eines Volkes, das zum Kampfe für sein letztes Lebensrecht aufgerufen wird, und weil sie doch den naiv-

rauhen Ton des Volksliedes nicht treffen, sondern in die engen Grenzen des bewußt empfindenden Kunstliedes gebunden sind. Aber so war die Stimmung des Dichters in jenen Wochen, da er sie niederschrieb. Neben der gottinnigen, gläubigen Zuversicht, welche die tiefsten Seiten des menschlichen Herzens, seines deutschen Volkes treffen sollte, wohnte die jedes sittliche Urteil rücksichtslos beiseite setzende Sehnsucht, nun endlich im letzten Augenblick den Emporkömmling wieder in den Abgrund zu stoßen, dem er entstiegen war. Diese Lieder Arndts mit ihrem anfeuernden Glaubensmute und ihrer abschreckenden Grausamkeit offenbaren die Not, in welche jene harte Zeit die Seelen auch der Besten getrieben hatte.

Obwohl unser heimatloser Wanderer bereits am 1. Mai seiner Schwester Gottesgab geschrieben hatte, daß seine Geschäfte ihn wohl nur „ein paar Wochen hier sein lassen werden", verschob sich die Weiterreise doch immer mehr. Trotz der gewaltigen Truppenverschiebungen nach dem Osten hin herrschte während der Frühlingsmonate doch immer noch eine gewisse Unsicherheit, ob Napoleon wirklich den Zug gegen Rußland unternehmen werde. Erst als der Kaiser selbst am 29. Mai von Dresden nach Polen eilte, war jeder Zweifel ausgeschlossen. Und nun zögerte auch Arndt nicht länger, die Vorbereitungen für seinen Aufbruch zu treffen. Am 15. Juni erfolgte die Abreise. Das rückständige Gehalt von der Greifswalder Zeit, kleine Ersparnisse von seinen Stockholmer Tagegeldern und dem Ertrage seiner Schriften gewährten dem anspruchslosen Flüchtlinge die Mittel für den täglichen Unterhalt. Er durchstreifte in den nächsten drei Wochen die schlesischen Gebirge mit ihren reich angebauten Tälern, das Waldenburger Bergland und das Bober-Katzbach-Gebirge, den Kamm des Riesengebirges von Schreiberhau bis zur Schneekoppe, dann das Aupatal hinab bis Trautenau, von dort durch das böhmische Land zur Heuscheuer hinüber. In dem kleinen Bade Kudowa traf er noch einmal die Familie Scharnhorst, den General selbst, seine Tochter und deren Gemahl, sowie den Grafen v. Götzen und den Major Beresford. Die Kreuz- und Querzüge diesseits und jenseits der Grenze hatten offenbar den Zweck, den einsamen Reisenden mit dem für den Kleinkrieg besonders geeigneten Terrain bekannt zu machen, Stimmung und Sinn der Bevölkerung zu erforschen. Denn waren nicht diese Grenzgebiete vor wenigen Jahren, 1809, die Stützpunkte des kühnen Wagemutes des Grafen v. Götzen gewesen, und mußte ihnen nicht auch für die kommende Volkserhebung eine besondere Bedeutung zugemessen werden? — Nach dreitägigem Aufenthalte wurde die Wanderung durch die Grafschaft Glatz fortgesetzt. In Landeck weilten zwei alte Berliner Freunde, „der preußischmutige Bardeleben und der feurige

Wilhelm Röder", und sie „klangen auf alle deutschen Hoffnungen von Weichsel und Dnjepr und weiter hinaus, wie Hoffnungsflügel fliegen". Dann ging der Marsch zurück über die Festung Glatz und über Reinerz nach dem böhmischen Nachod mit seinen Erinnerungen an die Wallensteinsche Zeit, schließlich südwärts über Josephstadt, Königgrätz nach Czaslau. Am 9. Juli kam er in Prag an, das ja zum Mittelpunkte der ganzen Bewegung im Rücken des französischen Heeres ausersehen war [1]).

Arndts österreichischer Paß lautete für den Besuch der böhmischen Bäder. Als er sich seinerzeit neben dem russischen Passe auch von dem österreichischen Gesandten in Berlin einen solchen hatte ausstellen lassen, leitete ihn offenbar der Gedanke, auf jeden Fall die Möglichkeit zu haben, länger in der habsburgischen Monarchie zu verweilen. Aber sein Geschick hatte bereits eine entscheidende Wendung genommen. In jener ersten Konferenz zu Wilna, als Stein dem Kaiser Alexander seine Pläne offenbarte, hatte er zugleich beantragt, den kühnen Schreiber des „Geistes der Zeit" selbst nach Rußland zu rufen und ihm die Abfassung ähnlicher Schriften anzuvertrauen. Der Zar billigte auch diesen Vorschlag. Gruner erhielt sofort Kunde, damit die Nachricht durch ihn nach Breslau gelange. Allein Arndt hatte die schlesische Hauptstadt schon verlassen. Der Brief Gruners kam nie in seine Hände, und so erfuhr er erst in Prag von den Aufgaben, die seiner warteten. Nun ging er nicht als ein Flüchtling, der „schon für Rußland segelfertig" auf die Gnade des Zaren angewiesen war, sondern als ein Gerufener, als einer, der in dem gewaltigen Ringen mit an erster Stelle stehen, die Geister für die Entscheidung rüsten sollte. Aus der Enge der pommerschen Heimat, aus dem halbverborgenen Flüchtlingsleben in Breslau sollte er an den Mittelpunkt der gegenwärtigen Bewegung eilen, an dem sich die Möglichkeit für die Fortdauer der bisherigen europäischen Kulturform entscheiden mußte. Am 14. Juli verließ er Prag. Da sein österreichischer Paß offenbar nur für einen bestimmten Bezirk galt und Gruner ihm scheinbar trotz seiner Bemühungen keinen anderen auf seinen Namen lautenden hatte verschaffen können, reiste er als Kommis eines angeblichen, Schmugglergeschäfte betreibenden Kaufmanns, hinter dem sich in Wirklichkeit der Gruner beaufsichtigende österreichische Detektiv Knapp verbarg, über Olmütz und Bielitz nach Brody. Am 22. konnte er nach Prag melden, daß er mit seinem „ehrenhaften Ritter", dessen Sancho er sei, die Grenze erreicht habe und sie noch am selbigen Abend zu überschreiten hoffe. In dem Grenzstädtchen Radziwiloff betrat er russischen

[1]) Über diese Reisen durch Schlesien nach Prag unterrichtet das Tagebuch Arndts, welches vom 24. Januar bis zum 4. August reicht, abgedruckt im N. B. I, S. 403 ff.

Boden. Ein freundlicher Zufall fügte es, daß er in dem dortigen Zollinspektor Saalfeld einen alten Jenenser Studiengenossen seines Bruders Fritz fand, der nun in liebenswürdiger Weise für eine sichere Beförderung sorgte [1]. Arndt hat uns diese Reise durch Rußland selbst in seinen „Erinnerungen" erzählt: seine Abenteuer mit dem Personal der russischen Gesandtschaft in Wien, dem er auf Wunsch seines Wirtes sich angeschlossen hatte, die Sitten und Gebräuche der weiten Landschaften, die sie durchquerten. Über Shitomir, Kiew und Tschernigow erreichten sie mitten durch die heranmarschierenden Truppen hindurch in den ersten Tagen des August Smolensk. Zahlreiche deutsche Offiziere, die teils schon im russischen Heere angestellt waren, teils auf ihre Anstellung warteten, hatten sich hier versammelt, darunter wieder alte Bekannte Arndts: Graf Chasot, der Spanienfahrer Leo v. Lützow, der Bruder des Freischarenführers, der wilde Gustav v. Barnekow, ein rügenscher Landsmann. Chasot, damals Generaladjutant bei der Brigade des älteren Prinzen von Oldenburg, vermittelte die Bekanntschaft mit dem Divisionsgeneral Herzog Alexander von Württemberg. Nach viertägigem Aufenthalte erfolgte der Aufbruch. Alle Wege glichen einem einzigen großen Heerlager. Nicht ein stehendes Heer, sondern alle Waffenfähigen schienen in den Kampf zu ziehen, begleitet von den Eltern, Geschwistern und Bräuten „gleich einem fantastischen Hochzeitstraum mit Blumen und Spielen". Zwei Tage weilten die Reisenden — Arndt hatte sich einem jungen Offizier von der russisch-deutschen Legion angeschlossen — in der orientalischen Wunderwelt Moskaus, fanden dort gastliche Aufnahme bei dem Kommandanten des Kreml, dem General Heß, durch den sie auch dem Gouverneur der Stadt, dem General Grafen Rostopschin, vorgestellt wurden. Dann setzten sie ihre Reise durch Großrußland über Twer nach Nowgorod fort. Nach viertägiger Fahrt von Moskau aus erreichten sie in Begleitung des Obersten v. Tettenborn am 16. August St. Petersburg. Arndt begab sich sofort zu dem Freiherrn vom Stein. Den ersten Eindruck haben die „Wanderungen und Wandelungen" festgehalten: „er empfing mich wirklich mit solcher fröhlichen Zärtlichkeit, als hätten wir uns schon Jahre gekannt, und ich, mit welcher hohen Verehrung ich auch vor den berühmten Mann getreten war, däuchte mir fast wie vor einem alten Bekannten vor ihm zu stehen" [2].

[1]) Vgl. über die Reise nach Rußland neuerdings J. v. Gruner, Die Glaubwürdigkeit der autobiographischen Schriften E. M. Arndts in Forschungen z. brand. u. preuß. Geschichte XXV, 461 ff.

[2]) Außer in den „Erinnerungen" S. 135 ff. behandeln namentlich „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein", die 1858 erschienen, den Aufenthalt in Rußland (Ausgabe im Verlage von Pfau in Leipzig), S. 4 ff.

Der Wirkungskreis war bald geregelt. Am 18. Juni hatte der Zar zu Wilna nach dem Vorschlage des in sein Hoflager gerufenen Ratgebers ein besonderes Komitee für die deutschen Angelegenheiten eingesetzt. Es bestand aus dem Herzoge Peter von Oldenburg, dem aus seinen deutschen Besitzungen vertriebenen Verwandten des Kaiserhauses, dem früheren Minister Grafen Kotschubej, dem Grafen Lieven, Stein selbst. Als dem geistigen Haupte wurde ihm von den Geschäften die Förderung der Mittel zugewiesen, welche dem Komitee Einfluß auf die Entwicklung der Dinge in Deutschland geben sollten. Er begleitete den Zaren in das Lager von Drisna, blieb auch in seiner nächsten Umgebung, als dieser, um die Einheitlichkeit in dem Oberkommando nicht zu gefährden, in dem letzten Drittel des Juli nach Moskau sich begab und von dort bald nach St. Petersburg übersiedelte. Seit dem 9. August befand sich das kaiserliche Hoflager in der Hauptstadt. Hier durchlebte das Komitee eine Krisis, die wohl von Anfang an bestanden hatte, aber, solange der dem Freiherrn ergebene Prinz Georg, der zweite Sohn des Herzogs, diesen in dem Amte des Präsidenten vertrat, nicht zum Ausbruch gekommen war. Jetzt nach dem Abgange des Prinzen in sein Departement übernahm der Herzog selbst die Führung der Geschäfte, ein sittlich unanfechtbarer, aber steifer und in den zeremoniellen Vorstellungen von den vergangenen Herrlichkeiten reichsständischer Würden befangener Herr. Er beanspruchte gemäß der Bestimmung der Instruktion, daß die Berichte der einzelnen Mitglieder durch ihn dem Kaiser vorzutragen seien. Da nach seiner Anschauung nicht das Volk selbst die Freiheit sich erringen und auf diesem Grunde ein neues Reich aufbauen, sondern da es Sache der Fürsten sein sollte, ihre eigene souveräne Machtvollkommenheit und damit die Verfassung des alten Imperiums wiederherzustellen, war ein Ausgleich beider Meinungen unmöglich. Von ihm konnte Stein bei dem Zaren keine Förderung seiner Pläne erwarten. Er bat daher am 18., seinen Austritt aus dem Komitee zu genehmigen. Allein Alexander gab ihm einen neuen Beweis seines Vertrauens. Am 20. gestattete er, soweit die deutschen Geschäfte ihm übertragen waren, diese mit Kotschubej und Lieven allein, ohne Zuziehung des Herzogs, zu erledigen. Während Lieven die militärische Organisation besorgte, übernahmen Stein und Kotschubej die Korrespondenz mit dem inneren Deutschland sowie den Mächten, welche dazu berufen waren, den Volksaufstand im Vaterlande durch Geld, Munition und Mannschaften zu unterstützen, mit Schweden und mit England [1]).

---

[1]) M. Lehmann, Stein III, S. 132 ff.

In den Tagen, als diese Dinge zur Entscheidung drängten, war Arndt angekommen. Er wurde von Stein mit aufgeführt „als ein literarischer Mitläufer oder Beiläufer in dem Budget seines Departements, von dem deutschen Komitee angestellt, besoldet und beauftragt, durch Wort und Schrift die französische Herrschaft zu bekämpfen“ [1]). Den größten Teil der Zeit nahm freilich zunächst eine andere Tätigkeit in Anspruch. Er bekleidete bei Stein selbst gleichsam die Stelle eines Privatsekretärs, und als solchem lag es ihm ob, den Briefwechsel mit englischen und deutschen Politikern, namentlich dem Grafen Münster, der damals in hohem Ansehen bei dem Freiherrn stand, und Gneisenau zu besorgen, Noten für den englischen Gesandten Lord Cathcart, der eben zur Beilegung der englisch-russischen Gegensätze nach Petersburg gekommen war, anzufertigen und zu überbringen, Berichte jüngerer Diplomaten, so Anstetts und Nesselrodes, durchzusehen und zu begutachten. So wurde er in die verwickelten diplomatischen Verhältnisse, namentlich in die Stellung Englands am russischen Hofe, eingeführt, und er erlangte Kenntnisse, die für sein späteres Urteil über die britische Politik von Bedeutung waren. Noch mehr gab ihm die Abschrift und Entzifferung der Aufsätze, Briefe und Verhandlungen Steins für und mit dem Zaren zu schaffen, galt es doch, nicht nur diesen immer wieder von neuem in dem Entschlusse des Widerstandes gegen die Friedenspartei zu kräftigen, sondern auch mit rücksichtsloser Offenheit das von Romanzow, dem Minister des Äußern, befolgte schwächliche System direkt zu bekämpfen und ihn aus seiner leitenden Stellung zu entfernen.

In allen solchen Arbeiten kam naturgemäß eine selbständige Tätigkeit Arndts nicht zum Ausdruck. Er vollzog nur das auf einem ihm bisher unbekannten Gebiete, was sein Herr und Meister anbefohlen hatte. Stein aber stand da „gleichsam als Stellvertreter Deutschlands, als ein noch sehr in der Luft oder vielmehr in dem Lichte des Gedankens schwebender deutscher Diktator“, und es war natürlich, daß ein Abglanz dieser einzigartigen Stellung, wie sie wohl nie ein aller äußeren Macht entkleideter Ausländer für die politischen Entschlüsse eines fremden Staates eingenommen hat, auch auf seinen getreuen Helfer zurückfiel. Schnell machte er ihn mit dem äußeren Arbeitsfelde bekannt. Solange es die Zeit in den ersten Wochen erlaubte, ergötzten sie sich an gemeinsamen Spaziergängen und Ausflügen durch Stadt und Land. Bauten und Denkmäler, Sitten und Gebräuche aller jener Völkerschaften, die hier in der Hauptstadt aus den weiten Gebieten des Zarenreiches

---

[1]) Nach dem Zeugnisse Steins, Frankfurt a. M., 9. Febr. 22, mitgeteilt im N. B. I, S. 395 f.

zusammentrafen, die eigentümliche Rassenvermischung und die Rassenreinheit einzelner Stämme boten täglich neuen Anlaß zu regem Gedankenaustausch über dieses Land, das beiden in seinen politischen und sozialen Lebensäußerungen so fremdartig anmutete. Für Arndt bildeten diese ethnographischen und volkspsychologischen Streifzüge eine Fortsetzung jener Wanderungen, die ihn fast durch ganz Europa geführt hatten. Ihn packten die weite Ungebundenheit des Herrenstandes, das enge Verwachsensein der Menschen mit dem Boden des Landes, ihr autochthones Naturbewußtsein, das er in Deutschland als einen verlorenen Schatz vergeblich suchte. Aber ihn beunruhigten das schroffe Nebeneinanderleben der kleinen Zahl der Herrschenden und der ungeheuren Masse der Leibeigenen ohne das verbindende Mittelglied eines soliden Bürgertums und eines freien Bauernstandes [1]), und seine Seele graute vor den „Proben eines oft ganz stummen und verschwiegenen asiatischen Regiments", die ihm schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes mit furchtbarer Deutlichkeit vor Augen traten. Sie riefen es ihm zu: „Nein, hier dürftest du nimmer lange weilen." Und wiederum: Wie mannigfaltig und reizvoll waren die Kreise, an deren geselliger und geistiger Kultur Arndt infolge der Beziehungen seines Gönners teilnehmen konnte. „Ich ward", so gesteht er freudig, „als wäre ich fast sein Familiengenoß gewesen, mit größter Freundlichkeit in die Paläste und Häuser eingeführt, die von seinen Gesinnungsgenossen bewohnt wurden." Seine „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" und seine „Wanderungen und Wandelungen" weilen mit verständlicher Vorliebe bei der Schilderung dieser russischen Erlebnisse. Da waren die Mitglieder des deutschen Komitees: der schon erwähnte Herzog Peter, der Antipode des großen Deutschen, der auch ihn, „ein Steinsches Nachtschaden- oder Landschadenkraut", nur ein einziges Mal angesehen hat, der ihm schon von Berlin her bekannte Graf Lieven mit seiner bedeutenden Gemahlin, der schlicht-vornehme, dem prunkvoll äußerlichen russischen Wesen so fernstehende Graf Kotschubej. Ihm öffneten sich die Paläste der Herzogin Antonie von Württemberg, der vertrautesten Freundin der Kaiserin Elisabeth, und der schönen Gräfin Orlow. Beide, von edelstem Patriotismus und von mutiger Liebe für ihr deutsches und russisches Vaterland durchglüht, begrüßten und achteten in Stein den gleichgesinnten, bedeutendsten Bundesgenossen im Kampfe wider den Korsen. Die deutsche Frau bildete den Mittelpunkt aller jener Männer, die ihr Vaterland hatten verlassen müssen und nun von hier aus seine Befreiung ins Werk setzen wollten. An ihrem Teetische versammelte sich

---

[1]) Ähnlich Boyen in seinen „Erinnerungen" I, S. 243.

„gleichsam ein kleiner politischer Klub", hier fand die selbstlose Arbeit der deutschen Helden vielleicht ihre schönste Anerkennung. Und von den national-politischen Fragen gingen die Gespräche auf jenes Gebiet allgemein-menschlicher, sittlich-pädagogischer Neubildung hinüber, welche die starke Grundlage der preußischen Reformzeit bildete. Anknüpfend an seine „Fragmente über Menschenbildung" hat Arndt den geistigen Ertrag solcher Abende in dem „Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten" niedergelegt. Obwohl er erst 1813 erschien, gehört seine Abfassung doch der Petersburger Zeit an. Der Verfasser widmete ihn der Kaiserin Elisabeth und der Herzogin Antonie Amalie von Württemberg. Bedurfte nicht die neue Zeit, die jetzt im Werden begriffen war, auch anders gearteter Fürsten, welche sie zu ihrem Ziele führte? — Fürstenkinder sollen darum im wesentlichen nicht anders erzogen werden wie andere, weil die großen Lebensgesetze der Menschen auch für sie gelten, die Gesetze der Liebe, Notwendigkeit und Freiheit, gleichsam die drei Königsstraßen des Lebens, welche auch die Fürstenkinder durchziehen und sich erobern müssen, wenn sie nicht plan- und ziellos die vierte Straße wandeln wollen, „die breiteste und weiteste von allen, ohne Meilenweiser und Wegzeiger, ohne Brücken und Stege, ohne gesetzliche Besserung und Befriedigung, ohne alle bestimmte Messung und Richtung"; die Straße der Faulheit und Unwissenheit, der zügellosen Leidenschaften und der rücksichtslosen Laune, die Straße der Eitelkeit und Schwäche. Die Freiheit ist dazu bestimmt, das Maß der unendlichen Harmonie zwischen der Liebe und Notwendigkeit zu halten, darum bedeutet sie das Ziel wahrer Erziehung und wahren Lebens auch für den Fürsten. Und nun setzt Arndt den beiden Fürstinnen aus deutschem Stamme alle jene Grundsätze in gedrungener, prächtig abgestimmter Form auseinander, die wir bereits aus den „Fragmenten" kennen. Für die Fürstin gibt es keine höhere Pflicht als die Mutter des Kindes zu sein, das einst berufen ist, den Thron zu besteigen, die Liebe in sich darzustellen, die ihn begleiten soll. An die Stelle des Vaters, der wegen seines Amtes nicht imstande ist, für sein Kind den Weg der Notwendigkeit zu bereiten, setze man einen nicht fürstlich geborenen, doch fürstlich gesinnten Mann. Ihm wird der Fürstensohn anvertraut, er soll dastehen als ein edles Glied des Hauses. Eine Gemeinschaft von 3—4 Kindern werde dem Zöglinge zugesellt. Er darf noch nicht wissen, wozu er einst bestimmt ist, aber an dem Vorbilde der Alten, an Sallust und Tacitus, lerne er die Hoheit des Lebens kennen, an seiner Muttersprache und höchstens noch an den ihr verwandten Sprachen die Kraft des Eigenen und Vaterländischen, damit er in engen Zusammenhang mit dem Volke trete. Erst mit dem Beginne des Jünglingsalters wird ihm die Bahn

gezeigt, die er künftig wandeln soll, das Höchste und Gewaltigste in Natur und Geschichte ihm vorgehalten, „damit der junge Adler sich nach der Sonne der Tugend und Unsterblichkeit sehne und das Niedrige und Unwürdige verschmähe". Das Studium der Geschichte wird jetzt seine Hauptbeschäftigung, die Politik, nicht „als ein abgesondertes Ding, sondern fest von der Erfahrung und Geschichte umschlossen", die Kriegskunst und die Kriegsgeschichte begleiten diese Arbeit. Dagegen hüte man sich vor einer kleinlichen Unterweisung im Rechte als einer Wissenschaft, die den Fürsten leicht beschränken würde. Religion werde ihm gezeigt als ursprüngliches und angeborenes Erlebnis, ihre Erscheinungsformen als ein Kultus und als fromme Ordnung eines Volkes. Die Erziehung erfolgt auch in diesen Jahren nie in zurückgezogener Einsamkeit, sondern immer in einer Gemeinschaft, damit echt fürstliche Tugenden sich in dem Fürstensohne entwickeln können: Wahrhaftigkeit und Ernst, Freundlichkeit und Frömmigkeit, Selbstüberwindung und Enthaltsamkeit, Standhaftigkeit und Hochsinn. Die Grundlage seiner Sittlichkeit bildet jene geistige Auffassung des Christentums, ohne welche gerade der Christ so leicht „ein empfindelnder Schwächling oder ein leerer Halbling" wird. „Nach diesem Augenblicke aber würde" — hier wendet sich das unvergänglich-Menschliche wieder zum Politischen der Gegenwart — „der Herrscher der Held und Heiland Europas sein, welcher mit wahrem christlichen Glauben und ritterlichem Vertrauen auf Gott und Gottes Hilfe aufträte und als der Genius des Guten sich und die Völker gegen den Genius des Bösen waffnete und begeisterte." Sollte sich dieser Weg der Erziehung als ungangbar erweisen, dann wähle man die strenge Weise der alten Fürstenerziehung, halte das zum Herrscher bestimmte Kind in stolzer und ernster Abgeschiedenheit von dem übrigen Leben, damit ihm wenigstens der äußere Schein des Stolzes und der Hoheit später nicht fehle. Freilich: besiegen wird ein solcher das vollkommene Böse, das in der Geschichte dem Guten unabläſſig zur Seite wandelt und jetzt mit fürchterlicher Gewalt herrscht, nicht. Niederringen wird es nur, wer ganz gut zu sein wagt. Wie nahe muß Arndt diesen beiden Fürstinnen gestanden haben, daß er in vertrautem Kreise solche Fragen mit ihnen erörterte und in der Zueignung ihnen die Erlebnisse seiner schlichten Jugend, das Leben seiner geliebten Eltern in der pommerschen Heimat wieder vor die Seele führte, von denen er einst in herzlicher Zwiesprache geplaudert hatte! — Die hohe Schönheit der Gräfin Orlow an Leib und Seele blieb selbst auf Stein nicht ohne Eindruck, und der gegenseitigen Verehrung entsprach die wahrhaftige Offenheit, mit der beide einander gegenübertraten. In den Sälen der Minister, Grafen und Barone war eine solche Ungezwungenheit und Leichtigkeit, als ob es in Gesellschaft und Rang keine Unter-

schiede und Stufen gäbe. Man kämpfte ja für die Freiheit gegen die „allgemeine europäische Sklaverei". Da waren weiter die Salons der geistreichen Frau v. Staël und ihres Begleiters August Wilhelm v. Schlegel, „der beiden europäischen Berühmtheiten". Mochten sie auch dem Wesen Arndts wenig zusagen, so waren sie doch mit ihm einig in dem Haß gegen Napoleon. Noch fremder standen den beiden Deutschen die Mitglieder der englischen und schwedischen Gesandtschaft. Die Engländer Lord Cathcart und Walpole waren Stein unsympathisch, und die Schweden, Anhänger des neuen Regimes, witterten in Arndt mit Recht den „alten Gustavianer". Einen Gesinnungsgenossen traf er in dem Grafen Armfelt, jetzigem Statthalter von Finnland, in dessen Hause er einst in Stockholm freundschaftlich verkehrt hatte. In dem von Stein wegen seines sinnlichen, allezeit scherzenden Wesens wenig geschätzten Manne achtete Arndt die politische Standhaftigkeit und militärische Treue gegen seinen unglücklichen König. Zu ihm gesellten sich die pommerschen Landsleute: der Astronom Theodor v. Schubert, ein blinder Verehrer Napoleons und Friedrich v. Adelung, der Präsident der Akademie der Wissenschaften. Beide vermittelten den Verkehr Arndts mit der „gelehrten Gilde", mit dem Dichter Maximilian v. Klinger und dem Weltumsegler Krusenstern, mit dem aus Thüringen gebürtigen Geheimen Staatsrate Beck und dem Mansfelder Fr. Trinius, dem Leibarzte des Herzogs Alexander von Württemberg, „einem wichtigen Genossen und Freunde" für sein Petersburger Leben, der sich eine liebevolle Anhänglichkeit an sein altes Vaterland bewahrt hatte und auch für die radikalsten Anschauungen Arndts stets Verständnis zeigte. Die Worte, mit welchen dieser einmal die schnelle Beliebtheit Steins in den russischen Kreisen mitzubegründen suchte, galten ja auch für ihn selbst: „Alle wußten, daß er nur als Pilger gekommen sei, der mit dem Siege wieder gen Westen walle, daß er also keinem in den Weg treten werde." Da waren schließlich in St. Petersburg alle jene westfälischen, preußischen und österreichischen Offiziere, welche in den Reihen der Gegner Napoleons kämpften oder wenigstens in den Heeressäulen ihrer Heimat nicht für ihn streiten wollten: die Clausewitz, Dohna und Pfuel, die Boyen und Chasot, die Lützow und Goltz, die Tettenborn und Dörnberg. Die tapferen Kriegsmänner bildeten Arndts tägliche Tischgemeinschaft. In ihrem Kreise wehte die herbe Luft männlichen Trotzes, sich nicht zu beugen unter den Willen des Einen, der sich Seele und Leib unterwerfen wollte. Hier gab's „frisches soldatisches Leben und einige soldatische Freudengelage". Hier kam er in unmittelbare Berührung mit allen jenen Gliedern seines deutschen Volkes, für die zu wirken er in erster Linie gerufen war.

Stein und Gruner hatten, wie erinnerlich, bei ihren Prager Beratungen auch die Bildung einer russisch-deutschen Legion ins Auge gefaßt. Sie knüpfen damit an Gedanken an, wie sie Gneisenau im allgemeinen bereits 1809 und 1811 geäußert, wie sie der Herzog Peter für Rußland am Ende des Jahres 1811 dem Zaren gegenüber vertreten hatte. Der Oberst v. Arentsschild, der Kommandeur der früheren oldenburgschen Truppen, erhielt am 2. Dezember den Auftrag, nach Berlin zu reisen, solche Offiziere in Deutschland, die außer Tätigkeit sich befänden und in keinem Dienstverhältnis zu anderen Landesherren ständen, zu bewegen, in russische Dienste zu treten. Er fand in Berlin zwar die Unterstützung Gneisenaus und des hannoverschen Gesandten v. Ompteda, konnte jedoch keine tatsächlichen Erfolge erzielen, weil immer noch die Hoffnung bestand, daß Preußen sich dem Zarenreiche in seinem Widerstande gegen Napoleon anschließen werde. Als dann nach dem Februarvertrage einzelne preußische Offiziere sich direkt oder auf Umwegen nach Rußland begaben, hatte man den Plan von neuem aufgenommen, aber erst Stein brachte Leben in diese Bewegung. In der Annahme, daß zahlreiche Offiziere und Mannschaften der deutschen Kontingente auf russischem Boden von Napoleon abfallen würden, sobald ihnen nur Gelegenheit dazu gegeben würde, verfaßte er in den letzten Tagen des Juli zu diesem Zwecke eine Proklamation, die, in ihren Anklagen gegen die deutschen Fürsten vom Zaren gemildert, an den Oberbefehlshaber Barclay de Tolly gegeben und von diesem wohl in der ersten Hälfte des August verbreitet wurde. Es ist der „Aufruf an die Teutschen, sich unter den Fahnen des Vaterlandes und der Ehre zu sammeln“, sich in der Erinnerung an die eigene Geschichte zu erheben; denn „vergaßen gleich viele aus euren oberen Ständen ihre Pflichten gegen das Vaterland, so ist doch die große Mehrheit eures Volkes bieder, tapfer, des Drucks der Fremdlinge überdrüssig, Gott und dem Vaterlande treu“. Darum sollen alle, welche der Eroberer gegen die Grenzen Rußlands treibt, „unter den Fahnen des Vaterlandes, der Freiheit, der Volksehre sich sammeln, die unter dem Schutz Sr. Majestät des Kaisers errichtet werden“. Allen auswandernden Offizieren und Soldaten wurde die Anstellung in der Legion angeboten, die von einem deutschen Fürsten befehligt werden sollte: „Die Wiedereroberung der Freiheit Teutschlands ist ihre erste Bestimmung [1].“ Allein die erwarteten Erfolge blieben aus. Obwohl die Preußen Chasot, Goltz und Stülpnagel, der Hesse Dörnberg es auf sich nahmen, in den preußischen und westfälischen Regimentern Exemplare verbreiten zu lassen, obwohl Tiedemann, dem das schwere Los

[1] Von M. Lehmann, Stein III, S. 138 ff. besprochen.

gefallen war, gegen die eigenen Landsleute fechten zu müssen, sogar die preußischen Vorposten selbst in dieser Richtung zu beeinflussen suchte, obwohl man fest auf den Abfall der Tiroler und Illyrer rechnete, gelang es nicht, irgendwelche deutschen Truppen zum Übergang zu bewegen. Man sah sich genötigt, das Augenmerk allein auf die Gefangenen zu richten, die in Kiew versammelt werden sollten. Doch auch jetzt blieb es bei einzelnen Einstellungen. Von einem Masseneintritt war keine Rede. Die Russen kamen den fremden Elementen mit starkem Mißtrauen entgegen. Die Gefangenen wurden in das Innere des Landes transportiert und gingen, soweit sie nicht von den dazu kommandierten Offizieren, wie dem Kapitän v. Horn, aufgefunden wurden, infolge von Krankheiten und Mißhandlungen meistens elend zugrunde. Hoffnungslosigkeit und Mißmut ergriff die Offiziere, die, glühend von Tatendurst und Opferwilligkeit, sich zu „einsamer Untätigkeit und Lahmheit" verurteilt sahen. Auch Arndt vermochte ihnen keinen „rechten Balsam" zu geben. Er konnte sie nur damit trösten, daß Lord Cathcart und Gneisenau bald ankommen und daß, sobald nur „ein feuriger und energischer Mann" — es ist offenbar Gneisenau gemeint — die Bildung und Zusammensetzung leite, es rascher gehen und eine ganz andere Gestalt gewinnen werde; vielleicht, daß auch die literarische Tätigkeit, die er selbst nun entfalten wollte, einen Erfolg verhieß; vielleicht, daß es gelang, zwischen der deutschen Patriotenpartei und den gegen Rußland fechtenden Truppenkörpern eine engere Verbindung herzustellen [1]).

Der publizistische Kampf gegen Napoleon hatte von russischer Seite bereits eingesetzt, als seine Heere im Anmarsche begriffen waren. Die alten Gegner von 1807/08, der Livländer Garlieb Merkel mit den zu Riga erschienenen „Supplementblättern zum Freimütigen" und August v. Kotzebue mit der bei Nicolovius zu Königsberg verlegten „Biene", traten sofort wieder auf den Plan. Merkel redigierte bis zum Beginne des Kampfes in Riga den „Zuschauer"; ohne sich selbst oder die Regierung zu kompromittieren, verstand er es in geschickter Weise, den Despotismus des Korsen, die Weltherrschaftspläne seiner Politik an den Pranger zu stellen. Im Juli erschien dann sein „Aufruf an die Bewohner der Ostseeprovinzen Rußlands" mit der ernsten Mahnung, an dem Herde wie auf dem Schlachtfelde zu jedem Opfer bereit zu sein, selbst zum Tode für den geliebten Monarchen und das Heil des Vaterlandes. Im Sommer und Herbst brachte der „Zuschauer" neue Aufsätze von ihm, die ins Russische übersetzt wurden. Kotzebues Vorschlag ging dahin, eine von ihm redigierte Zeitung, die „Deutsche Zeitung",

---

[1]) Arndt an v. Horn, Petersburg, 22. August 1812, M.-G. Nr. 55.

wöchentlich zweimal in St. Petersburg erscheinen zu lassen und sie nach Deutschland einzuschmuggeln. Sie verfolgte ähnliche Zwecke wie die von Gruner geplante geheime Zeitung. Die Durchführung scheiterte an der Unmöglichkeit, sie über die Grenze zu befördern. Als dann Napoleon zum Rückzuge sich genötigt sah, fanden Kotzebues Possen in dem ungeheuren Ereignisse das Groteske und Komische. Seine witzige Laune und sein grausamer Hohn übten auf die Volksmassen, welche durch den Brand von Moskau nach Art eines Naturvolkes national erregt waren, einen befreienden Einfluß aus. Es bleibt das Verdienst Rußlands und des Zaren, solchen Flugschriften, den poetischen Erzeugnissen einer erregten Volksstimmung, freien Lauf gelassen und sie tatsächlich als ein bedeutsames Kampfmittel verwandt zu haben [1]).

Zu diesen beiden gesellte sich als der größte von ihnen Arndt. Wohl mögen bereits in den ersten Monaten seines Aufenthaltes in Petersburg einzelne Gedichte und Abschnitte seiner späteren Flugschriften entstanden und auch in Zeitungen oder auf Flugblättern veröffentlicht sein, die eigentliche literarische Tätigkeit begann wie bei Kotzebue erst mit dem Rückzuge der französischen Armee.

Nach langen ermüdenden und verlustreichen Märschen war Napoleon am 6. September bis Borodino vorgedrungen. Am Morgen des folgenden Tages stand es fest, daß Kutusow, der Volksmeinung, die alte Hauptstadt nicht ohne Schwertstreich dem Feinde auszuliefern, nachgebend, sich zum Kampfe stellen werde. Die feindlichen Kanonenkugeln erreichten bereits die französische Schlachtlinie, als die Offiziere den Befehl erhielten, die große Uniform anzulegen und den Soldaten eine Proklamation vorzulesen, die sofort ins Deutsche übersetzt wurde. Der Sieg sei nötig, weil er „Überfluß, gute Winterquartiere und schnelle Rückkehr in das Vaterland" gewähre; „möge man von jedem von euch sagen: auch er war bei der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau". Die Schlacht endete mit einer Niederlage für die Russen, aber der Sieg war auf seiten der Franzosen so teuer erkauft, daß Kutusow es wagen konnte, von einem Siege der russischen Waffen zu reden. Eine gewaltige Freude erregte diese Botschaft in dem weiten Reiche. Nun hatte sich ja das Schicksal gewandt. Stein verfaßte sogleich die bereits erwähnte Denkschrift vom 18. September über die deutsche Verfassung [2]). Schweden, Engländer und Russen sollten in Deutschland landen, um die dortigen Aufstandspläne zu unterstützen; die deutsche Legion sollte folgen, um unter ihren Fahnen die Freiheitskämpfer des Vaterlandes zu sam-

---

[1]) Diese Literatur behandelt jetzt Paul Czygan, Zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege, 3 Bände, Leipzig 1911/12, über Merkel u. Kotzebue I, S. 76 ff.

[2]) Siehe oben S. 328 f.

meln. Die Verhaftung Gruners in der Nacht vom 21./22. August, die auf Veranlassung der preußischen Behörden erfolgt war, hatte die vorbereitenden Anstalten zu einer deutschen Volkserhebung, wie sie Stein und Arndt organisieren wollten, schwer getroffen, aber nun war ja das schwerste Hindernis durch das Glück der russischen Waffen beiseite geräumt. Jetzt handelte es sich nicht mehr darum, „den Drachen von hinten in den Schwanz zu beißen, wo er allein getötet werden kann", sondern darum, womöglich den fliehenden Feind durch einen Angriff in der Front zu vernichten. Da wurde am 19. in St. Petersburg von jedermann erkannt, daß Borodino für die Russen eine Niederlage bedeute, daß den Franzosen der Weg nach Moskau offen stehe, daß es verloren sei. Nur wenige Tage vergingen, da erklang die Kunde, daß Napoleon in den Kreml eingezogen, daß Rostopschin die heilige Stadt habe in Flammen aufgehen lassen. Die Friedenspartei, an ihrer Spitze die Kaiserin-Mutter und der Großfürst Konstantin, erhob von neuem ihre Stimme. Die Nachricht erschütterte alle Herzen und setzte alles in Bewegung. Die Petersburger Bevölkerung sehnte sich nach Ruhe. Ihr fehlte doch jener nationale Fanatismus, der jetzt die altrussischen Stämme packte, jene enge seelische Verbindung mit dem Heiligtum, das der fremde Eindringling verwüstet haben sollte. Stein blieb fest und unerschütterlich, und Arndt gesteht es: „Nie habe ich ihn frischer und rüstiger gesehen als in diesen entscheidenden Wochen." Für ihn selbst war es sicher, daß Napoleons großes Schicksal nahe sei. Die Hauptsache blieb: auch der Zar hielt an seinem bisherigen Systeme fest, während Napoleon in der Annahme, daß Alexander sich zum Frieden entschließen werde, in Moskau blieb, und die französische Armee des festen Glaubens lebte, daß ein solcher zustande komme. So vergingen fünf Wochen banger Erwartung auf beiden Seiten. Am Nachmittage des 18. Oktobers verließ der Kaiser mit seiner Armee Moskau, um den Rückzug anzutreten. Am 1. November, also wenige Tage später, als die Kunde hiervon nach Petersburg gelangt sein konnte, erhielt Arndt von dem russischen Zensor, dem Hofrate Sohn, die Druckerlaubnis für seine erste Flugschrift mit dem bezeichnenden Titel: „Die Glocke der Stunde in drei Zügen". Unter dem Eindrucke des gewaltigen Ereignisses ist sie sicherlich sofort erschienen und verbreitet worden.

Die Einleitung bildete ein Lied an den Kaiser Alexander. Nun konnte der Verfasser ihn mit Recht auffordern, der Weltbefreier zu werden. Und wer sollte den Glockenruf selbst wohl anders anstimmen, als die Juliproklamation Steins? — Sie bildete mit Recht den Beginn des ersten Zuges. Ihr folgte die „Antwort eines Teutschen", die Napoleon im Moniteur und in dem Hamburger Korrespondenten hatte veröffent-

lichen lassen. In geschickter Form weiß sie die Österreicher und Preußen darauf hinzuweisen, daß ihre Länder in den letzten Jahrzehnten durch den Anschluß an Rußland nichts gewonnen haben. Österreichs erstes politisches Interesse sei es, daß die Moldau und Walachei nicht mit Rußland vereinigt würden; dieses habe stets nur die Hälfte von dem gehalten, was es versprach. Preußen sei von seinem östlichen Nachbar zu Tilsit und zu Erfurt verraten worden; die Monarchie wäre unwiderruflich verloren gewesen, wenn der König nicht ein Bündnis mit Frankreich geschlossen hätte. Als Bayern, Württemberger und Badener, als Sachsen und Westfalen antworten die Deutschen, die zum Übergange auf die russische Seite bewogen werden sollten, daß gerade Napoleon sie groß gemacht habe. Und die Deutschen insgesamt? — Deutschland mußte aus seinem Interesse heraus mit Rußland oder mit Frankreich sein. Zehn Jahre stand es auf der Seite Rußlands, und die Folge waren Schande, Niederlagen, Verluste. Das Land blieb beständig ein Schauplatz des Krieges, es erlebte „das größte Unglück, was ein Volk erfahren kann". Jetzt aber seien sie nicht unterdrückt oder niedergebeugt, sondern freie Menschen, glücklich unter den Herrschern, die sie 800 Jahre beherrscht hätten. Die „Antwort eines Teutschen auf die Antwort eines Teutschen", von Arndt im September verfaßt und vor dem Erscheinen der Schrift vielleicht als besonderes Flugblatt verbreitet, vermeidet es absichtlich, auf diese geschichtlichen Bemerkungen über die Schicksale Deutschlands während des letzten Jahrzehntes einzugehen; sie wendet sich vielmehr gleich der unmittelbaren Gegenwart, dem Zwecke zu, dem sie dienen soll. Der Friede, so sagt sie, den Napoleon den deutschen Ländern gebracht hat, ist tausendmal schlimmer als der Krieg, denn die deutschen Fürsten sind nicht selbständig, sondern stehen unter Napoleon. Das größte Unglück ist es, „für die Schande zu arbeiten und für die Knechtschaft zu streiten". Darum ist dem deutschen Soldaten mit Recht der Überlauf empfohlen, „aber kein Aufruhr gegen ihre Herren; es ist die heiligste Pflicht teutscher Soldaten, wo in der Welt gegen Bonaparte und die Franzosen gestritten wird, sich unter die Fahnen ihrer Gegner zu stellen; wer gegen die Franzosen ficht, befreiet auch Teutschlands Könige und Fürsten". Rußlands Interesse heischt es gerade, daß Deutschland als ein starker und freier Staat zwischen ihm und dem französischen Reiche liege. Es besteht nicht die Absicht, wie die „Antwort eines Teutschen" es hinzustellen sucht, deutsche Republiken zu bilden, sondern ein freies und selbständiges Deutschland, deutsche Herren und Fürsten, die mehr sind als französische Präfekten, Intendanten und Lieferanten. Es sind keine Abenteurer, die nach Rußland sich gewandt haben: „Die Tapferen und Wackeren, welche gegen diese rasende Zeit und ihr

fürchterliches und blutgeflecktes Scheusal streiten, das sind die Krieger Gottes. Solche wollen die teutschen Männer sein, welche ihr schmähet; sie heißen für Freiheit und Ehre gerne Abenteurer, Glücksritter, Räuber. Diese Namen in eurem Munde sind Ehren. Ihr habt die Engländer oft, ihr habt alle edlen Spanier so genannt." Gewiß sind sie in England leidenschaftlich verliebt: „sie lieben und verehren die stolzen und freien Britten noch leidenschaftlicher, als sie die Franzosen hassen und verabscheuen; sie stehen mit England, weil Englands Volk mit Freiheit und Gerechtigkeit stehet". Der zweite Zug, die „Stimme der Wahrheit" rechtfertigt den Rückzug der Russen in das Innere des Landes, die Vernichtung der Magazine, die Wegtreibung der Herden, die Verbrennung der Felder und Wiesen. Solche angebliche Unmenschlichkeit und Barbarei ist die eigene Schuld dessen, der sie veranlaßt hat. Auf ihn fällt auch der Brand Moskaus zurück. Mit dieser Tatsache hat er den höchsten Gipfel der Verruchtheit erklommen, um nun in den Abgrund des Verderbens hinabgerissen zu werden. Nachdem Arndt so der anfänglichen Meinung des russischen Volkes, als habe Napoleon den Brand Moskaus veranlaßt, Ausdruck gegeben hat, weist er es nachdrücklich auf den Ruhm hin, den es sich jetzt vor ganz Europa errungen habe: „Freuet euch des Ruhmes und des Gefühls, daß ihr ein Volk seid, daß ihr ein mächtiges, tapferes, einmütiges Volk seid! Haltet diesen Stolz fest! Gebt den Vaterländischen und Heimischen die Ehre, und gebrauchet als Feinde, die euch als Feinde gebrauchen!" So ist es jetzt sicher: „die Würfel großer Entscheidungen sind geworfen, aber sie werden nicht fallen, wie die Verruchtheit hofft. Europa wird nicht untergehen, Rußland wird nicht niedergetreten werden, Bonaparte wird kein zweites völkerverschlingendes Rom gründen; er wird mit seinen Verbrechen und Greueln untergehen!" Und wer ist dieser Bonaparte? — Der Beantwortung solcher Frage dient der dritte Zug, ein Bruchstück aus der Geschichte Bonapartens, das ihn seit dem 10. November 1799 schildert. Er ist der Tyrann, der allen kühnen und freien Ideen den Krieg erklärte und nur auf die Sicherheit seiner eigenen Herrschaft bedacht war. So ist sein besonderer Haß gegen das deutsche Volk zu verstehen. Auch in ihm regte sich die große Bewegung, die in dem Nachbarvolke zum Ausbruch kam, aber tiefer und unsichtbarer als die französische. Mitten in der Verachtung und Verwüstung wirkte das wackere und treue Volk still und freudig fort. Mit größerem Eifer und Ernste als je wurde nach den letzten Gründen der Natur und der Gottheit gefragt. Der deutsche Stolz, das Bewußtsein der Treue, der Streitbarkeit und des Glaubens des Volkes sagten es von Tag zu Tage lauter, daß die Sonne seines Ruhmes noch einmal aufgehen und die Stunde der Begeisterung

kommen werde. „Noch glühete die Flamme hie und da nur in stillem Groll; aber schon warteten manche der Zeit, wo sie in Donnern und Blitzen über den Häuptern der fremden Verderber aufleuchten werde."

Der Inhalt der „Glocke der Stunde" weist deutlich auf ihre doppelte Bestimmung hin. Sie sollte einmal an die Offiziere und Soldaten der deutschen Legion verteilt werden, die Bedenken zurückdrängen, die etwa die Antwort Napoleons auf die erste Proklamation in ihnen erweckt hatte. Aber sie war auch zu dem Zwecke verfaßt, den russischen Soldaten, dem russischen Volke in die Hände gegeben zu werden, ihnen zu zeigen, welche hohe, verantwortungsreiche Arbeit ihrer in der entscheidenden Stunde harre. Die Schrift wurde darum auch gleich ins Russische übersetzt. Es ist das einzige Mal, daß Arndt seine literarische Tätigkeit beiden Völkern zugewandt hat. Einst, als Alexander gegen Schweden zog, war das slawische Volk wegen seiner Unfreiheit ein Sklavenvolk gescholten worden, seine Geschichte und sein Herrscherhaus hatten herbe Reden über sich ergehen lassen müssen, und Arndt selbst wirft im Hinblick auf diese verschiedenartige Beurteilung die Frage auf: „Hatte ich Haar und Farbe gewechselt?", um sie mit einem runden Nein zu beantworten. Aber wir können diese Antwort, die sich nur auf das äußerliche Moment des jetzigen Dienstes beschränkt, noch vertiefen. 1808 wie 1812 handelte es sich in erster Linie nicht um die Schweden und die Russen als solche, sondern um ihre Haltung gegenüber Napoleon. 1808 leistete Schwedens König der französischen Vorherrschaft wenigstens ideell Widerstand, Rußland war mit ihr verbündet. 1812 war in Schweden die wenn auch Napoleon nicht begünstigende, so doch im Herzen französische Partei zur Regierung gelangt, in Rußland hatte sich der Gegensatz gegen Napoleon verkörpert. Das von Arndt einst so mißachtete Volk und seine Regierung wagten es, dem vordringenden Imperator ein Halt zu gebieten. So war es ein Gebot seines inneren Lebens, dem neuen Bundesgenossen seine Sympathie zuzuwenden. Aber nun kehrten die Gedanken gleich zu seinem deutschen Volke zurück, denn jetzt nahte ja auch für dieses die Stunde der großen Entscheidung, die er so lange herbeigesehnt hatte. Seine Arbeiten galten hinfort ganz der Institution, deren Förderung ihm anvertraut war. Er hat nie, wie er selbst sagt, der deutschen Legion angehört, aber die Gesinnung, die sie beseelte, die innere Zusammengehörigkeit, in die ihre Glieder allmählich zueinander traten, verdankte sie seiner Einwirkung. Das Symbol, die mit Eichenlaub umstickte Fahne, in der Mitte der heilige Georg, der den höllischen Lindwurm ersticht, hatte er ihr gegeben, und auf ihr standen die Arndtschen Verse:

„Auf! auf! gekommen ist die Zeit,
Es fällt der bunte Drache,
Aus allen Landen weit und breit
Erklingt der Ruf der Rache.“

Freilich: mit der Ergänzung und der militärischen Ausbildung der deutschen Legion, die im November von Petersburg nach Finnland verlegt wurde, ging es auch nach dem Beginne des Rückzuges der Großen Armee nicht recht vorwärts. Die Zahl der Offiziere und Mannschaften blieb hinter den Hoffnungen Steins und Arndts zurück. Ihre Verpflegung, ihre Bekleidung und Bewaffnung waren mangelhaft, sahen doch die Russen jetzt mehr als je dieser fremden Einrichtung mit Mißtrauen entgegen. Einen eifrigen Fürsprecher fand sie allein in dem General Grafen Wittgenstein, der sich die Anschauung Steins zu eigen gemacht hatte, die Legion zur Verstärkung der russischen Feldarmee zu verwerten. Es fehlte nicht an Reibereien zwischen den Offizieren selbst. Auch mit Stein wurde die Harmonie nicht immer gewahrt, und Arndt hatte gar oft zwischen ihm und den Angehörigen der Legion Streitigkeiten zu schlichten. Fühlbar machte sich vor allem der Mangel an einem militärischen Befehlshaber, unter dem die Truppe einheitlich ausgebildet wäre. Als Boyen am 25. Oktober in St. Petersburg ankam, vermittelte er dem Herzoge Peter und dem Lord Cathcart, die mit der militärischen Organisation beschäftigt waren, die Kenntnis der preußischen Heeresverfassung. Bald zogen sich der Herzog und sein unfähiger Oberst v. Arentsschilt zurück. Nun sollte Chasot die Leitung übernehmen, der sich jedoch geweigert zu haben scheint [1]), und sich mit der Stellung eines Chefs der zweiten Brigade in Pskow und Nowgorod begnügte. Immer wartete man noch auf die Ankunft Gneisenaus aus England. In ihm glaubte man endlich den Mann gefunden zu haben, welcher die wenigen Tausend zu einer militärischen Einheit verband, sie nach ihrem deutschen Bestimmungsort überführte, sie im Vaterlande selbst als die erste national-deutsche, an keinen der alten Sonderstaaten gebundene Truppe im Kampf gegen Napoleon verwertete und sie zu einem gewaltigen Volksheere umgestaltete. Für die Offiziere und Soldaten *dieser* deutschen Legion war die Schrift Arndts bestimmt, die den Höhepunkt seiner literarischen Tätigkeit in Rußland darstellt: „Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten, nebst einem Anhang von Liedern 1812.“

Die Fahnen des Vaterlandes, der Freiheit, der Volksehre waren die heiligen Zeichen, unter welchen nach der ersten Proklamation Steins die Angehörigen der Legion sich sammeln sollten. Aber stand diese

[1]) Arndt an Friedrich v. Horn, Petersburg, 20. Nov. 1812 und 1. Dez. 1812, M.-G. Nr. 57 und 58; A. *Pick*, Aus der Zeit der Not, Berlin 1900, S. 222 ff.

Forderung nicht in Widerspruch zu der deutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte, war nicht die Fahne des Landesherrn das Panier gewesen, das die Österreicher und Preußen bei Peterwardein und Roßbach, die Bayern und Hannoveraner bei Lutter am Barenberge und bei Malplaquet zum Siege geführt hatte, waren nicht die Tilly, Prinz Eugen, Friedrich der Große Repräsentanten des territorial-dynastischen Gedankens im Gegensatze zu der Einheit von Kaiser und Reich, um ganz zu schweigen von den kleinen Potentaten, in deren souveränem Dünkel sich die Ohnmacht des politischen Deutschlands offenbarte, hatten sich jetzt nicht auch die Fürsten der beiden deutschen Großstaaten genötigt gesehen, ihren Truppen die Heeresfolge für Napoleon anzubefehlen, waren nicht die stehenden Heere allein ihrem Landesherrn verpflichtet, der sie angeworben und zum Teil aus der Fremde in Dienst genommen hatte? — Diese jüngste Vergangenheit der deutschen Fürsten und des deutschen Soldaten erörtern die ersten vier Kapitel des Katechismus, nachdem die Einleitung auf die mittlere Zeit, das Mittelalter, als die Zeit der Macht, des Ruhmes, der Freiheit, der Kunst, der Wissenschaft, des deutschen Volkes hingewiesen hat. Die Soldaten schwuren einem Tyrannen unverbrüchliche Treue, „denn das Land war ihnen fremd und die Menschen waren ihnen fremd, und kein Gefühl und kein Gedanke des Vaterlandes hielt sie von Unrecht und Unehre zurück". So leben sie bis auf den heutigen Tag. Soldatenehre ist für sie blinder Gehorsam gegen ihren Herrn, etwas anderes als Bürgerehre und Menschenehre. Freilich: rechten Königen und Fürsten soll jeder Soldat und Bürger gehorchen wie Gott selbst. Sie sind „ein Ebenbild Gottes auf Erden", wenn sie die Gerechtigkeit verwalten, ihr Volk beschirmen und schützen, fremde Feinde von ihm abtreiben und für ihr Vaterland bis in den Tod stehen und streiten. Aber sobald ein Fürst dem Auftrage entgegenhandelt, den Gott ihm gegeben hat, „muß der Soldat und Christ Gott mehr gehorchen als den Menschen, denn auch ein König und Fürst darf nimmer tun noch befehlen, was in aller Ewigkeit Unrecht bleibt, und spräche man es mit Engelzungen und schmückte man es mit Engelscheinen aus". Es ist und bleibt göttliches und menschliches Gebot, daß jeder „das Rechte und Gute tun und, wenn es sein muß, bis in den bittersten Tod dafür leiden soll". Diese ewige Lehre gehört auch dem Soldaten an, denn er ist ein Mensch, und soll den Menschen nicht ausziehen, wenn er die Montur anzieht. Und wie handeln die deutschen Fürsten der Gegenwart? — Ein „tückischer und grausamer Tyrann, ein rechtes Abbild des Satans und der Hölle" hat Länder und Völker verheert, ist schließlich auch über das deutsche Vaterland hergefallen. Seine Fürsten und Heere waren „Schwächlinge und Weichlinge und

wußten nichts von der Ehre und Hoheit, die in Fürstenseelen blühen sollen"; sie vergaßen ihre erste Pflicht, sich in Eintracht zu sammeln, sich an die Spitze ihres ganzen Volkes zu stellen, im Kampfe gegen den Feind voranzugehen. Statt dessen haben sie sich auf die Seite des Tyrannen geschlagen und tun es noch, jenes Tyrannen, der Licht und Freiheit, Ehre und Glück haßt und schändet. „Diesem beistehen, mit ihm gegen die letzten freien Völker ziehen und sie ihm bezwingen helfen, das ist keine Soldatenehre, sondern heißt die Arbeit von Henkern und Bütteln tun und die Ehre erwerben, die um Galgen und Rad gehört wird."

So endet dieser erste Abschnitt mit einer scharfen Absage an den deutschen Fürstenstand und den Mißbrauch, den er bisher zum Besten seiner eigenen Macht mit dem Soldatenstande und mit der Soldatenehre getrieben hat. Was aber die wahre Soldatenehre sei, das will der zweite Abschnitt vom fünften bis dreizehnten Kapitel den Lesern dartun.

„Das ist die wahre Soldatenehre, daß der Soldat ein edler Mensch und treuer Bürger seines Vaterlandes ist und alles tut, was diesem Vaterlande und seinem geliebten Volke Ehre, Freiheit, Preis und Lob bringt daheim und in der Fremde; daß er, wenn Fremde andringen und sein Land beschimpfen oder unterjochen wollen, freudig bereit ist, seinen letzten Blutstropfen zu verspritzen, und keine andere Stimme hört als die: das Vaterland ist in Gefahr.

Das ist die wahre Soldatenehre, daß kein König und Fürst, keine Gewalt noch Herrschaft den edlen und freien Mann zwingen kann, das Schändliche und Unrechte zu tun oder tun zu helfen.

Das ist die teutsche Soldatenehre, daß der brave Krieger dem Könige oder Fürsten, der ihm zu gebieten wagt, für die Franzosen und ihren Despoten den Degen zu ziehen und gegen die Freiheit und Ehre ihres Landes zu fechten, den Degen im Angesicht zerbreche, weil er nicht den Mut hat, gleich seinen Vätern stolz und frei zu herrschen, oder freier und stolzer zu vergehen.

Das ist teutsche Soldatenehre, daß der Soldat fühlt: er war ein teutscher Mensch, ehe er von teutschen Königen und Fürsten wußte; es war ein teutsches Land, ehe Könige und Fürsten waren; daß er es tief und innerlich fühlt: das Land und das Volk sollen unsterblich und ewig sein, aber die Heere und Fürsten mit ihren Ehren und Schanden sind vergänglich.

Gott wird jeden zu Gericht fordern, er wird auch ein strenges Gericht halten über den knechtischen und tierischen Soldaten, der nicht wissen wollte, wozu Gott den Menschen Gewissen und Vernunft in die Brust gelegt hat."

Jenes einheitliche Deutschland ist des deutschen Soldaten Vaterland. Seine Herrlichkeit ist gefallen „durch Vergessenheit der Taten und Tugenden unserer Väter und Ungehorsam und Treulosigkeit unserer Fürsten". An seine Stelle haben sie „das erbärmliche Einzelne, nichts als einzelne Namen und Fürstentümer und Herren" gesetzt, während sie von dem großen Volke und Lande schwiegen. Wenn es so bleibt, so ist Deutschland „auf ewig ein unglückliches, geschändetes und von den eiteln und sklavischen Franzosen gemißhandeltes Land". Der deutsche Soldat aber soll des einzelnen ganz vergessen, nur daran denken, daß er ein Deutscher ist und in deutscher Sprache redet. Nächst Gott muß ihm Deutschland der heiligste Name sein. Dann wird „Eintracht und Glaube an Gott und das Vaterland die verlorene Freiheit wiederbringen", und die Deutschen werden erkennen, „daß alle, wie sie Ein Volk sind, auch Einen Herrn haben müssen, der sie regieren und beschützen könne". Es sind elende und kalte Klügler, die da sagen, dort sei des Menschen Vaterland, wo es ihm wohlgehe, und da sei die Freiheit, wo er am wenigsten geplagt würde. Sein Vaterland ist, „wo er die unschuldigen Jahre der Kindheit, die fröhlichen Jahre der Jugend verlebte, wo er die ersten süßen Töne der Freundschaft und Liebe vernahm, wo die ersten Sterne ihm leuchteten, die ersten Frühlinge ihm blühten, die ersten Donner und Sturmwinde ihm ins Herz brauseten und klangen: Es ist ein Gott, es ist ein allmächtiges Wesen über uns, vor welchem die Sterblichen in den Staub fallen müssen. Da, da ist sein Vaterland, dahin klopfen alle Pulse seines Herzens, dahin blickt seine Liebe mit Sehnsucht — und seien es kahle Felsen, und seien es öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit ihm, er muß sie lieb haben, denn er ist ein Mensch. Da ist seine Freiheit, wo er nach den Sitten, Weisen und Gesetzen seines Volkes leben kann, wo, was seines Ureltervaters Glück war, auch ihn beglücket, wo kein fremdes Volk noch fremdes Gesetz über ihn gebietet. Freiheit und Vaterland sind ein erhabener Traum, eine überschwängliche Idee, die über die Erde hinausfliegt, ein heiliger und unbegreiflicher Wahn, den das Menschenherz nicht ergründet, weil er über dem irdischen Menschen ist; das Ewige, das Unsterbliche, das Unermeßliche, wodurch wir Gott ähnlich sind, ergreift uns, macht uns zu Sehern, zu Helden, zu Märtyrern, wenn die Namen Vaterland und Freiheit mit aller süßesten Liebe und Treue durch unsere Seelen klingen. Der Mensch ohne Vaterland ist ein unglücklicher und liebloser Herumstreicher". In diesem Grunde wurzeln die echten Soldatentugenden: Bescheidenheit und Demut gegen friedliche Bürger und Bauern an Stelle des Übermutes und der Hoffart der blinden und willenlosen Werkzeuge der Willkür und Gewalt, Güte und Milde gegen=

über den Wehrlosen und Schwachen an Stelle der Habsucht und Grausamkeit. Ihrer soll er sich stets bewußt bleiben, mit ihnen den Weg der Pflicht gehen, welchen die Mannszucht ihm vorzeichnet. Denn „wie Stürme und Vulkane und wilde Bergströme in der Natur, so ist der Krieg eine gewaltige und fürchterliche Erschütterung und Umkehrung des menschlichen Lebens. Deswegen ist jeder Krieg, der nicht für Vaterland und Recht und Freiheit geführt wird, der größte Greuel". Um zu verhindern, daß diese Übel ins Unendliche sich mehren, ist strenge Zucht und unverbrüchlicher Gehorsam notwendig. „Kein teutscher Soldat soll im Kriege reich werden an Silber und Gold, an Wollust und Schwelgerei, sondern Ehre und Gerechtigkeit sollen sein Ziel und sein Lohn sein. Der Krieg ist eine heilige Arbeit, daß die Freiheit gerettet werde; er soll kein Gewinn sein, wodurch der Krieger dem Räuber gleich wird." Die Krone eines rechten Soldaten aber ist seine christliche Frömmigkeit. Das kindliche Vertrauen auf Gott hilft ihm über alle Schmerzen und Plagen des Krieges, über Not und Tod hinaus. Der feste Glaube an Gott, die Freude, Gott zu fühlen und zu denken, erhebt über alle anderen Gefühle und Gedanken. „Süß ist der Ruhm, überschwenglich ist die Lust der Freiheit und des Vaterlandes; süßer und überschwenglicher ist die Lust und der Gedanke Gottes, der die letzten Ende aller Dinge trägt und hält, ohne den, was edel, was groß, was ehrwürdig, was heilig genannt wird, nichts ist, und mit dem alles erst Namen, Leben und Bedeutung erhält."

Das ist der Spiegel eines deutschen Soldaten, wie er jetzt sein muß. Und warum jetzt? — Weil, wie die beiden Schlußkapitel ausführen, „wir in merkwürdigen und gewaltigen Zeiten leben, wo Gott mit seinem Weltgericht sichtbar über die Erde hinwandelt, und wo ein jeglicher berufen ist, durch edle Arbeiten und herrliche Gefahren darzuthun, ob er zu den Verworfenen oder zu den Redlichen gehört. Dieser hohe Ruf Gottes ist auch an jeden teutschen Mann ergangen". Alles Kleinliche und Niedrige muß gegenüber dem hohen Ziele verschwinden, das heilige Vaterland aus der Unehre und Schande zu erlösen. Nicht darum allein verachten die Deutschen ihre Gegner, weil sie des Landes Herr sein wollen, sondern auch, weil sie nicht für Recht und Freiheit, sondern für Raub und Gewinn in den Streit ziehen. Wagen sie es nicht, besser zu sein als diese, so bleiben sie „ihre Knechte in Ewigkeit". Die Deutschen aber sollen wiederum werden, was einst die Väter waren: das Volk der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Begeisterung.

Und nun folgen als Anhang alle jene Kriegs-, Schlachten- und Soldatenlieder, die Arndt seit den Unglückstagen des Jahres 1806 gedichtet hat. Austerlitz und Jena, Schills Tod und die erregten Monate

des Jahres 1809 und 1811, da es sich um die Erhebung des ganzen Volkes handelte, werden von neuem in der Seele lebendig, der Neujahrswunsch 1812, die in Breslau verfaßten Lieder und die soeben in Petersburg entstandenen reihen sich an; die Trost- und Ermunterungslieder, die Danklieder und Lieder bei besonderen Fällen beschließen den Katechismus, der einst seinen Weg in die Herzen der deutschen Legion nehmen sollte. Und so oft neue Scharen aus allen deutschen Gauen in ihre Reihen eintraten, so oft dem deutschen Jünglinge das Schwert umgürtet wurde, sollten sich die Alten wiederum der Heiligkeit des Kampfes, seines religiös-sittlichen Charakters bewußt werden:

„Betet, Männer! Denn ein Jüngling kniet,
Daß sein Herz, sein Eisen heilig werde!
Küsse, Knabe, fröhlich diese Erde,
Denn sie ist der Freiheit heil'ges Land.
Willst du seinen Namen hören?
Glühe bei dem Klang der Ehren!
Teutschland heißt dein Vaterland."

Der „Kurze Katechismus für teutsche Soldaten" gehört eng mit den „Fantasien für ein künftiges Teutschland" zusammen, ja er bildet eine notwendige Ergänzung zu diesem Buche, das nur wegen der schwierigen und langsamen Preßverhältnisse in Rußland zunächst ungedruckt blieb. In unbedingter Anlehnung an seine seit den Septembertagen 1806 verfaßten historisch-politischen Schriften hatte Arndt hier das Problem zu lösen versucht, wie unter den damaligen Umständen die Befreiung aus der Knechtschaft und die Verfassung des zukünftigen Deutschlands zu gestalten seien. Eine allgemeine Volkserhebung und Volksbewaffnung war das Mittel, ein unitarisches Deutschland unter Ausschaltung der dynastisch-territorialen Staatsformen mit starker monarchischer Spitze und mit einer einheitlichen Volksvertretung das Ziel. So sehr dieser Endzweck alles Wertvolle und Lebenskräftige aus der deutschen Vergangenheit für die Zukunft zu retten suchte, in einem Punkte trat die revolutionäre Neuerung schroff und unvermittelt hervor, in dem ungeheuren Eingriffe in die bestehenden Besitz- und Rechtsverhältnisse des deutschen Fürstenstandes. Allein fand dieser in seinen hervorragendsten Vertretern nicht eine machtvolle Stütze in den stehenden Heeren, gehörte nicht jene Umwälzung in das Reich der Unmöglichkeiten, solange die Truppen durch ihren Eid nur allein dem Landesherrn als dem Kriegsherrn verpflichtet waren? — Und doch lebte Arndt in jenen Wochen mehr als je der Überzeugung, daß „aus uns ohne einen großen Aufstand und eine stattliche und nationale Bewaffnung" nichts werden könne [1]).

[1]) Arndt an Horn, Petersburg, 22. August, 30. Oktober 1812, M.-G. Nr. 55 u. 56. Die

An jener Stelle mußte der Hebel eingesetzt werden. Hier galt es eine glatte Lösung zu schaffen, welche zugleich mit dem sittlichen Bewußtsein der von ihr Betroffenen in Einklang stand. So handelte es sich nicht um eine zufällige politisch-militärische Doktrin und ihre Weiterführung, sondern um ein schweres sittlich-religiöses Problem, um die Frage nach dem Rechte des Widerstandes gegen die Obrigkeit und nach der unbedingt gültigen Verpflichtung des Soldaten gegenüber dem Kriegs- und Landesherrn.

Die absolute Staatsidee fand ihre letzte Ausprägung in dem Fürsten nicht als einer verpflichtenden Institution, sondern als einer zu eigenem Rechte bestehenden, nur sich selbst verantwortlichen Persönlichkeit in den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens. Der Herrscher verwaltete und leitete aus seinem unbeschränkten Willen heraus das Wohl und Wehe der Untertanen, das Interesse des Staates. Ihm allein galt die Verpflichtung des Soldatenstandes. So hatten die Soldatenkatechismen des Absolutismus die Notwendigkeit des Soldatenstandes damit begründet, daß, „nachdem gewisse Potentaten ihnen gefallen lassen, eine große Kriegsmacht beständig auf den Beinen zu halten, es höchst nöthig sei, daß diejenigen Herrschaften, so von der Gewalt des andern erlangt werden können, sich also verwahren, damit sie auf bedürfenden Fall Gewalt mit Gewalt abwenden mögen und gegen den grimmigen Angriff eines ehrsüchtigen und eigenmächtigen Überfalls nicht gar bloß stehen" [1]). Nur um das Recht des „Potentaten", nicht um das des Landes und Volkes handelt es sich in diesen für den Gebrauch des Soldaten bestimmten Schriften. Indem jenes persönliche Treuverhältnis des alten germanischen Lehnswesens auf den Kriegsdienst der Berufssoldaten des stehenden Heeres übertragen und von ihm übernommen wurde, war es möglich gewesen, das ständische Wesen in seiner staatsauflösenden Tendenz zu brechen, den Adel dem monarchischen Prinzip in der absoluten Staatsform dienstbar zu machen. Aber während Lehnsherr und Lehnsträger außerdem zu beiden Teilen durch ein sachliches Interesse zusammengehalten wurden, durch den Lehnsbesitz, lockerte sich dieses Band zwischen dem Kriegsherrn und den Soldaten, je mehr der Regent des Landes sich genötigt sah, zur Rekrutierung des stehenden Heeres außer den Lan-

jetzt folgende Beurteilung des „Kurzen Katechismus" weicht in wesentlichen Punkten von der von M. Lehmann, Stein III, S. 175 ff. gegebenen ab.

[1]) So in „Treuherziger Unterricht vor Christliche Kriegs-Leute, wie sie sich der wahren Gottseeligkeit und rechtschaffenen Tapferkeit gemäß verhalten sollen. Aus dem Englischen übersetzt Copenhagen. Druckts Schmetgen, 1704". Ein Nachdruck von ihm, Berlin 1713, war in der preußischen Armee verbreitet, A. v. Kotzebue, Politische Flugblätter I, Königsberg 1814, Nr. 10, S. 177.

deskindern auch Fremde, Ausländer in seinen Dienst zu ziehen [1]). Das Fehlen dieses Bindegliedes, dem beide Teile verpflichtet sind, verschuldete nach Arndts Meinung die Auflösung des modernen Staates, den übermächtigen Einfluß der Fürsten und Herren zuungunsten des Volkes. Dieses Bindeglied war der Grund und Boden sowie die geistige Kultur des Vaterlandes. Das Land und Volk mit allen realen und idealen Gütern galt es wieder in die ihm zukommenden Rechte einzusetzen, welche absolute Fürstengewalt und die rein kosmopolitische Idee der Aufklärung ihm genommen hatten, es als den rocher de bronce zu statuieren, an welchem diese sich brechen, die Soldaten sich halten sollten, wenn Fürsten und Herren es aufgeben würden. Die Verpflichtung für das Vaterland war das vornehmste Gebot für den Regenten und für das Volk. In ihr sollten sich beide zusammenfinden, in ihr die sittlichen Konflikte gelöst werden, in welche deutsche Offiziere und Soldaten sich gestellt sahen. Ja, Arndt geht noch weiter. Er wirft die Frage auf, ob denn für diese ein sittlicher Konflikt in der Gegenwart überhaupt bestehe. Nach seiner Meinung nicht. Die deutschen Fürsten hatten selbst durch ihr Verhalten den Treueid gelöst, sie waren die ersten, welche die Fahne des Vaterlandes verlassen, sich dem Reiche des Bösen verschrieben hatten. Sobald sie aber ihre Pflicht brechen, verlieren sie auch ihr Recht. Sie haben sich selbst ihres Amtes entsetzt. Wer ihnen gehorcht, dient der Ungerechtigkeit, der Sklaverei und der Schande, er verletzt wie die Fürsten göttliches und menschliches Gebot. Und noch im Januar 1813 spricht Arndt es mit dürren Worten aus: „Wenn Fürsten also thun und gebieten, was gegen das Vaterland ist, oder wenn sie sich gebärden, als müßten sie solches thun, so sind die Unterthanen von ihrem Eide gelöst."

Die Lösung war allerdings glatt. Aber bedeutete sie im Grunde doch nicht nur eine ideelle Konstruktion, an der sich die harte Realität der Tatsachen, ja auch der höchste Enthusiasmus stieß? — Es besteht kein Zweifel, daß Arndt und Stein sie für allein richtig und sittlich anwendbar gehalten haben. Für ihre Person konnten sie ja diese Folgerung verhältnismäßig leicht ziehen. Beide waren ihrer Eide gegen einen Fürsten mit deutschem Staatsgebiet entbunden, standen unmittelbar dem Vaterlande selbst gegenüber, fühlten sich durch Herkommen und Lebensschicksale nur ihm verpflichtet. Und erlebten sie es in St. Petersburg nicht täglich, daß der Slawe den Eid nicht als ein der Person, sondern

---

[1]) G. Liebe (†), Preußische Soldatenbriefe aus dem Gebiete der Provinz Sachsen im 18. Jahrh., Halle 1912 weist darauf hin, daß das friderizianische Heer sich doch nicht mit den vaterlandslosen Landsknechten vergangener Zeiten decke. Allein stellen die mitgeteilten Briefe doch nicht eine Ausnahme dar? — Wie viele Fremde dienten überdies im Heere Friedrichs des Großen.

ihrem Amte gegebenes Versprechen ansah [1])? — Das ist eine Auffassung, die im „Kurzen Katechismus“ ganz entschieden anklingt und im 19. Jahrhundert auch stärker zur Geltung gelangt ist. In wieviel größerer Not befanden sich dagegen die preußischen Offiziere und Soldaten, denen der persönliche Treueid alles bedeutete. Mit seiner Gültigkeit fiel die stolze Überlieferung, der festeste Kitt des friderizianischen Heeres zusammen. Ein anderes trat an die Stelle, eine Idee, deren wunderbare Größe und Herrlichkeit nur wenigen zum Bewußtsein gekommen sein konnte, weil sie seit Jahrhunderten nicht mehr im Volke lebte: das deutsche Vaterland. Und war es nicht auch Religion, war es nicht auch Sittlichkeit, trotz der Schuld des Herrschers doch an ihm festzuhalten? Hatte Gneisenau nicht einst das Bewußtsein zur höchsten Poesie gerechnet, der Schar jener Begeisterten anzugehören, die alles daransetzen, um dem Könige alles zu retten? Gehörte zu diesem Allem nicht auch die eigene Schuld, die tragische Schuld? — Wenn also Arndt noch in seinen „Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmung der teutschen Legion“ die Sätze niederschrieb: „Der teutsche Soldat fühlte, wie er als ein Vieh in Tod und Schande getrieben ward; die teutschen Offiziere und Edelleute, die ihm befahlen, fühlten das zu wenig; bei ihnen war das Vaterland und der Adel lange ausgestorben, und sie hielten die Gemeinen fest“, so beurteilte er die Soldaten einseitig, die Offiziere in ihren letzten Gründen sicherlich nicht richtig. Ja wir müssen sagen, daß er die letzten gewaltigen Konflikte in ihrer Seele nicht erkannt und gewürdigt hat. Sie lassen sich nun einmal nicht in allgemeiner Form lösen, wollen vielmehr immer aufgefaßt und beurteilt werden als sittliche Willensäußerungen eigentümlicher Lebensschicksale der einzelnen Menschen.

Aber beruht denn wirklich die vornehmste Bedeutung des „Kurzen Katechismus“, die allgemeine und die persönliche, in der Festsetzung dieser sittlichen Norm? — Sie geht einmal zurück auf die eigenartige Stellungnahme Arndts zu dem deutschen Fürstenstande seit den Septembertagen 1806. Er ist hierin in keiner Weise von Stein beeinflußt worden, sondern hat ihr bereits vor der ersten Berührung wiederholt Ausdruck gegeben [2]). Nun schreckte er nicht davor zurück, das äußerste Mittel, wie er es bereits im zweiten Teile des „Geistes der Zeit“ verkündigt hatte, in einer für die Soldaten, für den gemeinen Mann bestimmten Flugschrift anzuwenden, um das Hindernis des großen Befreiungswerkes aus dem Wege zu räumen und zugleich der deutschen Legion zu dienen, die

[1]) Auf diese noch jetzt gültige Auffassung des Eides bei den slawischen Völkern im Gegensatz zu den germanischen macht Richard Graf v. Pfeil (†) in Nr. 422 der „Täglichen Rundschau“, 8. September 1911 aufmerksam.

[2]) Vgl. oben S. 204, 230, 235ff.

ja recht eigentlich zu diesem Zwecke formiert werden sollte. Es ist bezeichnend, daß er auch in der zweiten, im Januar 1813 zu Königsberg entstandenen Auflage des Katechismus — Arndt nennt sie selbst „ebenso revolutionär" [1]) — und in den „Zwei Worten über die Entstehung und Bestimmung der teutschen Legion", die zu derselben Zeit niedergeschrieben wurden, an dieser schroffen Auffassung festgehalten, sie aber später ganz aufgegeben hat. Jene Stellungnahme war nicht die Folge einer theoretischen Doktrin, sondern ein Bestandteil seiner augenblicklichen Überzeugung, die sich aus der politischen Lage dieser Jahre ergab. So sagt er selbst: „Die Deutschen wollen keine französische Empörung und Umkehrung, keine französische Freiheit und Gleichheit, sie wollen keine Könige und Fürsten ermorden, aber sie wollen die Fürsten zum Gehorsam zwingen, sie wollen den Verrat der deutschen Buben strafen, sie wollen den Übermut der Franzosen dämpfen, sie wollen ihr Land von der Knechtschaft erlösen und Ordnungen stiften, wodurch die Freiheit für lange Zeit befestigt und beschützt werden kann." Weil die deutschen Fürsten dem Vaterlande nicht mehr helfen können, ihm nicht mehr helfen wollen, „muß das deutsche Volk ihm selber helfen, indem es sein altes freudiges Herz und seine begeisterte Tapferkeit wiedererweckt, einmütig ist, gewaltig aufsteht mit Gott und mit seiner Ehre gegen die fremden Unterdrücker und Vaterlandsverräter". Wie anders mutet uns doch dies Arndtsche ius revolutionis an als die naturrechtlichen Ideen von 1789 [2])! Dieser Teil des „Kurzen Katechismus" war als geschichtlich bedingtes Erzeugnis der jüngsten Zeit vergänglich und wandelbar; er war eine Agitationsschrift, eine politisch-militärische Kampfschrift, die, ganz ähnlich wie die erste Auflage des zweiten Teiles des „Geistes der Zeit", mit den schwersten Waffen wider den Fürstenstand streitet. Er verleiht den Gedanken literarischen Ausdruck, die auch in der Seele der Stein und Gruner, Chasot und Tiedemann lebten; er fiel hin, sobald die Ereignisse ihn überholt hatten. Aber die Festsetzung dieser sittlichen Norm geht weiter zurück auf die Stellung Arndts zu der Idee des Volkes und des Vaterlandes. Die französische Revolution hatte zunächst den Kulturvölkern wieder ein unbewußtes Empfinden ihrer Größe gegeben. Aber der kosmopolitische Charakter der Bewegung hielt den Nationalitätsgedanken nieder, er vermochte nicht, sich zu einer positiven politischen Wirksamkeit zu bringen. Die alles überragende Gestalt Napoleons wußte die Völker Europas seinem universalistischen Despotismus dienstbar zu machen. Die kirchlichen Katechismen verkündeten es auch dem Bewohner der abgelegensten Alpentäler Frankreichs, daß Gott selbst es

---

[1]) An Reimer, s. d. Ende April 1813, M.-G. Nr. 64.

[2]) Vgl. oben S. 74 ff.

gewesen sei, der Napoleon zum Diener seiner Größe, zum Ebenbilde seiner Majestät auf Erden gesetzt habe. Dem Kaiser dienen und Ehre erweisen hieße darum Gott dienen und ehren; wer ihm nicht gehorche, mache sich der ewigen Verdammnis schuldig. Der auf der Willenstendenz des Einen beruhende Universalismus wurde dem Willen Gottes gleichgestellt [1]). Demgegenüber hatte bereits Schleiermacher vor länger als zehn Jahren in seinen „Monologen" die Gemeinschaft des eigentümlichen Volkes und des eigentümlichen Vaterlandes als „Hilfe und Ergänzung der Kraft zur eigenen Bildung, als Gewinn an neuem inneren Leben" gekennzeichnet gegenüber dem Bemühen der Aufklärung, beide als etwas Nebensächliches für das Wesen des vernünftigen Menschen zu achten. Dann waren von Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" jene erhabenen Gedanken nun im Gegensatze zu dem französischen Universalismus verkündigt worden. Beide Schriften hatten nur einen kleinen Teil der Nation erreichen können. Schließlich hatte auch Arndt in allen seinen Schriften immer wieder auf die einzigartige Bedeutung des Volkes und des Vaterlandes hingewiesen, aber sie waren entweder zu umfangreich, als daß sie für die Massen hätten wirksam werden können, oder sie waren, wie die „Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache", Gelegenheitsschriften ohne Bedeutung für die Allgemeinheit. Hier wandte er sich zum ersten Male bewußt an den schlichten Mann des Volkes, an den deutschen Soldaten, um ihm die Gedanken von Volk und Vaterland wieder nahe zu bringen. Was er hier im scharfen Gegensatze zum französischen Katechismus gab, war ein unvergängliches und unwandelbares Besitztum seiner Persönlichkeit, seitdem er, aus dem republikanischen Frankreich heimkehrend, an den Ufern des Rheines zum ersten Male bewußt die Bedeutung eines deutschen Landes für sein deutsches Volk erkannt hatte. Für diesen Besitz hat er sein langes Leben hindurch unerschrocken gekämpft. Mochten die Feinde des deutschen Volkstums auf den Höhen oder in den Niederungen des bürgerlichen Lebens, in der Heimat selbst oder im Auslande ihre Stätte aufgeschlagen haben, er fand sie überall und hat sie nirgends geschont. Das nationale Heiligtum seiner eigenen Seele, die enthusiastische Liebe zu seinem Volke und Vaterlande und die herbe, entsagende Arbeit für ihre Freiheit und Größe sollte ein Gemeinbesitz der Massen werden. Einst hatte Luther sein „Trompetensignal zum Angriff", die Streitschrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung"

---

[1]) Catéchisme à l'usage de toutes les églises de l'empire français, Paris 1806, seconde partie: de la morale S. 58 ff. — Kleists für die „Germania" 1809 bestimmten, aber nicht erschienenen „Katechismus der Deutschen" hat A. in der Handschrift offenbar nicht gekannt.

allein an den Kaiser und den Adel gerichtet; sie sollten die Reform des religiösen und nationalen Lebens vollbringen. Die preußische Reorganisation war ein Werk der Regierung. Arndt wandte sich nach dem Vorbilde der französischen Revolution, dem demokratisch-volkstümlichen Geiste folgend, an das Volk selbst, daß es sich Kaisertum und Adel, Einheit und Freiheit zurückerobere. Die gleiche Forderung stellte er an alle Volksgenossen. Hier gab es keine Auserlesenen, die solcher Pflicht etwa im Hinblick auf die eigenen Rechte sich hätten entziehen können. Hier gab es keine Rücksicht auf die Fürsten und Herren, auf ihre geschichtliche Stellung. Das waren vergängliche, historisch bedingte Nebensachen, die vor dem einen hehren Gedanken des Volkes und des Vaterlandes zu schweigen hatten. Aus dieser Idee des Volkes und des Vaterlandes als des Ewigen und Unvergänglichen bestimmt sich weiter die sittliche Norm, die Arndt für das Verhalten der Offiziere und Soldaten gegenüber dem Kriegs- und Landesherrn aufstellt. Diese Idee kommt auch in den späteren veränderten Auflagen des „Katechismus" zum Ausdruck, durch deren weite Verbreitung sie ein Gemeingut der Freiheitskrieger geworden ist. Und diese wiederum vermachten sie als ein heiliges Erbe der kommenden Generation, welche für sie in schwerer sittlicher Not Kerker und freiwillige Verbannung auf sich nahm. Alle nationalen und konstitutionellen Bestrebungen des deutschen Volkes während des 19. Jahrhunderts bis zur Begründung der Einheit des Reiches fanden auf dem Boden der russischen Autokratie zum ersten Male ihre volkstümliche Ausprägung, wenn wir bedenken, daß auch die „Fantasien" hier ihre endgültige Gestalt gewannen. Soweit der „Kurze Katechismus" Arndts als eine „Gelegenheitsschrift im eminenten Sinne" bezeichnet werden muß, kommt ihm nur eine vorübergehende persönliche und politische Bedeutung zu, ist er in der schroffen Verallgemeinerung der sittlichen Norm verfehlt. Soweit er dagegen die Idee des Volkes und des Vaterlandes prophetisch verkündigt, lebt er noch heute, sind seine Forderungen noch heute nicht erfüllt, denn sie treten nicht allein als politisch-nationale, sondern schließlich als höhere sittliche Postulate auf, ohne deren Bewältigung der kosmopolitisch-menschliche Gedanke einen wesentlichen Teil seines Inhaltes verliert.

Dieser Eindruck verstärkt sich noch, sobald wir eine andere Schrift hinzuziehen, die Arndt in denselben Wochen verfaßte: das „Historische Taschenbuch auf das Jahr 1813". Es wurde noch in der Senats-Buchdruckerei zu St. Petersburg fertiggestellt, während der Verfasser sich bereits auf der Rückreise nach Deutschland befand, und der Kaiserin Elisabeth mit einer Zueignung gewidmet. Das Buch ist dann scheinbar wenig verkauft, weil die deutschen Leser bald im Lande fehlten. Der

Rest der Exemplare erhielt ein neues Titelblatt mit der Jahreszahl 1814, und hat als „Historisches Taschenbuch auf das Jahr 1814“ wegen seiner Beurteilung Friedrichs des Großen die preußische Zensur lebhaft beschäftigt[1]). Seinen Hauptinhalt bilden einzelne Abschnitte aus den „Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte“: Hermann, die Hunnen und die Völkerwanderung, Deutschland gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts, König Friedrich II. und sein Zeitalter. In die Absicht Gottes und der höchsten Gewalt der Dinge will Arndt sich mit der Erzählung dieser Abschnitte hineinstellen. Die Geschichte Hermanns und seiner Zeit soll den deutschen Lesern ein Spiegelbild der Gegenwart sein: dort wie hier Selbstaufreibung der deutschen Stämme in gegenseitigen Kämpfen; dort wie hier ein Dualismus, der für das Wachstum eines einheitlichen Nationalstaates so verderblich wirkte, Marbod und Hermann, Österreich und Preußen; dort der Volksheld, welcher die vordringenden Römer niederschlägt, hier die Sehnsucht nach einem solchen. In der Zeit der Völkerwanderung gelingt es schließlich dem unaufhaltsamen Anmarsche der germanischen Völkerstämme von Osten nach dem Westen und dem Süden das römische Weltreich zu vernichten, sollte es jetzt nicht in gleicher Weise möglich sein, den neuen Imperator zu stürzen? — Das 15. Jahrhundert sah Deutschland auf der Höhe geistiger Kultur; „reich an Menschen, an Städten, an Künsten, an Freiheit, herrlich durch den Kaisernamen“ schien es als das freieste und streitbarste Volk von der Trebbia bis zur Eider, von der Rhone bis zur Düna zu herrschen, „aber doch war Teutschland stärker durch die Meinung als durch die Wirklichkeit“. Diese bot ein ganz anderes Bild, sah die Kräfte der Nation in Streit widereinander: die alle Hoheitsrechte an sich reißenden Territorialstaaten gegen den Kaiser, die Städte und Städtebündnisse nicht minder wie der Adel gegen die Fürsten, die hohe Geistlichkeit zweien Herrn dienend; der ganze Zustand bereits ein warnendes Vorbild für die Gegenwart. — Und Friedrich II., der Größte des damaligen Deutschlands, ward dem Lande zum Verderben, dem Volke zum Fluch, weil er als ein Zeichen der Zeit fremder Kultur sich dienstbar machte. Die Strafe mußte für die Allgemeinheit eine politische sein; den Franzosen gebührte der Anfang, weil sie die Führer der in ihrem Wesen nichtigen Kultur waren. — An diesen prosaischen Teil schließen sich Gedichte Arndts. In ihnen fehlt jede politisch-nationale Beziehung, der Dichter kehrt die rein menschliche Seite des Daseins hervor. Es sind Liebes- und Trinklieder, Lebenslieder, die auf seine eigenen unruhvollen Schicksale sich

---

[1]) Über das Historische Taschenbuch vgl. Czygan a. a. O. I, S. 145 f. und 159 ff., wo auch die ablehnende Rezension von Garl. Merkel und die scharfe Entgegnung des Dr. Struve, späteren Direktors des Königsberger Altstädt. Gymnasiums, abgedruckt sind.

beziehen. Fast alle wurden bereits in der letzten Ausgabe seiner Gedichte im Jahre 1811 veröffentlicht. Daran reihen sich elf Lieder aus einem Gebetbuche für fromme Kinder, zwei andere Kinderlieder, darunter der an Sinn und Rhythmus so liebliche Schlafgesang „Sußußußu", ein Gedicht an Elisa Munck aus der schwedischen Zeit sowie ein Gebet an Gott, die bisher zum größten Teil noch ungedruckt waren.

Beiden Teilen voraufgeschickt hatte Arndt eine Vorrede. Sie will die Frage beantworten, welches denn nun eigentlich die Absicht Gottes wäre. Die alten Geschichten seien ausgewählt, weil sie einerseits weniger Liebe und Haß erregen, den Leser und Erzähler nicht in eine allzu große Teilnahme hineinreißen, anderseits doch lebendig in der Gegenwart stehen; sie bilden als „ein Spiegel des Allgemeinen und Ewigen", aber doch auch als eigenwertige, „göttliche", weil mit Freiheit und Mut verlebte Abschnitte der Geschichte Etappen auf der großen Heerstraße, die von den Anfängen deutschen Lebens bis zur politischen Gegenwart Europas führt. Zwei Kennzeichen drängen sich dem Verfasser für ihre Eigentümlichkeit auf: das Zeitalter der Republiken ist vergangen, das der Monarchien gekommen, und dann: die kleinen Staaten verschwinden, große Monarchien gestalten sich und runden sich ab, ohne daß es jedoch zu einer Universalmonarchie kommt. Gott selbst wird alle zerschmettern, die sich dagegen stemmen; er ist „ein Monarch geworden, die Länder sollen Monarchien werden, die Republiken und die Kleinherrn und die Viertelherrn sind vergangen und werden vergehen".

In der Einleitung des „kurzen Katechismus" hatte Arndt darauf hingewiesen, wie verlockend es sein würde, der allmählichen Entstehung der Dinge nachzugehen, deren Bekämpfung die Schrift sich zum Ziel gesetzt hatte, aber zum ersten Male widerstand er dem Wunsche, der ganz für die Gegenwart bestimmten Darlegung eine lange historische Begründung zu geben. Zu den „Fantasien" bildeten die „Ansichten und Aussichten", zu dem „kurzen Katechismus" die Ausführungen des „Historischen Taschenbuches" die geschichtliche Grundlage. Indem der Verfasser sie voneinander trennte, gewannen beide an Geschlossenheit. Wie er Stein bald abgelauscht hatte, daß man „ein wenig soldatisch" auf ihn losgehen müsse, um nicht für „Schleicher und Schelme" von seiner leidenschaftlichen Sturmwindsnatur gehalten zu werden, so traten, dem schlichten Sinne der Leser entsprechend, in dem Katechismus der Gegenstand und das zu behandelnde Problem in unmittelbarer Schärfe hervor. Diese Art der Behandlung ist der bisher üblichen stilistischen Form Arndts so entgegengesetzt, daß wir annehmen müssen, Stein habe auf sie stärker eingewirkt, als es bei dem Inhalt der Fall ist. Und wenn es in den „Wanderungen und Wandelungen" heißt: „Bei Schriften

und Aufsätzen, welche ich bei ihm oder nach seinem Wink und Befehl machte, gewahrte ich bald, daß ihm selten etwas fremd und mißfällig oder solches däucht, das da geändert werden müsse. Ich hatte meistens seinen Ton getroffen. Da sagte er denn wohl in seiner kurzen, schneidigen Weise: ‚Recht so! Sie sind immer kurz und gradaus; ich mag die Wortschnitzler nicht, die weitschweifigen Umwickler, Entwickler und Auswickler der Dinge; sie hauen meist in die Luft, statt die Sache zu treffen'", so verraten diese Sätze nur, wie schnell sich der Schreiber in die Ausdrucksweise seines Meisters hineingefunden hat. Das Wesen des Inhaltes und des Zieles war trotz einzelner Gegensätze bei ihnen bereits das gleiche, bevor sie einander gesehen hatten. Was er schrieb, war gewiß im deutschen und im Steinschen Sinne, wie er es einmal bezeichnet, aber es war ganz gewiß auch im Arndtschen Sinne. Es war der ihm eigentümliche Lebensinhalt, wenn er das National-Politische auf die Höhe des Menschlichen und Kosmopolitischen emporhob, wenn er es immer wieder herausfühlte, daß hier zwei Welten miteinander in Kampf lagen, die am letzten Ende doch zusammengehörten, und wenn die siegende Kraft seines Glaubens immer wieder strahlend hervorbrach, daß „in einem edlen Menschen, der sich aus reinem Gefühl seiner Pflicht großen Thaten und Gefahren hingiebt, Gott wahrhaftig wohnt, eine unermeßliche und überschwängliche Kraft, die kein Teufel und keine Hölle besiegen wird" —[1]).

Schon auf dem langen Zuge in das Innere Rußlands hinein hatte der Zusammenhang der Großen Armee sich stark gelockert. Ihren Marsch begleiteten zu beiden Seiten brennende Dörfer und von den Einwohnern verlassene Höfe. Es herrschte infolgedessen Mangel an Nahrungsmitteln und Quartieren. Das sonst übliche Requisitionssystem des napoleonischen Heeres ließ sich nicht anwenden. Nur langsam vermochte es sich seinem Ziele zu nähern. Der Aufenthalt in dem heiligen Moskau lockerte die Subordination bedenklich. Dazu fühlten bereits in den letzten Dezembertagen Offiziere und Soldaten, daß Alexander nun keinen Frieden schließen werde, daß die brennende Stadt das Ende des Kaisers und der Großen Armee beleuchte. 103 000 Mann zogen aus den Mauern Moskaus. Trotzdem der Rückzug anfangs von einem ungewöhnlich milden Herbste begünstigt wurde, und trotzdem Kutusow sich begnügte, in kleinen Gefechten südlich der Straße dem gefürchteten Gegner Schaden zuzufügen, ohne sich in eine größere Schlacht einzulassen, gelangten am 10. November nur 42 000 Mann nach Smolensk zurück. Bei vielen Korps waren die Lebensmittel ganz ausgegangen. Man fing bereits an, Pferde-

---

[1]) Das Lehmannsche Urteil, Stein III, S. 175 „Nur die Form ist hier ausschließlich das Eigentum des Autors" verwandelt sich in sein Gegenteil.

und Hundefleisch zu verzehren. Die Demoralisation der Truppen griff um sich. Der Troß, die Munitions- und Proviantwagen konnten dem Heere nicht mehr folgen. Chasot berichtete schon am 9. November frohlockend an Gneisenau nach London, daß der große, unüberwindliche Napoleon, den man wie ehemals den Papst für unfehlbar hielt, in vollem Rückzuge begriffen sei, daß dieser Rückzug „mehr eine Flucht als eine Retraite nach Smolensk und womöglich der Weichsel zu" bedeute. Während so das Gros der Armee weiter zog, wurden die Korps, welche die Verbindung mit dem äußersten linken Flügel bei Riga aufrecht erhalten sollten, von dem General Grafen Wittgenstein wiederholt geschlagen. Ein ganzes Bataillon Westfalen ging zu den Russen über und nahm sogleich Dienste. In Smolensk erhielt die Hauptarmee 5000 Mann Verstärkung. Sie war bereits der Auflösung nahe, als die strenge Kälte mit dem 7. November einsetzte und sich in acht Tagen auf 18 Grad Réaumur steigerte. Von den 47 000 Mann erreichten nur 11 000 am 26. die Beresina. Mit ihnen vereinigten sich hier die Reste von drei Korps, deren Stärke ursprünglich 80 000 Mann betragen hatte: 19 000. Der Übergang über den Fluß sollte von den Russen um jeden Preis gehindert werden. Man hoffte in St. Petersburg auf die Gefangennahme des Kaisers mit dem Kern seiner Armee, ein Ergebnis, das nach der Stellung und dem numerischen Übergewicht der russischen Truppen erreichbar scheinen mußte. Aber wie dem Fürsten Kutusow bei Krasnoje, so fehlte dem Admiral Tschitschagow an der Beresina der Mut, Napoleon selbst mit seiner Garde abzuschneiden und zum Entscheidungskampfe zu nötigen. Sie und ihre Unterbefehlshaber sahen in dem Kaiser noch damals „den Löwen, dem sich kein Tier zu nahen wagt" [1]), sie fürchteten den bisher errungenen Ruhm einzubüßen, wenn es ihm gelingen sollte, sich durchzuschlagen. So wurde der Übergang über die Beresina keine völlige Katastrophe. Die geschlossenen Truppenteile vollendeten ihn glücklich, und nur die Nachzügler fielen in die Hände der von den Seiten herandrängenden Gegner, oder sie fanden in den eisigen Fluten des Stromes jähen Untergang. Drei Tage später, also in den ersten Tagen des Dezembers, waren von den 30 000 nur 9000 Mann kampffähig, die noch einmal durch 13 000 verstärkt wurden. Bisher hatte Napoleon in seinen Bulletins die Lage der Armee zu beschönigen versucht. Am 3. Dezember ließ er das berühmt gewordene 29., das letzte Bulletin der Großen Armee ausgehen, welches ihren Untergang bestätigte: „Wir brauchen nicht zu sagen, daß die Armee nötig hat, ihre

---

[1]) O. Harnack, Nachtrag zu dem Aufsatze „Zur Vorgeschichte und Geschichte des Krieges von 1812, General Gregor v. Berg und seine Selbstbiographie", Historische Zeitschrift Bd. 62 (1889), S. 191 f.

Mannszucht wiederherzustellen, sich zu ergänzen, ihre Kavallerie, ihre Artillerie und ihre Equipage wiederanzuschaffen. Ruhe ist ihr erstes Bedürfnis." Zwei Tage später verließ der Kaiser sein Heer. 4000 Mann zogen am 11. Dezember aus Wilna, 1600 überschritten ohne Nachzügler und Waffenlose am 13. den Niemen. 619 000 Mann waren nach Rußland marschiert. 58 000 kehrten mit Einschluß der Österreicher und Preußen, die wenig Verluste erlitten hatten, zurück. Ernst Moritz Arndt sang in seinem volkstümlichen, später „Gottes Gericht" genannten Freiheitsliede „Frischauf", einem seiner besten Gedichte:

„Es wirbeln die Trommeln. Heraus! heraus!
Der Feind ist vergangen mit Mann und Maus,
Da liegt er zerschmettert durch Gottes Hand
Und seine Gebeine bedeckt kein Sand.

Die Raben sie krächzen, die Krähen sind laut,
Der Winter hat Brücken von Eis gebaut,
Der Hunger ist mächtig und tief der Schnee —
Was will das bedeuten? o weh, o weh!

Es wirbeln die Trommeln. Heraus! heraus!
Zum Kriege der Rache ins Feld hinaus!
Die Franschen sie fliehen — frisch hinterdrein!
Wer wollte wohl heute der letzte sein?"

Gewaltig war der Umschwung gewesen, der sich in Petersburg auf die ersten Nachrichten von dem Abmarsche der Franzosen aus Moskau, von dem verlustreichen Rückzuge vollzogen hatte. Aller Kleinglaube verschwand. Selbst die Friedfertigsten drangen jetzt darauf, nicht eher zu ruhen, als bis der Feind von dem heiligen Boden Rußlands vertrieben sei. In allen Ständen regte sich die Empfindung nationalen Stolzes bei den nun folgenden Freudenfesten. Es steigerte sich das Gefühl leidenschaftlichen Hasses gegen alles Französische. Wie frohlockte es in den Herzen der Deutschen, die vor wenigen Monaten das Vaterland verlassen hatten, um auf fremder Erde und unter einem fremden Volke dem letzten Hoffnungsstern zu folgen. Arndts „Vaterlandslied" entstand in diesen frohen, siegbeglückten Wochen. Seine Verse mahnten immer dringlicher zum Volkskriege, zur rächenden Hermannsschlacht:

„Laßt brausen, was nur brausen kann
In hellen lichten Flammen!
Ihr Teutschen, alle Mann für Mann
Zum heil'gen Krieg zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende."

Freilich: trotz der glänzenden Erfüllung ihrer Hoffnung erhoben sich in den Herzen und Köpfen der deutschen Flüchtlinge bald schwere Fragen. Würde es gelingen, Rußlands Herrscher zu bewegen, den Kampf nicht an der Grenze zu beenden, sondern nun die eigene Kraft einzusetzen für die Befreiung des deutschen Landes, der europäischen Kulturwelt, für jene kosmopolitisch-sittlichen Ideen, wie sie die Stein und Arndt, die Gneisenau und Clausewitz jetzt außerhalb ihres engeren Vaterlandes vertraten; würden sich die beiden Fürsten Deutschlands, in deren Händen das Schicksal Europas jetzt ruhte, würden sich die Herrscher Österreichs und Preußens entschließen, die unnatürliche französische Allianz aufzugeben und ihrem jetzt natürlichen Bundesgenossen zur Seite zu stehen? — Nach beiden Richtungen hin ergriff Stein die Initiative. Die Verhandlungen mit Preußen und Österreich wurden bereits zu Anfang November aufgenommen. Nach Wien ging der Sekretär der englischen Gesandtschaft, Lord Walpole. Stein gab ihm eine Denkschrift mit, welche ganz ähnliche, nur weniger radikale Forderungen nach einem zukünftigen dualistischen System in Deutschland aufstellte, wie er sie schon des öfteren geltend gemacht und wie sie einst Arndt in seinem zweiten Teile des „Geistes der Zeit" vertreten hatte. Boyen, der erst am 25. Oktober angekommen war, kehrte sogleich mit einem hochbedeutsamen Auftrage nach Berlin zurück. Alexander verlangte von dem Könige, daß er den gegenwärtigen günstigen Augenblick benutze, um an dem Kampfe wider Napoleon, welcher die Sache aller Fürsten sei, teilzunehmen. Dagegen machte er selbst sich anheischig, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der König in den Besitz seiner verlorenen Provinzen gelangt sei oder dafür eine volle Entschädigung erhalten habe. Dem Zaren überreichte Stein eine zweite Denkschrift vom 17. November, welche ihn darauf hinwies, daß er, der Retter seines eigenen Reiches, nun dazu berufen sei, der Wohltäter und Pazifikator Europas zu werden. Deutschlands Zukunft wurde auch hier in der gleichen Weise auseinandergesetzt. Es handelte sich nicht um die Wiederherstellung der kleinen Staaten und der Rechte der kleinen Fürsten, wie sie etwa der Herzog von Oldenburg erstrebte, sondern um die Begründung der dauernden Unabhängigkeit Deutschlands. Stein setzte sein Vertrauen nicht auf die Herren und Gewaltigen, sondern auf die Nation, das Volk. Der allgemeine Grundsatz bei dem Vormarsche sollte sein: „die Einwohner zu schonen, sie gegen den gemeinsamen Feind in Thätigkeit zu setzen, die Regierungen aber zu überwachen, zu leiten und in gewissen Fällen sich ihrer zu bemächtigen" [1]).

---

[1]) Pertz, Stein III, S. 214, für die Tätigkeit Steins während dieser Monate M. Lehmann a. a. O. III. S. 191 ff.

Auf dieses Ziel blieb auch die weitere Tätigkeit Arndts während des Petersburger Aufenthaltes gerichtet. Während Stein seine Denkschriften und diplomatischen Noten für die Herrschenden schrieb, wandte sich der Vertraute mit seinen Flugschriften, seinen Liedern und Gesängen an das Volk. Für dieses galt es zu arbeiten, daß es „endlich durchschlagen und wegtreiben wird, wohin man nicht will", nur „ein Flammen-Wirbelwind des vollsten Herzens kann Heil und Rettung bringen". Seit den letzten Novembertagen vermehrte sich die deutsche Legion stark. Der Geist der organisierten Truppen war gut. Aber es fehlte an Geld zur Besoldung, an Tuch zur Bekleidung, an Gewehren zur Ausrüstung. Immer wieder ermahnte Chasot Gneisenau, darauf hinzuwirken, daß die Legion in englischen Sold trete und dadurch instand gesetzt werde, zugleich mit der russischen Armee in Deutschland einzurücken. Immer wieder forderte er ihn auf, seine Reise nach dem Osten möglichst zu beschleunigen, damit die Truppe nicht ohne Führer sei, denn „was würde man im Vaterlande sagen, wenn die deutsche Legion ohne Gneisenau auf vaterländischem Boden ankäme". Ein Lied Arndts „an die deutsche Legion und alle wackern Deutschen" nach der Melodie des alten Trutzliedes der Reformation stellte den Zusammenhang zwischen den noch im Auslande befindlichen Truppen und dem Vaterlande her, forderte zu gemeinsamem Kampfe auf, nachdem Gott selbst die Macht des Feindes gebrochen habe. In ihren Herzen sollte der kühne Reitergeist erwachen, der einst die Schillschen Scharen gegen die übermächtigen Franzosen getrieben hatte. So entstand das prächtige Reiter- und Volkslied auf Schill, das allein von allen Liedern auf den Helden im deutschen Volke lebendig geblieben ist. Ein anderes Lied wieder, das „Lied vom herrlichen Wittgenstein" pries die Verfolgung der bisherigen Geißel Europas durch die weiten Gefilde des russischen Reiches und forderte in Übereinstimmung mit Stein ihn und seinen Kaiser auf, nicht haltzumachen:

„Wohin nun, edler Wittgenstein?
Wohin du, Sohn vom deutschen Rhein?
Die Deutschen zu erlösen
Vom Stolz und Hohn des Bösen.
Da schickst du deine Tapfern hin,
Monarch von hohem Fürstensinn.
Sachs', Hess', Hannoveranen
Eilt zu des Helden Fahnen!"

In der Nacht vom 18. zum 19. Dezember begab sich der Zar zur Armee. Dieser Entschluß bedeutete die Fortsetzung des Kampfes, den Sieg Steins. Er selbst mußte mit seinem getreuen Helfer wider seinen Willen noch in der Hauptstadt bleiben. Ungeduldig verlebten sie dort

die nächsten Wochen. Endlich erfolgte die Aufforderung Alexanders, daß sein deutscher Berater zur Armee folgen sollte. Am Abend des 6. Januar brachen beide auf: „Der Weltkampf zog von dem Osten gegen Westen; wir blickten jetzt mit dreifacher Sehnsucht in diesen Westen und in die geliebten Heimatlande hinein; wir wollten und mußten mitziehen[1]." Ihre Aufgabe für das deutsche Nationalbewußtsein im russischen Reiche war erfüllt, jetzt galt es für das gleiche Ziel im Vaterlande selbst zu wirken, deutsche Arbeit in Deutschland zu leisten. —

In der Mitte des Dezembermonats war die nationale Begeisterung bei dem russischen Volke und Heere für den heiligen Krieg stark geschwunden. Die Eroberung des Brückenkopfes von Kowno über den Niemen am 14. Dezember hatte den Franzosen die letzte Möglichkeit geraubt, vom russischen Boden aus im Frühjahr noch einmal eine Vorwärtsbewegung gegen das Zarenreich zu unternehmen. Kutusow stellte die Verfolgung ein. Dem greisen, wenig unternehmungslustigen Oberfeldherrn genügte der Ruhm, den Boden des eigenen Vaterlandes von den fremden Eindringlingen gesäubert zu haben, und es lag ihm nur noch daran, die beiden Flügelheere unter dem österreichischen General Schwarzenberg und dem französischen General Macdonald ebenfalls über die Grenze zurückzutreiben. So konnte Napoleon bei seinem Aufbruche von dem Heere erwarten, für die Erneuerung der Operationen gegen Rußland im kommenden Frühjahr in Ostpreußen die zurückkehrenden und die ihm in Deutschland zur Verfügung stehenden Truppen zu sammeln und die Niemenlinie wiederum als Operationsbasis sich zu sichern. Zwei Tatsachen gaben den kommenden Ereignissen eine andere Richtung: einmal die Ankunft des ganz für die kosmopolitischen Ideen Steins gewonnenen Zaren im Hauptquartier zu Wilna am 23. Dezember, dann die verfehlte Hoffnung Napoleons, daß seine bisherigen Verbündeten zu weiteren militärischen Leistungen für ihn durch Drohungen oder Versprechungen zu gewinnen sein würden. Schwarzenberg war, von den Plänen seiner Regierung hinreichend unterrichtet, längst mit den russischen Feldherren in Unterhandlungen getreten. Er verpflichtete sich, freiwillig das Gebiet des bisher feindlichen Landes zu räumen, falls die Gegner nicht auf österreichischen Boden folgen würden. Metternich, der Leiter der österreichischen Politik, ließ ihm jetzt die Weisung zukommen, „den Schein zwar noch zu wahren, im geheimen aber mit den russischen Generalen eine Waffenruhe zu vereinbaren und sein Korps möglichst zu schonen". Von viel weittragenderer Bedeutung sollte das Verhalten des

[1] Wanderungen S. 63. Das Datum ergibt sich aus dem Briefe Steins an Arndt, Freiburg, 7. Januar 1814, N. B. II, S. 252.

Befehlshabers der preußischen Truppen, des Generals Yorck, werden. Diese deckten zunächst den Rückzug des Macdonaldschen Korps auf der Straße nach Tilsit, trennten sich dann von der Hauptabteilung, um sich an dem Endpunkte wieder mit ihr zu vereinigen. Am 25. Dezember abends lagerten beide Kolonnen in der Gegend von Tauroggen. Macdonald gelangte am 28. nach Tilsit und erwartete hier die preußischen Truppen, die sich jedoch durch die Russen unter Diebitsch von dem weiteren Vormarsche abgeschnitten sahen, ihre Vereinigung mit den Franzosen also nur durch einen mit vielen Verlusten verbundenen gewaltsamen Durchbruch erreichen konnten. Schon in Riga hatten die Russen Waffenstillstandsverhandlungen mit dem preußischen Korps angeknüpft. Sie wurden jetzt von neuem aufgenommen. Bei den russischen Truppen befanden sich Clausewitz und Dohna, die begeisterten Anhänger der preußischen Reform, jetzt trotz ihres stolzen Nationalgefühls Heimatlose. Die Preußen kommandierte ein Vertreter des alten absolutistischen Staates. Indem Yorck am 30. Dezember auf der Poscheruner Mühle mit dem Generalmajor v. Diebitsch die Konvention von Tauroggen ohne Ermächtigung seines Königs abschloß, seinen Offizieren nach eigener Verantwortung die Wahl ließ und seinem Landesherrn sofort den eigenen Kopf zur Verfügung stellte, löste er jenes Problem, das Arndts „Kurzer Katechismus" in so allgemeingültiger Form hatte beiseite schieben wollen, mit einer persönlichen Tat. Heldenmütig nahm er das Bewußtsein der kleineren Schuld auf sich, um sein Leben, wie es auch kommen mochte, dem Vaterlande und der Freiheit hinzugeben [1]) Mag der poetische Wert des Arndtschen Liedes noch so gering sein, die letzte Strophe wird die größte Heldentat des alten Royalisten stets mit Recht preisen:

„Sucht ihr der Freiheit Anbeginn,
So blickt auf Yorck den Edlen hin,
Den Held im Schlachtgetümmel,
Den Stern an Preußens Himmel."

Vorläufig neutral bleibend, führte der preußische Feldherr seine Truppen in das Gebiet zwischen Memel, kurischem Haff und Tilsit, um die weiteren Befehle seines Königs abzuwarten. Die Konvention von Tauroggen entzog den Franzosen 15 000 Mann. Sie waren nunmehr zu schwach, um Ostpreußen noch halten zu können und sahen sich genötigt, bei dem weiteren Vorrücken der Russen bis zur Weichsellinie zurückzugehen. Murat verließ mit den Resten der Garde am 1. Januar

[1]) M. Lehmanns Parallele zwischen dem Arndtschen Katechismus und der Tat Yorcks a. a. O. III, S. 216 übersieht doch den inneren Gegensatz.

1813 Königsberg und marschierte nach Elbing. Macdonald versammelte am 4. Januar noch einmal 20 000 Mann zu einem geschlossenen Truppenkörper in der alten Hauptstadt der Provinz, räumte sie jedoch an demselben Tage und zog ebenfalls nach Elbing zu. Zwölf Stunden später wurde Königsberg von den russischen Truppen besetzt. Am 8. Januar langte Yorck daselbst an, ein Teil seines Korps folgte in den nächsten Tagen. Ostpreußen war ganz von den Franzosen gesäubert. Bald konnte auch die Weichsellinie nicht mehr gehalten werden. Elbing, Dirschau, Marienburg wurden in den Tagen vom 14.—21. besetzt. Murat verließ die Truppen, den Befehl übernahm Eugen Beauharnais, der Vizekönig von Italien. Dann kam die Verfolgung durch die Russen zum Stillstand. Ihre Fortsetzung verbot sich wegen der eigenen Schwäche, weil auch zugleich die starken Festungen Danzig und Thorn eingeschlossen werden mußten. Sie verbot sich aber auch durch die eigentümliche politische Lage. Denn wenn auch Yorck den Oberbefehl über das Korps beibehielt, obwohl der König die Konvention von Tauroggen noch nicht ratifiziert hatte, so war die künftige Haltung der preußischen Regierung doch zu unsicher, als daß die russischen Feldherren selbst bei hinreichender Stärke ihrer Truppen es hätten wagen können, weiter vorzurücken.

Während dieser Vorgänge in Ostpreußen nahmen Stein und Arndt ihren Rückweg durch die weißen Schneefelder des russischen Reiches. Auf der großen Straße in südwestlicher Richtung gelangten sie nach Pskow am südlichen Ende des Peipussees. Ein trauriger Abschied wartete ihrer hier. Graf Chasot lag, vom Typhus ergriffen, schwerkrank danieder. Er erkannte die beiden Freunde nicht mehr. Eine Woche später ereilte ihn der Tod. Am 8. Januar setzten beide — Arndt nach dem Verluste eines großen Mantelsackes, der den größten Teil seiner Papiere und seiner Wäsche enthielt — die Reise fort, überschritten die Düna und erreichten auf dem durch gestürzte Pferde und an den Bäumen aufgerichtete Menschenleichen bezeichneten Wege am Abend des 11. Wilna. Während Stein bereits am folgenden Tage aufbrach, wartete Arndt noch den Gepäckschlitten aus Petersburg ab, las wohl hier die Korrekturbogen des „Historischen Taschenbuches" und folgte erst am 14. nach Grodno zum kaiserlichen Hauptquartier. Kurz vor der preußischen Grenze trafen beide wieder zusammen, waren am 17. oder 18. in Lyck, am 20. in Gumbinnen, verweilten dort einen Tag im Hause des Präsidenten v. Schön und kamen am 22. nach Königsberg. Stein nahm bei dem Buchhändler Nicolovius, Arndt bei dessen Bruder, dem Präsidenten, in demselben Hause Quartier.

Keine von den preußischen Provinzen hatte während der Unglücksjahre 1806/07 so schwer gelitten als Preußen und Litauen. Viele

Monate hindurch war es von den befreundeten russischen und den feindlichen französischen Truppen ausgesogen und geplündert worden. Selbst der Friede hatte keine Erleichterung gebracht, weil die Heere des Siegers im Lande blieben. Die Kontinentalsperre und der beispiellose Mißwachs des Jahres 1811 drückten hart auf Handel und Erwerb. Die lang andauernde Kälte im Frühjahr 1812 vergrößerte die Not der ärmeren Klassen noch mehr. Eine dumpfe, an aller Rettung verzweifelnde Stimmung lagerte gleich einer unheilschwangeren Wolke über der Bevölkerung, als Nachrichten von kriegerischen Vorbereitungen die russische Grenze passierten. Nur wenige Monate vergingen, da nahten die ersten französischen Truppen und nahmen Quartier im Lande. Der Zustand war bejammernswerter als ein wirklicher Krieg. Von Woche zu Woche wurden die Kantonnements verlängert. Schon in den letzten Apriltagen begann den Verpflegungskommissaren das Geld auszugehen. Obwohl am 2. Mai der Regierungspräsident v. Wißmann zu Marienwerder seinem Freunde, dem Staatsrate Stägemann zu Berlin die gänzliche Leere der Kassen klagte, sah man sich doch noch genötigt, in den jenseits der Weichsel gelegenen Distrikten die Vermögenssteuer teilweise auszusetzen. Die Forderungen und die Ansprüche, die Unordnungen und Exzesse der durchmarschierenden Truppen mehrten sich täglich. Im Juni war es fast unmöglich, die Requisitionen und die konventionsmäßigen Verpflichtungen weiter zu erfüllen. Klagen über Zügellosigkeiten verhallten ungehört. Die Berliner Zentralbehörden ermahnten nun, durch Nachgiebigkeit und angemessene Opfer die französischen Gouverneure und Kommandanten zu einem für die Provinz günstigeren Betragen zu veranlassen. Jede Selbsthilfe gegen die Militärs — ein Hinweis, daß die Bevölkerung in ihrer Not zu dieser letzten Maßregel zu greifen drohte — wurde von der Regierung durch die Zeitungen streng untersagt. Während die Behörden offizielle Freundschaft heucheln mußten, während die Albertina den harten Generalintendanten Daru feierlich zum Doktor der Rechte ernannte, verlautete nirgends etwas von den großen Leiden und Leistungen der Provinz, sammelte sich in allen Volksklassen gegen den schweigenden Hochmut und die grausame Habsucht ihrer Unterdrücker ein bitterer Haß an, der die Stunde der rächenden Vergeltung herbeisehnte [1]). Daß sie mit dem Brande von Moskau begonnen habe, ahnte

[1]) Schön an Gruner, Gumbinen, 11. Januar 1812, Rühl, Aktenstücke I, S. 158; H. J. v. Auerswald an Stägemann, Königsberg, 6. April 1812, Rühl, Aus der Franzosenzeit, Leipzig 1904, S. 179 f. Wißmann an Stägemann, Marienwerder, 18. April 1812, ebendaselbst S. 185, 25. April 1812 S. 190 f., 2. Mai 1812 S. 193 f., H. J. v. Auerswald an Stägemann, Königsberg, 20. Mai 1812, ebendaselbst S. 201. H. J. v. Auerswald an Hardenberg, Königsberg, 16. Juni 1812 ebendaselbst S. 221 f., an Stägemann 28. Juni 1812, ebendaselbst S. 227 f. Czygan a. a. O. I, S. 36 ff.

jedermann, sobald die ersten unbestimmten Nachrichten in der letzten Septemberwoche das Land erreichten. Kuriere und offizielle Berichte von der Armee blieben aus. Reisende Juden und Privatbriefe behaupteten schon zu Beginn des Oktobers, daß das französische Heer auf dem Rückzuge begriffen sei, daß das bei ihm herrschende Elend alle Vorstellungen übertreffe. In den ersten Novembertagen sprach jeder, der von der Armee kam, öffentlich von diesen Zuständen. Niemand achtete mehr auf die Anmaßung der Franzosen. Der Glaube an ihre Unüberwindlichkeit war geschwunden. Der indolente Gleichmut, der das Volk beherrscht hatte, begann einer stillen Regsamkeit zu weichen. Die vortreffliche Haltung des preußischen Korps erhöhte die Zuversicht. So konnte Schön bereits am 11. November an Hardenberg berichten: „Die Stimmung ist so, daß nur ein Funke nötig ist, um Flamme zu haben, und die Franzosen selbst fürchten auf einer Retirade erschlagen zu werden. Und diese Stimmung, die bei allen Ständen allgemein ist, ist von Memel bis Johannisburg, und sie ist um so lebhafter, weil niemand mehr glaubt, daß wir nicht imstande wären, den Gräueln zu begegnen." Mochten die offiziellen Bekanntmachungen des französischen Gouverneurs in der Hartungschen Zeitung zu Königsberg während der ersten Dezemberwochen, der Marsch auf Smolensk sei „kein Rückmarsch, sondern ein Seitenmarsch", „an dem ewig denkwürdigen Tage" an der Beresina seien 80 000 Gefangene gemacht, die furchtbare Wirklichkeit noch zu verbergen suchen, das grausige Elend, das jetzt sichtbar wurde, redete eine deutliche Sprache. Seit dem 10. Dezember passierten die Reste der Großen Armee die Landstraßen der Provinz: hohläugige Generale und Stabsoffiziere größtenteils zu Fuß oder auf Bauernschlitten oft ohne Hemden und Stiefel mit erfrorenen Gliedern, waffenlose Unteroffiziere und Soldaten mit Lumpen und alten Weiberkleidern angetan, nur darauf bedacht, vor der Kälte sich zu schützen und den Heißhunger zu stillen:

„Alles müd' und matt.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen."

Trümmer aller Truppengattungen und aller Nationen fanden sich zusammen, um vor den herannahenden Russenschwärmen oder dem grausamen Rufe der Jugend „die Kosaken kommen" wieder auseinander zu fliehen. Ohne Selbstbewußtsein und in völliger Auflösung eilten sie dem Rheine zu, wenn sie nicht vorher die Krankenstuben und Lazarette füllten oder auf den Straßen erschöpft zusammenbrachen. Die Anhänger des bourbonischen Königshauses sprachen laut von der Wiederherstellung der alten Regierung, ohne welche kein Friede möglich sei. In den

Herzen der flüchtigen Rheinbundtruppen regte sich der Abscheu gegen die napoleonische Herrschaft, die Sehnsucht nach der Befreiung des Vaterlandes. Der eine Mann, der alle diese Elemente zu einem, zu seinem willenlosen Werkzeuge zusammengeschmiedet hatte, vermochte ihnen nicht mehr zu helfen. Am Weihnachtsabende verkündete die Hartungsche Zeitung nach Berichten aus Berlin, daß der Kaiser durch Glogau und Dresden nach Paris weiter geflüchtet sei. Der zweite Januar brachte das 29. Bulletin, die offizielle Bestätigung des Unterganges der Großen Armee, deren materielle und moralische Auflösung man täglich in so furchtbarer Weise vor Augen sah. Und doch kein erbarmungsloses Vorgehen, kein Ausbruch fanatischen Hasses gegen den wehrlosen Gegner und jahrelangen Peiniger, sondern unendliche Schonung und menschenfreundliche Behandlung der unglücklichen Flüchtlinge seitens der Bewohner des gequälten Landes. Aber neues Leben war in ihren Herzen erwacht. Yorcks Heldentat war der Funke, der die Flamme offen hervorbrechen ließ. Keine besoldete Autorität, keine staatliche Behörde brauchte den Eifer zu wecken oder anzuregen. Der Enthusiasmus des Volkes wurde aus dem Volke selbst geboren. Adlige und Gelehrte, Bürger und Bauersmann lebten der Überzeugung, daß jetzt oder nie die Stunde der Befreiung gekommen sei, daß es jetzt gelte, selbst zu handeln und zu wirken, nachdem das Weltgericht Gottes unmittelbar eingegriffen habe, nachdem das zerschlagene Heer die Grenzen der Provinz verlassen und die russischen Truppen als Freunde des Landes und des Königs gekommen seien [1]).

Als Freunde des Landes und des Königs! So hatte schon der Aufruf des Grafen Wittgenstein „An Preußens Bewohner" vom 15. Dezember verkündigt. Die Russen kämen nicht als Feinde und Eroberer, das Land solle nach dem Frieden wieder geräumt werden. An die Preußen erging die Aufforderung, sich mit ihnen zu verbünden und ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen. So bot Kutusow in seiner Bekanntmachung vom 21. Dezember im Namen seines Kaisers den russischen Beistand allen Völkern an, welche bis jetzt genötigt waren, gegen ihn zu kämpfen, sobald sie Napoleons Sache verlassen hätten; er forderte sie auf, sich der russischen Armee anzuschließen. Beide Kundgebungen wurden bereits während der letzten Dezembertage in der Provinz verbreitet. Sie erwartete die Russen als Retter und Befreier. Der Beifall des Volkes begrüßte sie bei ihrer Ankunft. Die Behörden sandten in den Tagen vom 15.—27. Dezember eingehende Berichte und zu-

[1]) Schön an Hardenberg, Gumbinnen, 7. Oktober 1812, Rühl, Aktenstücke I. S. 279, 11. November 1812 S. 245 f., Negelein an Schön, Insterburg, 6. Januar 1813, ebendaselbst S. 268 ff.

verlässige Offiziere nach Berlin, um den König und den Staatskanzler von dem wahren Zustande des Landes, von den Hoffnungen und Stimmungen der Bewohner zu unterrichten. Mochten die preußischen und litauischen Deputierten zur interimistischen Nationalrepräsentation zu Berlin auf die Nachrichten ihrer Landsleute hin auch noch zwischen frohen Hoffnungen und bangen Erwartungen schwanken, mochte nach den langen Jahren unaufhörlicher Kraftanstrengungen für fremde Absichten der Gedanke auf einen baldigen sicheren Frieden sie durchdringen, so boten sie doch bereits am 29. Dezember ihrem Könige Gut und Leben freiwillig dar, um seine Absichten zu befördern [1]).

Aber waren der König und sein Staatskanzler bereit, den Umschwung der öffentlichen Meinung in den preußischen Landen, die kühne Initiative Yorcks auf militärischem und politischem Gebiete gutzuheißen, in ihnen Richtlinien für die nunmehr einzuschlagende Politik des Staates anzuerkennen? — Die Stimmung des Berliner Publikums war bereits in der letzten Hälfte des Monats August stark gegen Frankreich gerichtet. Am Napoleonstage erregten tumultuarische Auftritte die Bewohner [2]). Alle Gerüchte, welche für den Erfolg der russischen Operationen sprachen, wurden in günstigster Weise aufgenommen. Die Blicke des schlichten Mannes richteten sich auf jene Männer, die in den vergangenen Jahren aus persönlicher Liebe zu einem freien Vaterlande ohne Einwilligung angestammter Fürstengewalt die Waffen ergriffen hatten, auf den Herzog von Braunschweig, auf Schill, auf Andreas Hofer. Der ängstliche Polizeipräsident Le Coq verbot, um „unangemessene Bemerkungen" Vorübergehender zu verhindern, die öffentliche Ausstellung von Pfeifenköpfen mit den Bildnissen der Helden, ohne ihren Verkauf verhindern zu wollen [3]). Einen Monat später war der Brand von Moskau zu Berlin „der Gegenstand aller Gespräche". Jedermann räsonierte darüber nach seiner Art [4]). Und so sehr St. Marsan, der französische Gesandte am preußischen Hofe, im November von der Loyalität des Königs und der Regierung gegenüber Napoleon überzeugt war, so groß waren seine Besorgnisse über die Haltung der preußischen Bevölkerung, falls das französische Heer von schweren Schicksalsschlägen

---

[1]) J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg, 2. Aufl. Berlin 1884, II, S. 8 ff., die Eingabe der Deputierten in meinen „Freiwilligen Gaben und Opfer des preußischen Volkes in den Jahren 1813/15", Mitteilungen der königl. preußischen Archivverwaltung, Heft 23, Leipzig 1913, Urkundenanhang.

[2]) Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, Hamburg 1838, I. S. 536, Berlin, 22. Januar 1813.

[3]) Le Coq an Bülow, Berlin, 25. Aug. 1812, G. St.-A. Rep. 77, XVII Nr. 2 vol. I.

[4]) Stägemann an Witzmann, Berlin, 29. September 1812, Rühl, Franzosenzeit S. 235.

getroffen werden sollte und die benachbarten Gebiete das Zeichen zu einer Insurrektion geben würden. Ihm war die Vereinigung zu einer allgemeinen Erhebung sicher; sie würde sich selbst gegen die Regierung richten [1]). In der Hauptstadt machte sich bereits die gleiche Stimmung geltend, welche bald die preußischen Landschaften durchfluten sollte. Aber während die vielen kleinen literarischen, d. h. patriotischen Zirkel, das Volk auf der Straße und bei der Arbeit glaubten, daß die Zeit der großen Katastrophe gekommen sei, hielt man in den Kreisen der Regierung die heroische Tat Rostopschins, den Rückzug der Großen Armee nicht für entscheidend. Man erwartete Ausschlaggebendes erst von der Landung der Schweden und Engländer, von den Niederlagen der französischen Truppen in Spanien. Man war entschlossen, nur in Gemeinschaft Österreichs einen Schritt zu wagen. Am 23. November erklärte Hardenberg dem in England weilenden Gneisenau, „daß wir den Frieden als ein großes Glück betrachten und gern alles dazu beitragen werden, insofern er allgemein und sicher wäre, daß wir bereit sind, wenn der Friede nicht zu stande kommt, auch mittels kräftiger Maßregeln gemeinschaftlich mit Österreich zu handeln, wogegen wir dieses allein nicht vermöchten". Schon diese zurückhaltende Formulierung seines Zieles gegenüber den vorwärts drängenden Wünschen der Patrioten nach einer entschiedenen Stellungnahme gegen Frankreich zeigte, daß der Staatskanzler entschlossen war, die Politik Preußens nicht einseitig nach der russischen Seite festzulegen, sondern mit beiden Mächten Verhandlungen anzuknüpfen [2]).

Von dieser doppelseitigen Orientierung seiner Politik ging Hardenberg auch in der ersten Hälfte des Dezembers nicht ab. Man wußte in Berlin wohl von den ungeheuren Verlusten des französischen Heeres, aber noch nichts von ihrer völligen Vernichtung. Diese Katastrophe wurde erst in den Tagen vom 15.—22. Dezember daselbst bekannt. Der Aufenthalt Napoleons in Dresden am 14. Dezember sowie die von dort aus erfolgte Aufforderung an den König, die Hilfstruppen auf 30 000 Mann zu verstärken, führten einen Fortschritt in den preußischen Maßnahmen herbei. Die auf eine Anregung des Königs selbst zurückgehen-

---

[1]) Alfr. Stern, Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit, Leipzig 1885, S. 393.

[2]) Über die preußische Politik während dieser Wochen vgl. M. Lehmann, Scharnhorst II, S. 470 ff. Seine Anschauung erfährt in wesentlichen Punkten eine Revision durch P. Bailleu, Preußen am Scheidewege, Deutsche Rundschau 39. Jahrgang, Februar 1913, S. 211 ff. Hardenbergs schwierige Aufgabe, die vorwärtsdrängende Haltung des Volkes und die pessimistische Auffassung des Königs miteinander in Einklang zu bringen und so allmählich den Umschwung herbeizuführen, erhält hier die rechte Würdigung.

den Befehle vom 19. und 20. ordneten eine Vermehrung der militärischen Streitkräfte jenseits der Weichsel an. Es war ein Schritt, der nach beiden Seiten hin ausgenutzt werden konnte. Dann gelangten russische Aufforderungen zum Anschluß auf dem Umwege über Dänemark nach Berlin. Man hörte, daß Boyen mit Aufträgen vom Zaren an der galizischen Grenze warte. Graf Narbonne erschien am 20. in besonderer Mission Napoleons am preußischen Hofe. Um dieser neuen Lage gegenüber Stellung zu nehmen, traten am ersten Weihnachtsfeiertage der Staatskanzler, Oberst von dem Knesebeck und Staatsrat Ancillon zu einer Beratung zusammen. Die Beschlüsse der Konferenz, liefen in militärischer Hinsicht darauf hinaus, „daß Preußen nicht einen Augenblick anstehen dürfe, seine Streitkräfte in allen seinen Provinzen zu sammeln und zu konzentrieren, die Festungen gehörig zu versorgen und seine Macht möglichst zu vermehren". In politischer Beziehung wurde in erster Linie die umgehende Verständigung mit Österreich betont; es sollte bewogen werden, mit Preußen eine bewaffnete Vermittlung zu übernehmen und Napoleon einen „billigen" Frieden vorzuschlagen. Im Falle seiner Verwerfung hoffte man bei entschlossenem Handeln den Krieg nach dem Oberrhein und zwischen Rhein und Weser zu verlegen. Alle Teilnehmer der Konferenz waren darin einig, „daß der gegenwärtige Zeitpunkt der einzige ist, wo gehandelt werden muß, um die Fesseln zu zerbrechen, in denen Europas Kontinent bisher geschmachtet hat". Hardenberg war entschlossen, nötigenfalls auch ohne Österreich den Anschluß an Rußland zu vollziehen.

Trotz aller Zurückhaltung, mit welcher diese Ergebnisse von dem Staatskanzler dem Könige vorgetragen wurden, empfand dieser sie doch als viel zu weitgehend. Für die Vermehrung der militärischen Streitkräfte geschah in den nächsten vierzehn Tagen nichts Tatsächliches. Erst der Kabinettsbefehl vom 12. Januar verfügte eine ansehnliche Verstärkung des Heeres. In politischer Beziehung mißtraute Friedrich Wilhelm III. der russischen Standhaftigkeit und Uninteressiertheit gegenüber der Erwerbung polnischer oder preußischer Gebiete nach den trüben Erfahrungen des Jahres 1807, und er mißtraute der Möglichkeit, daß Rußland und Österreich sich verständigen würden. Auf einer Einigung der drei Ostmächte aber baute sich seine ganze Hoffnung auf, die mit solchen Anschauungen von Anfang an in ihrer Grundlage erschüttert war. Der König mißtraute weiter der militärischen und nationalen Kraft seines Volkes und sich selbst. Er rechnete nur mit der Unüberwindlichkeit Napoleons trotz der Niederlage als einem sicheren Faktor. Es wäre ihm wohl das willkommenste gewesen, wenn Österreich allein die Vermittlung zwischen den beiden Gegnern versucht und tatsächlich

einen allgemeinen Frieden zustande gebracht hätte. Gewiß sollte die Verständigung mit Österreich ins Werk gesetzt, der Anschluß an Rußland vorbehalten, aber zugleich auch alles sorgfältig vermieden werden, was einen vorzeitigen Bruch mit Frankreich herbeiführen könnte. Aus dieser politisch-militärischen Anschauung sowie aus seiner pessimistischen Charakteranlage heraus fehlte Friedrich Wilhelm III. der Drang zur Initiative, und er war deshalb, obwohl das französische Bündnis politisch und moralisch auf ihm lastete, nur schwer zu bewegen, sich von ihm zu trennen und eine neue, ungewisse Bahn zu betreten, welche ein schnell entschlossenes Handeln und zukunftsfreudigen Optimismus verlangte. Noch am 28. Dezember hielt er den Plan, den Krieg am Rheine zu führen, für eine Schimäre; er wollte ihn in den Norden verlegen, wo Preußen und Österreich, Rußland, England und Schweden am leichtesten zusammenwirken könnten. Ihm schien es am geratensten, bis zum Frühjahre zu warten, um zu sehen, ob Napoleon defensiv oder offensiv auftrete, dem Gegner also die Initiative zu überlassen. So mußte Hardenbergs Bemühen, selbst als er innerlich davon überzeugt war, daß nur ein Kampf auf seiten Rußlands dem preußischen Staate seine Freiheit und seine Größe wiedererringen könne, immer nur darauf bedacht sein, den König Schritt für Schritt zu dieser Anschauung zu führen, einen plötzlichen Bruch mit Napoleon zu vermeiden, dessen militärischer Gewalt die Hauptstadt des Landes und die Regierung, der Monarch selbst und seine Familie sich preisgegeben sahen.

In dieser unerquicklichen Lage traf sie die Nachricht von der Tauroggener Konvention. So freudig der König und Hardenberg die freie militärische Verfügung über das kriegsgeübte Korps begrüßten, so unwillkommen war ihnen die politische Stellungnahme Yorcks. Sollte in Berlin die bisherige Richtung der diplomatischen Maßnahmen innegehalten werden, so blieb der Regierung nichts anderes übrig, als den Schritt öffentlich zu desavouieren, ganz abgesehen davon, wie der König und Hardenberg innerlich zu ihm standen. Bereits am 10. Januar gelangte der Entschluß Friedrich Wilhelms III., die Konvention von Tauroggen nicht zu ratifizieren, sondern ihren Urheber seines Kommandos zu entsetzen, zur Kenntnis Yorcks und des Königsberger Regierungspräsidenten v. Auerswald. Sie verbreitete sich bald in Stadt und Land, wo die Stimmung für die russischen Befreier von Tag zu Tag gewachsen war. Fast allgemein hoffte man, daß Preußen sich dem östlichen Nachbar anschließen, auf diese Weise die Provinz dem Staate erhalten und sie vor der gefürchteten Rückkehr der Franzosen sichern werde. Die russischen Offiziere und Generale suchten öffentliche Beweise dieser allgemeinen Sehnsucht und Geneigtheit zu erhalten und sie in den Blättern

bekannt zu geben. Die Behörden ihrerseits bemühten sich, Ausbrüche solcher Stimmungen zu verhüten. Frohen Sinnes zogen die neu ausgehobenen Beurlaubten, die Krümper und Rekruten aus der Provinz, der Weichsel zu, denn niemand zweifelte daran, daß die Fortsetzung des Krieges im Bündnisse mit dem verhaßten Frankreich eine moralische Unmöglichkeit bedeute. Niedergeschlagenheit bemächtigte sich zunächst der Gemüter, sobald man die öffentliche Mißbilligung der Konvention durch den König erfuhr. Die Bewohner fürchteten, daß das bisherige musterhafte Benehmen der russischen Truppen sich in sein Gegenteil verwandeln, daß Preußen bis zur Weichsel ein Glied des weiten Zarenreiches in Zukunft werden könne. Hatte darum die verarmte, „bis zur Agonie" mitgenommene Landschaft die neuen Lasten der Einquartierung und Verpflegung der fremden Truppen geduldig ertragen, hatten sich die jungen Mannschaften darum ihrem Könige bereitwillig zur Verfügung gestellt, um sich nun in allen ihren Erwartungen getäuscht, von der eigenen Regierung verlassen zu sehen? — Die Niedergeschlagenheit wurde zum Widerspruche gegen das von Berlin aus befolgte politische System. Die Armee wollte den Kampf gegen Frankreich. Am 12. Januar wußte Yorck, daß das links der Weichsel stehende Korps des Generals Bülow sich ihm anschloß, und gleich am folgenden Tage schrieb er dem Kameraden: „Was für Ansichten hat man in Berlin? Ist man schon so tief gesunken, daß man es nicht wagen darf, die Sklavenketten zu zerbrechen, die wir seit fünf Jahren so demütig tragen mußten? Jetzt oder niemals ist der Zeitpunkt Freiheit und Ehre wiederzuerlangen. — Mit blutigem Herzen zerreiße ich die Bande des Gehorsams und führe den Krieg auf meine eigene Hand." Und dem Prinzen Dolgoruki gegenüber sprach er kurz darauf von dem Unglück, daß der König in die Hände des Feindes fallen würde; aber, so fügte er hinzu, unser Entschluß ist gefaßt; einer der Prinzen würde uns in seinem Namen befehligen, gleich den Spaniern würden Frauen und Kinder die Waffen ergreifen. Das waren Anschauungen, wie sie Arndt seit dem zweiten Teile des „Geistes der Zeit" vertreten hatte. In den Kreisen der Deputierten zum Landtage regte sich das Mißtrauen gegen die Umgebung des Monarchen. Sie wandten sich an ihn mit der ehrfurchtsvollen Bitte, „den Entschluß zu fassen, der unserer Überzeugung nach nur allein imstande ist, uns zu retten" (11. Januar). Es gab bereits Leute, die es mehr für ein glückliches Ereignis als für ein Übel ansahen, wenn der König in die Hände des Feindes fiele, weil die Armee und die Nation dann ihre ganze Energie entfalten könnten, deren sie fähig sind. In der Provinz drohte eine Insurrektion gegen die Regierung auszubrechen, eine Organisation von Volksaufständen sich vorzubereiten, wenn Yorck, schon jetzt argwöhnisch

beobachtet, seinen Platz verließ, die oberste Leitung der auf den Krieg und das Heer sich beziehenden Angelegenheiten als Generalgouverneur aufgab. Er entschloß sich in der Annahme, daß der König keinen freien Willen habe, um seine eigentliche Absicht kundzugeben, „als treuer Diener, als wahrer Preuße und ohne alle persönlichen Rücksichten" den Befehl zu ignorieren, auch weiterhin für die Ergänzung und Bewaffnung seines Korps zu sorgen, damit es in die nahe Entscheidung kampfbereit eingreifen könne. Die Zivilbehörden ihrerseits mühten sich ab, jede Veranlassung zum Ausbruch der unter der Asche glimmenden Flamme zu unterdrücken. Sie fühlten sich durch ihren Eid gebunden, als daß sie das weitere Vordringen der russischen Truppen durch Vorkehrungen und Veranstaltungen ihrerseits begünstigt hätten. Außerdem war in ihnen nach der Besetzung Memels durch den Russen Paulucci das Mißtrauen erwacht, ob auch wirklich das Zarenreich bei einem Friedensschlusse sich mit den bisherigen Grenzen begnügen würde. Arndt beurteilte Auerswald und seine Amtsgenossen gewiß recht, wen er meint, sie hätten den Wert der „fides moscovitica und der fides Alexandrina" im Tilsiter Frieden zu sehr erfahren, als daß ihr Vertrauen noch einmal bedingungslos gewesen wäre. Um so schwerer wog der Entschluß Yorcks, daß er am 21. Januar den Befehl zum allgemeinen Vorrücken seiner Truppen erließ. Am 24. sollten sie aus den Kantonnements bei Tilsit, die sie nach den Abmachungen der Konvention eingenommen hatten, aufbrechen. Als Parole, Losung und Feldgeschrei des Tages aber wurde ausgegeben: Roßbach, Friedrich, frei [1])!

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese Willenskundgebung Yorcks zur Fortsetzung seiner Tat durch die sichere Nachricht von der Ankunft Steins mitbestimmt wurde. Schon bevor er nach Gumbinnen kam, wußte Schön, daß der Vertraute des Kaisers die Angelegenheiten Rußlands besorgen solle, sofern sie Einfluß auf das preußische Gouvernement haben [2]). Er war in der Tat mit einer absoluten Vollmacht Alexanders für alle Verwaltungssachen versehen, welche sich auf den Krieg und die russische Armee bezogen, solange Ost- und Westpreußen von dem Mittelpunkt ihrer Regierung durch die fremden Truppen ge-

[1]) Berichte an Hardenberg: von Auerswald Königsberg, 7. Januar, von Wißmann Marienwerder, 9. und 10. Januar, von Auerswald Königsberg, 10. Januar, von Wißmann Marienwerder, 12. Januar, von Schön Gumbinnen, 16. Januar, von Auerswald Königsberg, 18. Januar, von Wißmann Marienwerder, 19. und 20. Januar, von Schön Gumbinnen, 20. Januar, von Troschel Königsberg, 27. Januar 1813, im G. St.-A. Rep. 74 O. Ap. Nr. 2 vol. VI. Schiemann, Konvention von Tauroggen, Historische Zeitschrift 84 (1900) S. 210. — Arndt, Wanderungen S. 85 gegen Lehmann, Stein III, S. 223 über die Beurteilung der ostpreußischen Beamten.

[2]) Schön an Hardenberg, 20. Januar a. a. O.

trennt und solange die Verhältnisse zu Berlin noch unentschieden seien. Seine Sendung hatte ihr Ziel erreicht, sobald ein „endliches Abkommen" mit dem Könige getroffen war. In diesem Augenblick wurde die Verwaltung der Provinz ihm zurückgegeben. Als Bevollmächtigter des Zaren regierte er das Land, dessen Heer und dessen Bevölkerung aus Treue gegen ihren König und aus dem Willen, ihm und der Monarchie die Unabhängigkeit wiederzuerringen, von seiner gegenwärtigen Politik sich losgesagt hatten, nunmehr selbständig handelten. In der Stellung des Reichsfreiherrn gewann die eigentümliche Lage der Provinz ihren persönlichen Ausdruck [1]).

Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, weiter die Maßnahmen zu schildern, die Stein traf, um dem Lande und seiner bedrängten Lage aufzuhelfen und die so gewonnenen Hilfsmittel zugleich in den Dienst des großen Kampfes zu stellen, die berechtigten und unberechtigten Gründe des Widerstandes darzulegen, welche sie von seiten der Behörden und von seiten Yorcks fanden. Arndt selbst gesteht es ja, daß er von diesen Dingen wohl berührt wurde, daß er aber nicht aktiv an ihnen sich beteiligte [2]). So genügt es, darauf hinzuweisen, daß die Aufhebung der Kontinentalsperre und die Öffnung der preußischen Häfen dem Handel neue Erwerbsquellen erschloß, dem Ackerbau eine bessere Verwertung seiner Produkte gestattete; daß die gesetzliche Einführung des russischen Papiergeldes trotz des anfänglichen Einspruches der Behörden durchgesetzt wurde; daß Stein noch am 22. Januar ohne Rücksicht auf die Kronrechte Auerswald ersuchte, für den 5. Februar einen Generallandtag auszuschreiben und daß dieser nach mancherlei Einwendungen der Behörden in der Tat an jenem Tage zusammentrat, um über die Errichtung eines Landsturmes und einer Landwehr zu beratschlagen. Am 7. wurden die Anträge von den Ständen einstimmig angenommen und am folgenden Tage von Yorck genehmigt. Stein gebührt das Verdienst, diese Dinge in Fluß gebracht zu haben. Was die dem Landesherrn verpflichteten Behörden nur schweren Herzens und mit innerem Widerstreben hätten leisten können, war ihm infolge seiner freieren Stellung ohne innere Konflikte möglich. Noch am 7. Februar kehrte er in das Hauptquartier des Kaisers zurück, während sein getreuer Begleiter in der Hauptstadt des Landes blieb.

Arndts schriftstellerische Tätigkeit fand in den gezeichneten Stimmungen und Bestrebungen des preußischen Landes den rechten Boden. Hier war die Saat bereits aufgegangen, auf die nun seine Lieder und

---

[1]) Pertz, Stein III. S. 276.

[2]) Wanderungen S. 80.

Schriften befruchtend wirken sollten. Hier konnte die ihm eigentümliche Aktivität sich geltend machen.

Wohl schon vor seiner Ankunft in Königsberg war sein Aufruf „An die Preußen" fertig mit dem aus Livius XXI. 41 entlehnten Motto: Nicht nur häusliche Sorgen sollen den Bürger bei dem Widerstande bewegen, sondern alle Staaten Germaniens schauen auf ihn; wie unsere Kraft und Tapferkeit, so wird das Geschick des deutschen Reiches sein. Er erinnerte die Preußen, seine „geliebten Landsleute" an das Elend und den Jammer, den der eine Mann über sie gebracht hatte. Napoleon „zog über euer Glück und eure Ehre dahin wie der giftige Bauch der Boaschlange verwüstend und verpestend über ein fruchtbares Gefilde zieht". Er schilderte ihnen den Feldzug des Jahres 1812, seinen scheinbar so ruhmvollen Anfang und sein so schimpfliches Ende für den Franzosenkaiser und sein Heer: „Ihr habt dieses Weltgericht der gerechten Vorsehung vorübergehen sehen." Der Tag des Verderbens wurde der Ruf zur Befreiung. Der russische Kaiser wolle nicht das Land, das seine Heere betreten haben, sondern nur die Erlösung des preußischen Vaterlandes und des preußischen Königs, die Wiederherstellung Deutschlands, die Beruhigung Europas. Gleich dem russischen Volke sollten auch die Preußen in Gottesfurcht, in Vaterlandsliebe und in Freiheitsbegeisterung sich erheben. Ihnen falle die hohe Aufgabe zu, als die ersten Deutschen in das neue Leben voranzuschreiten. Und wie Yorck beschwor auch Arndt die Schatten der Vergangenheit herauf, um die Enkel zu dieser Arbeit zu wappnen: „die Schatten eurer edlen Vorfahren, die Geister eurer großen Herrscher, der Geist eures unsterblichen F r i e d r i c h ermahnen euch, wacker und frisch zu sein. Gott hat das Seinige getan, nun ist es an Euch, das Eurige zu tun, den Kampf zu bestehen, den Kampf für die Freiheit, Ehre und Gerechtigkeit, für Wissenschaft und Kunst, für Eltern und Kinder, für die Weiber und die Bräute, für das gegenwärtige Geschlecht und für die künftigen Geschlechter. Nur ein blutiger Franzosenhaß kann die deutsche Kraft vereinigen, die deutsche Herrlichkeit wiederherstellen, alle edelsten Triebe des Volkes hervortreiben und alle niedrigsten versenken. Dieser Haß, als Palladium deutscher Freiheit den Kindern und Enkeln überliefert, muß künftig an der Schelde, an dem Vogesus und den Ardennen Germaniens sicherster Grenzhüter sein." Und als gelte es einen Kreuzzug, rief Arndt ihnen zum Schlusse zu: „Preußen! Das Zeitalter, das Vaterland, die Welt sieht auf euch: die ersten müssen die glänzendsten sein. Gott hat Gericht gehalten, Gott hat die Bahn geöffnet, Gott will, wollet auch!" Das Flugblatt fand schnelle Verbreitung. Bereits in den ersten Februartagen war es in Berlin und in Breslau bekannt. Die Ober=

regierungskommission erwähnte es in ihrem Protokoll vom 6. Februar als „in sehr vagen Ausdrücken gefaßt". Besser wußte es Hardenberg zu würdigen. In seinem Immediatberichte vom 8. nannte er es „une proclamation tres bien écrite, mais infiniment exalté et insurrectionelle"; es sei geschrieben von Arndt, einem der Hitzköpfe unter den deutschen Schriftstellern. In der Tat war diese Kundgebung, von Satz zu Satz, von Abschnitt zu Abschnitt die innere Erregung steigernd, meisterhaft abgefaßt. Sie entsprach der Stimmung des Landes, die sie vorfand, und war wohl geeignet, sie auf der Höhe des nationalen Enthusiasmus zu erhalten, den die Tat Yorcks in den Herzen der Ostpreußen ausgelöst hatte [1]). Dem Aufruf zur Seite ging ein poetisches Stück „An die Preußen". Das Lied „an die deutsche Legion und alle wackeren Deutschen", das bereits in Petersburg entstanden war, wurde an einzelnen Stellen umgeändert. Für die Deutschen treten die Preußen ein, der Geist Friedrichs blickt auf sie hernieder, in ihrem Beginnen ermannt sich der ganze Staat [2]). Ohne daß das Ganze auseinanderfällt, können einzelne Strophen wegbleiben, größere Satzgefüge verändert werden. So bildet es einen Beweis, wie wenig die Arndtschen Gedichte oft ein innerlich zusammenhängendes Bild darstellen oder eine Tatsache einheitlich zu gestalten vermögen.

Von viel geringerer Bedeutung als der Aufruf „An die Preußen" sind zwei andere Flugschriften Arndts aus diesen Tagen: „Aufruf an die Deutschen zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Franzosen" und die Übersetzung von Uwarows „Betrachtungen über das Konkordat", die mit einer Einleitung versehen wurden. Beide wandten sich an alle Deutschen, verlangten eine energische Zurückdrängung der partikularistischen Sondergelüste, einen Kampf aller für alle. Sie mahnten, jeden Religionsstreit aufzugeben, in erster Linie sich selbst zu vertrauen, dann allen Nationen, welche zur Befreiung mitwirken wollen, sich nicht durch scheinheilige und gleisnerische Vorspiegelungen des Gegners wankelmütig machen zu lassen. Beide Flugschriften litten nicht nur unter der Fülle der Erklärungsversuche von Worten sowie der Vorwegnahme der Urteile und Schlüsse, die erst der Leser ziehen sollte, sondern ihre Wahrheiten verhallten auch unter dem Wust der Schmähungen, mit denen der Gegner bedacht wurde. Es war daher verständlich, wenn die Berliner Behörden sich weigerten, den „Aufruf an die Deutschen" in der Hauptstadt von neuem drucken zu lassen, obwohl der Ertrag ausschließlich zur Equipierung junger Freiwilliger bestimmt sein sollte. Sie be-

---

[1]) Czygan II, 1 S. 41; Lehmann, Stein III, S. 247 Anm.

[2]) Vgl. oben S. 371; Czygan I, S. 150 u. 139 ff.

fürchteten, daß solche Schriften dem eigentlichen Zwecke mehr schaden als nützen würden und sie trugen Bedenken, vor der offiziellen Veröffentlichung des Bündnisses zwischen Preußen und Rußland, obwohl die Franzosen Berlin bereits verlassen hatten, solche Schmähschriften gegen den bisherigen Bundesgenossen zu publizieren [1]). Die Flugschriftenliteratur hatte sich sofort der Stoffe bemächtigt, welche der Brand von Moskau, der Rückzug der Armee, ihre Leiden und Drangsale, die Flucht des Kaisers darboten. Sie trug das ihrige dazu bei, um den Verzweifelnden neuen Mut zu geben, die Unterdrückten zur Rache aufzufordern. In die Reihe der damals weit verbreiteten, der über das Niveau des etwas laut sich vordrängenden Patriotismus sich nicht erhebenden Schriften gehörten die letzten beiden Arbeiten Arndts, überragten sie nicht an innerem Gehalt oder packender Darstellungskunst. Sie trugen deutlich die Spuren der Schnelligkeit an sich, mit der sie niedergeschrieben wurden, und sind gleich den übrigen unter den Stürmen und Erfolgen der nächsten Jahre verloren gegangen, selbst von ihrem Verfasser nicht mehr beachtet worden. Auf die Höhe der publizistischen Tätigkeit unseres Autors führen dagegen drei andere Schriften, die er während der ersten Wochen seines Aufenthaltes in Königsberg niederschrieb: die zweite Auflage des „kurzen Katechismus“, „Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmung der deutschen Legion“, „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“

Als die erste Auflage des „kurzen Katechismus“ Ende Oktober 1812 zu Petersburg erschien, hatte ihn der Herzog Peter von Oldenburg „viel zu wild und zu revolutionär“ gefunden [2]). Nachdem jetzt endlich diese auf öffentliche Kosten gedruckten Exemplare vergriffen waren, ging Arndt daran, eine neue Auflage herzustellen. Sie ist nach seinem eigenen Ausspruche „ebenso revolutionär“. Die alten Kapitel wurden, abgesehen von zwei belanglosen Änderungen, ganz wörtlich wieder abgedruckt. Zwischen den Kapiteln „von der Frömmigkeit“ und „wie ein teutscher Soldat jetzt sein muß“ schob der Verfasser ein weiteres „von der Hingebung“ ein; es weist auf die Bedeutung der Selbständigkeit und der Freiheit für den Staat und für den einzelnen Menschen hin, es mahnt zur freudigen Hingebung in den von Gott verordneten Kampf für die Freiheit und für das Vaterland. An den Schluß setzte er ein neues Kapitel: „Gottes Gericht. Ermunterung des teutschen Volkes“, welches in schlichter Form die Geschichte des Feldzuges 1812 erzählt und die Deutschen ermahnt, Zeit und Stunde der Befreiung nicht unbenutzt vorüberziehen zu lassen. Dem poetischen Teile wurde ein zweiter Anhang

[1]) Czygan a. a. O. I, S. 151, II. 1 S. 53 ff. 241.

[2]) Vgl. oben S. 358 ff.

hinzugefügt; er enthält die während der letzten Monate in Petersburg entstandenen Lieder, die wir bereits kennen, unter ihnen das Vaterlandslied „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ mit seiner imperatorischen Aufforderung zum Freiheitskampfe:

„Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen:
Auf! fliege, stolzes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien“;

Dann weiter das Volkslied „Frisch auf“ (Gottes Gericht): „Es wirbeln die Trommeln. Heraus! heraus!“ mit seiner frischen Kampfeslust und seinen finsteren Klängen von dem schauerlichen Untergange des französischen Heeres, das Marschlied „Frischauf! ihr Kameraden! Wie ziehen in das Feld.“ Den Schluß bilden drei Lieder, die nicht von Arndt herrühren: ein Wechselgruß zwischen Ausziehenden und Heimkehrenden ohne Nennung des Verfassers, das Schwertfegerlied des jugendlichen Freiherrn Alexander v. Blomberg, der bald an den Toren Berlins den Heldentod finden sollte, und das „Gebet des Patriarchen Platon beim Anblick des brennenden Moskau“, eine Übersetzung aus dem Russischen von Stägemann. Diese fremden Lieder veranlaßten ihn während der Untersuchung zu Bonn, bei der Vernehmung über den Soldatenkatechismus diese ihm vorgelegte Auflage zunächst als nicht von ihm herrührend hinzustellen. Allmählich wurde nach den langen Jahren die Erinnerung an jene Verhältnisse wieder lebendig, und er bekannte, daß auch diese bei Nicolovius erschienene Auflage auf Befehl und im Auftrage der russischen Regierung geschrieben sei. Der Irrtum war um so begreiflicher, als von ihr nie ein Exemplar in seine Hände gelangte. Sie wurde erst vollendet, als er bereits in Dresden weilte, und dann entweder an die Gefangenen in Königsberg verteilt oder „als papiernes Geschütz“ in die Gebiete der Rheinbundstaaten jenseits der Elbe versandt. Größere Bedeutung hat sie nicht erlangt [1]).

Mit dieser zweiten Auflage des „kurzen Katechismus“ steht in einem engen inneren Zusammenhang die andere Schrift „Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmung der teutschen Legion“. Der Unglücksstern, der seit ihren Anfängen über die mit so großen Hoffnungen begrüßte

---

[1]) G. St.-A. Rep. 77, XXV O, Litt. A Nr. 5 vol. spec. XVIII. Arndt an Trinius, Königsberg, 27. Februar 1813: „Meinen Soldatenkatechismus habe ich umgearbeitet und lasse ihn drucken“; Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau“ Jahrgang 32 (1912) Nr. 53 (2. März).

Einrichtung schwebte, war nicht von ihr gewichen. Noch am 20. März beklagte einer ihrer besten Offiziere, Friedrich v. Horn, das herbe Geschick, das sie von jedem Kampf ferngehalten, ihr nur Leiden und Mühsale zuerteilt hatte. Arndt sah in ihr den ersten Ausdruck der „Idee teutscher Allgemeinheit", und er hatte doch so viel durch seine Tätigkeit in Rußland erreicht, diesen Gedanken „zur Religion der meisten Offiziere und Gemeinen dieses Häufleins" zu machen. Aber der Masse fehlte immer noch der Führer. So forderte ihr geistiges Haupt in zwei dringenden Briefen von Königsberg aus Gneisenau auf, so schnell als möglich hinzukommen und im Auftrage des Kaisers von Rußland den Oberbefehl über sie zu übernehmen, damit sich unter seiner Leitung um jenen Kern die gebildeten Stände der kleineren Staaten für den Freiheitskampf zusammenschlössen; dann werde in der Legion trotz ihrer verschiedenen Bestände ein Geist heranwachsen, der auch das Pedantische und Engherzige zur Begeisterung zwinge [1]). Diesem Zwecke sollte in erster Linie die zweite Auflage des „kurzen Katechismus" gelten, für ihn wurden auch die „Zwei Worte" niedergeschrieben. Die deutsche Legion, so führen sie aus, war während des Jahres 1812 gleichsam der Sammelplatz aller freien und männlichen deutschen Seelen, die von den Franzosen und ihrem Anhange im eigenen Vaterlande zu Narren und zu Verrätern, zu Aufrührern gegen ihren Herrn gestempelt wurden. Um solche Vorwürfe zu entkräften, legte Arndt nach einer kurzen Erörterung über die Entstehung der Truppe noch einmal die Begriffe Vaterland, Fürst und Gehorsam dar, wie er sie aufgefaßt haben will: Das deutsche Vaterland das ganze Land der deutschen Sprache, die Fürsten die ersten und höchsten Diener des Vaterlandes und des Volkes an Gottes Statt, soldatischer Gehorsam und soldatische Ehre der Waffendienst des Volkes für Vaterland, Freiheit und Gerechtigkeit. In ihm ist jeder Unterschied und jede Zwietracht vergessen. Die unselige Trennung in Einzelstaaten und die religiösen Spaltungen finden ihr Ende, sobald es den Kampf für Deutschland und deutsches Volk, deutsche Ehre und deutsche Treue durchzufechten gilt. Der Zweck des heiligen Krieges ist es nicht, fran-

---

[1]) Fr. v. Horn an Gneisenau, Königsberg, 8./20. März 1813, Pick a. a. O. S. 239 f. Arndt an Gneisenau, Königsberg, 2. und 7. Februar 1813, Pick a. a. O. S. 242 ff. Am 20. Januar (1. Februar) schreibt auch A. v. Schöler, außerord. preuß. Gesandter am russischen Hofe, an Gneisenau: „Die Errichtung der deutschen Legion hat mit vielen Hindernissen zu kämpfen, die, glaube ich, aus einigen Fehlgriffen der Oberen entstanden sind", Pick a. a. O. S. 235 ff. W. Dorow, Erlebtes aus den Jahren 1790—1827, IV, Leipzig 1845, S. 63 ff. druckt den Brief eines höheren Offiziers der russisch-deutschen Legion an einen Staatsrat in Breslau, Königsberg, 28. Februar 1813, ab, welcher die Tätigkeit Steins und Arndts in der Legion verurteilt. An Gegnern hat es beiden sicherlich nicht gefehlt. D. war ein ausgesprochener Gegner Steins.

zösische Freiheit und Gleichheit durchzuführen, Könige und Fürsten nach dem Vorbilde der Revolution zu ermorden, sondern die Deutschen wollen „die Fürsten zum Gehorsam zwingen, den Verrat der deutschen Buben strafen, den Übermut der Franzosen dämpfen, ihr Land von der Knechtschaft erlösen und Ordnungen stiften, wodurch die Freiheit für lange Zeit befestigt und beschützt werden kann". Ein Band allgemein-deutscher Kameradschaft soll die Glieder der Legion vereinigen. Die kleinlichen Unterschiede der „Befehlenden und Gehorchenden" sollen aufhören, indem jeder Mann, der für das Vaterland streitet, in erster Linie als ein Ehrenmann, als Freund und Bruder geachtet wird. Hat auch England die Schar in Sold genommen, so wird es ihr doch einen berühmten deutschen Mann — es ist offenbar Gneisenau gemeint — zum Feldherrn geben, und sie soll nur in Deutschland gegen die Franzosen verwandt werden. So kommt zum Schluß der leitende Gedanke der Schrift in dem Liede „Des Teutschen Vaterland", dessen Anfänge auf der Reise von Petersburg nach Königsberg entstanden waren, noch einmal zum rhetorischen Ausdruck. Indem der Dichter sechsmal die Frage: „Was ist des Teutschen Vaterland?" wiederholt und die Beantwortung mit einzelnen Landschaften und mit einzelnen, von den Fürsten begründeten Sonderstaaten zurückweist, spannt er die Aufmerksamkeit des Hörers und Sängers aufs höchste, um in der siebenten Strophe die Antwort zu geben:

„So weit die teutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Teutscher, nenne dein!"

und in der zehnten sie noch einmal dem Leser als ein Gebet zu Gott vorzuhalten:

„Das ganze Teutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh' darein!
Und gieb uns rechten teutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Teutschland soll es sein!" —

Von diesem Alldeutschland der Zukunft wandte sich die Tätigkeit Arndts wiederum hin zu den nächsten Aufgaben der Gegenwart. Als einst die französischen Heere des Imperators die pommersche Heimat zu überfluten drohten, da hatte Schwedens König die Errichtung einer Landwehr zur Verteidigung des Landes befohlen. Arndt war an diesem Geschäft beteiligt gewesen [1]). Jetzt galt es für Preußen bis zur Weichsel

---

[1]) Vgl. oben S. 172.

das gleiche Institut ins Leben zu rufen. Aufklärung über sein Wesen und Belehrung über seine Bedeutung waren notwendig für das Volk, wenn es die vom Landtage gestellten Forderungen mit sittlichem Geiste durchdringen sollte. So schrieb sein treuer Gehilfe noch in den Januartagen „in Steins Sinn und Befehl" seine Schrift „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?"

Beide Einrichtungen waren eine alte Sitte bei dem deutschen Volke. In den Wybranzen hatte diese Form der Bewaffnung auch in preußischen Landen bestanden, war dann aber durch die Schöpfer des stehenden Heeres zurückgedrängt worden. Erst die Franzosen, so zeigt Arndt seinen Lesern, haben das ganze Volk wieder gegen den Feind zu führen gewußt, während die deutschen Fürsten es nicht zu gebrauchen verstanden, ja sogar die aufständischen Bewegungen gegen die Fremdherrschaft mißgünstigen Auges ansahen. Dann erhoben sich die Volkswehren der Spanier, der Österreicher und zuletzt der Russen. Mit ihnen hat Gott selbst den Weg gewiesen: alle Völker, vor allem das deutsche Volk, müssen sich jetzt erheben. Die größte Eile tut not. Es genügt nicht, die stehenden Heere auszubilden, zu ergänzen und zu vermehren, sondern weil der gewaltige Gegner die ganze Volkskraft zu seinem Angriffe verwendet und nach seinem Willen gebraucht, muß auch das deutsche Volk ein gleiches tun. Dann ist ihm der Sieg sicher. Diese Volksbewaffnung umfaßt alle wehrhaften Männer des ganzen deutschen Landes, sobald es von den Franzosen gesäubert ist, vom 20.—60. Lebensjahre. Sie zerfällt in zwei Teile: die Landwehr und den Landsturm. Die Landwehr begreift alle Männer vom 20. bis zum 30. oder 35. Lebensjahre in sich. Sie wird ordentlich soldatisch geübt und bewaffnet, und ist dazu bestimmt, nicht nur ihre Landschaft zu verteidigen, sondern auch das wirkliche, zum Angriff bestimmte Kriegsheer zu verstärken. Dem Landsturm dagegen, dem alle anderen waffenfähigen Männer angehören, kommt nur die Aufgabe zu, die Landschaft und den eigenen Herd zu schützen. Er ist also im wesentlichen ein Mittel zur Verteidigung, und soll nicht außerhalb seiner Heimat in entfernteren Gegenden verwandt werden. Seine Mitglieder sind dem ins Land eingedrungenen Gegner ein weit gefährlicherer Feind als das stehende Heer, weil sie allenthalben und nirgends sich befinden. Sobald die Gefahr vorüber ist, geht jeder wieder seinem Geschäfte nach. Einer besonderen gleichmäßigen Ausrüstung bedarf es für den Landsturm nicht. Alle Waffen sind ihm willkommen.

So soll das ganze Volk in den Befreiungskampf geführt werden. Es soll sich selbst die uralten deutschen Sprachgrenzen wiedererobern, denn solange Frankreich den Rhein, den heiligen germanischen Strom,

behält, bleibt es der gebietende Staat Europas. Ein Mut und eine Begeisterung muß alle Stände beseelen: den Adel und die Beamten, die Gelehrten, Priester und Lehrer, den einfachen Bürger und Bauersmann. Der Krieg für das Vaterland und die Freiheit ist ein heiliger Krieg: „jeder, der mit seinem Volke nicht Glück und Unglück, Not und Tod teilen will, ist nicht wert, daß er unter ihm lebe, und muß als ein Bube oder Weichling aus ihm ausgestoßen oder vertilgt werden". Mit dem Mute soll sich die Frömmigkeit vereinen. Sobald der Landsturm oder die Landwehr eines Kreises sich sammelt, findet ein gemeinsamer Gottesdienst statt, in dem der Prediger den Zweck des Kampfes darlegt. Der Gesang geistlicher Lieder beendet die täglichen Übungen der Landwehr. Ihre Mitglieder legen beim Eintritt immer in großer Gemeinschaft den Treueid ab. Die Fahnen werden geweiht. Beim Auszug vereint alle noch einmal ein Gottesdienst in der heimatlichen Kirche, sie werden für das große Werk eingesegnet und nehmen miteinander das Abendmahl. Alle äußere Zierlichkeit ist unnütz. Nur gemeinsame Abzeichen sollen ihre Gemeinschaft kundtun: das Zeichen der Landschaft und ein Kreuz mit daran hängendem Schwerte oder ein bloßes Schwert mit Eichenblättern.

Arndt verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß mit der Landwehr etwa die französische Konskription nachgeahmt werden soll, die nur für den Krieg zugeschnitten sei, mit der alle Freiheit und Wissenschaft untergehe. Sobald der gegenwärtige Kampf zu einem glücklichen Ende geführt ist, wird in dem deutschen Volke ein neuer Geist erwachen. Er führt dann Einrichtungen herbei, „die nicht gerade soldatisch sind, die aber das Volk so wehrhaft und kriegerisch machen, daß es künftig vielleicht zwei Drittel der stehenden Heere abschneiden und dadurch eine unendliche Last von seinem Nacken wälzen kann". Nur in diesem Sinne darf eine allgemeine Volkswehr eingerichtet werden, nur dann wird auch „der kühne und freie Geist" nicht fehlen. Geschieht es nicht, dann ist der Kampf vergeblich, dann bleiben die übermütigen Gegner fürs erste die Herren: „Sie haben vielen Geist der Lüge und des Stolzes, aber immer einen Geist. Diesen werden wir nur überwinden, wenn wir den höheren Geist der Frömmigkeit, der Treue und der Tugend in den Kampf setzen." So soll — und noch einmal mahnt der Verfasser an die Vorbilder in Spanien, Rußland und Tirol — jeder deutsche Mann mit der lebendigen Kraft des Wortes und der Tat für das gemeinsame Vaterland einstehen!

Der Inhalt der Schrift ist durchaus selbständig. Von dem gleichzeitig entstandenen Clausewitzschen Entwurf über Landsturm und Landwehr, der die Grundlage für die folgenden Beratungen der Stände

bildete und nach seiner Umarbeitung durch den ehemaligen Staatsminister Grafen Alexander Dohna, mit Bemerkungen Steins versehen, zunächst Yorck und dann dem Landtage vorgelegt wurde, unterschied sie sich in wesentlichen Punkten der Bestimmung und der Altersgrenze. Auch jener von Gneisenau dem Könige in August 1811 vorgelegte Plan über eine allgemeine Volksbewaffnung, von dem Arndt während seines Aufenthaltes in Breslau Kenntnis erlangt hatte, diente ihm nicht als Unterlage; in den einzelnen Punkten läßt sich keine Übereinstimmung erkennen. Vorbilder boten wohl die österreichische und die russische Landwehr. Die gleiche Altersgrenze vom 20.—60. Lebensjahre findet sich in der Verfügung Napoleons über die Miliz vom 12. März 1812, die sofort in Petersburg bekannt wurde und dort vielleicht auch zu den Ohren Arndts gekommen ist. Und die oben erwähnte schwedische Verordnung vom 30. April 1806 bestimmte in ihrem sechsten Artikel, daß in allen an den pommerschen Küsten gelegenen Seedörfern eine Volkszählung der Männer vom 19.—60. Lebensjahre veranstaltet werden sollte, um die Anzahl der tauglichen Matrosen für die in Stralsund liegende Division der Schwedenflotte zu ermitteln. Noch ein weiterer Punkt dieses Ediktes mag Arndt in Erinnerung gewesen sein, als er sich gegen jede Uniform aussprach: daß die Landwehr während der Dienstleistung ihrer eigenen Kleider sich bedienen könne, daß der Fiskus ihr nur die Bewaffnung, das Riemenzeug und die Ausrüstungsgegenstände liefern solle [1]).

Eine Einwirkung der Arndtschen Schrift auf die endgültigen Festsetzungen betr. die Landwehr in den Provinzen Litauen, Ostpreußen und Westpreußen auf dem rechten Weichselufer, welche der Landtag am 7. Februar vornahm, läßt sich nicht erkennen, trotzdem sie „auf öffentlichen Befehl geschrieben und auf öffentliche Kosten gedruckt" wurde und bereits in den ersten Februartagen erschienen war [2]). Dagegen wurde sie gleich überall im Volke verbreitet und in Elbing sofort nachgedruckt, sie erhöhte die allgemeine Stimmung und Überzeugung. „Es war", so sagt Friccius, „ein schönes kräftiges Wort zu seiner Zeit, und nie hat ein Volkslehrer schnellere und größere Wirkungen hervorgebracht." Bald sollte die Stunde schlagen, wo diese schlichte und wahrhaftige Verkündigung

---

[1]) Ad. Bezzenberger, Urkunden betr. die Erhebung Ostpreußens im Jahre 1813 und die Errichtung der Landwehr, Königsberg 1894, und C. Friccius, Zur „Geschichte der Errichtung der Landwehr in Ost- und Westpreußen und Litthauen im Jahre 1813", Königsberg 1863. — R. Müller, Geschichte von Arndts Schrift: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?", Nord und Süd, November 1907, S. 224 ff. M. übersieht die Bekanntschaft Arndts mit dem schwedischen Edikt. Eine ähnliche Monographie über den Kriegs- und Soldatenkatechismus wäre sehr erwünscht; dazu Czygan a. a. O. I, S. 152.

[2]) Müller a. a. O. S. 230.

von der Notwendigkeit des Volkskrieges in aller Herzen lebte als ein Zeichen der Beliebtheit, deren sich Landsturm und Landwehr im Volksbewußtsein erfreuten.

Dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch die Lieder, welche Arndt während dieser Monate dichtete. Schon in Petersburg hatte er mit seinem Liede von Schill eine neue Bahn volkstümlichen Gesanges sich gesucht: die Verherrlichung wichtiger Vorgänge und der Helden selbst, in der richtigen Erkenntnis, daß auf den schlichten Mann, auf den Soldaten die epische Kunst viel tiefer wirkt als die lyrische, daß es darauf ankomme, ihm die Gestalten der größten Männer der eben durchlebten Jahre so zu zeigen, wie der Dichter sie selbst gesehen hatte. So entstanden die Lieder vom festen deutschen Stein, vom braven Chasot, vom edlen York, vom tapferen Gneisenau, vom edlen Dörnberg. Allein es ist auffallend: in keinem dieser Gesänge hat Arndt wie etwa in Schill den rechten volkstümlichen Ton getroffen. Die rein innere, politische und sittliche Wirksamkeit Steins entzog sich vielleicht jeder derartigen Behandlung. Das tragische Schicksal Chasots, das einer starken, gedrungenen Form im Liede bedurft hätte, um zur Geltung zu kommen, zerfloß unter vielem Hin- und Herreden in der Weite von siebzehn Strophen. Das Lied auf York, das erst nach den Märzaufrufen entstand, fand so wenig den Beifall des Dichters selbst, daß er es später in keiner seiner Sammlungen aufnahm. Das Lied auf Gneisenau, wohl in den ersten Februartagen verfaßt, feierte ihn als den Helden von Kolberg, vermochte aber, jedes epischen Fortschrittes mangelnd, dem Leser keine warme Begeisterung abzugewinnen. Am besten gelang das Lied auf Dörnberg: die hessische Insurrektion, Dörnbergs Flucht, seine Teilnahme an dem Zuge des Braunschweigers bis nach England und seine Rückkehr nach Deutschland fanden eine knappe, dem Volkssinne entsprechende Behandlung. Wie das deutsche Vaterlandslied [1]), so sind auch diese Lieder zunächst wohl auf Einzelblattdrucken unter den Soldaten und dem Volke verbreitet worden. Im März faßte Arndt fünf von den in Petersburg und in Königsberg entstandenen Gedichten: die auf Schill und

[1]) Einen Einzeldruck des deutschen Vaterlandsliedes besitzt die Göritz-Lübeckstiftung des Märkischen Museums zu Berlin. — Hinter der jetzigen fünften Strophe war ursprünglich folgende eingeschoben:

„Was ist des Teutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's, was der Fürsten Trug zerklaubt?
Vom Kaiser und vom Reich geraubt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein."

Die Ausgabe der Gedichte von 1818, II, S. 116 ff. enthält die Strophe noch. Später ist sie fortgefallen. Vgl. über das Schicksal des Liedes Arndts Werke (Ausgabe Deutsches Verlagshaus Bong & Co.) Teil 12, S. 183 ff.

Gneisenau, auf Dörnberg und Chasot sowie schließlich das deutsche Vaterlandslied zu einem kleinen Büchlein „Lieder für teutsche Soldaten" zusammen, das noch kurz vor seiner Abreise erschien. Zu gleicher Zeit wurden die „Lieder, dem Vaterlande gesungen im März 1813" veröffentlicht. Sie enthielten von unserem Dichter die drei Lieder auf Wittgenstein, Yorck und Stein sowie das bereits erwähnte „An die deutsche Legion und alle wackeren Deutschen".

Mit diesen kleinen Flugschriften und Liedern erschöpfte sich keineswegs die Tätigkeit Arndts in der ostpreußischen Hauptstadt. Was lag ihm jetzt, wo er noch ganz unter dem gewaltigen Eindruck der russischen Erlebnisse stand, näher, als diese dem deutschen Leser in ihrer erschütternden Eindringlichkeit zu erzählen? — So entstand zunächst die „kurze und wahrhaftige Erzählung von Napoleon Bonapartens verderblichen Anschlägen, von seinen Kriegen in Spanien und Rußland, von der Zerstörung seiner Heeresmacht und von der Bedeutung des gegenwärtigen teutschen Krieges". Dieses „Büchlein dem teutschen Volke zum Trost und zur Ermahnung gestellt" wurde dann hineingearbeitet in den dritten Teil des „Geistes der Zeit", der bereits in den letzten Februartagen vollendet war [1]). Die erste Hälfte des Buches beschäftigte sich mit dem Zuge Napoleons: „Was wollte und was that Bonaparte? Wie kam er nach Rußland? Wie kam er aus Rußland heraus?" Die Einleitung bildete eine Schilderung des spanischen Aufstandes. Es lag dem Verfasser daran, zu zeigen, wie der bisher unbesiegte Kaiser nicht durch die stehenden Heere, sondern durch die Allgewalt der in der Tiefe ihres Selbstbewußtseins aufgerüttelten Völker niedergerungen war, wie den rücksichtslosen Despoten über jede freie Gesinnung die ungebundene Kühnheit des nationalen Volksgedankens in den Abgrund geworfen hatte, der ihn jetzt ganz verschlingen sollte. Diese Tendenz durchzieht den ganzen ersten Abschnitt des Buches. Den militärischen Verhältnissen legte der Verfasser nach seiner eigenen Angabe die Darstellung des Majors Ernst v. Pfuel, des Freundes Heinrichs v. Kleist, zugrunde, den er in Rußland kennen gelernt hatte. Weit originaler und bedeutsamer sind die Schilderungen, die Arndt von dem Selbstgesehenen und Erlebten gibt: von den Eindrücken auf der Reise nach Petersburg und von den Stimmungen in der Hauptstadt nach der Kunde von dem Brande Moskaus, von dem Charakter des Kampfes als eines Rassen- und Religionskrieges und von dem Rückzuge der napoleonischen Armee, deren Leichenfeld er dann ja selbst zum Teil durchquert hatte. In persönlicher Lebendigkeit

[1]) Arndt an Trinius, Königsberg, 27. Februar 1813 a. a. O.: „Vom Geist der Zeit habe ich in dieser Zeit den dritten Theil ausgearbeitet, an 700 geschriebene Quartseiten; noch ist vielleicht ein paar Monate Raum für die Wahrheit."

treten diese Ereignisse noch heute vor die Seele des Lesers. Wie gewaltig mußten sie auf den Zeitgenossen wirken, der den Wandel mit eigenen Augen gesehen hatte! Hier wurde auch der Zweifler gläubig und bekannte: „Siehe, hier ist Gott, dies ist Gottes Finger; die Weltgeschichte ist das Weltgericht", denn er kannte noch nicht die ungenügenden Vorbereitungen, welche Napoleon für den Feldzug getroffen hatte. Ihm bedeuteten nach den bangen Jahren hoffnungsloser Ergebenheit in den Dienst des Fremden alle jene gewaltigen Ereignisse im fernen Osten, die im Wesen des russischen Volkes und Landes, in den geistigen und natürlichen Verhältnissen zum großen Teil begründet waren, den Willensausdruck religiöser, übermenschlicher Kräfte. Gott hatte sich nach seiner Meinung in den Dienst der nationalen Befreiung gestellt.

So ergab sich für den zweiten Teil von selbst die Frage: „Was haben die großen Mächte jetzt zu thun", wo ihnen die Wege durch höhere Gewalten geebnet sind? —

Das Problem, das seiner Lösung harrt, bewegt sich um die große Mittellinie Europas, um das Schicksal der beiden Länder Italien und Deutschland, die seit drei Jahrhunderten, in unzählige kleine Herrschaften zerstückelt, ein Spielball und ein Zankapfel ihrer Nachbarn geworden sind. Beide sehnen sich nach der Befreiung vom französischen Joche, aber beide verschmähen es auch, in den alten Zustand von 1790 wieder zurückgeworfen zu werden. So entsteht zunächst die Frage: Ist es denn überhaupt notwendig, daß Deutschland und Italien als eigene Staaten bestehen, konnten nicht beide Länder zwischen dem Osten und Westen so geteilt werden, daß Rußland bis an die Elbe und das Fichtelgebirge die deutschen Gebiete besetze, während Frankreich den Rest des Landes und Italien sich einverleibe? Das Gleichgewicht zwischen den beiden gewaltigen Kontinentalreichen würde das seegewaltige England aufrecht erhalten, gestützt auf die pyrenäische Halbinsel im Süden und Skandinavien im Norden. Allein Arndt braucht die Möglichkeit dieser Neugestaltung Europas nur aufzuwerfen, um sie sogleich schroff zurückzuweisen. Ihr widersprächen die Weite der Gebiete, die Verschiedenheit der Völker, die klimatisch-natürlichen Bedingungen. Hier würden sich die Staaten auf Gesetzen aufbauen, die er seit den Darlegungen in „Germanien und Europa" immer abgelehnt hatte, hier wären die natürlichen Grenzen, Sprache und Sitten der Volkseinheiten verletzt, und hier würden sich infolgedessen unendliche Verwicklungen und Schwierigkeiten im Herzen des Weltteils ergeben, welche den Fortbestand seiner Kultur selbst in Frage stellten. Es ergibt sich deshalb für den Schreiber die Notwendigkeit einer anderen Lösung. Die großen Mächte, auf welchen jetzt das Heil Europas beruht, England und Rußland,

müssen, um Frankreich für immer in Schranken zu halten, Italien und Deutschland zu großen einheitlichen Mächten umgestalten. Am leichtesten und ungefährlichsten ist es bei Italien. Die kleinen Territorien sind dort durch die französische Revolution beseitigt worden, so daß der Neubau sofort beginnen kann. Seine Lage weist es auf die Gestaltung zu einer einheitlichen politischen Macht hin, ohne daß es den Nachbarn gefährlich werden könnte. Aber auch Deutschland, von der Ostsee bis zu den Alpen und den Ardennen, ist unter dem Szepter eines Herrschers noch nicht stärker als Frankreich und nicht so stark als Rußland. Das deutsche Volk in seiner einheitlichen Gestalt ist gerade als „ein mäßiges Friedensvolk" zu der erhabenen Rolle bestimmt, den Zusammenstoß des Ostens und des Westens zu verhindern. Es muß selbst dazu beitragen, dieses Ziel zu erreichen, indem es den Glauben an die eigene Volkskraft wiedergewinnt und sie sofort, ohne die geringste Zeitversäumnis, in den Kampf gegen das napoleonische Frankreich hineinführt. Rußland und England sowie die beiden größten deutschen Staaten, Österreich und Preußen, „die hoffentlich beitreten", müssen deshalb gleich anfangs erklären, mit der ganzen Kraft des Volkes für das volle Glück des Landes gegen Frankreich kämpfen zu wollen. Sie ernennen einen gemeinschaftlichen Ausschuß für die Verwaltung der deutschen Angelegenheiten und für die kräftigste und geschwindeste Führung des Krieges. Sie fordern alle Fürsten des Rheinbundes zum Abfall von Napoleon und zum Kampfe für die Freiheit auf. Wer dem Rufe nicht Folge leistet, wird seiner Lande und Ehren für verlustig erklärt. Ziel des Krieges ist die Befreiung und Wiederherstellung Italiens und Deutschlands, die Einschränkung der französischen Macht am Rheinstrom, indem das künftige deutsche Reich die alten Sprachgrenzen an den Vogesen, dem Jura und den Ardennen wiedererhält: „Also ein geschwinder, tüchtiger Krieg gegen Frankreich, und diesen Krieg auf das geschwindeste und kräftigste über den Rheinstrom hinausgetrieben und nicht eher das Schwert in die Scheide gesteckt, als bis alle Menschen der deutschen Zunge, die bis in Lothringen, Elsaß, Luxemburg und Flandern hinein wohnen, von der französischen Herrschaft erlöst und wieder zu dem deutschen Reiche gebracht sind."

Mit dieser Säuberung des Landes vom Feinde ist freilich, wie bei Italien, die deutsche Frage noch nicht gelöst. Es entsteht vielmehr das neue Problem, was alsdann, bei einer einheitlichen Gestaltung der Nation, aus den bisherigen Fürsten werden soll. Seiner bisherigen Art getreu, verfolgt nun Arndt in einer historisch-politischen Auseinandersetzung die Entstehung und Geschichte des deutschen Fürstenstandes. Den Höhepunkt deutschen Staatslebens in der Vergangenheit bilden für ihn

gleich Stein das 10. und 11. Jahrhundert, wo die allgebietenden Oberherren die Königs- und Majestätsrechte angeblich zu erblicher Gewalt besaßen. Der Niedergang begann, als die Fürsten erblich und die Kaiser gewählt wurden. Mit der Wiederherstellung der Verfassung des früheren Mittelalters wäre der Schreiber wohl zufrieden gewesen, allein er sieht die Unmöglichkeit, und die Wiederholung des eben Vergangenen verbietet die Gegenwart, die Sicherheit gegen die auswärtigen Feinde und der Volkswille. So zeichnet er „einen schönen Traum von einer teutschen Eidgenossenschaft", wie er sie sich nach der Befreiung des Landes denkt: an der Spitze ein von den Fürsten erwählter Kaiser als „Oberrichter und Oberfeldherr" mit weit größerer Gewalt, als die Kaiser der letzten Jahrhunderte besaßen; die Fürsten Regenten ihrer Lande, wie sie diese vor dem Beginne der Revolutionskriege 1792 besaßen, Richter und Verwalter ihrer Gebiete, Feldherren ihrer Heeresmacht, die jedoch zuerst dem Kaiser und Reich Treue schwört und im Falle eines Krieges nur dem Oberfeldherrn zu gehorchen hat; die Heere der einzelnen Staaten nach einer einheitlichen Weise ausgebildet; das ganze Volk waffengeübt und kriegstüchtig; alle Territorien ihre besonderen Einrichtungen und Gesetze unter voller Wahrung des Besonderen und Eigentümlichen; die Herstellung der alten Stände des Adels, der Städte und Bauern mit dem Rechte, über die Geschäfte zu ratschlagen, der Fürst nur ihr Haupt „gleichsam ein Oberstatthalter des Kaisers und Darsteller und Verwalter der Majestät und Gerechtigkeit"; alle Söhne der Fürsten und Edelsten in einer großen, von auserlesenen Männern geleiteten Anstalt „als geborene Kinder des Vaterlandes" erzogen; Neubegründung des deutschen Reichstages, in dem alle drei Jahre der Kaiser und sämtliche Fürsten erscheinen; Einrichtung öffentlicher Spiele; Einführung einer Münze, eines Maßes und eines Gewichtes, Beseitigung der inneren Land- und Stromzölle, Geleit- und Durchzugsgelder; alljährliche Bereisung des Landes durch „kaiserliche Großboten, missi Regii"; Einsetzung eines allgemeinen deutschen Oberreichsgerichtes für alle Lande, Rechtsprechung durch Schwurgerichte, Einführung des Zweikampfes als eines Gottesgerichtes bei großen, vor dem Kaiser zu richtenden Vergehen, wo Beweise fehlen. Und neben dieses Bild des künftigen deutschen Einheitsstaates stellt Arndt ein anderes, das wir schon aus den Fantasien kennen, nur daß jetzt an die Stelle des von den einzelnen durch indirekte Wahl gewählten Reichstages ein ständischer tritt. Die Landstände der einzelnen Territorien, der Adel, die Prälaten, die Bauern und die Bürger wählen die Boten zu dem allgemeinen Reichstage, wo über die Geschäfte des ganzen Reiches beratschlagt wird [1]). Die Frage, die Arndt einst so sicher

[1]) Vgl. oben S. 315 ff.

beantwortet hatte, nach dem Verhältnisse der ehemaligen deutschen Gebiete, der Schweiz und der Niederlande, Schwedisch-Pommerns und Schleswig-Holsteins, wagt er jetzt nur aufzuwerfen, um ihre Lösung der Zukunft zu überlassen. Das deutsche Volk aber — das ist der Inhalt des dritten Abschnittes: „Was müssen die Deutschen jetzt tun?" — soll sich lösen von der unpolitischen Verruchtheit des vergangenen Geschlechtes, von dem allgemeinen Weltbürgersinn, welcher das Volkstümliche verachtet, von der Vorliebe für alles französische Wesen und von der Verherrlichung Napoleons. Es soll die Ewigkeit Gottes in sich spüren und austilgen allen Haß und allen Groll gegen die Volksgenossen, welcher sie als Volk klein gemacht und danieder gehalten hat. Heiliger Zorn für das gemeinsame Vaterland, „glückseliger Haß" soll sie beseelen, bis die alten Grenzen wiedergewonnen sind. „Einmütigkeit der Herzen sei die Kirche, Haß gegen die Franzosen die Religion, Freiheit und Vaterland seien die Heiligen, bei welchen sie anbeten." Das alte Papsttum und das alte Luthertum werden in der früheren Gestalt nimmer wieder auferstehen: „mit einem neuen und lebendigeren Geist, mit einem höheren Atem des Lebens muß die Welt und das Christentum wandeln; einer neuen Kirche und eines neuen Heils warten wir; die christliche Kirche wird wieder eins werden, aber nicht durch Priesterstreite und Degenklingen und Kabinettsbefehle, sondern durch die stille und mächtige Gewalt der Zeiten und durch den Geist, welchen Gott vom Himmel sendet". Den Gipfelpunkt seiner Rhetorik erreichend, schreibt Arndt die Sätze nieder: „Ich habe Teutschland gesehen, der Germanen Land, das heilige Land, das freie Land, wo Hermann mit Römerleichen bedeckte das Feld, wo der Vogler auf die Hunnen die Wölfe und Raben lud, — ich sah sein Scepter gebrochen, sein Schwert verhüllt oder mit dem Blute der Brüder gerötet, tief senkte der doppelte Adler der Fittiche Kraft. Da hielt ich den Fluch oft schwer von der Lippe, den Dolch oft schwer vom Herzen. Doch wirble, du Staub, doch tose, du Schlacht, doch brause, du Flamme der fliegenden Zeit! Ich werde dich sehen, mein heiliges Land, mit Sieg bekränzt, mit Freiheit bekränzt, ich werde hören deines Adlers klingenden Flug; ich sehe dich schon, ich höre ihn schon, auch wenn mein Staub mit dem Staube der Erschlagenen verfliegt, von Gestirnen werd' ich mein Germanien sehen!"

Schon in der Einleitung hatte sich Arndt gegen den Vorwurf gewappnet, als predige er den Aufruhr gegen die heilige Gerechtigkeit und die göttliche Ordnung. Zum Schlusse seiner Kundgebung kommt er noch einmal darauf zurück, daß man ihn einen Demokraten und Jakobiner, einen Schwärmer nennen werde, der alles umkehren und

neu machen, einen Heiden und Unchristen, der Haß und Erbitterung predigen, einen Hochmütigen, der Gesetze geben und Verfassungen entwerfen wolle, einen Verkleinerer der Hohen und einen Prediger des Ungehorsams. Das alles trifft ihn nicht. Ihm schwebt nur ein Ziel vor: der Glaube und das Bild einer deutschen Verfassung, „einer so freien, gerechten, kriegerischen und menschlichen Verfassung, daß sie durch die stille Gewalt ihrer Vortrefflichkeit endlich alle verschiedensten teutschen Stämme anziehen und in einer Einheit verbinden könnte, welche Schreibfedern und Degenklingen nie erzwingen werden". Menschen machen die Zeit, die solches vollbringt, nicht; Gott wird sie machen für das deutsche Land. „Eitelkeit trieb mich nicht, sondern die Liebe meines herrlichen Volkes."

Ernst Moritz Arndts dritter Teil des „Geistes der Zeit", inmitten einer hochgestimmten, zum Kampfe für Freiheit und Vaterland begeisterten Bevölkerung binnen wenigen Wochen niedergeschrieben, ist wohl die einheitlichste seiner großen Kampfesschriften. In keiner von ihnen treten alle weit hergeholten historischen Einleitungen, alle theoretischen Erörterungen so zurück wie hier. Im Mittelpunkte steht das eine große Kapitel über das Ziel, um das es sich jetzt handelt. Voran geht die packende Schilderung des Niederganges Napoleons, welcher dies Ziel in unmittelbare Nähe rückt. Das Schlußkapitel verkündigt die Gesinnung, welche das deutsche Volk für den Kampf beseelen soll. Alles Verneinende und Scheltende verschwindet gegenüber dem Positiven und Bejahenden, besonders im Vergleiche zu den beiden ersten Teilen des „Geistes der Zeit". Wenn nach Schleiermachers schönem Worte in den „Monologen" Gegenwart die Gemeinschaft der Geister bedeutet, dann will das Buch solche Gegenwart schaffen, aus der Unbewußtheit und Unsicherheit des Gefühls emporreißen zu der zielsicheren Tatkraft des gemeinsamen Volkswillens, den Leser aus der Einsamkeit seiner Gedankenwelt erlösen und ihn für sein Vaterland und seine Nation freimachen. Wie zukunftfreudig war doch das Leben, das ihn in der ostpreußischen Hauptstadt empfing! Yorcks Tat hatte den starken Impuls zur Besinnung auf den Wert der eigenen Tat gegeben, Stein, „der Morgenstern der Hoffnung", vollbrachte das Werk, die Kräfte des Landes in den Dienst des großen Werkes zu stellen. Neben ihm stand Arndt. Die „freundliche Treue und Liebe gleichgestimmter Genossen, die Wonne des aufgehenden deutschen Morgenrots" wirkte so „jugendlich erfreuend" auf ihn, daß er sich aus den vierziger Jahren des Mannes plötzlich in die Zwanziger des Jünglings zurückversetzt glaubte. Wie ganz anders empfing er diese Freudenbezeugungen mit seinem Herzen als in Petersburg! Hier war deutsches Land, altes mit deutschem Blute teuer erkauftes Land, und

in ihm ein Volk, das in voller Einmütigkeit aller Stände sich nach der Erfüllung des eigenen Jugendtraumes sehnte, ja seine Erfüllung vor Augen sah. Was einst den Knaben an den Gestaden des rügenschen Eilandes unruhvoll hin und her gezogen, was den Jüngling aus der Heimat in die Fremde getrieben hatte: der Gegensatz zu den gewordenen Zuständen seines deutschen Vaterlandes, war hier geschwunden. Diese Einheit der Gesinnung des Schreibers mit der Umwelt durchleuchtet das Buch mit innerer Wärme, mit zuversichtlicher Hoffnung. Gewiß: auch der Aufenthalt in Berlin während des Winters 1809—1810, die Zeiten in der preußischen Hauptstadt und in Breslau während des Jahres 1812 hatten ihm Ähnliches beschert, und wir sahen ja, wie bedeutsam diese Ereignisse auf ihn eingewirkt hatten. Allein es waren nur kleine, engbegrenzte Kreise, die seine Gesinnung und seine Hoffnung teilten. Daneben standen in träger Unbeweglichkeit die Massen, niedergehalten durch den harten Druck fremder Gewalt, den Blick verdüstert in kleinmütiger Verzagtheit. Hier in Königsberg erlebte seine Seele Größeres; alle Volksklassen in Wetteifer, das verhaßte Joch abzuschütteln, Männer und Frauen voll der gleichen Sehnsucht, neues vaterländisches Leben sich gestalten zu sehen, selbst an dieser Arbeit mitzuraten und mitzutaten. Der Volksmann spürte auf heimatlichem Boden den Heldensinn seines Volkes, das der Freiheit frohlockend entgegenjubelte und bereit war, für sie das ganze lebende Geschlecht einzusetzen. Er erlebte hier zum ersten Male Gesinnungsgemeinschaft mit dem Volke, für das er gearbeitet hatte. Und um ihn herum standen die alten Petersburger Freunde und Kriegskameraden der deutschen Legion, die Horn, Goltz und Horst, die Gebrüder Friedrich und Helvetius Dohna. Die Häuser dieser alten Herrenfamilie bildeten „die Blütenkrone in der Gesellschaft; die Blumenkönigin der Freude und Begeisterung" aber war Julie Dohna, Scharnhorsts Tochter, mit der Arndt wie in Breslau wiederum enge Bande verknüpften. Hüllmann und Delbrück, seine späteren Amtsgenossen, lernte er hier kennen. Der hochbetagte Kriegsrat Scheffner, der Verehrer Herders und Schüler Kants, fehlte in keiner guten und begeisterten Gesellschaft. Die beiden Brüder Nicolovius, bei denen er auch seinen späteren, ihm so unähnlichen Gegner Kotzebue sah, hielten ein offenes Haus für alle Patrioten. Hier traf er auch seinen alten Genossen, den Mediziner Dr. Motherby wieder, mit dem einst der Heimatflüchtige auf seinen Wanderfahrten die Donau hinabgesegelt war und in der ungarischen Hauptstadt fröhliche Gelage abgehalten hatte. An seiner Seite die Gattin, die schöne Johanna Thielheim inmitten ihrer beiden Kinder und eines regen Verkehrskreises. Ihr leidenschaftliches Herz verlangte nach einer stärkeren Liebe, als der vielbeschäftigte,

arbeitsame Mann ihr zu bieten vermochte. Vor wenigen Jahren hatte Wilhelm v. Humboldt ihre Seele gewonnen. Jetzt trat ein anderer an seine Stelle, ein Mann, der sein Weib so schnell verloren und nach der Stille der Häuslichkeit und nach hingebender Frauenliebe während der langen Wanderjahre sich immer gesehnt hatte. Johannas absolutes Gefühlsleben und Arndts Sinn für Familienleben und Frauenliebe begegneten einander in herzlicher Zuneigung. Aus der Zuneigung wurde Liebe, jene übersinnliche Liebe romantischer Lebensanschauung, welche die Grenzen des natürlichen Daseins vergißt und so leicht beide, Mann und Weib, in bittere Lebensnot hineinreißt. Johannas unbeständige Sinnlichkeit hat sie später in langen Jahren mit aller Herbigkeit erfahren müssen, Arndts feste und kräftige Männlichkeit, die sich einst schon in den Knaben- und Jünglingsjahren so tapfer bewährt hatte, entsagte der glühenden Leidenschaft, sobald sie die trennenden Schranken zu durchbrechen drohte. Aber das Liebesleben, das hier in Königsberg begann, geleitete das Schicksal des Patrioten bis nach Frankfurt, während es schien, als ob die Arbeit für die Freiheit des Vaterlandes allein seine Seele erfüllte [1]).

Die große Wirklichkeit des gemeinsamen vaterländischen Gedankens und die unruhevolle, kühn die früheste Vergangenheit mit der Gegenwart und der Zukunft verbindende Phantasie persönlicher romantischer Lebenskunst vereinigen sich in dem dritten Teile des „Geistes der Zeit" zu einem einheitlichen Bilde. Von beiden Strömungen waren ja die großen politischen Denkschriften Steins durchdrungen, die sich mit der Zukunft Deutschlands beschäftigen, und deutlich offenbart sich der Einfluß des größten Zeitgenossen auf das Programm, das Arndt jetzt von ihr entwirft. Wie stark waren doch die Gegensätze der „Fantasien" zu den Ausführungen des Meisters! Jetzt verschwinden sie fast ganz. Arndt paßte sich mehr und mehr den Ideen Steins an. Der gemeinschaftliche Ausschuß, in dem auch die auswärtigen Mächte vertreten sind, mutet wie eine Ankündigung des Zentral-Verwaltungsrates an. Die Ordnung der deutschen Angelegenheiten ist ja nicht nur eine Forderung des Landes selbst und seiner Machtstellung, sondern sie ist auch aufs engste verbunden mit der Gestaltung der europäischen Kulturwelt, sie ist politisch und kosmopolitisch. Ganz im Sinne Steins ist die Zusammenstellung Italiens und Deutschlands in den Einheitsproblemen. Stärker als bisher tritt die Vorliebe für das 10. und 11. Jahrhundert gegenüber der Bedeutung hervor, die Arndt einst dem Bürgertum des aus-

---

[1]) H. Meisner, Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm v. Humboldt und E. M. Arndt, Leipzig 1893, Einleitung S. 3 ff.

gehenden Mittelalters zugewiesen hatte. Soweit die Fürsten sich dem Bunde anschließen, behalten sie ihre Länder. Die ständische Verfassung bildet nicht nur für die einzelnen Territorien, sondern auch für die Einheit des Reiches, die im Gegensatz zu Steins dualistischen Plänen festgehalten wird, die repräsentative Grundlage. Das sind Umwandlungen in der Arndtschen Anschauung, die sicherlich nicht ohne die Einwirkung Steins sich vollzogen haben. Für die stärkere Betonung der Stände sprachen außerdem die Erfahrungen des preußischen Landtages. Noch klarer als in den „Fantasien" wird der Einfluß der Romantik: die Missi Regii der Karolingerzeit sollen zu neuem Leben erstehen, das Gottesurteil wird ein Bestandteil des Rechtes, die einheitliche deutsch-christliche Volkskirche erscheint als ein Postulat der Zukunft. Das Bild, das Arndt vor neun Monaten von dem künftigen deutschen Reiche entworfen hatte, wagte er jetzt selbst in der abgeblaßten Form nur an die zweite Stelle zu setzen. Es paßte nicht mehr zu der augenblicklichen politischen Lage, so sehr es den Kern seiner eigenen Meinung aussprechen mochte. Die Volkserhebung im Gegensatze zu dem Fürstenstande hatte der Möglichkeit einer Gemeinschaft des Volkes mit seinen bisherigen Fürsten Platz gemacht. Sie war näher gerückt durch den Aufruf Friedrich Wilhelms III. zur freiwilligen Bewaffnung. Dieser neuen Tatsache trug der dritte Teil des „Geistes der Zeit" Rechnung. Und als Arndt nun in den letzten Märztagen sich anschickte, Königsberg zu verlassen, da war diese Möglichkeit durch die Aufrufe „An mein Volk" und „An mein Kriegsheer" bereits zur Wirklichkeit geworden, da war es sicher, daß Preußens König und Volk in dem Kampfe um die Freiheit füreinander einstehen würden.

2. Das preußische Volk in Waffen. Der Völkerkampf. Soldatenkatechismus. Lieder für Teutsche. Das preußische Volk und Heer. Der Rhein, Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Grenze.

Dresden. Berlin. Reichenbach. Leipzig.

1813 April — 1814 Anfang Januar.

In dem fernsten Osten des preußischen Staates hatte der heldenmütige Gedanke, das verhaßte, schier unbezwingliche Joch abzuschütteln, die persönliche und politische Selbstbestimmung nach den harten Jahren der Knechtschaft sich wiederzuerringen, zuerst feste, das ganze Land und das ganze Volk, Behörden und Offiziere, Staatsbürger und Soldaten in gleicher Weise durchziehende Wurzeln geschlagen. Arndt war es gewesen, welcher mit seinen in Königsberg erschienenen Schriften ein

weiteres, weit größeres Problem in alle Stände hineinwarf, die einheitliche Neugestaltung Deutschlands, die in seinen Liedern und kleinen Schriften deutlich anklingt[1]). Aber was bedeuteten diese Stimmungen und Wünsche, wenn die Regierung selbst sich ihnen verschloß? — Sie besagten entweder den Verlust der östlichen Provinzen für die Monarchie und das Deutschtum durch eine gewaltsame russische Okkupation bis zur Weichsel oder die offene Auflehnung gegen den Staat und gegen den König. Trotz aller hohen Begeisterung haben solche schweren Erwägungen bei den patriotisch erregten Männern nicht gefehlt. Sie waren sich bewußt, daß die Entscheidung über ihr eigenes Schicksal, über die Zukunft Preußens, ja Deutschlands in Berlin, bei dem Könige fallen mußte.

Friedrich Wilhelm III., trotz inneren Widerstrebens zunächst entschlossen, an dem Bündnisse mit Napoleon festzuhalten, hatte sich allmählich durch Hardenberg zu der doppelseitig orientierten Politik bestimmen lassen und verfolgte dann mit der ihm eigenen spröden Zähigkeit das System, nach beiden Seiten die offene Tür sich zu wahren, während des Januars 1813 weiter. Für ihn stand immer noch im Mittelpunkt die Frage, wie sich Habsburg verhalten werde. Darum schrieb noch am 9. Januar der Staatskanzler an Gneisenau, es bleibe immer die Hauptsache, „in Österreich zu wirken", obwohl er selbst bereits entschlossen war, gegebenenfalls auf die russische Seite überzuspringen, falls sich die Donaumonarchie nur nicht direkt zu Frankreich schlage. Gewiß: die Mission Natzmers an Murat und in das Hauptquartier des Zaren, die öffentliche Mißbilligung der Konvention durch die Berliner Zeitungen am 19. und die Sendung Thiles an Yorck waren im Sinne des Königs und Hardenbergs Kundgebungen dieser so gerichteten Politik, aber während sich jener noch durchaus die Möglichkeit einer freien Wahl zwischen Frankreich und Rußland sichern wollte, war dieser seines endgültigen Zieles, des Bruches mit Frankreich und des Anschlusses an Rußland bereits gewiß. Er wollte nur die Wahl des Augenblicks sich selbst vorbehalten, in welchem die preußische Diplomatie den Schritt vollzog, er wollte die französischen Staatsmänner so lange in Sicherheit wiegen, bis er den König ganz für die gute Sache gewonnen hatte, und bis das Heer, dessen ansehnliche Vermehrung trotz des von Napoleon selbst am 14. Dezember ausgesprochenen Wunsches erst am 12. Januar verfügt wurde, gegenüber den französischen Truppen widerstandsfähig geworden war. Die Täuschung St. Marsans gelang vollkommen. Aber wie stellte sich die Berliner Bevölkerung, welcher das

[1]) Der dritte Teil des „Geistes der Zeit" kommt nicht in Betracht, weil er zunächst ungedruckt blieb.

Verhalten der Regierung nur nach der franzosenfreundlichen Seite hin bekannt wurde? — Bereits in den letzten Dezembertagen setzten die Kundgebungen an den König und an Hardenberg ein, welche auf eine Entscheidung drängten. Angehörige des Adels der Mark und Pommerns, zum Teil Mitglieder der interimistischen Nationalrepräsentation, priesen es, daß der von einer höheren Macht bestimmte Augenblick erschienen sei, wo die Gewalt der Unterdrücker Preußens und Deutschlands zerstört werden würde. Im Namen von Hunderten aus allen Ständen wandten sie sich vertrauensvoll an ihren König, daß er sie zum Siege führen, mit seinem Volke die verlorene Freiheit und Ehre wiedererkämpfen solle. In vorwärtsweisendem Optimismus drängten sie darauf, schnell die Waffen zu ergreifen, damit ein unbestimmtes Zaudern dem Feinde nicht Gelegenheit gebe, seine Kräfte wieder zu sammeln, damit nicht, „was nur zu gewiß zu erwarten ist, im Drange der empörten Rachegefühle das Volk aus eigenem Hochgefühl die Waffen geteilt und ungeordnet ergreife". Die Bescheide Hardenbergs lauteten noch am 8. Januar kalt, ja zurückweisend, man solle der Regierung den rechten Zeitpunkt überlassen, sich vor jedem strafbaren eigenmächtigen Schritte hüten. Begreiflich von dem einseitigen Standpunkte der offiziellen Diplomatie, konnten solche Antworten die Erregung nur steigern[1]). Sie war in den hauptstädtischen Bürgerkreisen nicht minder groß, trotzdem die Zeitungen nichts von dem neuen Leben verspüren ließen. Die Organe der öffentlichen Meinung mußten sich ja, um die Irreführung der Franzosen vollkommen zu machen, jeder Parteinahme für die Russen, jeder Kundgebung in patriotischem Sinne enthalten. Der Zensor Jordan waltete unter der Leitung des Staatsrates Bülow, eines Franzosenfreundes, mit Strenge seines Amtes. So gaben die Tagesblätter jener Wochen kein Bild der Stimmung, die in Berlin herrschte. Seitdem am Jahresschlusse das 29. Bulletin bekannt geworden war und Yorcks Tat die Gemüter erregt hatte, konnte das bureaukratische Bevormundungssystem die Bewegung wohl verheimlichen, aber nicht mehr eindämmen. Die Teilnahmlosigkeit der Bevölkerung an den öffentlichen Dingen, dieser trübe Schatten der Vergangenheit, war endgültig dem hellen Lichte freudiger Schaffenslust gewichen. Einst hatten in schwerer Zeit die Mitglieder der schießenden und lesenden Gesellschaft, die Angehörigen des deutschen Bundes und die wackeren Turner sich

[1]) Vgl. meine „Freiwilligen Gaben und Opfer", Urkundenanhang; daselbst auch die übrigen Eingaben. F. Meusel, Friedr. Aug. Ludw. v. d. Marwitz Bd. I, Berlin 1908, S. 540. M., der alte Gegner Hardenbergs, beurteilt sein Verhalten gewiß einseitig, doch bleibt die Unterredung mit ihm kurz vor Weihnachten wegen des Optimismus des Staatskanzlers bemerkenswert.

zusammengefunden, um dem erwachenden nationalen Leben der einzelnen eine innere Gesinnungsgemeinschaft, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu verleihen. Wo es sich um das Vaterland handelte, waren alle Standesunterschiede vergessen. Die politischen und religiösen Antipathien traten vor dem großen Freiheitsgedanken zurück. In edlem Wetteifer zogen jene Gruppen ihre Kreise immer weiter in allen Klassen, bis das ganze Volk von dem einen Willen ergriffen war, jetzt oder nie die allgemeine Erhebung zu wagen, wie sie einst Gneisenau dem Könige in den Augusttagen des Jahres 1811 vorgetragen hatte. Aber wiederum: damals hatten wenige Auserlesene diese kühne Gesinnung unter sich aufrecht erhalten, jetzt verkündigte sie Schleiermacher von der Kanzel der Dreifaltigkeitskirche herab so offen, daß seine Predigt vom 3. Januar dem Staatskanzler denunziert wurde. Fürst Wittgenstein, der Leiter des preußischen Polizeiwesens, erhielt den Auftrag, auf dessen „Kanzelvorträge und übrigen öffentlichen Äußerungen eine anhaltende sorgfältige Beobachtung zu richten". Selbst auf offener Straße blieben feindselige Kundgebungen gegen die Franzosen nicht aus; obgleich die feindliche Besatzung so stark war, gab es täglich Händel. Allgemein erregte es unliebsames Aufsehen, daß der Hof und die Regierung sich zu keinem entscheidenden Schritte entschließen konnte. In den patriotischen Kreisen wurden Besorgnisse laut, ob die preußischen Diplomaten bei allen Aktionen mit Österreich noch imstande wären, gegenüber der russischen Armee die Freiheit des Wollens zu wahren, sobald diese, von der öffentlichen Meinung mit Jubel begrüßt, sich im Lande zeigen würde. Waren bei solchen Zuständen nicht schwere Verwicklungen zwischen der Regierung und dem Volke zu befürchten, Spaltungen, die leicht zu Übergriffen führen konnten [1]? Wilde Gerüchte über eine völlige Insurrektion der Hauptstadt, über Bewegungen der Truppen, die sich angeblich der Person des Königs bemächtigen wollten, durchschwirrten am 17. Januar die Gemüter [2]. Erwägungen solcher Art, die dem Monarchen von Hardenberg kundgegeben wurden, Nachrichten über das Vorrücken der Russen und über die erregte Stimmung in den von ihnen besetzten Landesteilen bewogen Friedrich Wilhelm III. schließlich, dem Drängen nachzugeben, am 22. Potsdam zu verlassen. Am folgenden Tage brachten die Berliner Zeitungen die Notiz, daß die Residenz „auf einige Zeit" nach Breslau verlegt sei. Dem Wunsche Hardenbergs gemäß sollte das gute Einvernehmen mit den Franzosen auch fernerhin

[1]) Czygan a. a. O. I. S. 229; Meusel, v. d. Marwitz I, S. 541; Niebuhr, Lebensnachrichten, Berlin, 22. Januar 1813, I. S. 536; Schleiermacher an Dohna, Berlin, 2. Januar 1813, Bauer a. a. O. S. 91; Bailleu a. a. O. S. 228.

[2]) St. Marsan an Maret, Berlin, 18. Januar 1813, Stern a. a. O. S. 393.

aufrecht erhalten werden. Die Zensur über die Zeitungen wurde dem Geheimen Legationsrate Renfner anvertraut, einem bureaukratischen, gleich seinem Chef v. Bülow jeder selbständigen Betätigung des Volkes abholden Beamten, der sie schon früher verwaltet hatte. So konnte noch am 24. Schleiermacher an Professor Gaß in Breslau schreiben: „Wenn unser Kabinett noch einen Moment unentschieden bleibt, geht die ganze Sache, wenigstens ganz Deutschland zum Teufel." Diese Wendung der preußischen Politik erwartete man in Berlin von der Abreise des Königs nach Breslau, obwohl St. Marsan in wenigen Tagen nachfolgte. Nun war ja der Herrscher außerhalb des Bereiches der französischen Truppen, nun konnte er frei handeln. Trotzdem der Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung vom 3. Februar den Feind noch nicht nannte, gegen welchen die so gewonnenen Truppen verwandt werden sollten, zweifelte in der Hauptstadt doch niemand einen Augenblick, daß der Entschluß des Königs gefaßt wäre, daß nur Frankreich gemeint sein könne. Am 10. wurde die Aufforderung bekannt. Als am Morgen des Tages Direktor Bellermann in die Prima des Grauen Klosters trat, erhob sich der Primus zu der Mitteilung, daß die ganze Klasse sich verpflichtet fühle, zu den Waffen zu eilen. In wenigen Wochen standen von der einen Anstalt 113 Schüler unter den Vaterlandsstreitern. Von den Studenten der Universität folgten 258 dem Rufe des Königs. Das Kammergericht stellte 58, das Stadtgericht 54 Freiwillige. Alle Stände eilten herbei, um sich in die Rollen der freiwilligen Jägerdetachements oder der Freikorps einschreiben zu lassen. Das Gedränge auf dem Rathause war so groß, „wie bei Teurung vor einem Bäckerladen" [1]. Die Post mußte mit neun Beiwagen abgehen, um die Gemeldeten nach Breslau zu bringen. Und wie viele reisten mit anderen Gelegenheiten, wie viele, unter ihnen die Jahnschen Turner von der Hasenheide, folgten zu Fuß nach oder warteten noch, um sich gleich vollständig zu equipieren. Als die Brüder Friedrich und Karl v. Raumer am 10. März von Breslau nach Berlin fuhren, trafen sie die Männer und Jünglinge zu Fuß und zu Pferde, meist unter dem Gesang des Schillerschen Reiterliedes. Am Sonntage nach dem 10. Februar brachte Schleiermacher in einer begeisterten Predigt vor 30 jungen Freiwilligen das Feierliche der kirchlichen Handlung mit der gegenwärtigen Lage des Vaterlandes und dem erhabenen Beruf, solches zu befreien, in Verbindung. Jetzt war ja der Augenblick gekommen, wo jeder Gebildete sein eigentümliches Wesen mit dem eigenen Charakter seines Staates verbinden, es für ihn opfern sollte, um dadurch sein Dasein auf eine höhere Stufe zu stellen. Wäh-

---

[1] Niebuhr, Lebensnachrichten I, S. 539, Berlin, 13. Februar 1813.

rend die Lehrer in den Schulen Gedichte auf die Flucht Napoleons der erregten Jugend vorlasen oder die Niederlagen der Römer durch Hermanns Tat erörterten, während die Straßen und Plätze der Stadt von den Satiren und Spottversen auf den Rückzug der Großen Armee widerhallten, mußten die öffentlichen Blätter immer noch zurückhaltend sein, und die Oberregierungskommission konnte nur schwer dem Verlangen Augereaus, des Kommandierenden in den Marken, Einhalt tun, wonach alle Einwohner, die sich Beleidigungen französischer Soldaten erlaubten, vor eine Militärkommission gezogen und mit dem Tode bestraft werden sollten [1]). Berlin und die Mark Brandenburg atmeten erst frei, als am 4. März die „überlästigen Gäste" das Quartier räumten und „willkommnere", die Russen unter Tschernitscheff, einrückten. „Es war, als läge der Druck einer dicken, mephitischen Athmosphäre auf der Stadt; gestern erhob sich dann der stärkende Sturm, der die Luft reinigte und heute ist der Himmel hell und klar", so schrieb der Staatsrat Süvern seinem Freunde Scheffner am Tage nach dem Einzuge der Russen. Heller Jubel durchbrauste Stadt und Land. Nun war es ja gewiß, daß Deutschlands Stunde geschlagen habe. Preußen und Russen waren wie Brüder miteinander. Friedrich Rückert sang:

„Horch auf, Berlin, horch auf mit deinen Ohren,
Die lang schon hörten keine Freudenkunde;
Ein andrer Tag bringt eine andre Stunde,
Die Freudenbotschaft steht vor deinen Thoren."

Neben dem Aufrufe zur freiwilligen Bewaffnung wurde jetzt Arndts Schrift „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?" von besonderer Bedeutung. Der Verfasser war ja den patriotischen Kreisen der Hauptstadt kein Unbekannter. Ihnen mögen noch im Februar einzelne Exemplare der Schrift zugänglich gemacht sein. Gleich nach dem Abzuge der Franzosen verlegte dann Rudolph Werckmeister seine patriotische Zeitschrift „Rußlands Triumph oder das erwachte Europa", dessen erstes, am 9. März erschienenes Heft mit dem Arndtschen Aufruf „An die Preußen" einsetzte und als Schluß die Schrift über Landsturm und Landwehr brachte. Wenige Tage später, am 14., erging ein Aufruf aus der Feder Niebuhrs, unterzeichnet von Savigny, Schleiermacher und de Wette, von den Dohnas, Brühls und Egloffsteins, mit der Aufforderung, diese Schrift, die schon in zwei Abdrücken verbreitet sei und in keinem Hause fehlen dürfe, durch eine Subskription neu aufzulegen. Das Urteil fast aller Landesfreunde erkenne ihre „absolute innere Vortrefflichkeit" an; es sei unmöglich, sie zu lesen, „ohne sich reiner und

---

[1]) Czygan a. a. O. I, S. 47.

zum Handeln ganz bereit zu finden: sie muß von den vorrückenden befreienden Heeren ausgesäet werden; sie muß im Lande allenthalben, wo die Bewaffnung eingeleitet wird, jedem der lesen und hören kann, in die Hand gegeben werden". Seinem Freunde, dem Buchhändler Perthes, schickte er gleich ein paar tausend Exemplare nach Hamburg. Sie sollten gratis verteilt werden. Der Senat müsse dafür sorgen, einen neuen Abdruck zu veranstalten; bald werde man sie nach Ostfriesland und weiter senden können; es sei nötig, diese „klassische Schrift" auch ins Holländische zu übersetzen. Zweihundert Taler zum Druck von 50 000 Exemplaren waren sofort gedeckt. Reimer wird ihn besorgt haben. Von Berlin aus flogen diese Blätter in alle Landesteile, und „dieser lutherische Geist, der Deutschland noch einmal entzünden könnte", lief wie ein loderndes Feuer durch die Herzen der Landsturm- und Landwehrmänner, als auch sie von Breslau aus durch ihren König nach wochenlanger banger Erwartung zur Befreiung des Vaterlandes aufgerufen wurden. Der treffliche Lobredner der Schrift aber, Niebuhr, machte mit seinen Kollegen von der Universität gleich bitteren Ernst. Sobald die Franzosen abgezogen waren, exerzierten sie in einem Garten zusammen, und sobald die Ferien begonnen hatten, wollten sie mit den jungen Rekruten üben. Jetzt handelte es sich nicht darum, von dem stehenden Heere zu fordern, daß es das Vaterland rette. Jeder legte selber Hand an den Pflug. Es galt in der Hauptstadt das schöne Wort: „Freudig zu gehen ist eine so allgemeine Sache, daß niemand sich damit eitel machen kann; das Gegenteil macht Schande [1])."

Am 25. Januar war Friedrich Wilhelm III. in Breslau eingetroffen, nicht etwa willens, sich nunmehr sofort Rußland anzuschließen, sondern immer bemüht, die Entscheidung möglichst hinauszuschieben. Aber andere Kräfte wurden jetzt in seiner Umgebung wirksam, die in Berlin seit dem Bündnisse mit Frankreich nicht mehr zur Geltung kamen: die Kräfte der Patriotenpartei, in erster Linie die sittliche Größe Scharnhorsts, der stets in edlem Freimut seine Anschauungen dem Könige unterbreitete, ohne durch einen imperatorischen Diktatorwillen wie Stein in ihm die Majestät zu verletzen. Freilich: ein kühnes militärisches Vorgehen gegen die schwache Stellung der französischen Truppen um Posen im Verein mit den russischen Operationen konnte er infolge des politischen Systems nicht durchsetzen, aber als am 28. zwei Briefe des Zaren

---

[1]) Vgl. Müller a. a. O. S. 238 ff., der jedoch die große Subskriptionsauflage übergeht. H. v. Treitschke, Zum 27. August 1876, Briefe von B. G. Niebuhr und G. A. Reimer, Preußische Jahrbücher 38 (1876), S. 172 ff., v. Burgsdorf an Karl v. Voß, Berlin, 23. März 1813. G. St.-A. Rep. 92 Nachlaß Voß; Niebuhr, Lebensnachrichten I, S. 541, Berlin, 21. März 1813, II, S. 103, März 1813.

mit der Mahnung anlangten, den Abschluß des Bündnisses nicht länger hinauszuschieben, und als fast zu derselben Stunde der Bericht Krusemarcks, des preußischen Gesandten zu Paris, mit den höchst unsicheren Versprechungen Napoleons einlief, da hielt Hardenberg den Zeitpunkt für gekommen, auf das Verlangen des Kaisers Alexander einzugehen. Noch am gleichen Tage wurde dem Staatskanzler, Scharnhorst und dessen Nachfolger in der Leitung der militärischen Angelegenheiten, Generalmajor v. Hake, der Auftrag zuteil, die Streitkräfte des Landes so schnell als möglich zu vermehren. Am 29. wurde Oberst v. d. Knesebeck angewiesen, von Wien heimzukehren und zum Zaren zu gehen. Damit hatte der König den preußischen Staat aus der Gebundenheit an die Diplomatie der Hofburg gelöst, ohne sich zunächst den Anschauungen Hardenbergs oder gar Scharnhorsts anzuschließen. Den ungünstigsten Einfluß übte der Staatsrat Ancillon aus, der alte Widersacher der Reform und der Patrioten. Seiner Denkschrift vom 4. Februar stimmte der Monarch bedingungslos zu. Mit dem Zaren sollte sofort ein Bündnis geschlossen werden, das russische Heer seinen Vormarsch an die Oder möglichst beschleunigen. Dann aber wäre es die Aufgabe Preußens, eine Vermittlung zwischen Napoleon und Alexander dahin zu übernehmen, daß die französischen Streitkräfte hinter die Elbe, die russischen hinter die Weichsel zurückgingen. Ein billiger Friede mit Frankreich ohne Berücksichtigung des übrigen Deutschland sollte das Ergebnis sein. Erst wenn Napoleon jene Bedingungen ablehnte, wollten auch der König und Ancillon den Kampf auf Rußlands Seite wagen. Beide hatten nur das territoriale Interesse Preußens als eines für sich bestehenden Einzelstaates im Auge. Sie bedachten nicht, daß das ungeheure, Deutschland niederhaltende Übergewicht des Imperators niemals die Grundlage eines sicheren Friedens abgeben könne, und daß selbst unter der Voraussetzung dieser Möglichkeit Preußen für immer auf seine Stellung innerhalb des deutschen Volkstums verzichtet habe, zu einem Pufferstaate zwischen den gewaltigen Mächten im Westen und Osten herabgesunken sei. Eine Verwirklichung jener Ideen, welche Arndt seit 1807 vertreten hatte, welche jetzt in Königsberg und in Berlin Gemeingut aller Volksklassen wurden, die Befreiung Deutschlands und die Errichtung eines großen deutschen Nationalstaates in irgendeiner Form, waren auf diesem Wege unmöglich. Hardenberg vermochte trotz der scharfen Kritik an der Denkschrift es nicht durchzusetzen, daß an die Stelle Knesebecks, der ihre Anschauungen wegen der Entschädigung Preußens im Osten und nicht im Westen durchaus teilte, ja beide in der Wertschätzung der polnischen Landesteile noch übertraf, ein anderer in das Hauptquartier des Zaren gesandt wurde. Selbst der Sieg der Russen über das Korps Reynier

bei Kalisch am 13. änderte an dieser Sachlage nichts. Wie stark waren noch um die Mitte des Monats die Gegensätze zwischen dem Könige auf der einen, dem Volke und dem Heere auf der anderen Seite. Wir kennen bereits den Enthusiasmus der ostpreußischen Landschaften, der Märker und der Berliner Bevölkerung. Aus Breslau berichtete der englische Agent v. Ompteda: „Wenn der König länger zaudert, so sehe ich die Revolution als unausbleiblich an [1].“ Auf der Seite des Volkes stand das Heer, das seit der Einsetzung der Rüstungskommission am 28. Januar eifrigst vermehrt wurde. Dem Aufrufe am 3. folgte am 9. Februar die Verordnung über die Aufhebung der Ausnahmen von der Kantonpflicht, d. h. die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Das frisch ausgerüstete Korps Yorcks verließ die Kantonnierungen bei Elbing und überschritt am 19. die Weichsel. Am 22. trafen Yorck und Bülow mit Wittgenstein bei Konitz zusammen und verabredeten den Vormarsch bis zur Oder, ohne daß der König eine Anordnung erlassen hätte. Borstell, der Kommandierende des dritten Korps, brach südwärts auf, um Berlin zu befreien. In diesen Tagen handelte es sich darum, ob Friedrich Wilhelm III. die von den Hohenzollern geschaffenen Mächte, das preußische Heer und das preußische Volk der vier Provinzen Preußen und Pommern, Brandenburg und Schlesien in den Kampf um die Freiheit des eigenen Landes, Deutschlands, ja des gesamten Europas hineinführen wollte, oder ob sich zwischen ihnen jener tiefe Abgrund auftun sollte, der beide, den König und das Volk, verschlungen hätte. Am 23. Februar konnte Scharnhorst seinem Landsmann Ompteda mitteilen, daß der Monarch nach langem Kampfe mit sich selbst an diesem Tage den Entschluß gefaßt habe, mit Frankreich zu brechen. Soweit hatten er selbst und Hardenberg ihn geführt [2]. Beiden kommt das Verdienst zu, die Einheit zwischen Fürst und Volk wiederhergestellt zu haben. Die Verständigung mit Rußland wegen der territorialen Grenzen und der Entschädigung Preußens in Deutschland, nicht in den polnischen Landesteilen wurde durch Stein eingeleitet. Er bewog den Zaren, ihn selbst und Anstett nach Breslau zu schicken. Knesebeck wurde beiseite geschoben, das Bündnis zwischen Preußen und Rußland am 27. zu

---

[1]) F. v. Ompteda, Politischer Nachlaß des Staatsministers Ludwig v. Ompteda, III, Jena 1869, an Münster, 20. Februar 1813, S. 23 ff.

[2]) Ompteda a. a. O. III, 32. Eine im Herbst 1814 erschienene, Arndt zugeschriebene, aber nicht von ihm verfaßte Schrift „Die Regenten und die Regierten“ urteilt S. 31: „Der Thron der Hohenzollern schien zu wanken, da es schien, als wolle das Kabinett dem unaufhaltsamen Strome der öffentlichen Meinung entgegentreten. — Endlich entschied die Weisheit den Entschluß des preußischen Monarchen, er trat dem bereits unwiderruflich gefaßten Beschlusse der Nation bei. Von jetzt fing eine neue Epoche an.“

Breslau, am 28. Februar zu Kalisch vollzogen. Sein Beweggrund war der Wille der beiden Herrscher, Europa die Freiheit wiederzuerringen, sein Ziel der Kampf für die Wiederherstellung Preußens, für die Unabhängigkeit aller Staaten, welche gesonnen waren, den Druck des französischen Joches von sich abzuschütteln. Außer einer militärisch-geographischen Verbindung zwischen Altpreußen und Schlesien durch Landesteile vom Herzogtum Warschau sollte Preußen seine übrigen Entschädigungen im nördlichen Deutschland erhalten; ausgenommen waren die ehemaligen Besitzungen des Hauses Hannover. Dadurch wurde der Staat, der um die Wende des Jahrhunderts halb slawisch geworden war, wieder ganz nach Deutschland, nach dem Westen hingewiesen. Rußland verpflichtete sich, 150 000 Mann zu stellen. Preußen gelobte über die 80 000 Mann, die es zusagte, alles zu leisten, was es könne, vor allem die Organisation einer Landwehr. Noch vergingen zehn Tage, ehe das getreue Volk erfuhr, daß der Tag der Entscheidung für Fürst und Vaterland jetzt endgültig gekommen sei. Am 10. März wurde die Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes erlassen. Eine Woche später folgten die Aufrufe Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk" und „An mein Kriegsheer" sowie die Verordnung über die Organisation der Landwehr, welche alle Kräfte des Landes und der Nation in den letzten entscheidenden Kampf hineinstellen sollte.

„Breslau gleicht einem ‚volcan enflammé'", „die Stimmung der Geister ist hier für uns noch viel schlimmer als in Berlin", so berichtete St. Marsan bereits nach dem Aufrufe zur freiwilligen Bewaffnung an Maret [1]). Nur allmählich war der Wechsel in der Gesinnung der schlesischen Bevölkerung herbeigeführt worden, obwohl einst der heldenmütige Graf Götzen nach dem unglücklichen Kriege in der Provinz gewaltet hatte. Der Entschluß des Königs zum Bündnisse mit Frankreich war im ganzen mit Gleichmut aufgenommen worden. Dann hatte während der folgenden Monate Breslau den Sammelplatz der Kriegsfreunde gebildet. Männer wie der Oberpräsident Merkel und die Professoren Steffens und Gaß, die Gesinnungsgenossen Schleiermachers, wirkten in demselben Sinne. Der Durchzug der Großen Armee steigerte ähnlich wie in Preußen den Haß der unteren Volksklassen, welche den Druck der Knechtschaft in solcher Unmittelbarkeit gefühlt hatten. Zu gleicher Zeit wuchs in den Bürgerkreisen die Unzufriedenheit mit der eigenen Regierung. Sie mißbilligten das Verhalten der Behörden gegenüber der interimistischen Nationalrepräsentation. Die Professoren der Universität lehnten die Maßnahmen Hardenbergs ab. Man sehnte

[1]) Stern a. a. O. S. 403.

seinen Sturz herbei. Die in Schlesien zurückgebliebenen Truppen fingen an, während ihre Kameraden zu Felde zogen, der Tatenlosigkeit überdrüssig zu werden. Die Volksstimmung war schwankend, als die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatze über die ungünstige Wendung des Feldzuges für die Franzosen eintrafen. Von einem Aufflammen allgemeiner Kriegsbegeisterung war noch keine Rede. Die Männer des Volkes meinten vielfach, ganz ähnlich wie der König: „Der Kaiser lebt, folglich hat er gesiegt.“ Es fehlte hier in diesen Monaten der tatsächliche Druck, der wie in Königsberg und in Berlin die Masse in Opposition brachte. Die erste Wendung vollzog sich mit dem 29. Bulletin. Am 21. Dezember veröffentlichte es die schlesische Zeitung. Einen halben Monat später verbreitete sich die Kunde von Yorcks Tat. Die mittleren und niederen Volksschichten gaben ihrem Haß gegen die Franzosen, ähnlich wie in Berlin, jetzt offenen Ausdruck. Man glaubte, daß der König sofort in Gemeinschaft mit Rußland den Vernichtungskrieg beginnen werde, und es wurden bereits mißmutige Stimmen laut, daß der rechte Augenblick überhaupt vorübergehen möchte. Täglich erwarteten alle Stände einen entscheidenden Schritt des Herrschers. Sie bestürmten ihn mit Bittschriften, die nur den einen Zweck verfolgten: den Krieg mit Frankreich. Endlich erfolgte die lang ersehnte Ankunft des Monarchen in Breslau [1]). Scharnhorst und Blücher wurden jetzt die Lieblinge des Volkes. Gleich ihnen verlangte es die sofortige Kriegserklärung, die Vernichtung der einzelnen getrennten Armeekorps, den Angriff auf die Festungen vor ihrer Verproviantierung, den Aufruf Deutschlands zum Kampfe. Aber in der Gesinnung des Volkes spiegelte sich auch die Unsicherheit wider, welche die politische Lage Preußens während der ersten Tage des Aufenthaltes des Königs in Breslau kennzeichnete. Erst der Aufruf vom 3. Februar machte ihr ein Ende. Tausende hatten den Ruf zur Tat in ihrer Seele erwartet, aber über den Gedanken lag noch eine unheimliche Stille wie vor dem Ausbruche eines Gewitters. Jetzt brauste die Begeisterung mit der Gewalt eines alles fortreißenden Orkanes durch die Stadt. Der Gegner blieb ungenannt. Es ist das Verdienst Hendrik Steffens', des „ersten Freiwilligen von 1813“, durch die offene Bezeichnung des Feindes den freudigen Widerhall in den Herzen der Studenten und der gebildeten Jugend geweckt zu haben. Einst hatte er 1808, als die Hochschule unter westfälischer Herrschaft stand, zu Halle den akademischen Kreisen es in die Seele geschrieben,

[1]) Damit im Widerspruche v. Hüser, damals im Bureau Scharnhorsts, Denkwürdigkeiten, Berlin 1872, S. 100: man lebte in Breslau vollkommen in Unkenntnis; die Ankunft des Königs erregte „nur ein dumpfes Erstaunen“.

daß das Höchste ihrer Arbeit die volle Erkenntnis des Wesens der Nation bilde. Infolge seines Gegensatzes zur Aufklärung und zur französischen Bildung war der mystische Nordländer ein Deutscher, dann durch den Einfluß Schleiermachers ein preußischer Patriot geworden: jetzt führte er den größten Teil der Studentenschaft durch seine hinreißende Ansprache am 8. Februar aus den Hörsälen hinweg auf den Werbeplatz der preußischen Freiwilligen. Gewiß: Männer wie Manso, der Direktor des Magdalenäums, und Schummel, der einflußreiche Lehrer an St. Elisabeth, standen der Bewegung kühl und ohne inneres Verständnis gegenüber, aber auch sie mußten die Wirkung des Aufruhrs anerkennen. Die Worte des Königs zündeten wie ein elektrischer Funke in den Herzen der gebildeten Jugend. Schummels Schüler entglitten ihm unter den Händen, um ins Feld zu ziehen. Für sie alle galten die Worte des siebzehnjährigen Primaners Alberti zu Hirschberg: „Es ist unser erhabenstes Ziel und muß unser höchstes Ideal sein, fürs Vaterland zu kämpfen, zu siegen — oder — das Feld der Freiheit und Ehre bedecken zu helfen [1])." Kinder, Greise und Frauen boten ihre Hilfe an, ganz entsprechend den Aufrufen Arndts, die einen Monat später in der ersten Nummer des „Deutschen Volksblattes", einer Beilage der schlesischen Zeitung, erschienen: „Aufforderung eines Vaterlandsfreundes an alle wohlgesinnten Mitbürger" und „an die deutschen Frauen von einem deutschen Manne" [2]). Steffens' Begeisterung wirkte in den Massen der Gebildeten fort. Packend und rührend zugleich war die Einsegnung der Freiwilligen auf dem Tauenzienplatze, und der für Napoleon als den Typus des wahren Menschen begeisterte Schummel zog inneren Widerstrebens einen Vergleich mit der Erhebung Frankreichs im Jahre 1789. Alle Ausartung „wurde gebändigt durch die heilige Weihe des Berufes". Abseits standen die oberschlesischen Polen; ebenso einzelne Kreise in Niederschlesien, welche namentlich durch Merkel für die große Sache gewonnen wurden. Und nun zogen in den letzten Februar- und ersten Märzwochen die Freiwilligen von Berlin und aus den Marken, von Königsberg und aus den Gebieten der Weichsel herbei, im Herzen die gleiche Begeisterung tragend, von der auch ihre Heimat ergriffen war. Wie hatte sich doch der König, allen außerordentlichen Maßnahmen abhold, in seiner hoffnungslosen Anschauung getäuscht, es würde niemand dem Rufe Folge leisten!

Am 12. März bestanden für St. Marsan keine Zweifel mehr daran, daß man nichts verabsäumen würde, um den Brand, der jetzt die

---

[1]) Th. Birt, Schülerbriefe eines jungen Freiheitskämpfers: Preußische Jahrbücher Bd. 146, 1911.

[2]) Czygan, a. a. O. I, S. 68.

preußischen Provinzen ergriffen habe, in ganz Deutschland zu entzünden. Den Höhepunkt erreichte die patriotische Begeisterung in Breslau durch die Märzaufrufe. Die Zeitungen wußten die Ausgaben dieses Tages kaum in der notwendigen Höhe herzustellen, um die Nachfrage des Publikums zu befriedigen [1]). Auch der Schwerfälligste wurde durch sie wach gerüttelt. Alles lebte auf, alles wirkte auf einen Zweck hin. Der König nannte diese Tage eine Zeit der Auferstehung. Körner schrieb voller Begeisterung über dieses Erlebnis: „Müssen nicht alle deutschen Fürsten, die solch Evangelium lesen und nicht daran glauben, schamrot werden? In einer solchen Sprache hat noch kein König, kein Fürst zu seinem Volke geredet, solange deutsch gesprochen wird. — Alles geht mit so freiem, stolzem Mut dem großen Kampfe fürs Vaterland entgegen, alles drängt sich, zuerst für die heilige Sache bluten zu können. Es ist nur e i n Wille, nur e i n Wunsch in der Nation. — — König und Volk, Staat und Vaterland sind hier in innigster Gemeinschaft verbunden. Bietet die Nation alles auf, um Hingebung und Treue zu bewähren, so bietet der König alles auf, um dies anzuerkennen." Niebuhr konnte seinem Hamburger Freunde Perthes im Hinblick auf die Opferfreudigkeit der Nation und auf den reinen und unbefleckten Charakter des Königs, der „ein Trost für vieles" ist, nichts Besseres als den Anschluß an Preußen raten [2]). Mit dieser schlichten und oft ergreifenden Menschlichkeit, die ihm die treue Anhänglichkeit seines ganzen Volkes sicherte, auch wo es seinen politischen Maßnahmen nicht zu folgen vermochte, hat Friedrich Wilhelm III. das seinige dazu beigetragen, die Einheit zwischen Fürst und Volk nach diesen schweren Monaten der Enttäuschung und der Entscheidung zu befestigen und aufrecht zu erhalten [3]).

Die alten Gegensätze zwischen den Parteien und Staatsanschauungen blieben allerdings auch jetzt bestehen, und neue bildeten sich in dem Augenblicke, wo alles zu den Waffen eilte. Wir sahen bereits, wie

---

[1]) Ompteda an Münster, Breslau, 26. März 1813, a. a. O. III, S. 53.

[2]) N i e b u h r, Lebensnachrichten II, S. 104.

[3]) Über die Zustände in Breslau uud Schlesien im allgemeinen vgl. H. S t e f f e n s, Was ich erlebte VII, Breslau 1843, S. 62 ff.; W. E r l e r, Die schlesische Volksstimmung in den Jahren der inneren Wiedergeburt Preußens 1807/13, Leipzig 1910, S. 168 ff., O. L i n k e, Fr. Th. Merkel im Dienste fürs Vaterland II, Breslau 1910; über Schummel handelt F r. W i e d e m a n n, Joh. Gottl. Schummel in „Gymnasium zu St. Elisabeth-Breslau, Festschrift 1562—1912". — Gaß an Reimer, Breslau d. 4. November 1812: „Es spukt hier seit etwa Tagen von Veränderungen im Ministerium und von der Entfernung des St. Kanzlers. Es wird dann nur darauf ankommen, wen man an die Spitze stellt und besser würde es dann auch nicht, wenn man nicht seine ganze Umgebung nah und fern mit fortschafft. In Schlesien hat er einen ungeheuren Haß auf sich geladen. Was ich hier von ihm gesehen habe, ist lächerlich, verächtlich und ärgerlich zugleich." Besonders ist er bei den Universitätsprofessoren mißachtet; G. St.-A. Rep. 77, XXII Litt. R. Nr. 8 adh.

in Berlin Bülow und Kenfner der Organisation einer Volkserhebung gegenüber sich ablehnend verhielten. Fürst Wittgenstein, mit der Leitung der höheren und Sicherheitspolizei im ganzen Staate beauftragt, huldigte den gleichen Anschauungen. Am 1. Februar erhielt er den Befehl, sobald als möglich an das Hoflager nach Breslau zu kommen, wo er in dem Staatsrate Ancillon einen eifrigen Gesinnungsgenossen fand. In ihnen verkörperte sich der bureaukratische Absolutismus des alten Preußens, welcher den Untergang des Staates so stark mitverschuldet hatte. Im Gegensatz zu den Patrioten standen sie allen deutschen Plänen ablehnend gegenüber. Für sie handelte es sich nur um die Wiederherstellung Preußens, nicht um die Freiheit und Einheit Deutschlands. Hier in Breslau, dem Mittelpunkte der nationalen Bewaffnung, blieben auch hinfort Manso und Schummel, zwei einflußreiche Gelehrte, in den Ideen der weltbürgerlichen Aufklärung und in der Vorliebe für französisches Wesen befangen. Friedrich v. Raumer, einst der Mitarbeiter Hardenbergs und jetzt Professor an der Universität, verleugnete nicht eine gewisse Opposition gegen die allgemeine Begeisterung. Anstatt wie sein Bruder Karl zu den Waffen zu greifen, zog er es vor, in seinem Amte sich „zum wissenschaftlichen Offizier" auszubilden [1]). Noch immer gab es eine Partei der „Philister", welche den Krieg nicht wollten, weil es durch ihn schlimmer werden könnte als zuvor. Unter den Patrioten unterschied der junge Leopold v. Gerlach, der spätere Vertraute Friedrich Wilhelms IV., bereits drei Richtungen: die Aristokraten „ohne Position und ohne Kraft", die nur heimlich und schwach gegen die anderen arbeiten; die Demokraten, „die ausgezeichnetsten und kräftigsten unseres Landes", die Anhänger der neuen Ideen, die alle etwas getan und erlebt haben; die Anarchisten, Studenten, Doktoren und Buchhändler, „die nach Studentenmanier über alles hinwegsehen; ihr Anführer ist Jahn"; sie organisieren sich unter Lützow und Petersdorff in den Freikorps [2]).

So mag die Anschauung zutreffen, die Steffens in seinen Erinnerungen verzeichnet, daß man schon im März höheren Ortes angefangen habe, vor der freien Gesinnung der Jugend, vor der aufgeregten Stimmung in den Landsturmgedichten sich zu fürchten. Ja er gesteht, daß er selbst das Landsturmedikt vom 21. April, das fast „in demagogischem Sinne" entworfen sei, mit Schrecken gelesen, es aber trotzdem „gewissermaßen buchstäblich" zur Ausführung gebracht habe. Höher als die eigene Meinung stand ihm jetzt der eine Gedanke, dem gerade diese Verordnung Ausdruck verlieh: „Gesichert werden die Unabhängigkeit und Ehre des Volkes nur werden, wenn jeder Sohn des Vaterlandes diesen Kampf

[1]) Fr. v. Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechsel, Leipzig 1861, S. 250.

[2]) Denkwürdigkeiten Leopolds v. Gerlach I, Berlin 1891, S. 3 ff.

für Freiheit und Ehre teilt." Nun erst war seine ganze Anlage so, wie sie Stein und Arndt, Scharnhorst und Gneisenau gefordert hatten. Jede Familie, jedes Haus fühlte sich mit dem hohen Zwecke des Krieges verbunden, an ihn gekettet. Das Interesse des Heeres und der Regierung war auch das Interesse jedes Staatsbürgers. Durch die Jägerdetachements hatten in allen Regimentern die gebildeten Stände „den Geist des Militärs angefrischt"; sie standen bereit, „die rohen Materialien" im Laufe des Krieges zu führen und „das Militär zu einer hohen Stufe zu erheben". Das war die „Belebung des Geistes", die „Enthusiasmierung" des ganzen Heeres, auf die, wie er selbst gesteht, Scharnhorst sein „vornehmstes Augenmerk" gerichtet hatte [1]). Trotz jener Unterströmungen blieb doch der Gesamteindruck dieses preußischen Frühlings: „Mein getreues Volk wird in dem letzten entscheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Herd alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unsere Vorfahren uns mit ihrem Blute erkämpften." König und Volk, Staat und Vaterland waren durch den Aufruf vom 17. März in innigster Gemeinschaft miteinander verbunden. —

E. M. Arndt hatte, ungewiß über sein künftiges Schicksal, Ende März von Königsberg aus auf weiten Umwegen die Weichsel in der Nähe von Thorn erreicht und war von dort südwärts nach Kalisch geeilt, wo Kutusow soeben am 25. den Aufruf an die Deutschen erlassen hatte. Der Verfasser, der aus Sachsen gebürtige Karl Müller, verfolgte mit dieser Proklamation die gleichen Ziele wie Arndt. Sie verkündigte, daß Rußland den fremden Einfluß in Deutschland vernichtet sehen wolle, daß die politische Neugestaltung den Regenten und Völkern des Landes anheimgestellt bleiben solle; sie mahnte die deutschen Fürsten daran, daß die beiden verbündeten Mächte ein treues Mitwirken vor allem von ihnen erwarteten, und sie ließ dem napoleonischen Frankreich wissen, daß Rußland und Preußen nicht eher die Waffen niederlegen würden, als bis der Grund zu der Unabhängigkeit aller Staaten Europas gesichert sei. Zwei Tage verweilte Arndt im Hauptquartier der russischen Armee. Mit Stein mögen hier die ersten Beratungen über seine künftige Tätigkeit stattgefunden haben, und die kurzen, rabiaten Zeilen an Scheffner: „O die Fürsten! Fürsten! Hätten wir sie doch, wo wir sie haben wollten! Ich würfe sie alle in Einen Scheiterhaufen und mich als Zugabe obenein" verdanken ihre Entstehung vielleicht Unterredungen mit dem Reichsfreiherrn, dessen Forderungen wegen Anschlusses der deutschen Fürsten

---

[1]) Scharnhorst an seine Tochter, Breslau, 19. März 1813, G. St.-A. Rep. 92 Nachlaß Scharnhorst.

eine bedeutende Milderung erfahren hatten [1]). Am 4. April traf er in Breslau ein, also zu der Zeit, als der patriotische Enthusiasmus in den Mauern der schlesischen Hauptstadt seinen Höhepunkt erreichte. Zwei Tage später kehrte auch Stein von Kalisch zurück. Arndt wurde jetzt in dem Verwaltungsrate der verbündeten Mächte für das nördliche Deutschland in derselben Form und für dieselbe Arbeit angestellt, wie vorher von dem deutschen Komitee in Rußland. Er erhielt von ihm seine Besoldung und schrieb hinfort „unter seiner Autorität und unter den Augen der beiden Regenten und ihrer im Hauptquartier vereinten Kabinette". Sein Aufenthalt in Breslau, das Wiedersehen mit den alten Freunden dauerte nur wenige Tage. Der Kalischer Aufruf verhallte wirkungslos. Auch die Aufrufe Blüchers, Wittgensteins und Theodor Körners an die Sachsen blieben ohne Eindruck trotz ihrer weiten Verbreitung. König Friedrich August weilte in Regensburg, und die Masse der Bevölkerung verhielt sich bei allem Entgegenkommen nach dem Einmarsche der Verbündeten in das Land ablehnend, war der Dynastie treu ergeben, ohne sich um die großen deutschen Probleme zu bemühen [2]). Stein verlegte deshalb sofort seinen Wirkungskreis in die Hauptstadt des Landes, dessen Besitz für den strategischen Fortschritt der Verbündeten von so großer Bedeutung war. Der treue Mitarbeiter reiste am 7. seinem Herrn voraus und langte am 8. über Liegnitz in Dresden an. Er wurde in dem gastfreien Hause Körners einquartiert, das ihm bereits in Breslau von den Lützowern empfohlen war.

Die amtlichen Aufgaben Arndts während des Aufenthaltes in der sächsischen Residenz entsprachen wenig seinem Wunsche. Sie waren ein Abbild der Untätigkeit, zu der Stein infolge der politischen und militärischen Rücksichtnahme auf den König und die sächsischen Behörden sich verurteilt sah. Auch nach der Ankunft der Monarchen am 24. April kamen die Verhandlungen zu keinem Ziel. Dem Verwaltungsrate blieben für die ihm bestimmte Arbeit, die Hilfsquellen der okkupierten Länder an Mannschaften und an Geld für die gemeinsame Sache nutzbar zu machen, die Hände gebunden, und Arndt meinte nicht mit Unrecht, sie säßen hier „an und nicht in der Sache"; selbst Stein gehe es so, „weil er bei redlicher Gesinnung immer nur Sprünge mache, zuweilen auch Stöße", welche dann peinlich wirkten. Seine Briefe aus diesen Wochen ergehen sich in bitteren Scheltworten über die Regierungen und die Kabinettskünste, welche den Volkswillen befehden und nicht kräftig an-

---

[1]) M. Lehmann, Stein III, S. 267, Rühl, Aktenstücke I, S. 301 undatiert.

[2]) B. Lange, Die öffentliche Meinung in Sachsen, Leipz. Dissertation, Gotha 1912, S. 3 ff.

packen, wo es das gemeinsame Wohl erfordere. Ihn packte wohl die Lust, die Schreibfeder von sich zu werfen, zur Klinge zu greifen und den Schwarzen zuzuziehen, wenn stellenlüsterne Dedikationsschreiber und windige Projektenmacher, die ihm von Stein mit Vorliebe zugewiesen wurden, ihn „bis zu einer Fetze der Dummheit zerrissen" oder wenn der infolge seiner körperlichen Leiden und der unnützen Vielgeschäftigkeit des Tages leicht empfindliche Minister und seine Umgebung ihn zerarbeitet hatten. Und doch: wie notwendig war es gerade in solchen Wochen allgemeiner und höchster Spannung, die noch keine Entscheidung brachten, die Volksstimmung frisch zu erhalten, immer wieder den Versuch zu machen, in ihr dem eigenen frohen Mute Eingang zu verschaffen. Seine ganze Hoffnung setzte Arndt auf das Volk, auf die großen Umwälzungen, die in den nächsten Monaten über die deutschen Kleinfürsten hereinbrechen würden. So wandte sich seine Haupttätigkeit den Arbeiten zu, welche auf die Gesinnung des Volkes ihnen gegenüber einwirken sollten. Gleich in den ersten Tagen während seines Dresdener Aufenthaltes erschien bei dem patriotischen Verleger Rein in Leipzig ein Neudruck von der „Glocke der Stunde", dem „durchgreifenden, larvenabreißenden Werke", für das selbst Kotzebue anerkennende Worte fand [1]). Vor allem lag ihm daran, den dritten Teil des „Geistes der Zeit" herauszubringen. Über dem Buche schwebte ein Unstern. Noch während er in Königsberg weilte, hatte er es in Druck gegeben. Zwei Bogen waren bereits gesetzt, da eröffnete ihm der Verleger, er könne es unter vier Monaten nicht liefern. Arndt zog den Auftrag zurück und verhandelte jetzt mit dem Verleger Hofmann in Leipzig, der jedoch die Herausgabe ablehnte. So bot er es seinem Freunde Reimer an in der Hoffnung, daß Stein zum Drucke etwas beitragen werde. Dann sollten 5—6000 Exemplare verlegt, 1500 unentgeltlich verteilt werden. Zu gleicher Zeit beabsichtigte er, den zweiten Teil neu herauszugeben. Die erste, bekanntlich in Schweden auf des Königs und auf eigene Kosten gedruckte Auflage war „im eigentlichen Sinne verkommen", der Neudruck im Juni 1812 infolge von Gruners Verhaftung nicht fertig geworden. Von „Unrichtigkeiten und Unpäßlichkeiten" gereinigt, sollte jetzt eine zweite Auflage erscheinen. Die Umarbeitung wurde bereits in Dresden begonnen. Arndt dachte daran, weil die Berliner Zensur sie nicht passieren lassen würde, den Druck der beiden Teile in Leipzig mit dem Imprimatur Steins versehen zu lassen. Sehnsüchtig erwartete er das endliche Erscheinen der Königsberger Auflage des „Kurzen Katechismus". Schon richtete sich sein Augenmerk darauf, einen neuen zu

---

[1]) Czygan a. a. O. I, S. 241; über den Inhalt vgl. oben S. 349 ff.

schreiben „für die Soldaten und Bauern mit biblischen Sprüchen". Da die preußische Regierung nach Dresden einen Buchdrucker aus Berlin beordert hatte, der umsonst solche Schriften fertigstellen sollte, beabsichtigte er diesem den Druck zu übergeben. Eine Massenauflage von 20—30 000 Exemplaren gedachte er über ganz Deutschland zu verbreiten. Eine kleine Sammlung von Soldatenliedern versprach er in Dresden zum Drucke, eine andere sollte bei Reimer erscheinen, dem auch die „Fantasien" für einen günstigen Zeitpunkt, etwa den Herbst, zugesagt wurden [1]).

Inmitten dieser aufreibenden und doch wenig befriedigenden Tätigkeit erhielt Arndt erst von seinem Freunde Reimer, dann von Niebuhr die Aufforderung, regelmäßig an dem „Preußischen Korrespondenten" mitzuarbeiten, Publikanda und Verfügungen des Verwaltungsrates einzusenden. Wie einst 1810 Heinrich v. Kleist mit seinen Abendblättern, so hatten es die beiden Freunde im November 1812 von neuem versucht, neben den beiden privilegierten Berliner Zeitungen alten Stiles eine neue mit ganz bestimmten politischen Tendenzen ins Leben zu rufen. Hardenbergs Bescheid lautete unter dem Vorwande „erheblicher Bedenken" ablehnend. Keinen besseren Erfolg hatte ein zweiter Antrag, der vielleicht gleich nach dem Aufrufe vom 3. Februar eingebracht wurde. Endlich gelang es nach verschiedenen Vorstellungen Scharnhorst, an den sich Schleiermacher mit ähnlichen Plänen gewandt hatte, am 25. März dem Staatskanzler die Erlaubnis „abzudringen", Niebuhr und Schleiermacher sollten das Blatt gemeinsam im Reimerschen Verlage herausgeben. Die Redaktion übernahm zunächst Niebuhr. Der Zweck, den er verfolgte, entsprach ganz dem Geiste Arndts. Verleger und Herausgeber wollten eine historisch-politische Nationalzeitung großen Stiles schaffen. Indem sie „mit Liebe erzählten, um die Liebe zu nähren", hofften sie „einem wesentlichen Mangel in den moralischen Beziehungen der Regierung und der Nation abzuhelfen". Die Tendenz des „Preußischen Correspondenten" war sittlich-pädagogischer Natur. Er bildete die publizistische Fortsetzung des Geistes der Reformzeit und stellte sich dadurch in bewußten Gegensatz zu dem „russisch-deutschen Volksblatte",

---

[1]) Über die Dresdener Pläne vgl. die Briefe an Reimer aus dieser Zeit, M.-S. Nr. 62 bis 65, 67, 68; an Johanna Motherby a. a. O., S. 62 ff.; dazu Wanderungen und Wandelungen. Die von F. Troska, „Die Publicistik zur sächsischen Frage auf dem Wiener Kongreß", Halle 1891, S. 3 Arndt zugeschriebene Flugschrift über das sächsische Kabinett stammt trotz der Übereinstimmungen mit einer späteren Schrift unseres Autors nicht von ihm. Er hat diese aus der früher erschienenen einfach entlehnt. Sie wurde offenbar gleich nach der Übergabe von Torgau veröffentlicht. Bei seinem frühen Aufbruch von Dresden, wohl schon am 6. Mai, konnte A. von den letzten Ereignissen in Sachsen gar keine Kunde haben.

das Kotzebue unter den Auspizien des Generals Grafen Wittgenstein zu gleicher Zeit herauszugeben begann, und das, wie Niebuhr selbst zugestehen mußte, bald einen großen Einfluß erlangte. Die frisch-fröhlichen Angriffe auf die französischen Zeitungen, die scharfen, bissigen Bemerkungen gegen Napoleon, die dem Wesen des schlichten Mannes angepaßte Schreibart des Volksblattes sagten dem Berliner Publikum mehr zu als die weitausholenden geschichtlichen Deduktionen, die sittlichen Forderungen und die ernsten politischen Betrachtungen Niebuhrs, welche dann freilich bald durch Schlachtberichte aus dem Hauptquartier der preußischen Armee und von den Zügen der Streifkorps ergänzt wurden. Beide Zeitungen haben in ihrer Art vortrefflich gewirkt. So wenig sympathisch die überall in den Vordergrund sich drängende Art Kotzebues gegenüber dem vornehm zugunsten der Sache zurücktretenden Niebuhr berührt, die breite Masse wird es auch damals vorgezogen haben, zu der leichteren Lektüre des „Volksblattes" zu greifen. Die gemeinsame Gesinnung des geistig führenden Teils der Nation fand in dem „Preußischen Correspondenten" mit seinen hervorragenden Mitarbeitern wie Niebuhr und Schleiermacher, Arnim und Göschen, Eichhorn und Karl v. Röder, die schönste literarische Ausdrucksform, welche aus der geschichtlichen Bedingtheit in die Welt des Unvergänglichen hineinragt. Arndt konnte sich zunächst zu seinem größten Bedauern an der Mitarbeit nicht betätigen. Während des Dresdener Aufenthaltes läßt sich kein Artikel mit Bestimmtheit von ihm festlegen. Und als Reimer nach der Aufforderung Hardenbergs an Niebuhr, sofort in das Hoflager zu kommen, ihm die Übernahme der Redaktion anbot, lehnte er sie Ende April unter dem Vorwande ab, daß er „noch allerlei Anderes" zu tun habe, auch bei Stein nicht unnütz sei. Ausschlaggebend für ihn war wohl der Wunsch, mit der nur den deutschen Gedanken vertretenden Behörde in Zusammenhang zu bleiben, sich nicht in den Dienst eines Blattes zu stellen, das in der preußischen Hauptstadt unter den Augen der strengen Zensur erscheinend notwendig auf die jeweilige Politik dieses Staates Rücksicht nehmen mußte. Seine Bemerkung gegenüber Niebuhr: „Mein Verhältnis zu Stein hat sich so gefunden, und ich benutze es bloß als Firma, einige Ideen auszubreiten", verraten uns den inneren Grund seines ablehnenden Verhaltens: die Firma Stein gewährte ihm für die Verbreitung seiner Ideen über die zukünftige Gestaltung Deutschlands größere Garantien als die Redaktion einer in Berlin erscheinenden Zeitung. So sehr ihn ein mehrtägiger Aufenthalt im Hauptquartier der Verbündeten von dem vortrefflichen Geiste des preußischen Heeres und seiner obersten Befehlshaber überzeugt hatte, das zögernde Verhalten der preußischen Diplomatie gegenüber Sachsen in jenen Wochen gab ihm zu-

nächst wenig Zutrauen, daß dieser Staat gerade berufen sein sollte, in seinem Sinne die Leitung der deutschen Angelegenheiten zu betreiben [1]).

Wie oft mögen diese deutschen Pläne zwischen Arndt und seinem Gastgeber besprochen sein! Der Appellationsgerichtsrat Chr. Gottfried Körner, der Freund Schillers und zu Goethe in nahen Beziehungen stehend, hatte den preußischen Kriegern bereits die Wiederherstellung der nationalen Gemeinschaft als Ziel des Kampfes hingestellt. Volksfeste sollten hergerichtet werden, um Denkart, Sitte und Sprache des Deutschtums neu zu beleben. Das waren Anschauungen, welche Arndt seit einem Jahrzehnt vertreten und jetzt in seinen „Fantasien" sowie in seinem dritten Teile des „Geistes der Zeit" von neuem niedergelegt hatte. Der freie Sinn des Körnerschen Hauses, der alle Talente heranzuziehen und doch ihre individuellen Fähigkeiten zu achten wußte, die national-deutsche Gesinnung aller seiner Glieder wirkten auf die Gäste fördernd und anregend. In vertrautem Gespräche wurde der Gedanke besprochen, Gesellschaften über das ganze Land ins Leben zu rufen, welche der Pflege vaterländischen Volkstums sich widmen sollten. Die späteren Pläne Arndts zur Gründung deutscher Gesellschaften gehen auf diese Gespräche im Körnerschen Hause zurück. Unter dem „lebendigen, merkwürdigen Gewimmel verschiedenster Menschen" traf er auch den „alten, feierlichen und furchtsamen Goethe", als er in den letzten Apriltagen auf seiner fluchtartigen Reise in die böhmischen Bäder Dresden berührte. Der Altmeister verhielt sich der nationalen Bewegung gegenüber in vollständiger Passivität. Hoffnungslos gestand er es den Anwesenden, als Körner von seinem Sohne Theodor sprach und auf dessen an der Wand hängenden Säbel hinwies: „O ihr Guten, schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen." Ihm glichen sie dem „reinen Thoren" Richard Wagners, der Unmögliches auf seine Schultern nahm. Aber wie Arndt einst seinem Jugendgenossen Muhrbeck gegenüber das in dem deutschen Volkstum wurzelnde, von ihm gar nicht zu trennende Wesen Goethes erkannt und verteidigt

---

[1]) Über den „Preußischen Correspondenten" vgl. H. Dreyhaus, „Der Preußische Correspondent von 1813/14 und der Anteil seiner Gründer Niebuhr und Schleiermacher", Forschungen z. brd. u. pr. Gesch. XXII; M. v. Lettow Vorbeck, „Zur Geschichte des Preußischen Correspondenten von 1813 und 1814", Berlin 1911; Czygan a. a. O. I, 262 ff.; ebendaselbst über das russisch-deutsche Volksblatt 236 ff. — Niebuhr an Arndt, Berlin 15. April, Arndt an Niebuhr, Dresden 24. April 1813 im N. B. II, S. 160 ff., an Reimer, s. d., M.-G. Nr. 62. Der von Lettow Vorbeck a. a. O. S. 54 Arndt zugeschriebene Brief ist nicht von ihm; die Ausdrücke „vernünftig, artig, gelassen" sprechen dagegen. Auch die übrigen dort angeführten Briefe aus dem preußischen Hauptquartier scheinen mir nicht aus Arndts Feder zu stammen.

hatte, so wurde er auch jetzt nicht an der Hoheit seines Lebens und der Größe seiner Arbeit irre. Von dem eigentümlichen Wesen des klassischen Idealismus selbst tief durchdrungen, vermochte er trotz jenes trüben Eindruckes, den die Zeilen an Johanna Motherby festhielten, doch immer das Gemeinsame zu finden, das ihn mit dessen sittlicher Harmonie verband. Und auf der andern Seite: Wie melodisch und träumerisch klangen in diese Dresdener Tage die Erinnerungen herzlichster Zuneigung für die Königsberger Freundin hinein! Für seine „Furina“ pflückte der Wanderer die kleinen blauen Blümlein, als er bei seiner Ankunft den Fasanenhain erreichte. Bei ihr weilten die Träume und Fantasien des Schlafenden nach der Schreibarbeit des Tages. Er fühlte sich zu neuem Leben gestärkt durch die Briefe „liebender Wehmut“, durch die Worte und Wünsche, welche die Ferne ihm zukommen ließ, und er ermahnt sie: „Halte dein Wesen fest und thu' nichts wider dein Herz, wenn du nicht alles mit deinem Herzen thun kannst. Habe mich gut, sei gut.“ Die Harmonie des eigenen Daseins mit der Arbeit für das Vaterland, der sittliche Idealismus und die unruhvollen Stimmungen des Herzens, welche aus den Kämpfen der Gegenwart in das schöne Traumland der Vergangenheit hinüberflüchteten, die ästhetische Romantik berührten sich in der Seele Arndts während des Aufenthaltes im Körnerschen Hause aufs engste miteinander. Bald nahte die Zeit, wo seiner neue Aufgaben, neue Hoffnungen und neue Enttäuschungen harrten.

Stark waren zunächst die Enttäuschungen für so leidenschaftlich vorwärtsdrängende Naturen wie Stein und Arndt. Das lange Zögern der preußischen Diplomatie hatte militärisch die schwersten Folgen. Wäre der Abschluß des Bündnisses im Anfang Februar erfolgt, dann hätten schon im März größere Truppenkörper über die Elbe vorrücken und auf dem linken Ufer operieren können. Jetzt gewann Napoleon Zeit, die zerstreuten Korps zu sammeln, ihnen neue Konskribierte zuzuführen. Ende April war sein Heer im Innern Deutschlands dem der Verbündeten überlegen. Den Oberbefehl führte er selbst. Schon in den ersten Apriltagen, als er noch in Breslau weilte, rechnete Arndt mit einem „zweifelhaften Kriege“, hatte allerdings, ganz wie Scharnhorst, das Zutrauen, daß in Deutschland trotzdem „ein neuer Geist“ siegen werde, obwohl auch die Organisation der Landwehr nur langsam vorwärts ging. Beendet war allein die preußische; in Schlesien hatte man kaum angefangen. Von einer Aushebung der jungen Mannschaft in Sachsen und Thüringen war keine Rede. Ein glücklicher Zufall fügte es wenigstens, daß am 28. April der Tod dem zaudernden Kutusow den Oberbefehl aus der Hand nahm. Tatenfrohere Nachfolger, Graf Wittgen=

stein und Toll, traten an seine Stelle. Beide zeigten sich den Anschauungen der Blücher und Scharnhorst geneigter. Die verbündeten Truppen wurden zwischen Leipzig und Altenburg zusammengezogen, um die Elster in der Richtung auf Lützen zu überschreiten und den nach Leipzig vorrückenden Feind von Süden her anzugreifen. Auf dem alten Schlachtfelde von Lützen rangen am 2. Mai die Gegner miteinander. Wie in Berlin, so war man auch in Dresden über den Ausgang des Kampfes bei Groß-Görschen zunächst im ungewissen. Viele Gerüchte über Sieg und Niederlage liefen während der folgenden Tage in der sächsischen Hauptstadt umher. Selbst eine verlorene Schlacht, so hoffte Arndt, würde den Verwaltungsrat nicht von dort vertreiben. Sollte aber der Sieg auf seiten der Verbündeten sein, dann wollte er die „Geister", den zweiten und dritten Teil des „Geistes der Zeit", sofort unter die Presse bringen, um durch sie auf die kleinen Fürsten des Rheinbundes und die deutschen Stämme jenseits der Elbe einzuwirken.

Trotz des Heldenmutes der preußischen und russischen Truppen mußten die Verbündeten dem übermächtigen Gegner das Schlachtfeld überlassen. Ohne Einbuße an Kanonen, Fahnen oder Gefangenen zogen sie sich in bester Ordnung über die Elbe zurück, um hier dem Feinde in einer neuen Stellung entgegenzutreten und um die Verbindung mit Österreich nicht zu verlieren. Der schwerste Verlust war die Verwundung Scharnhorsts. Nur wenige Tage nach der Schlacht feierte Arndt ihn als den Waffenschmied der deutschen Freiheit, dem der Kranz von Eichenblättern gebührt. Die nächsten Folgen des Rückzuges waren bedenklich. Einen Anschluß der Sachsen konnte man jetzt nicht erwarten. Noch am 24. April berichtete Arndt seinem Petersburger Freunde Trinius: „Der Alte von Sachsen sitzt mit seinem sauberen Minister in Prag und will sich zu nichts verstehen, er lauert wie ein Krämer auf eine entscheidende Schlacht, denn — Ehre und Liebe und teutsches Gefühl hat das Zeug nicht." Der unglückliche König bewilligte jetzt alle Forderungen Napoleons. Der größte Teil des Landes, das dem Verwaltungsrate zugewiesen war, befand sich in den Händen des Feindes. Stein selbst nebst seinen Mitarbeitern mußte weichen. Wohl schon am 6. Mai brach Arndt auf, war am 8. bereits in Luckau. Ungebrochenen Mutes schaute er der Zukunft ins Auge, von der Hoffnung getragen, nach Vollendung seiner wichtigsten schriftstellerischen Arbeiten selbst die Feder mit dem Degen zu vertauschen. Am 11. Mai langte er in Berlin an. Seine Bestimmung führte ihn zunächst weiter nordwärts. Er hatte von Stein den geheimen Auftrag erhalten, nach Stralsund zu gehen und zu sehen, wie weit die schwedischen Rüstungen gediehen seien, ob der Kronprinz „nicht endlich mit Macht übers Wasser käme".

Nach anderthalbjähriger Trennung weilte Arndt wiederum in seiner Heimat, bei den Seinen. Jeden wollte er aufsuchen und jeden begrüßen; von den Freunden Oberamtmann Fleischmann zu Clempenow, Billroth in Greifswald, die Familie Munck auf Brandshagen, General v. Dyke auf Losentitz, die vielen rügenschen Genossen der Kindheit; dann die Geschwister zu Trantow, Zipke und Putbus, seine Gottesgab und seinen Karl Treu bei Bruder Fritz in Bergen. Er weilte an allen Stätten des Paradieses seiner Jugend und überschaute wiederum vom Rugard die gesegneten Gefilde der Insel. In diesen Tagen entstand die Sonette „An Rügen". Auch jetzt mußte ihr Verfasser von neuem die „süße Schöne" der engeren Heimat verlassen, ein größeres Vaterland sich suchen, dem Rufe nach Germaniens Freiheit folgen, den er selbst einem kampfesfrohen Geschlechte verkündigte. Mit berechnender Absicht wurde dies kleine Heimatgedicht in die „Lieder für Teutsche" aufgenommen. Was der Dichter von seinen Zeitgenossen forderte, die Freiheit des gemeinsamen Vaterlandes, seine Größe und Macht höher zu stellen als die berückende Schönheit der engeren Heimat, als die Ruheseligkeit mattherziger Kirchturmsinteressen, das hat er selbst redlich gehalten. Auf der Insel marschierten schwedische Soldaten dem Sammelpunkte Stralsund zu. Im Hafen ankerten schwedische und englische Schiffe, und als er, von Rügen zurückkehrend, dort landete, da sangen nach alter Weise viele Hunderte von Kriegern das Abendlied „Nun ruhen alle Wälder", „dessen Friedensklang unter den kriegerischen Zeichen wunderbar ertönte und in unserm Bote auch die Rohesten rührte". Am 18. kam dann endlich der Kronprinz, von allgemeiner Freude empfangen, in der Festung an. Frohen Sinnes konnte Arndt trotz einzelner Ausnahmen es auch hier merken, „daß es im großen deutschen Vaterlande nichts Einzelnes mehr geben kann und daß alle für einen Mann stehen und kämpfen müssen". Ihn beseelte die Hoffnung, daß nun auch hier die Dinge schneller vorwärts gehen und daß Schweden mit seiner pommerschen Heimat sich dem gewaltigen Völkerkampfe anschließen werde. In Geschäften und Besuchen verflossen die beiden Tage auf dem Festlande. Die letzten Wochen waren ihm wie „ein fliegender Rausch" vergangen. So vollzog sich über diesen mannigfaltigen Eindrücken die Rückreise in einer dumpfen Stimmung. Am 12. war er aus Berlin abgereist. Am 22. weilte er bereits wieder in der preußischen Hauptstadt, die ihn nun bis zum 9. Juli in ihren Mauern beherbergen sollte.

Wie zuversichtlich klang noch die Ausgabe des „Preußischen Korrespondenten" vom 24. Mai! In Berlin war die Nachricht verbreitet, daß endlich die sehnlichst erwartete Allianz zwischen Österreich, Rußland und Preußen förmlich abgeschlossen sei. Die Berichte von der Hauptarmee

über die Kämpfe bei Bautzen am 20. und 21. lauteten durchaus günstig, alles stehe gut und nach Wunsch, die Truppen kämpfen wie die Löwen, die Verbündeten sollen alle Angriffe abgeschlagen, nicht nur ihre Stellungen behauptet, sondern auch Terrain gewonnen haben. Die Berichte aus dem Nordwesten, aus Hamburg hielten, wenn jeder seine Pflicht tue, die Gefahr einer Übergabe der Stadt für ausgeschlossen. Arndt veröffentlichte als ersten Beitrag den „Auszug aus einem Briefe aus Stralsund" über die günstigen Erfahrungen, welche er soeben gemacht hatte [1]), und Johanna Motherby schrieb er am 23. morgens: „Noch stehen unsere Sachen gut; ich hoffe, sie werden es auch ferner." Einen dichterischen Ausdruck fand diese gute, durch dem Verkehr in dem Berliner Patriotenkreise noch gehobene Stimmung in dem Liede „Auf die Schlacht bei Groß-Görschen oder Lützen den 2. Mai 1813". In dem Aufrufe an die Preußen hatte er vor wenigen Monaten die Bewohner des von ihm einst so hart beurteilten Staates aufgefordert, als die ersten für die Freiheit Deutschlands in den Kampf zu ziehen. Wahrlich, sie trugen keine Schuld, wenn es den französischen Truppenkörpern gelang, über die Elbe zu entkommen und dort sich neu zu formieren. Königsberg, Berlin und Breslau waren gewaltige Zeugen des Opfersinnes, der sie beseelte. Bei Lützen besiegelten sie ihren Heldenmut mit dem Blute. Die Liebe zum Ruhm und das Gefühl für die nationale Ehre, einst neben dem mechanischen Unterordnungssystem der geistige Besitz des friderizianischen Soldaten, alle schlummernden Energien der Volksseele, die erst vielfach des äußeren Reizes bedürfen, um zum selbsttätigen Leben zu erwachen, feierten auf diesem Schlachtfelde ihre glorreiche Auferstehung. Der alte König sprach, wie Rückert sang: „Jetzt will ich wieder sein mit ihnen." Arndts Lied wandte sich dem Volke selbst zu, welches die deutsche Soldatenehre wiederhergestellt hatte. Preußen ist der hohe Name, den hinfort Millionen mit Dank nennen werden:

„Tapfre Preußen! tapfre Preußen!
Heldenmänner, seid gegrüßt!
Beste Teutsche sollt ihr heißen,
Wann der neue Bund sich schließt.

Tapfre Preußen! tapfre Preußen!
Ihr, die Glück und Sieg versöhnt,
Teutschlands Retter sollt ihr heißen,
Wo nur teutsche Sprache tönt."

Das alte deutsche Heldenmal soll die Stätte zieren, wo sie ruhmvoll in den Tod gegangen sind: ein hochgetürmtes Steinmal inmitten

---

[1]) Nr. 31, vom 24. Mai.

eines heiligen Eichenhaines. Der Blick des Sängers weitet sich, er überschaut die Geschichte dieses Schlachtfeldes und damit die neue deutsche Geschichte. Zum ersten Male seit der Reformation schwieg der innere Hader. Groß-Görschen und Lützen waren Taten des ganzen Volkes. Die Schlachten und Siege Gustav Adolfs, Wallensteins und Friedrichs des Zweiten erblassen vor ihrem Glanze:

„Denn das Lied muß schwarz sich kleiden,
Welches euch besingen will,
Und der helle Klang der Freuden
Wird bei euren Thaten still,

Und Germanien mag wohl klagen
Um den schweren Haß und Neid,
Wodurch in vergangenen Tagen
Ihr so groß geworden seid.

Aber selig, wer in diesen
Hehren Gottesschlachten fällt!
Der wird ewig hoch gepriesen
Als ein Heiland, als ein Held.

Auf der Freiheit Siegesstätten
Blüht die Ehre ewig grün,
Heil'ge kommen da zu beten,
Engel kommen da zu knien."

In wenigen Tagen änderte sich dieses Stimmungsbild der Hauptstadt ebenso wie bald nach der Schlacht bei Groß-Görschen, als die Nachrichten vom Rückzuge kamen[1]). Schon das „Schreiben eines Augenzeugen über die Schlacht vom 20. und 21. d. M.", welches der „Preußische Correspondent" vom 26. an erster Stelle brachte, sprach vorsichtig von der schlagfertigen Aufstellung der Armee in geringer Entfernung vom Schlachtfelde. Die Berichte aus Hamburg verkündigten neue verstärkte Angriffe der Franzosen. Auf der letzten Seite wurde die Bekanntmachung des Militärgouvernements zwischen Oder und Weichsel vom 18. veröffentlicht, welche vor Kleinmut, Selbstsucht und Unbesonnenheit warnte, die soeben getroffenen Maßregeln: Entfernung der Prinzessinnen des königlichen Hauses, Verlegung der obersten Staatsbehörden auf das rechte Oderufer, Sicherung der Kassen und Archive der erregten Bevölkerung als Handlungen der Vorsicht und Bedachtsamkeit erklärte, die Kräfte des jetzt sich sammelnden Landsturmes als die größe Stärke der Nation gegen den Feind pries, die Bewohner der Hauptstadt ermahnte, daß ihr Schutz der Verteidigung des ganzen Staates nachstehen müsse. Der 28. Mai brachte die offizielle Relation von den Begebenheiten bei Bautzen mit dem Schlusse, daß der Rückzug der verbündeten Armeen nach Schlesien „aus höheren Rücksichten angeordnet" sei, der 30. den Aufruf des Königs an die Preußen vom 23. Mai aus Löwenberg, der „grausend feierlich" klang[2]), mit der Begründung des Rückzuges; er sei erfolgt, damit die Armee „sich ihren

[1]) Vgl. A. v. R. (Romberg), Lebensbild der Gräfin Sophie Schwerin, Berlin 1868, S. 411 ff. — Der Einsender des folgenden Schreibens ist v. Hippel, der Verfasser des Aufrufs „An mein Volk".

[2]) Lebensbild der Gräfin Sophie Schwerin, S. 422.

Hilfsquellen und Verstärkungen nähere, den Kampf mit desto gewisserem Erfolg erneuere". Diese Vorgänge bildeten das Gespräch des Tages. Als Arndt am 7. Juni mit mehreren Freunden von einem Ausfluge in die Stadt zurückgekehrt war, traf sie Unter den Linden der Mediziner Reil, „der Ostfriese, ein Mann mächtiger und gewaltiger Leidenschaften, die sich in seinem schönsten Leibe und seinen göttlichen Augen in herrlichsten Farben und Flammen darstellten und brachen"; er gab ihnen Kunde von dem Abschlusse des Waffenstillstandes. Für alle war es „ein Donnerschlag" [1]). Sie suchten voller Angst das Nähere und fanden leider die Bestätigung. Die Zeitungsausgaben des 9. brachten sie ihnen; sie verkündeten zugleich eine weitere unheilvolle Nachricht: den Einzug der Franzosen in Hamburg am 1. Juni, der den abermaligen Verlust von Nordwestdeutschland für die Sache der Verbündeten bedeutete.

Unter diesen Umständen blieb Arndt in Berlin. Wir wissen heute, daß der Abschluß des Waffenstillstandes für die Verbündeten eine militärische und politische Notwendigkeit war, nachdem einmal der Angriff sich so lange verzögert hatte, daß er für Napoleon eine der wichtigsten Ursachen seiner Niederlage wurde. Damals verurteilten ihn das preußische Heer und Volk fast allgemein. Sie befürchteten, daß nach der Wiederherstellung des Waffenruhmes, nach den einmütigen und opferwilligen Anstrengungen aller Kreise doch ein unrühmlicher Friede folgen werde. Das Wort Friede aber, so sagt die Gräfin Schwerin, „hat für uns keine andere Bedeutung als Raub und Joch und fortgesetzte Feindseligkeit, und das Wort Waffenstillstand keine andere als Rüstung zu unserm Verderben". Das war die Stimmung, die in Berlin herrschte. Der Gedanke, es könnte Friede geschlossen werden, war eine Hölle für jede deutsch empfindende Brust. Auf Arndt vermochten in den ersten Tagen nach der Schreckensbotschaft selbst die Zeilen seiner Furina keine besänftigende Gewalt auszuüben. Was sollten zu dieser Zeit, da die Männer aufgefordert wurden, Eisen zu sein und Eisen zu werden, die duftige Blüte der Schönheit und das träumerische Glück romantischer Freundschaft zum Weibe für sie besagen? — Und doch schaute Arndt in dem Gedenken an Johanna immer wieder, fast täglich zurück auf die Zeit der eigenen Jugend, da er sein geliebtes Weib heimgeführt hatte, und er suchte die Stunden, wo ihm neue Liebe geboren wurde, denn wer sie hat, der hat das All, und das All offenbart sich ihm immer von neuem in der Liebe [2]). Diese sehnsuchtsvollen Stimmen lassen sich in den „Kling-

---

[1]) An Johanna Motherby, Berlin, 9. Juni 1813; ähnlich Lebensbild der Gräfin Sophie Schwerin, S. 426, 10. Juni.

[2]) So an Johanna, 13. Juni 1813, 18. Juni 1813, 24. Juni 1813, a. a. O. S. 84 ff. Und in den „Klingliedern", welche aus dieser Zeit ihr gewidmet sind, heißt es:

liedern" vernehmen, welche aus der Zeit des Berliner Aufenthaltes an Johanna gewidmet sind, aber das starke Verlangen des natürlichen und des ästhetischen Menschen wurde übertönt und zurückgedrängt von den sittlichen Forderungen der Wirklichkeit, welche die Gemeinschaften des Volkes und des Staates an ihn stellten; er schrieb seiner Johanna die ernsten Worte: „So treibt einen jeden das unvermeidliche Verhängnis seiner Brust; was kann ich dafür, daß ich von Jugend auf mein Vaterland über alles geliebt habe, mehr als mich, als dich, als was sonst Liebes in meinem Herzen lebt", und wir dürfen hinzufügen: diese von ihm als natürlich empfundene Anlage war zu einem ethischen Postulate durchgebildet, dem er sich nicht zu entziehen vermochte, wenn er nicht seine eigene Persönlichkeit aufgeben wollte. Nicht die Liebessehnsucht für Johanna, die aus allen Briefen an sie so deutlich hervorklingt, sondern die Arbeit für das Vaterland hob E. M. Arndt über die ersten und schwersten Tage der Enttäuschung hinweg, und er war entschlossen, in der bösen Zeit des Waffenstillstandes auch weiterhin zu arbeiten für die Stunde der Entscheidung. An ihrem Kommen und an dem Siege des Geistes hat er nie gezweifelt, eine wiederkehrende Schande war seiner Seele unerträglich.

Der Kreis der Freunde, dem er von den Monaten seines ersten Berliner Aufenthaltes her vertraut war, hatte sich noch vergrößert. Das Reimersche Haus bildete trotz der Abwesenheit des Hausherrn, der in Spandau bei der Landwehr übte, den Mittelpunkt der alten Bekannten um Schleiermacher und Eichhorn. Neben ihnen standen der Landsmann Rudolphi, jetzt Professor der Medizin an der neuen Universität, Savigny und Fichte, mit dem Arndt während dieser Wochen in nähere Beziehungen trat. Noch der Greis gedachte in seinen „Erinnerungen" des willensstarken Ernstes und der lebendigen Frömmigkeit, welche in der Liebe zum Volke und Vaterlande mehr und mehr die Brücke gefunden habe, die von der idealen Persönlichkeit zum Nichtich, zu der Welt des außer ihr Seienden hinüberführte. Da standen weiter der schon genannte Reil, aus den Kreisen des höchsten Beamtentums Süvern, Freiherr v. d. Recke und v. Schütz, von Militärs der Chef des ersten Husarenregiments der deutsch-russischen Legion, Oberstleutnant v. d. Goltz, ein alter Genosse der Petersburger Tage. Auch der Prinzessin Wilhelm, der Freundin Steins und aller preußischen Patrioten, die am 14. Juni von Frankfurt mit ihrem Gemahl nach Berlin zurückgekehrt war, scheint

---

„Denn wer die Liebe hat, der hat das All,
Die Liebe ist der Seelen große Seele,
Der Götter Leben und der Götter Tod."

„Vergebens; denn mir blüht ein Gram im Herzen,
Der Liebe heißt, der sucht die hohen Räume,
Und zu den Sternen geht sein ew'ges Wallen."

er näher getreten zu sein [1]). Sie alle sammelten sich um den „Preußischen Korrespondenten", und ihm galt in diesen Tagen vornehmlich die Tätigkeit Arndts. Die Herausgabe hatte nach der Abreise Niebuhrs Göschen übernommen, doch sah er sich bald genötigt, fremde Hilfe heranzuziehen. Bei dem nahen Verhältnisse zu Reimer ist es wahrscheinlich, daß auch sein alter Landsmann sich dieser Arbeit wie Niebuhr „auf Bruderaccord" unterzogen hat. Dazu kommen selbständige Artikel. In der Ausgabe vom 24. Mai war, wie bereits erwähnt, der „Auszug aus einem Briefe aus Stralsund" erschienen, den er erst in Berlin nach der Rückkehr verfaßte. Der 2. Juni brachte das Gedicht auf Scharnhorst, den „deutschen Waffenschmied", der 6. seinen „kurzen politischen Überschlag: Friedrich August und Sachsen". Den König allein treffe die Schuld, daß die Verbündeten nicht weiter vorrücken und über die Saale hinaus den Kriegsschauplatz nach Hessen und Franken verlegen konnten, daß das Land jetzt noch einmal die schwere Last des Kampfes empfinden werde, daß seine Bewohner von neuem auf seiten des Feindes ständen, der sie so hart bedrückt habe. Die Verbündeten sollen es dem Volke nicht fühlen lassen, was der Herr verschuldet habe; nur so könne das große Werk gelingen, „alles, was deutsch spricht, durch Liebe und Treue für Freiheit und Glück wieder zusammen zu binden" [2]). Die Gemeinsamkeit der Sprache war für Arndt das verheißungsvolle Mittel zur Einheit des künftigen Deutschlands. In dem folgenden Artikel: „Über Volkshaß" vom 19. Juni rechtfertigt die Verschiedenheit der Sprachen in erster Linie den Rachekrieg gegen ein fremdes, unterdrückendes Volk. Der Aufsatz geht vielleicht zurück auf ein Gespräch mit Schleiermacher über die Berechtigung des Volkshasses und des Krieges. Während die einen glauben, der Haß sei nicht allein erlaubt, sondern geboten, um den Fluch der Knechtschaft, der „Amme aller Laster" von den Menschen und von einem ganzen Volke zu nehmen, sagen die anderen, Haß, Rache und Rachekrieg wären für einen Christen grauenvoll, er habe die Sache Gott anheimzustellen. Mit aller Entschiedenheit stellt sich der Verfasser auf die Seite der Verteidiger eines solchen Hasses, den er seit seinem ersten Auftreten dem deutschen Volke zu geben versucht hatte. Wer die Liebe besitzt, muß das Böse hassen, und böse ist alle Schande und Ungerechtigkeit, alle Sklaverei und Knechtschaft. Gott selbst hat dem Menschen

---

[1]) An Johanna Motherby, 16. Juni 1813, a. a. O. S. 85 f., 30. Juni 1813, a. a. O. S. 97 f., 5. Juli 1813, a. a. O. S. 107 f.

[2]) Die Anschauung Arndts über Sachsen gibt auch ein Brief an Trinius, Berlin, 1. Juli 1813 wieder, Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau 1912, 4. März, Nr. 54: „Der Geist der Menschen ist vortrefflich, auch der braven Sachsen, die niemand schelten soll; ihrem schlechten Könige aber lohne der Teufel, was er für den Teufel gethan hat".

diesen Haß in die Seele gepflanzt, denn weil er ein Gott der Liebe ist, darum gefällt ihm Mut. Wo es den Kampf um das Recht und die Freiheit gilt, da gebietet er diesen Haß geradezu, denn sonst wäre die ganze Natur ein Widerspruch gegen seinen Willen. Verschiedene Klimate, verschiedene Anlagen und Triebe, verschiedene Sprachen der Völker bringen sie in Gegensatz zueinander, ohne daß dadurch — hier zeigt sich wieder trotz aller Schärfe der nationalen Forderungen der kosmopolitische Zug Arndts — die allgemeinen Begriffe von Tugend und Gerechtigkeit aufgehoben werden, durch welche alle Völker zur Menschheit verbunden sind. Aber in dieser Harmonie wirkt die Mannigfaltigkeit der Völker als die lebenspendende Kraft. Sie führt die Gegensätze der Geschichte zum „heiteren und fröhlichen Reich der Liebe" empor, welches überirdische und außerweltliche Formen trägt. Wer dagegen in der Geschichte selbst von einer Religionsform, einer Sprache, einem gebietenden Volke spricht, der versündigt sich gegen Gott und seinen ewigen Willen. Wer alle Völker vereinigen will, handelt wider göttliche Satzung. Der Haß aus angeborener Verschiedenheit ist ein äußerlicher. Er wird zu einem innerlichen, sobald ein Volk in frevelhaftem Übermut sich unterstanden hat, seine Nachbarn zu unterjochen. Einst hatte Arndt zu Petersburg in den Salons der Herzogin von Württemberg seinen fürstlichen Zuhörern in weiterem Rahmen ähnliche Gedanken nahegelegt. Jetzt endlich kam er dazu, die in der russischen Hauptstadt entworfene, in Königsberg vollendete Schrift herauszubringen. Sein Freund Reimer verlegte sie in der Realschulbuchhandlung. Am 14. Juni wurde der „Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten" zum ersten Male angezeigt [1]).

Wenige Tage nach dem Erscheinen jenes Aufsatzes langte die Nachricht von dem Überfalle der Lützower bei Kitzen in Berlin an, des Korps, das so ganz aus dem ethischen Volkshasse im Arndtschen Sinne heraus geboren war. Die Tat wurde — mit Unrecht — als ein „ungeheurer an uns verübter Verrat" empfunden [2]), nach dem die Verbündeten das Recht haben sollten, den Waffenstillstand zu brechen. Der „Preußische Korrespondent" vom 23. Juni brachte ausführliche Schreiben eines Oberjägers, der sich nach Loburg gerettet hatte. Wiederum vergingen nur wenige Tage, da kam die Trauerbotschaft von dem Tode Scharnhorsts.

---

[1]) Vgl. oben S. 343 f. — Auch Schleiermacher handelt in dem formvollendeten und inhaltreichen Artikel zum Schlusse des Waffenstillstandes, Nr. 78 vom 14. August, über den Nationalhaß. Trotz aller Gegensätze besteht zwischen beiden doch nur ein Gradunterschied. Ein zweiter Teil des Arndtschen Aufsatzes, der über das Thema angekündigt wird, wie ein freiheitliebendes Volk sich vor einer fremden Sprache hüten müsse, ist nicht erschienen.

[2]) Lebensbild der Gräfin Schwerin, S. 429.

Der „Korrespondent" widmete ihm einen tief empfundenen Nachruf aus der Feder Schleiermachers, ihm dem einzigartigen, „aber auch unvergleichlich teuren Opfer dieser Art, was wir bis jetzt dargebracht haben in dem heiligen Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes, welchem er den schönsten Teil seines Lebens geweihet hat". Dem Nachrufe Schleiermachers schloß sich Arndts schönes Gedicht „auf Scharnhorsts Tod" an, das auch sofort im Einzeldruck erschien. Er allein war würdig, die Kunde von der Auferstehung Deutschlands, von seinem eigensten Werke, dem großen Toten zu überbringen. Sein Grabeshügel soll bis in die Ewigkeit grünen,

> „Und er steht uns wie ein heil'ges Zeichen,
> Wie ein hohes, festes Götterpfand,
> Daß die Schande wird entweichen
> Aus dem Vaterlande grüner Eichen,
> Aus dem heil'gen deutschen Land."

Am 9. Juli erschien das Lied im „Korrespondenten". An demselben Tage reiste sein Verfasser von Berlin ab, ausgerüstet mit einigen tausend Exemplaren des Gesanges, die im Heere verteilt werden sollten. Der Freiherr vom Stein, der nach der Schlacht bei Bautzen kurzen Aufenthalt in Prag genommen hatte und seit dem Juni in Reichenbach, dem Hauptquartiere der Verbündeten weilte, rief ihn zu sich. Er wollte ihn jetzt, wo über die Zukunft Deutschlands entschieden werden sollte, nicht an seiner Seite missen.

Wiederum sah Arndt sich zur Untätigkeit verurteilt. Von einer aktiven Anteilnahme an den diplomatischen Verhandlungen, denen ja auch Stein fernstand, durch Flugschriften oder durch Zeitungskorrespondenzen war bei ihm keine Rede. So sehr beide den endlichen Abschluß mit England wegen der Subsidien, die für die Fortsetzung der preußischen Rüstungen höchst notwendig waren, und die Übernahme der russisch-deutschen Legion in britischen Sold begrüßt hatten, so wenig Gegenliebe fand bei ihnen der Vertrag zwischen Preußen, Rußland und Österreich vom 27. Juni. Er beließ ja, wenn Napoleon auf die Vermittlungsbedingungen der habsburgischen Monarchie einging, das Land zwischen Elbe und Rhein unter französischer Herrschaft. Der Rheinbund mit seinen souveränen Territorialfürsten blieb bestehen. Jede einheitliche Gestaltung Deutschlands im Sinne ihrer beiden Vorkämpfer war ausgeschlossen. Das „wilde, drängende, oft sehr unbehagliche" Lagerleben konnte Arndt trotz aller Beziehungen nicht befriedigen, die ihn mit den hervorragendsten preußischen Heerführern verbanden, trotz aller frohen Stunden, die er mit den jüngeren Graf Karl v. d. Gröben und Alexander v. d. Marwitz, Max v. Schenkendorf und Theodor Körner

verlebte. Alle Heiterkeit begleitete doch die bange Frage, zu welchem Resultate die durch Metternich geführten Unterhandlungen Österreichs mit Napoleon gelangen würden, wie ein finsterer Schatten. Hatte der habsburgische Diplomat nicht gleich eine Ausdehnung des Waffenstillstandes bis zum 10. August gewährt, würde er nicht mit allen Mitteln versuchen, ihn in einen Frieden zu verwandeln? — Sie alle, die auf eine Befreiung Deutschlands, auf eine herrliche Zukunft für ihr Vaterland nach den langen Jahrhunderten der Niedergeschlagenheit und der Fremdherrschaft hofften, die von seiner Einheit gesungen und geträumt hatten, waren „elende Schwätzer“, wenn jetzt nach der von kräftigem Selbstbewußtsein durchglühten Bewegung nicht nur der einzelnen, sondern auch der großen Massen diplomatische Kabinettskünste anstatt des guten Schwertes das gewaltige Ringen entscheiden oder vielmehr wieder hinausschieben sollten [1]). Wie einsam fühlte sich da Arndt in seinem Stübchen bei dem Nachtwächter auf der Stadtmauer zu Reichenbach, wo er nach langem Suchen und harten Kämpfen mit einem russischen Obersten und einem Kosakenmajor endlich ein Quartier gefunden hatte. Seine Gedanken hielten in dieser unfreiwilligen Mußezeit Umschau über die Rätsel und Erfahrungen des eigenen Lebens, wie er sie später in seinen „Erinnerungen“ ausführlicher schildert, und träumten sich in eine Zukunft der Stille und Behaglichkeit eines zurückgezogenen Landlebens auf seiner Heimatinsel hinein. So entstanden die beiden erzählenden Gedichte „Lug ins Leben aus meinem Nachtwächterhäuschen in Reichenbach“ und „Lebenstraum der Künftigen gemalt zu Reichenbach im Sommer 1813“ [2]). Die ganze Vergangenheit, wie wir sie bisher durchlebt haben, zog an ihm vorüber: die Stunde der Geburt und das Leben auf der Heimatflur, der fabelnde Sinn der Mutter und die fromme Einfalt des Vaters, die jugendlichen Kämpfe der Gymnasiasten- und Studentenzeit um die sittliche Persönlichkeit, der Aufgang des rechten Lebens während der Wanderzeit, die erste Liebe und erste Arbeit, der Tod der Geliebten und die Arbeit des Mannes im Kampfe für die Freiheit und Größe des Vaterlandes, die Jahre der Flucht in Schweden und der Aufenthalt in Rußland. Trotz aller Irrfahrten und Irrgänge wünscht sich der Sänger kein anderes Los als das, was ihm beschieden war. Wohin auch die Segel des Lebensschiffes tragen mögen:

---

[1]) „Standhaft und Treu. Karl v. Röder und seine Brüder in Preußens Kämpfen von 1806—1815“, Berlin 1912, S. 119 f.; W. v. Humboldt an seine Gattin, Reichenbach, 13. Juni 1813: „Der Waffenstillstand wird hier so allgemein getadelt, daß es ordentlich künstlich scheint, wie er zustande gekommen ist“; a. a. O. IV, S. 25 f.

[2]) Das erste geschrieben am 13. Juli 1813, an Trinius, Reichenbach, 14. Juli, a. a. O. Nr. 54, 4. März 1912.

„Vaterland klinget der Ruf, die Freiheit schwebt wie ein Engel,
Schwingend den leuchtenden Kranz über der staubigen Bahn".

Die herbe Luft der sittlichen Bestimmung des Menschen im Dienste des Vaterlandes durchweht das erste Gedicht trotz aller Rückerinnerungen. Die weichen Fluten einer zukunftseligen Romantik umspülen die Formen des „Lebenstraumes", den er sich ausmalt. Der Gedanke, ganz sich selbst, dem eigenen und der Geliebten Glück zu leben fern von allen Stürmen und Kämpfen einer erregten Welt, ergreift den Dichter wie in den Briefen an Johanna Motherby aus dieser Zeit. Die Gestade der Heimatinsel oder die Ufer des Rheines sind die Orte, wo er seinen Sitz aufschlagen möchte, aber er muß es sich sagen:

„Dienstbar trauert der Rhein, der heilige Strom der Germanen,
Und auch mein heimisches Land heißet noch heute nicht frei;
Rings tobt Trug und Gewalt, ein grimmer Tyrann schwingt die Geißel,
Könige stehen gebückt, staunend gehorchet das Volk."

Wie ein schönes Gespensterschiff verschwindet der Traum in der rauhen Wirklichkeit, und alles Irdische, alles Äußerliche und allen Besitz hinter sich zurücklassend, umfaßt der Dichter das Ewige, das sich zum Himmel dehnt, das ihm keiner nehmen kann.

Diese Erhabenheit des Geistigen empfand Arndt nicht nur, sondern erlebte sie in Wirklichkeit, als er nach drei Wochen sein Nachtwächterhäuschen verließ und Anfang August zu dem Grafen Geßler nach dem benachbarten Neuendorf übersiedelte. Die erste Bekanntschaft hatte Stein, ein Jugendfreund des Grafen, vermittelt. Beide Männer fanden Wohlgefallen aneinander, das sich bald „in das fröhlichste Wohlwollen und in die sicherste Freundschaft" verwandelte. Es waren einander ähnliche Naturen: dieselbe leidenschaftliche Art des äußeren Auftretens und dieselbe Gutmütigkeit der Gesinnung, welche geschehenes Unrecht sogleich durch herzliches Wohltun zu sühnen wußte, dieselbe weite klassische Bildung — Geßler nannte Schiller und Körner seine Freunde — mit ihrer Vorliebe für den Hellenismus und das Italienische und dieselbe schlichte, einfältige Frömmigkeit, dieselbe vaterländische Begeisterung und derselbe Haß gegen Napoleon. Die zahlreichen Gäste des Hauses standen im Banne der starken Persönlichkeit dieses edlen Nachkommen des Helden von Hohenfriedberg. Selbst über Stein wußte er seine Herrschaft auszuüben. Wenn der Titane „in Mißmut über die diplomatischen Künste zornig umherfuhr, wußte sein ruhiger Witz ihn so zu leiten, daß der Ärger schließlich in heitere Laune sich umsetzte". Für Arndt war Graf Geßler der „einzige rechte Freudenbringer". Beide haben einander die in diesen Wochen geschlossene Freundschaft aufrecht erhalten, und als mit der Reaktion die Jahre der Not für den

einen hereinbrachen, da hat der andere in unverbrüchlicher Treue zu ihm gestanden [1]).

Während des Aufenthaltes in Reichenbach und Neuendorf gelangte endlich ein Werk zum Abschluß, an dem Arndt besonders viel gelegen war, der „Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehrt wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll". Er selbst und auch Stein hatten gehofft, daß diese Schrift in Berlin gedruckt werden könne, allein Konflikte über einzelne scharfe Stellen gegen Napoleon und die Franzosen mit dem Zensor Renfner hatten ihn bewogen, augenblicklich ganz von einer Berliner Ausgabe abzusehen [2]). Gleich nach der Übersiedelung in das Hauptquartier wurde der preußische Felddrucker Hayn mit der Herstellung beauftragt. Am 17. August konnte der Verfasser Reimer mitteilen, daß der Katechismus in fünf Tagen fertig sei; er werde für ihn sofort 1000 Exemplare und für Schele gleichfalls 1000 Exemplare zur Verteilung nach Berlin senden. Am 21. zeigte der „Preußische Correspondent" an, daß das Buch zum Preise von 8 Gr. in der Realschulbuchhandlung zu kaufen sei. Bei den Truppen wird es sofort dem ursprünglichen Plane gemäß ausgegeben sein. Schildener erhielt einen Ballen mit Exemplaren zum Verkauf an die Buchhändler zu Greifswald und Stralsund. Ähnliche Aufträge sind sicherlich auch nach Königsberg an Nicolovius und nach Breslau an Korn gegangen.

Wir haben bereits gesehen, welche Bedeutung dem in St. Petersburg erschienenen „Kurzen Katechismus" in der politisch-nationalen Literatur zukommt. Die scharfe Stellung, welche diese erste Auflage und der wenig veränderte Königsberger Druck gegen die deutschen Fürsten einnahmen, erklärte sich aus ihrer bisherigen Haltung und aus der Anschauung Arndts über den Charakter des so heiß ersehnten Befreiungswerkes sowie über die aus ihm sich ergebende Gestaltung Deutschlands. Beides war etwas Relatives, von den geschichtlichen Tatsachen Bedingtes. Sobald die Verhältnisse sich änderten, sobald deutsche Fürsten den Kampf gegen Napoleon aufnahmen, sobald die Verbündeten sich als Aufgabe setzten, auch die kleineren Territorien des Rheinbundes für die gute Sache zu gewinnen, mußte auch dieser scharfe Gegensatz gegen das deutsche Fürstentum in seiner Gesamtheit zurücktreten. Preußens König hate sich nach langem Zögern zum Vollstrecker des einmütigen Volkswillens gemacht. War es nicht seit dem Abschlusse des Waffen-

[1]) Schilderung Geßlers in einem Briefe an Schildener, Reichenbach, 6. September 1813, M.-G. Nr. 70.

[2]) Stein an Arndt, Reichenbach, 15. Juni 1813, N. B. II, S. 150; dazu N. B. II, S. 135, Anm. und Erinnerungen S. 127.

stillstandes die schönste und sicherste Hoffnung aller Patrioten, daß jetzt auch die Österreicher, „von heiliger Bruderliebe entflammt", im Verein mit den Preußen das heilige Werk vollführen würden, daß sich so „auf ewige Zeiten der ewige Bund zwischen Deutschen schlösse, der dann dem Weltall zu trotzen vermöge" [1])? So unterzog Arndt die beiden Teile des „Geistes der Zeit" einer nochmaligen Revision; „ich muß", so schreibt er an Reimer, „wie die Umstände sich gedreht haben, manche zu starke Züge verwischen; doch wird genug bleiben, mich zu dem Kandidaten irgendeiner festen Burg zu machen". Ihm schwebte das Schicksal Justus Gruners als das eigene vor Augen. So gewann der „Soldatenkatechismus" ein ganz anderes Aussehen, als es der „Kurze Katechismus" gehabt hatte.

Der erste Abschnitt behandelte dort die unsittliche, ja unmenschliche Stellung, welche die deutschen Soldaten unter dem Regime des Absolutismus eingenommen hatten, die falsche Soldatenehre. Jetzt war es nicht mehr an der Zeit, vergangene Sünden bloßzustellen, Risse zu erweitern, welche sich zwischen der politisch-militärischen Kultur des 18. Jahrhunderts und der Gegenwart auftaten, um dadurch Soldaten zum Abfalle zu bewegen, sondern jetzt handelte es sich darum, Fürst und Volk so eng wie möglich aneinander zu ketten, das Gemeinsame hervorzukehren. Der erste Abschnitt des Soldatenkatechismus vom ersten bis zehnten Kapitel beschäftigt sich mit dem Wesen des Menschen überhaupt. Woher kommen alle Übelstände der Gegenwart? — Der Mensch, nicht Gott ist es gewesen, welcher das Böse in die Welt gebracht hat. Aus dem Bösen ward der Hader zwischen einzelnen, der Krieg zwischen den Völkern geboren. Aber trotz der Sünde lebt in dem Menschen etwas Göttliches, das durch Christus wieder zur völligen Klarheit gekommen ist. Wir sind Herren über alles, was auf Erden ist, darum sollen unsere Gedanken stolz, unsere Herzen freudig sein, daß wir das Niedrige verschmähen. Freie Menschen, d. h. Menschen, die Gottes Willen tun, sind solche Herren der Welt. Furchtsame dagegen sind Knechte. Sie gleichen Tieren, denn in der Dienstbarkeit, in der sklavischen Unterwürfigkeit liegt die Tierheit beschlossen. Darum ist das schändlichste Laster der knechtische Sinn. Ihm schwindet jede Beziehung zu dem Höchsten: „Gott wohnet nur in den stolzen Herzen und für den niedrigen Sinn ist der Himmel zu hoch." Wenn jener knechtische Sinn sich der Menschen bemächtigt, dann kommt das Elend über die Völker, dann wachsen Tyrannen empor und verkündigen ihr Anrecht auf die Herrschaft kraft göttlichen Rechtes, wie es Napoleon in seinem Katechis-

[1]) Karl an Wilhelm von Röder, Hirschberg, 18. Mai 1813, a. a. O. S. 115 f.

mus tat [1]). Der Kampf gegen solche Tyrannen ist gerecht, ist Gottesdienst. „Wer so mit den Vordersten fällt in der Schlacht und mit den Tapfersten decket die Wege des Siegs, des Mannes spätestes Geschlecht ist gesegnet, und seine Kindeskinder wohnen in Freude und Ruhm. Und sein Gedächtnis ist heilig bei seinem Volke und seine Enkel beten an der Stätte, wo er für das Vaterland fiel. Darum ziehet getrost in solchen Krieg und sterbet fröhlich unter dem Panier der Gerechtigkeit." Wer aber für den Tyrannen kämpft, „des Name ist verflucht bei seinem Volke und sein Gedächtnis blühet nimmer unter den Menschen, sondern wo Raben krächzen, da wird er verflucht, und auf dem Rabenstein, da glänzt seine Ehre". Napoleon Bonaparte ist der Tyrann der Gegenwart, das „Ungeheuer, welches die Hölle geboren hat"; „ein Name des Jammers, ein Name des Wehs, ein Name des Fluchs der Witwen und Waisen" ist er, den viele als Heiland und Retter gepriesen haben. Aber Gott hat ihn verworfen. Darum: „Auf, ihr Völker! Diesen erschlaget, denn er ist verfluchet von mir, diesen vertilget, denn er ist ein Vertilger der Freiheit und des Rechts." Wer die Freiheit zu unterdrücken und Völker in die Knechtschaft zu ziehen sich vermißt, der erhebt das Schwert gegen Gott. Sein Übermut wird zu seiner Zeit den gebührenden Lohn finden, denn Gott ist die Zuversicht und Stärke in den großen Nöten, welche die Völker getroffen haben, sobald sie — und hier in erster Linie die Deutschen — der Buhlschaft mit dem fremden, dem welschen Wesen entsagt haben. Das ist das erste, was von ihnen verlangt wird: eigene Tat, nicht stille Ergebenheit in den Lauf der Welt, der angeblich von Gott bestimmt sei. Die Sünde und die Gottvergessenheit schufen das Unglück. Die Tat des Menschen und das Vertrauen auf Gott werden es wieder wenden. Nur die aus Gott geborene Kraft hilft vorwärts. Aus ihr kommt der Geist des Friedens und der Liebe für alle Deutschen. Sie gesellen sich brüderlich zueinander und erkennen, daß sie einen Gott und ein Vaterland haben. In starkem Gottvertrauen und in einmütiger Vaterlandsliebe sollen sie gegen den Feind ziehen, ihn mit der Schärfe des Schwertes vertilgen, soweit die deutschen Grenzen reichen. Haß gegen die Franzosen muß künftig der Grenzhüter, Furcht vor der deutschen Stärke die sicherste Feste sein. Jene Liebe und Verträglichkeit überbrückt hinfort alle landschaftlichen Gegensätze und Verschiedenheiten in Sitten und Gebräuchen, ohne das hingebende Heimatsgefühl aufzuheben, „daß hinfort nicht mehr gehört werde Östreich und Preußen, Baiern und Tirol, Sachsen und Westfalen, sondern Teutschland, teutsche

[1]) Vgl. oben S. 363.

Ehre, teutsche Freiheit, teutsche Tugend nur der allgemeine Klang sei und die Losung, die gegen die Franzosen gerufen wird". Es werden aber — damit schließt Arndt diesen ersten Abschnitt — wiederum der Satan der Bosheit und die Hinterlist kommen und rufen: „Hie Pabst! hie Luther! hie Kalvin! merkt auf, was ihr thut, horcht auf, was die wollen, die euch zum Krieg versammeln. Und sie möchten euch gern verwirren und die alten Streite über die Religion erneuen, und euch die Hände in Bruderblut baden lassen, damit sie die Herren bleiben. Ihr aber sollet nicht hören auf diese, sondern bedenken, daß ich der ewige Gott bin, und daß mir alle gefallen, die reines Herzens sind und mit einfältigen Sinnen sich zu mir wenden. Denn wer ich bin, das mag kein Sterblicher durchdringen und sie sehen die Schatten des Himmels kaum; wie lallende Kinder stammeln sie vor mir, wie geblendete Vögel flattern ihre Gedanken im Dunkeln. Darum sollen sie auch freundlich und verträglich sein miteinander und der verschiedenen Arten und Gottesdienste nicht spotten. Wer anderes thut, werde wie ein Frevler gestraft und wie ein Verräter aus seinem Volke verfolgt. Denn durch die Eintracht will ich dein Heldentum erneuen und durch die Liebe soll der Ruhm deiner Väter erstehen."

So findet Arndt den Weg vom Menschen überhaupt zu dem deutschen Menschen, um nun im Anschluß hieran das Wesen des wahren Soldaten, der wahren Soldatenehre im zweiten Abschnitt vom elften bis zum zwanzigsten Kapitel zu schildern, wie wir es bereits aus dem „Kurzen Katechismus" kennen. Der Hauptsache nach sind es stilistische Änderungen, die getroffen werden. Das religiöse Moment, das der zweite Abschnitt des „Kurzen Katechismus" oft kräftig hervorhebt, wird hier gemildert. Dafür war jetzt der erste Abschnitt vorhanden. Das rein Sittliche wird stärker betont [1]). Alle Ausfälle gegen die Fürsten bleiben

---

[1]) Die größte stilistische Änderung betrifft das zwölfte Kapitel: Von Freiheit und Vaterland; sie ist auch zugleich am besten durchgeführt. Die Hauptstelle lautet jetzt gegenüber der auf S. 356 angegebenen: „Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig tichtet und trachtet. — Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst die Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. — Wo das erste Menschenaug sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. — Und seien es kahle Felsen und öde Inseln und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch, und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen. — Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammst. — Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen

fort, nur das elfte Kapitel über die Soldatenehre geißelt das Söldnerunwesen der absoluten Fürsten, welche die Soldaten nicht als Menschen, sondern als Sklaven gebrauchten. Für seinen löblichen und gerechten König und Herrn, der gegen den Tyrannen kämpft, „und für sein Reich und seinen Ruhm soll ein wackerer Soldat und Kriegsmann streiten und aushalten bis in den Tod"; er soll „sein Vaterland und sein Volk über alles lieben und gern seinen letzten Blutstropfen verspritzen, wenn das liebe Vaterland in Gefahr steht. Darum, teutsche Krieger, das soll eure Ehre sein, daß ihr das Vaterland lieber habt als Gold, und die teutsche Freiheit werter als das Leben und die gottgefällige Tugend teurer als alle irdischen Güter".

Soweit der mittlere Hauptteil des Soldatenkatechismus. Die Einleitung wird jetzt wieder geschichtlich gestaltet. Sie macht den Leser in kurzen Zügen mit dem Unheil bekannt, in welches Deutschland seit der Revolution geraten ist, führt ihnen die Niederlage Napoleons in Rußland als Gottesgericht und damit die Entstehung des heiligen deutschen Krieges vor Augen, indem der König von Preußen mit seiner Heeresmacht den Russen zuzog. Was Arndt einst von den Scharen der Legion erhoffte, hatte dieses Staatswesen geleistet. Die späteren Auflagen erweitern die Vorrede, führen die Erzählung der Ereignisse fort bis zu dem Augenblicke, wo sie erscheinen [1]). Den Schluß bildet ein Anhang von Liedern. Die Anordnung wird eine andere als in dem „Kurzen Katechismus". Voran stehen die geistlichen Lieder, unter ihnen zwei von fremden Verfassern, andere von dem Schreiber des Buches selbst neu ge-

---

gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglückt, was schon deinen Urältervater beglückte; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man Vieh mit dem Stecken treibt. — Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt. — Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Thorheit allen, die für den Augenblick leben. — Aber die Tapferen heben sie zum Himmel empor und wirken Wunder in den Herzen der Einfältigen." —

In dem Kapitel von der Gottesfurcht ist diese stärker hervorgehoben als im „Kleinen Katechismus", aber die für diesen bezeichnende Stelle: „Süß ist der Wahn, überschwänglich ist die Lust der Freiheit und des Vaterlandes; süßer und überschwänglicher ist die Lust und der Gedanke Gottes, der die letzten Enden aller Dinge trägt und hält" fällt fort. Das Kapitel von der Hingebung ist zu seinem Nachteil ganz verändert.

[1]) Über die verschiedenen Auflagen vgl. H. Meisner in der Arndtausgabe von Hesse, Leipzig 1908, I, S. 88; W. Steffens in der Arndtausgabe des Deutschen Verlagshauses, Berlin, XII, S. 300 ff. — Die sogenannte Breslauer Ausgabe ist wohl gar nicht erschienen. Die in M.-G. Nr. 67 und 69 erwähnte Umarbeitung bezieht sich doch auf den „Kurzen Katechismus", die Rezension Ludens, Nemesis I, S. 272 auf die Reichenbacher Ausgabe. — Die beiden Lieder von fremden Verfassern sind unterzeichnet „Anonymus" und Fr.

dichtete von geringer Bedeutung, die trotz ihrer Anlehnung an bekannte geistliche Melodien sicherlich wenig zur Geltung gelangt sind. Die Vermischung der beiden Elemente, des religiösen und des kriegerisch-nationalen, bleibt hier rein äußerlich, und es mußte dem schlichten Soldaten eigenartig anmuten, wenn er nach der alten Ostermelodie „Jesus meine Zuversicht“ singen sollte:

„Auf! die Schwerter hell heraus!
Und die Herzen froh gehoben“,

oder gar die weitere Strophe:

„Tobe nur, du Höllenheer,
Wütet, mordet nur Tyrannen!“

Weit glücklicher ist, obwohl auch hier der blutdürstige und wutentbrannte Ton nicht immer vermieden ist, die Zusammenstellung der nun folgenden weltlichen Lieder. Sie umfassen natürlich der Hauptsache nach Kriegslieder. Zum größten Teile sind sie bereits in den beiden Ausgaben des „Kurzen Katechismus“ enthalten. Neu aufgenommen wurden „Des Teutschen Vaterland“ mit der gegen die Fürsten gerichteten Strophe, das Bruderlied „Durch Teutschland flog ein heller Klang“, und als Schluß die während des Waffenstillstandes gedichteten Lieder „Teutscher Trost: Teutsches Herz, verzage nicht“ und „Der Mann: Wer ist ein Mann? Der beten kann und Gott dem Herrn vertraut“. So viel auch gegen die Form dieses Liedes, die dreimal wiederholte Frage und die dreimalige Antwort, eingewendet werden mag, inhaltlich genommen bildet es eine schöne Harmonie von tiefem Gottvertrauen und hingebender Vaterlandsliebe, von religiöser Demut und sittlichem Mute. Damit aber trifft es den Kern des Soldatenkatechismus, und mit ihm ist diese Gesinnung hinübergegangen in die Herzen der Freiheitskrieger:

„So, teutscher Mann, so, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Sieg!
Denn Gott allein mag Helfer sein,
Von Gott kömmt Glück und Sieg.“

Der „Kurze Katechismus“ hatte die deutsch-russische Legion und durch ihre Ausgestaltung ganz Deutschland auf einen Freiheitskampf gegen Napoleon im Sinne einer einseitigen Volkserhebung wider den Willen der von ihm geknechteten Fürsten vorbereiten wollen, der Soldatenkatechismus forderte und verkündigte ein Befreiungswerk, an dem sich die Fürsten und das Volk in gleicher Weise beteiligten. Der „Kurze Katechismus“ war revolutionär. Er bedeutete eine gänzliche Abkehr von den dynastisch-territorialen Formen, in denen sich die deutsche Geschichte bisher vollzogen hatte, also einen Aufbau der politischen Zukunft auf

ganz anderen Grundlagen, als wie sie die bisherige Entwicklung darbot. Der Soldatenkatechismus stieß dies revolutionäre Element ab, er hielt die Verbindung mit der politischen Vergangenheit Deutschlands aufrecht, nicht zuliebe der Fürsten und Dynastien, sondern aus Liebe zu dem Volke und zu dem Vaterlande, als deren vornehmste, bis in den Tod getreue Diener sie sich erkennen sollten. Volk und Vaterland bilden wie bei dem „Kurzen Katechismus" auch das Zentrum der Gedankenwelt des Soldatenkatechismus. Das war ja das Unhaltbare an den Zuständen des politischen Absolutismus gewesen, daß einmal die Massen von ihrem Vaterlande und die Gebildeten von ihrem Volke getrennt lebten, daß zum andern der Fürst die eigene Persönlichkeit an die Stelle des Staates setzte, daß dieser sich den Untertanen als dem leidenden Teile nur in dem Mechanismus des Beamtentums oder des stehenden Heeres offenbarte. Von Jugend auf hatte Arndt diese Passivität des Volkes in allen seinen Klassen als den Kardinalfehler der deutschen Entwicklung unmittelbar geschaut und in der zwar willkürlichen, aber stets aktiven Lebendigkeit aller nationalen Kräfte gleich den Männern der preußischen Reform eine vornehme Wirkung der französischen Revolution erkannt. Durch die Vertiefung in den klassischen Hellenismus war ihm ein in der Geschichte verwirklichtes Bild des opferfreudigen und mit dem Staate in sittlicher Beziehung stehenden Bürgertums vor die Seele getreten, dessen Anblick ihm immer wieder Bewunderung abnötigte. Der Aufenthalt in Berlin und der Verkehr in dem Schleiermacher-Reimerschen Kreise hatten diese Wirkung erhöht. So vereinigen sich in der politisch-nationalen Anschauungsweise Arndts die romantisch-natürliche Ursprünglichkeit und das sittliche Bewußtsein des Idealismus in seiner schlechthin verbindlichen Form miteinander. Die beiden Teile des „Geistes der Zeit" hatten diese Einheit mit herber Eindringlichkeit als das Postulat der Gegenwart hingestellt, aber sie erreichten die Seele des Volkes nicht. Dem „Kurzen Katechismus" fehlte, ganz abgesehen von seiner revolutionären Gestalt, die sichere Grundlage zur Verbreitung ihm ähnlicher Schriften: die unmittelbare Berührung mit dem Boden des Vaterlandes und das zum Kriege gegen den Unterdrücker sich rüstende Volksheer. Beide Elemente waren vorhanden, als der Soldatenkatechismus erschien, und jetzt haben seine höchsten Gedanken ihren Siegeszug durch die deutschen Gaue angetreten. Vaterland und Volk sahen ja voll starker Sehnsucht dem aufgehenden Morgenrote der Freiheit entgegen.

Aber mit diesen politisch-nationalen Elementen des Volkes und des Vaterlandes verbanden sich Vorstellungen, die in einer ganz anderen Denkart menschlichen Wesens zu liegen scheinen. Schon der Titel deutet sie an: der „teutsche Kriegs- und Wehrmann" wird in engen Zusammen-

hang gebracht mit dem „christlichen Wehrmann", Volk und Vaterland treten in Beziehung zu Gott, Nation und Politik zur Religion. Auch im „Kurzen Katechismus" war die Religion nicht ausgeschaltet, aber ihr kommt hier doch nur ein sekundärer Charakter zu. Sie stellt sich gleichsam als letztes Mittel ein, wenn Volk und Vaterland nicht helfen und retten können, wenn alles Irdische unter den Trümmern einer vergehenden Welt zusammenbricht. Beide Gedankenreihen: Volk und Vaterland, Gott und Religion gehören hier verschiedenen Sphären an. Der Vergänglichkeit und Unvollkommenheit, der Unruhe und dem Krieg der irdischen Dinge stehen die Ewigkeit und Erhabenheit, die Stille und der Friede der himmlischen Wohnungen gegenüber. Im Soldatenkatechismus verschmelzen beide miteinander in der Persönlichkeit ihrer Träger, in der Persönlichkeit Arndts selbst.

Arndts Schriften hatten sich stets mit der Entwicklung des religiösen Lebens beschäftigt. Seine Darstellung in den menschlichen Gemeinschaften gehörte für ihn zu den wesentlichen Formen der Kultur. Sie erhalten dadurch einen ganz eigentümlichen Charakter. Aber es handelte sich im wesentlichen immer nur um eine Kritik des Gegebenen, um eine Forderung der Weiterbildung jener Formen des Inhaltes der Religion, welche zu dem Kulturleben in keiner inneren Verbindung mehr standen. Die „Stimmen aus einem Gebetbuche für zwei fromme Kinder" offenbarten zum ersten Male die religiöse Persönlichkeit Arndts selbst, der Soldatenkatechismus setzt die dort gezogene Linie fort, will sie in die Herzen seiner Leser mit unvergänglicher Schrift hineinzeichnen. Die „Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte" hatten hervorgehoben, daß „der alte Luther" mit dem eigentlichen Wesen der Reformation erst wieder lebendig werden könne, wenn der klügelnde Verstand und die scharfe, aber kalte Kritik ihr Werk vollendet habe. Aber schaute der Soldatenkatechismus wirklich nur nach dem alten Luther des 16. Jahrhunderts aus? — Doch nicht. Luther, der Bergmannssohn, grub hinein in den Schacht des menschlichen Herzens. Er suchte in seiner verborgenen Tiefe, um den Schatz zu finden, welcher der göttlichen Gnade gewiß machte. Arndt, der Bauernsohn, schaute empor zu den Höhen des heimatlichen Himmels, daß ewiges Leben von Gott herniederströme und die irdische Freude zu einem sittlichen, d. h. schaffenden Besitz verkläre, daß Kampf und Unheil, welches Menschen in die Welt hineingetragen haben, durch eine reine Gesinnung und ein starkes Herz in Sieg und Segen verwandelt würden. Luthers grundlose Tiefe durchwühlte die erschütternde Gewißheit von der unendlichen Sündhaftigkeit der Welt und des eigenen Selbst. Aus der qualvollen Not des Herzens schrie er empor zu seinem Gott und Erlöser. Arndt war seines Gottes zunächst nicht in

der niederdrückenden Erkenntnis der eigenen Ohnmacht gewiß geworden: seine Kämpfe gegen die Sinnenlust und die Versuchungen des Körpers und der Seele in den langen Jugendjahren lagen in dem Gebiet der Sittlichkeit begründet, in dem Willen, ein seiner selbst mächtiger Mann zu werden, nicht in der religiösen Empfindung, in dem Wunsche, Gott in seine kleine Sphäre als Nothelfer herabzuziehen. Was gut und edel, was tapfer und mutig war, das spürte er schon als das Göttliche in sich und in jedem Menschen, als etwas dem Ewigen Wesensverwandtes. Der Augenblick, wo seine Seele von der Sünde als dem Bewußtsein des Mangels sich frei wußte, brachte ihn dem Himmlischen nahe. Nie ging ihm der Glaube verloren, daß die menschliche Natur im Grunde auf das Gute gerichtet, göttlichen Ursprungs sei. Er verband ihn mit Rousseau, Goethe und dem klassischen Hellenismus. Aus diesem Glauben formte sich ein fröhlich vorwärtsschreitender, nur aus sich schöpfender heller und naiver Lebensmut, nachdem er das Böse, die niederdrückende Macht des Schicksals, als Prinzip niedergerungen hatte. Diesen Mut konnten kein sklavischer Gehorsam, keine Knechtsgestalten aus sich erzeugen. Nur die Freiheit des Wollens und des Handelns, diese innere und äußere Freiheit gebar seine Stärke. Das selbstbewußte Menschheitsgefühl erhob Arndt über alle Zufälligkeiten des Lebens. Wo ihn das eigene Verhängnis niederdrückte, da wußte er, daß es notwendig durch den Zusammenhang der Tatsachen bedingt werde, daß es nur schmerze, weil er nur das Einzelne, nicht das Ganze übersehen könne. Seine Sache ist es, freien und mutigen Sinnes nach bestem Können zu handeln. Gottes allmächtiger Wille, der sich immer mit der Notwendigkeit deckt, ordnet die Tat des einzelnen in den gewaltigen Gang des Weltganzen ein. Auf diesen starken, sittlichen Grundlagen ruhen die religiösen Gedanken des Soldatenkatechismus. Luthers Gottesgemeinschaft war von Anfang an durchaus persönlich. Sobald sie ihm im Kloster fehlte, kämpfte er um sie. Gott und Mensch standen einander direkt gegenüber Die Welt lag nicht in dieser geraden Linie. Für das religiöse Leben des Reformators war sie etwas Zufälliges, nicht Notwendiges. Bei Arndt durchschnitt diese Linie den Kosmos, und es kamen Stunden, wo sie das Ich nicht erreichte. Aber immer fand er den Willen zum Guten, den Willen zur sittlichen Arbeit in der Welt und damit die Grundlagen zur religiösen Erhebung in den göttlichen Willen wieder, so oft auch die Beziehungen zwischen Mensch, Gott und Welt zu zerreißen drohten. Die Romantiker fühlten für sich und ihre Welt, auch in ihrer Gottesanschauung. Arndt arbeitete, und diese Arbeit setzte die Wirklichkeit des Nächsten, der menschlichen Gemeinschaften voraus. Das Prinzip des Lutherschen Seins blieb trotz aller siegesfröhlichen Zuversicht ein tragischer Zwiespalt. Auch Arndt kannte ihn

und erfuhr seine Stärke in den zahlreichen Wandlungen seines Lebens. Aber es fehlte ihm die prinzipielle Härte, die unbeugsame Einseitigkeit des gewaltigen Reformators. Sein Lebensideal und seine Gottesanschauung ruhten auf der dienenden Weltfreudigkeit, die sich zur hingebenden Gottfreudigkeit emporsehnte. Klassischer Hellenismus und protestantisches Christentum feierten in seiner Persönlichkeit eine Versöhnung, und trotz aller Differenzen war es diese Übereinstimmung, die Arndt immer wieder zu Goethe hinzog als dem deutschen Lebensmeister der Zukunft. Er war sich bewußt, daß diese Harmonie ähnlich, wenn auch in geringerer Tiefe, wie bei Schleiermacher seine ursprüngliche Kraft sei, daß es gelte, sie in das geistige Leben der Gegenwart, in das geistige Leben seiner deutschen Freiheitskämpfer hineinzuflechten. So war ihm der Kampf um die Freiheit ein Kampf um die Möglichkeit des religiösen Lebens, ein Kampf gegen jenen dämonischen Menschen, welcher diese Freiheit zu vernichten drohte, ein Kampf um die Möglichkeit der Offenbarung Gottes im menschlichen Leben. Der heilige Gott stand auf der Seite der Streiter, welche zu diesem heiligen Kampfe ins Feld ziehen, der gerechte Gott auf der Seite des Volkes, welches einen gerechten Krieg führen wollte, wie er einst auf seiten Israels gestanden hatte, als ein persönlicher, lebendiger Gott in dem Ringen der Völker um Gut und Böse. So wählte Arndt wie in den „Fantasien“ für seinen Soldatenkatechismus wieder die Sprache des Alten Testamentes. Inhalt und Form sollten nach der gleichen Richtung auf die Seele der Kämpfer einwirken. Was dort gekünstelt und altertümelnd erschien, wirkt hier erhebend und fortreißend. Wie der Verkündiger eines neuen, eines deutschen Christentums, das jetzt seine Feuerprobe bestehen sollte, stand er vor seinem Volke, vor seinem g a n z e n Volke. Das religiöse Leben der Deutschen aber bewegte sich wohl nie weniger in kirchlichen Bahnen als am Ausgange des 18. und in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts. Mit dem Katholizismus als einer Weltanschauung, die für die Zukunft noch etwas zu bedeuten habe, rechnete Arndt damals noch nicht. Seinen ganzen geschichtlichen Verlauf hielt er als System für eine fortschreitende Degeneration des ursprünglichen Christentums, dem nur ein zeitweiliges Recht für das Kindesalter der europäischen Kultur zuzugestehen sei. Selbst die Konvertiten unter den Romantikern beirrten ihn nicht. Die evangelischen Landeskirchen und Gemeinden waren entweder in harte Orthodoxie oder flachen Rationalismus erstarrt. Nur selten hatten die Geistlichen des östlichen Deutschlands es verstanden, sich und ihren Gemeinden entweder in Anlehnung an das Luthertum oder an den Pietismus die alte patriarchalische Form zu wahren oder die Weltbildung des 18. Jahrhunderts mit der innerlichen

Wahrheit evangelischen Christentums zu einer ungezwungenen Harmonie zu verschmelzen und sie in weite, volkstümliche Bahnen zu lenken. So weist denn auch in den Schriften, Gedichten und Briefen Arndts bis 1813 keine Spur darauf hin, daß er an dem kirchlichen Leben positiven Anteil genommen hätte. Nirgends boten sich in ihm Anknüpfungspunkte, weil Aufklärung und Orthodoxie die Macht über die Massen verloren hatten und sie selbst sich des inneren Geheimnisses beraubt sahen, das die Reformation mit der Volksseele verband. Das Bewußtsein für die Notwendigkeit kirchlicher Gemeinschaft auf dem Boden geschichtlicher Entwicklung hatte er nie verloren, auch nicht, als er selbst das theologische Gewand abgelegt hatte. Seine Reise durch Frankreich hatte ihm ja sofort die Unsinnigkeit des Verfahrens gezeigt, eine natürliche, allgemeinmenschliche Religionsform herzustellen. Seine Schriften zeugen davon, wie bedeutsam er für die Religion selbst den Zusammenhang ihres ewig gültigen Wahrheitsgehaltes mit den wechselnden Erscheinungsformen der Geschichte hielt. Wo aber sollte dieser sich stärker offenbaren als in der sittlichen Gemeinschaft eines Volkes, einer Nation mit derselben Sprache, denselben Sitten, derselben Vergangenheit; hatten nicht gerade die konfessionellen Kämpfe innerhalb des deutschen Volkes ihm so unsägliches Unheil gebracht, seinen politischen Niedergang noch beschleunigt; war nicht in dem dritten Teile des „Geistes der Zeit" eine einheitliche deutsche Volkskirche als eine Forderung der Zukunft enthalten? — Alle diese Fragen drängten Arndt dazu, auch in seinem Soldatenkatechismus jede kirchlich-konfessionelle Stellungnahme zu vermeiden, mit aller Schärfe darauf hinzuweisen, daß ein gemeinsames religiöses Leben in allen Streitern für die Freiheit der Nation sich bewähren müsse. Seine Forderung der inneren Toleranz, die Luther noch ganz ferne liegen mußte, wurzelte nicht in einem mystischen Gefühlsleben, sondern sie war begründet in seiner sittlichen Gedankenwelt, die ihren Weg durch den Idealismus und mit ihm durch die Aufklärung genommen hatte. Arndts sittlich-religiöse Bestimmtheit ist vor dem Rationalismus undenkbar, sie gehört durchaus jenem neuprotestantischen Geiste an, der seinen Weg zu Gott nicht mehr allein auf den rein persönlichen Beziehungen zu der Ewigkeit findet, sondern der auch die schwerer gangbare Straße über die Gesamtheit der göttlichen Erscheinungen zu gehen wagt. Schleiermacher war es, der zuerst wieder in den „Reden über die Religion" die Offenbarung Gottes in der ganzen Geschichte seinen Lesern verkündigt hatte. Als patriotischer Prediger in der Berliner Dreifaltigkeitskirche zeigte der unerschrockene Mann, von der Vergangenheit über die Sünden der Gegenwart prophetisch in die Zukunft weisend, den Hörern die unendliche Wirksamkeit des Ewigen in dem Leben des

eigenen Volkes. Arndt wandelte seine Pfade, als er den Soldatenkatechismus niederschrieb. Patriotismus und Nationalitätsbewußtsein fallen auch ihm nicht schlechthin zusammen mit Religion. Nur zu einem gerechten Patriotismus und nur zu einem gerechten Nationalitätsbewußtsein, deren Grundlage der sittliche Charakter der einzelnen und der ganzen Volkseinheit bildet, kann sich Gott bekennen. Nur in solchem Falle haben sie das Recht, den Ewigen als Zeugen ihrer Gesinnung, den Allmächtigen als Helfer ihres Tuns anzurufen, weil sie dann im Dienste der Menschheit stehen, und, fügen wir hinzu, nur in solchem Falle haben wir das Recht, Nationalitäts- und Gottesbewußtsein in Zusammenhang zu bringen, wenn nicht das Wesen der Religion seine sittliche, d. h. schlechthin verbindende Bestimmung verlieren, wenn es nicht in die engen Formen eines staatskirchlichen Dogmatismus zurückfallen soll. In jenem ethischen Zusammenhange des religiösen und nationalen Lebens beruht der Fortschritt des Soldatenkatechismus gegenüber dem „Kurzen Katechismus". Zu der Gemeinschaft des Volkes und des Vaterlandes tritt bei allen kultischen Unterschieden der einzelnen Bekenntnisse die Gemeinsamkeit der Religion. Trotz der romantischen Färbung war dies wiederum unmöglich ohne das vorhergegangene Zeitalter der sittlich-religiösen Aufklärung. Noch in ihrem Niedergange erfocht sie einen ihrer schönsten Siege, durch welchen ihre großen Gedanken in das neue Werden der Dinge hineingestellt wurden. Der Konvertit Graf Fritz Stolberg dankte dem norddeutschen Protestanten E. M. Arndt für seine Lieder und Flugschriften als „Worte geredt zu seiner Zeit", als „güldne Äpfel in silberner Schale". Sollte die französische Revolution wirklich ein Zeichen der dritten großen Epoche des Christentums werden, dann galt es zunächst einmal ganz den Aufgaben der Gegenwart zu leben, die so Herrliches und so Schweres verlangte. Das waren die Gedanken der nationalen Freiheit und der geistigen Einheit. Um die Sehnsucht nach diesen Zielen zu entflammen, rief Arndt alle ausnahmslos zu den Waffen. Er forderte die vergangenen Geschlechter zu Zeugen auf, daß in den kommenden Schlachten um das sittliche Recht der Religion und um das sittliche Endziel der Geschichte gestritten würde. Seine politischen Forderungen nehmen universale Formen an. Ausgehend von den einzelnen Menschen und ihrer Zugehörigkeit zum Volke und zum Vaterlande ragen sie hinein in die ewigen Güter der Menschheit [1]).

Als Arndt in den letzten Tagen des Jahres 1806 Deutschland verlassen und schwedischen Boden zu gleicher Zeit als Flüchtling und

[1]) Vgl. meine Schrift, E. M. Arndt u. d. kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit, Tübingen 1905, S. 19 ff.; dazu oben S. 213 f.

als Hoffnungsfreudiger betreten hatte, stand sein Wille in Disharmonie mit den geistigen und politischen Mächten seines Vaterlandes[1]). Er durfte nicht darauf hoffen, seine Eigenart in den gegenwärtigen Zustand Deutschlands hineinzuwirken, weil vorher in seinem persönlichen Wesen sich Wandlungen vollziehen mußten. Wie hatte er seitdem um die Seele seines Volkes gerungen, aber wie starke Lebensenergien sittlich-religiöser und politischer Natur waren auch seitdem im Lande selbst erwacht, die seinem Ziele entgegenkamen! Das von dem Eroberer zertretene, von ihm selbst einst so mißgünstigen Auges angesehene Preußen hatte den Boden abgegeben, auf dem jene Ideen zur Entfaltung gelangten. Immer enger waren sie zusammengewachsen: Preußens geistige und politische Führer und der nach Freiheit und Einheit des Vaterlandes sich reckende Patriot. Der Staat, den er einst für das größte Hindernis der einheitlichen Gestaltung Deutschlands gehalten hatte, setzte sich als erster für eine Befreiung ein. Preußisch sein hieß jetzt nicht nur für die Auferstehung des eigenen Namens und der eigenen Ehre, sondern auch des deutschen Wesens kämpfen! Es war kein müßiges Vorsatznehmen, sondern der Entschluß bedeutete zugleich unmittelbare und inwendige Tat, die bis zum Ziele fortdauerte. Davon zeugten die bangen Wochen des Waffenstillstandes. Das ganze Volk dachte jetzt ideal im Arndtschen Sinne, „wo der Mensch sich in dem Allgemeinen vergisset und zu einem innig mitfühlenden Teil der Welt und der Gottheit wird". Das ganze Volk hatte sich abgekehrt von jenem egoistischen Realismus, welcher der ewigen Herrlichkeit des Menschengeschlechtes keinen Glauben beimißt. Schwer war von den Männern der Reform jener Druck empfunden worden, der von dem eigenen Könige und dem eigenen Volke auf ihnen lastete, als diese sich willenlos unter das Schicksal des Gewaltigen gebeugt hatten. Trotzdem arbeiteten sie, und mit ihnen Arndt weiter, weil sie immer wieder den Glauben faßten, daß das Schicksal des deutschen Landes, vielleicht der Welt ihnen anvertraut sei. Dieser Glaube lag verankert in der Gesinnung, daß doch der sittliche Endzweck des Menschengeschlechtes sich nicht in jenem Universalismus darstellen könne, der wie der napoleonische die Eigentümlichkeit der Individuen und Staaten unter den Willen des Einen beugen, seinem Egoismus, dem äußersten Realismus im Arndtschen Sinne, dienstbar machen wollte, sondern daß er als solcher einer differenzierten Totalität der Menschheit, zunächst der europäischen Kulturwelt, zustreben müsse; denn nur so können eigentümliche Individuen und Staaten zur lebendigen Entwicklung und zur lebendigen Darstellung der absoluten Idee des Sittlichen

[1]) Vgl. oben S. 202.

gelangen. Alle jene Lebensanschauungen von Kant bis zur Romantik empfanden wie jede ernste sittlich-religiöse Gesinnung kosmopolitisch, aber der Humanitätsgedanke der Freiheitskriege sprang nicht mehr über den politischen Nationalstaat hinweg, sondern er ging durch ihn hindurch. Der nationale Staat wurde eine sittlich-notwendige Erscheinungsform des Gesamtwillens, ohne welche die Vollendung zur Humanität undenkbar war. Der weltbürgerliche Zug hatte sich vertieft, aber er war nicht aufgegeben. So stand Universalismus gegen Universalismus. Der eine verkörperte sich in Napoleon, der andere in den Männern der geistigen und politischen Reform. In den beiden Staaten Frankreich und Preußen fanden diese gegensätzlichen Weltanschauungen ihre politische Erscheinung. Napoleons Genialität lag in dem absoluten Willen zur Macht. Er war der auf einsamer Höhe stehende Willensmensch, dem seine Soldaten und Feldherren als ihrem eigenen Schicksale willenlos folgten. Mochte es ihnen oft scheinen, als läge sein letztes Ziel an den Enden der Erde, in seiner Persönlichkeit war es dem Heere doch als unbedingt siegend stets gegenwärtig. Wo der Imperator selbst stand, da wußte er sich auch alle Mittel und Wege dienstbar zu machen, um seine Pläne als den Herrscherwillen durchzusetzen. Das glaubten nicht nur seine Anhänger, sondern auch viele seiner Gegner. Napoleon war sich selbst Zweck und Ziel; er sah sich, sein Leben und seine Herrschaft als den Mittelpunkt der Geschichte, des Schicksals der Staaten und der Völker. Fast ins Übermenschliche gesteigert erscheint sein innerer Dämon dem Nachlebenden, sobald er alle ihm entgegenstehenden geistigen Kräfte der kommenden Jahre in Rechnung stellt. Denn die siegende Kraft der Männer der Reform, der militärischen und geistigen Führer der Freiheitskriege, offenbarte sich in der Gleichartigkeit des individuellen Willens und des sittlichen Endzweckes, in der Annäherung des in ihnen wirklich Seienden an das Seinsollende, der Persönlichkeit an die Idee des Allgemeinen. Wie gewaltig war die Ausdehnung, die in allen durch sie beeinflußten Kreisen der Universalismus gewann. Wir erinnern an jene lesende und schießende Gesellschaft in Berlin, an die Predigten Schleiermachers und an die Reden Fichtes, an Arndts Schriften und an Jahns Turnplätze, an die Männer, die sich um Stein und Scharnhorst, Blücher, Gneisenau und Boyen, Wilhelm v. Humboldt und Hardenberg sammelten. Da vereinigte sich die ganze Bildung der bisherigen europäischen Kulturwelt und der bisherigen politischen Organisation. Die Übereinstimmung der eigentümlichen Persönlichkeit mit der Idee des Gesamtwillens erweiterte sich zu einer Hingabe des einzelnen an die bisherige Geschichte als an ein großes Erlebnis. Ihm stand jener Eine gegenüber als die persönliche Auflehnung gegen alle diese Güter, als das

Prinzip der Vernichtung der Werte, die ihrem Leben unvergänglichen Inhalt gaben, des Volkes und des Vaterlandes, der Nationen und ihrer eigentümlichen Staaten, des Hellenismus und des Christentums, als das Prinzip des Bösen, als das schlechthinnige Böse, zu dessen Niederzwingung der Enthusiasmus der Männer der Reform sich entflammt hatte. Auch den Zeitgenossen erschien Napoleon in das Übermenschliche gesteigert. Jener Kontrast ist die letzte, schroffste Form des Gegensatzes, welche sie gegen ihn gezogen haben. Wir kennen sie aus Arndts Schriften und Fichtes Reden, aus den Briefen Steins und Gneisenaus. Es handelte sich für sie nicht nur um die Behauptung des politischen Eigenlebens, sondern um die Möglichkeit des sittlich-religiösen Endzweckes der Geschichte selbst, nicht nur um die Befreiung des eigenen Vaterlandes, sondern um die Freiheit Europas, seiner Völker und Staaten, um die Eigentümlichkeit ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft. Die Harmonie aller geistigen Kräfte der Geschichte und Gegenwart, der sich zunächst auch die Widerwilligen beugen mußten, war in diesen Männern hergestellt, bereit zum Kampfe gegen den Einen, der in unerhörtem Siegesfluge fast die ganze Welt des Politischen und des Geistigen auf dem europäischen Kontinent sich dienstbar zu machen verstanden hatte, gegen den „großen Tyrannen", der Freiheit und Gerechtigkeit vernichtet, Völker und Menschen zu Sklaven eines fremden Willens erniedrigt hatte.

So die Männer der geistigen und politischen Reform. Aber wie stand es mit der Volksmasse, mit jenen Allzuvielen, die erst des äußeren Anstoßes bedürfen, um die Behaglichkeit und Genußsucht des eigenen, beschränkten Ich unter den einmal gewordenen oder auch selbstgeschaffenen Verhältnissen aufzugeben, um den egoistischen Einzelwillen in sich gegenüber dem Allgemeinwillen opferfreudig zu brechen? — Wurden sie wirklich nur, wie Goethe im November 1813 meinte, gewaltsam aufgestöbert, waren es wirklich nur unbewußt schaffende Instinkte, die ihre Schwungkraft verlieren, sobald jenes äußere Motiv fehlt? — Ein so scharfer Beobachter wie Niebuhr spricht es in dem berühmten Einleitungsartikel des „Preußischen Correspondenten" aus, daß einst der Menge „die Erscheinung freier Tage eine leichtblütige Täuschung" zu sein und daß in Wirklichkeit „nichts als ein Pfad in den immer grundloseren Abgrund der Knechtschaft vor uns zu liegen" schien. Das Gefühl der Not und das Beispiel erhabener Völker, der Anblick der Gerichte Gottes habe in der ganzen Nation den Instinkt der Rettung erweckt. Innere und äußere Tatsachen waren also die Beweggründe ihres Handelns. Menschen und Völker sind und bleiben nun einmal abhängig von beiden Gedankenreihen. Aber die führenden Geister jener gewaltigen Jahre haben sich bemüht, in sich und ihrem Volke ursprünglich nicht ethische

Motive, den Zorn und den Haß, die Rache und den Krieg zu versittlichen, ihnen einen sittlichen Charakter zu geben, das Trägheitsgesetz der Masse zu überwinden und den Kämpfenden ein Bewußtsein ihrer sittlichen Rechte und Pflichten zu geben. Unter dem Eindrucke der erhebenden Märztage konnte Niebuhr schon damals schreiben: „Die Gesetze des Monarchen waren wie einmütig angenommene Beschlüsse einer Volksgemeinde." Jetzt war es die Aufgabe, diese Gesinnung aufrecht zu erhalten, daß sie „wie Erlöste denken und handeln, nicht wie die, welche ihre Fesseln wild gesprengt haben". Alle hatten den Schmerzensschrei der gefesselten Freiheit vernommen. Eine neue, noch nie gesehene Welt ging in ihren Gemütern auf. Der Entschluß, dem Vaterlande ein Retter, dem mißachteten Rechte der Nationen ein Rächer zu werden, war das gemeinsame Gut aller Stände. Die so viel, auch von Arndt so oft und mit Recht gescholtenen Junker verließen ihre Herrensitze und stellten sich und ihre oft kaum waffenfähigen Söhne in den Dienst des Vaterlandes. Viele edle Familien haben in jenen Wochen drei Söhne und ihr Oberhaupt willig dahingegeben. Mit Freudigkeit trugen sie die Beschwerden des gemeinen Soldaten. In Reih und Glied standen sie mit den Bauern und Ackerknechten der heimatlichen Flur. Greise über 60 Jahre aus dem schlichten Volke opferten ihre Ernährer, und wenn diese selbst untauglich waren, traten sie wohl, die noch unter dem Regimente des Großen Friedrich gedient hatten, als Ersatzmänner ein und kehrten, mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, in das Heimatdorf zurück. Hohe und niedrige Beamte aller Gattungen verschmähten es, länger in der Bequemlichkeit des bureaukratischen Alltagslebens zu bleiben und traten neben den Studenten, Gelehrten und Bürgern als Freiwillige bei den Jägerdetachements oder bei der Landwehr ein, verzichteten auf einen großen Teil ihres Gehaltes, um alles irgendwie Entbehrliche dem Heere zukommen zu lassen. Ärzte und Chirurgen gaben ihre Praxis auf und waren unentgeltlich in den Lazaretten für die Verwundeten und Kranken tätig; sie haben unter all den ansteckenden Seuchen dem Tode nicht weniger mutig ins Auge geblickt als der Soldat auf dem Schlachtfelde. Innungen opferten ihre Schilder, Willkommen und Ehrengaben, Frauen ihre Pretiosen und den Schmuck ihres Haares, Kinder ihre Patengeschenke, Ehepaare ihre goldenen Trauringe, oft den letzten Wertbesitz, den ihnen die Jahre der Not gelassen hatten. Bürgergilden stellten den Inhalt ihrer Sterbekassen zur Verfügung. Knappschaften übernahmen die Arbeiten ihrer ins Feld gezogenen Kameraden, um die Beiträge für deren Ausrüstung aufzubringen. Greise bedauerten, daß sie nicht mehr die Lasten des Feldzuges ertragen und Knaben, daß ihre Schultern die Waffen noch nicht halten konnten. Die freiwilligen Gaben überstiegen

in vielen Kreisen und Gemeinden die vom Staate ausgeschriebenen Beiträge. Allenthalben wurden patriotische Vereine und Frauenvereine begründet, um Unterstützungen für die Invaliden und Hinterbliebenen der Gefallenen zu sammeln. Jeder Unterschied zwischen reich und arm, hoch und niedrig war überbrückt. Alle Konfessionen wetteiferten in der geistigen und leiblichen Fürsorge für die Kämpfenden. Die Gleichheit und Brüderlichkeit hatte einst die französische Revolution als das natürliche Recht des Menschen verkündigt. Hier waren sie vertieft zu jener sittlichen Verpflichtung aller für alle. Die Besinnung auf sich selbst und auf das Wesen nationaler Gemeinschaft war zurückgekehrt. Sie wurde sich der Notwendigkeit der Zeit der Entbehrung bewußt und erkannte, daß es ohne Jena kein Lützen, ohne Tilsit keine freiwillige Erhebung des ganzen Volkes, kein sittliches Erleben jenes Nationalsinnes gegeben hätte, der um der Freiheit aller Brüder willen alles opferte. Abergläubischer Wahn hatte einst gemeint, in den Sternen sei unabwendbar das Unglück Preußens geschrieben. Jetzt galten die kühnen Worte Schillers: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.“ Die Furcht vor dem „Gespenste der Zeit“ schwand bei dem erwachten Glauben an eine gerechte Vergeltung. Ihnen allen stand es fest, daß jetzt auch das deutsche Volk durch eigene Tat die Unabhängigkeit wiedergewinnen, sein „fester und dauerhafter Verein die Ruhe von Europa und den Fortgang unserer Kultur völlig begründen“ würde. Jeder vergaß seine besonderen Beschwerden in der Gewißheit, daß „alle gerechten Wünsche für unsern innern Zustand nicht eher ihrer Erfüllung entgegenreifen könnten, bis unser politisches Dasein von außen gesichert, manches zerrissene Band wiedergeknüpft und die unentbehrliche befreundete Kraft abgerissener Provinzen mit den unsrigen wieder vereinigt ist“. Dem ganzen Volke war es ein Erlebnis, daß, wie eine Verfügung der Geistlichen und Schuldeputation der litauischen Regierung vom 14. Juli es aussprach, „ein Volk unüberwindlich bleiben wird, welches, von Nationalgefühl begeistert, den heiligen Kampf beginnt für König und Vaterland, für Feuer und Herd, für Weib und Kind, und welches sein Leben wagt für die kostbarsten aller Güter — für die Freiheit sowohl als für das Reich der Wahrheit und Tugend“. Geistliche und Lehrer wurden aufgefordert, jede Gelegenheit zu benutzen, um auf diese Ziele des Kampfes hinzuweisen. Die Soldaten waren jetzt nicht mehr „Menschen ohne Gott und Vaterland, die für einen geringen Lohn Freiheit und Leben verkauften; es sind die edelsten Söhne des Vaterlandes, welche mit Gott aufstanden, um die Freiheit wiederzuerringen“. Wie gleichen diese Worte aus dem Tagebuche eines Feldgeistlichen doch den Sätzen, die Arndt in seinem Soldatenkatechismus aufgestellt hatte, dem neuen lebendigen Geiste, den

er in den Herzen seiner Leser wirken wollte! Diese Gesinnung galt es aufrecht zu erhalten, zu verbreiten und zu vertiefen. In der Lösung dieser Aufgabe liegt die letzte Bedeutung der Arndtschen Schriften. Sie haben unser Volk stärker gemacht in der sittlich-religiösen Erfassung der Ziele, welche es sich selbst gestellt hatte. Es handelte sich jetzt darum, ob es gelingen würde, auch das noch abseits stehende Österreich zum Anschlusse an die Verbündeten zu gewinnen, die Rheinbundfürsten zum Abfalle von ihrem Protektor zu veranlassen, alle deutschen Staaten, wie es der Verfasser des Soldatenkatechismus im Sinne hatte, für die große Sache der Befreiung und der Einheit des Vaterlandes mobil zu machen [1]).

Als Wilhelm v. Humboldt am 11. Juni von Wien aus nach dem Wunsche Hardenbergs im Hauptquartier der Verbündeten eingetroffen war, schrieb er wenige Tage später seiner Gattin: „Rechne ich alles zusammen, wie es ist, so giebt es nur e i n e günstige Chance, die, daß Napoleon in nichts nachgeben will. Dann wird Österreich zuschlagen müssen." So dachten und hofften sie alle im preußischen Hauptquartier, welche den Kampf für eine Notwendigkeit ansahen. Und kaum hatte der Friedenskongreß zu Prag am 12. Juli begonnen, da hielten auch Kaiser Franz, Metternich und Gentz den Krieg für unvermeidlich [2]). Obwohl Napoleon am Schlusse des Waffenstillstandes sich seiner schwierigen Lage bewußt war, wenn auch Österreich der Koalition sich anschließen werde, glaubte er doch, um seiner Dynastie die Herrschaft zu erhalten, den Verbündeten keine Zugeständnisse machen zu dürfen. Er vertraute seinem Genius und seinem Glücke. So kam es in Prag über formelle Verhandlungen nicht hinaus. Als die Stunde der Mitternacht vom 10. auf den 11. August herannahte, da erklärten mit dem zwölften Glockenschlage die Vertreter von Rußland und Preußen, Anstett und W. v. Humboldt, ihre Vollmachten für erloschen. Damit war der Waffenstillstand, der alle Gemüter lähmend niedergeschlagen hatte, auf-

---

[1]) Vgl. meine „Freiwilligen Gaben und Opfer". Die Zirkularverfügung im Preußischen Korrespondenten Nr. 68, 28. Juli; Aufsatz der Königsberger Zeitung vom 12. Juli im Pr. K. Nr. 66, 24. Juli. Tagebuchblätter eines Feldgeistlichen, des Dr. K. A. K ö h l e r, herausgegeben von Jäkel, Berlin-Lichterfelde 1912, S. 68. Artikel Schleiermachers im Pr. K. Nr. 78, 14. Aug. Schreiben aus Schlesien vom 24. August im Pr. K. Nr. 88, 1. September. Graf Christian an Kai Stolberg, Frankfurt, 22. November 1813, in „Ernst Ludwig v. Gerlach, Aufzeichnungen", Schwerin 1903, Bd. I, S. 63.

[2]) Wilhelm an Karoline v. Humboldt, Prag, 17. Juni, 16. Juli, a. a. O. IV, 28 ff., 62 ff. W. v. Schmeling an G. Reimer, Neudorf b. Reichenbach, 9. Juli 1813: „Unsere allgemeine Sache steht besser, als wir bei meiner Abreise vermuteten. Von Frieden ist gar nicht mehr die Rede und das Benehmen Österreichs läßt an einer kräftigen Teilnahme nicht mehr zweifeln"; G. St.-A. Rep. 77, XXI, Litt. Sch., Nr. 4.

gekündigt. Österreich erklärte an Frankreich den Krieg. Von den böhmischen Bergen flammten die Feuersignale auf, die es den kampfesfreudigen Truppen und Feldherren verkündigten, daß die Zeit des Wartens vorüber, die Stunde gekommen sei, wo das blanke Schwert über das Schicksal der Völker und Zeiten entscheiden sollte. Als Körner nach dem Überfalle bei Kitzen verwundet über die österreichische Grenze gebracht war, da hatte er zuversichtlich gemahnt:

„Frischauf, Habsburg! Der Teufel muß erliegen;
Gott ist mit dir, wo deine Banner fliegen.
Hoch, Österreich, hoch! — Dein Schwert, dein Karl wird siegen!"

Jetzt sang Max v. Schenkendorf:

„Wir grüßen dich mit Waffentänzen,
Wir neigen uns an deinen Grenzen,
Du klangreich Böhmenland!
O Heer im Schmuck der grünen Reiser,
Wir rufen Sieg und Heil dem Kaiser,
Der deinen Sinn erkannt."

Und E. M. Arndts „Freudenklang" rief es in die Lande frohlockend hinaus:

„Nicht Baiern und nicht Sachsen mehr,
Nicht Östreich und nicht Preußen,
Ein Land, Ein Volk, Ein Herz, Ein Heer,
Wir wollen Teutsche heißen."

Das war die Stimmung, welche die Herzen der deutschen Patrioten, ja des deutschen Volkes beherrschte. Mit froher und stolzer Zuversicht schauten sie auf die Linie, auf der jetzt die verbündeten Heere von Lübeck bis Verona dem Gewaltigen entgegenstanden. Sie zweifelten nicht daran, daß viele gedrückte deutsche Stämme vor jener Linie jetzt, wo auch das alte Kaiserhaus dem Bunde sich eingefügt hatte, den Augenblick herbeisehnten, den Reihen der Kämpfer sich anzuschließen. Aus den altpreußischen Gebieten links der Elbe, namentlich der Altmark, wo in den neunziger Jahren die revolutionären Schriften des Eulogius Schneider weit verbreitet waren, hatten schon bald nach den Märzaufrufen Jünglinge und Männer aller Stände, welche der französischen Konskription entgangen waren, sich über den Strom geschlichen, um in den Landwehrbataillonen und in den Jägerdetachements ihres alten Vaterlandes freiwillig Dienste zu nehmen. Im Frankenlande hatte bereits in den letzten Maitagen der Würzburger Student der Rechte J. A. Seuffert darauf hingewiesen, daß das Schwache und Schlechte schon

zu lange lebe, daß nur aus der Glut einer allgemeinen Gärung, nur aus Vernichtungskämpfen, aus dem Untergange des Alten der Friede und junge Kraft keimen könnten; nun verkündete Denzinger, der Herausgeber der Aurora daselbst in seiner Apotheose Ulrichs v. Hutten, daß hehre Zeiten für Deutschland wiederkämen:

„Der Deutsche wird gen Deutsche stehen; —
Doch aus dem Jammer zeugt sich Freud'
Aus Zwietracht keimt die beßre Zeit, —
Der Tag bricht an, es weicht die Nacht, —
Wohl mir, daß ich es mitgewagt."

Von den Rheinbundfürsten beseelte keinen dieser Huttensche Sinn. Keiner wagte, Napoleon die Heeresfolge aufzusagen, keiner kam in das Lager der Verbündeten. Sie alle warteten erst ab, wie die Würfel des Schlachtenschicksals fallen würden. Und wie stand es um die nationale Zukunft Deutschlands? — Schon während der Verhandlungen über den Beitritt Österreichs zu dem Bündnisse schrieb W. v. Humboldt bedenklich: „An Deutschland als solches war eigentlich gar nicht gedacht." Dann erschien das österreichische, von Gentz abgefaßte Kriegsmanifest, der schärfste Gegensatz zu dem Aufrufe Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk". So wurde es auch im Lager der Verbündeten empfunden. Hier lebte kein Enthusiasmus für die Ideen, welche der letzte Zweck des Staates realisieren soll. Von den Klagen über die Gefahr, welche der Freiheit, der Kultur, der Sittlichkeit der Völker durch das Übergewicht der französischen Herrschaft drohte, verlautete hier kein Wort. Nicht die Verteidigung jener sittlichen und geistigen Güter wurde als der Zweck des Krieges ausgesprochen, sondern nur die Erhaltung des Staates und des großen Staatenvereines, in welchem jeder einzelne Staat durch ein wohl abgewogenes Gleichgewicht der Kräfte mit Sicherheit bestehen kann. „Die politische Tugend, welche hier herrscht", so meint der „Preußische Korrespondent", wohl sein damaliger Leiter Schleiermacher am 28. August, halb ernst und halb ironisch, „ist die reife milde Weisheit des Alters"; Österreichs Betragen erscheine „als ein würdiges Vorbild aller alten Regierungen"; bei dem Manifeste werde die Erinnerung wach an die Stellung, welche das habsburgische Haus einst eingenommen habe. Ein bedenkliches Rückwärts, matte Rufe nach der Wiederherstellung der alten Ordnung, wie sie Arndt bereits 1810 in den Zielen der politischen Romantik wahrgenommen hatte, tönten aus der österreichischen Kundgebung in die vorwärtsdrängende Begeisterung der Männer der preußischen Reform hinein. Das Manifest sprach nur unumwunden aus, was die Masse des Volkes in den habsburgischen Landen dachte. In der öffentlichen Meinung wurde kein Weckruf des nationalen Enthusiasmus laut.

Man vermied jede Erinnerung an die volkstümliche Erhebung des Jahres 1809, an die Wehrlieder Collins. Von der Größe des sittlichen Kampfes, deren Erkenntnis den preußischen Patrioten ihre höchste Schwungkraft verlieh, spürten Metternich und Gentz nichts. Verschieden gestaltete sich auch das politische Problem, um das es sich für die Verbündeten handelte. Für Preußen war der Krieg eine Notwendigkeit, denn der Staat selbst schwebte in unmittelbarer Lebensgefahr. Es war ein letzter Verzweiflungskampf um Sein oder Nichtsein. Rußlands Motive entsprangen halb der nationalen Ehre, halb politischer Berechnung. Österreich handelte und wollte handeln nur aus politischem Kalkül. Trotz aller Überzeugung, daß Napoleon fallen werde, entbehrten seine Staatsmänner des Wagemutes, welcher in dem sittlichen Handeln seinen letzten Grund hat. Ihr politischer Realismus richtete sich nur auf die Vormachtstellung Österreichs in dem europäischen Staatensystem. Von ihr allein erwarteten sie eine sichere Zukunft, denn „alles Andere ist halb oder ganz zerrüttet, niedergetreten, entseelt oder verfault" [1]). Und warum? — Weil es jenen Zusammenhang eingegangen ist zwischen Regierung und Volk, den Schleiermacher und Arndt immer als die vornehmste Voraussetzung zur Neubildung bezeichnet hatten. Die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, das Bündnis der Regierung mit ihr war das schwerste Übel, das wieder beseitigt werden mußte. Die Wiederherstellung des ancien régime war das Panier, unter dem die österreichischen Diplomaten den Kampf begannen. Jener Dualismus in der zukünftigen Gestaltung Deutschlands, welcher nach den Plänen Steins und Arndts das ganze Gebiet unter die Oberhoheit der beiden Vormächte stellen sollte, hatte in ihrem System keinen Platz. So mußte auch die Leitung der preußischen Diplomatie unter Hardenberg, um Österreich nicht zurückzustoßen, darauf verzichten, diese deutsch-nationalen Pläne zu berühren. Der Teplitzer Vertrag vom 9. September, der von Rußland, Preußen und Österreich ausgefertigt wurde, war ein großer Sieg der Metternichschen Staatskunst über die Ideale der deutschen Patrioten. Er bestimmte nur die Wiederherstellung der österreichischen und preußischen Monarchie in den Grenzen vor 1805, völlige Unabhängigkeit der Staaten zwischen Rhein und Alpen, die Wiederaufrichtung des Hauses Braunschweig-Lüneburg, die freundschaftliche Vereinigung zwischen Preußen, Rußland und Österreich über das Herzogtum Warschau. Rußland und Preußen verließen die Grundsätze des Kalischer Vertrages, gaben einen wichtigen Teil ihres Programmes preis, weil sie den Beitritt Österreichs für notwendig er-

---

[1]) **Wittichen-Salzer**, Briefe von und an Friedrich v. Gentz, Bd. III, München-Berlin 1913, S. 116 ff. Gentz an Metternich, Ratiborzitz, 6. Juli 1813.

achteten, um das Übergewicht des Imperators zu brechen. Was für den Gewinn der Freiheit einen Vorteil bedeutete, war für das Problem der deutschen Einheit ein schwerer Verlust. Mit jenem Schritte, der von den Sängern so zuversichtlich als eine Stärkung des nationalen Gedankens begrüßt wurde, vollzog sich im Grunde eine Abkehr von ihren Zielen. Schon der Augenblick, wo die Harmonie aller geschichtlichen Kräfte gegen den Emporgekommenen hergestellt war, rückten jene Mächte in den Vordergrund des politischen Lebens, an welchem die Ideale zweier Menschenalter sich brechen sollten. —

Als die Teplitzer Abmachungen getroffen wurden, hatte das gewaltigste Ringen bereits eingesetzt, dessen bisher die Weltgeschichte Zeuge gewesen war. Arndt hoffte wohl zunächst, unmittelbarer Zuschauer des Dramas bei einem der Heere zu sein. Er glaubte, daß er nach Vollendung des Soldatenkatechismus des gastliche Neuendorf verlassen und sich im Gefolge Steins auf den Kriegsschauplatz begeben würde. Trotz der „ungeheuren Macht", über welche jetzt die Verbündeten verfügten, war es ihm doch sicher, ja fast erwünscht für die Entfaltung des nationalen Gedankens, daß der Kampf jahrelang sich hinziehen werde; denn „wir gehen so ohne Kopf hinein, und keiner weiß, was da wird künftig sein" [1]). Den so bunt zusammengesetzten Heerkörpern, die zunächst ohne innere Einheit waren, den so vielgestaltigen, einander widersprechenden Zielen der Monarchen, der leitenden Staatsmänner und der deutschen Patrioten in Volk und Heer stand der Eine gegenüber mit dem Gewichte seiner militärischen Überlegenheit, mit dem Genius der nur auf ein Ziel gerichteten, unbeugsamen Willenskraft. Schienen nicht die ersten Tage des Feldzuges seine Hoffnung zu bestätigen, daß er von seiner mittleren Operationslinie aus die gegen ihn aufgestellten Heere zurückdrängen und einzeln vernichten werde? — Die schlesische Armee ging vor dem Anmarsche Napoleons hinter die Katzbach zurück. Oudinot holte zu einem Angriffe gegen die preußische Hauptstadt aus, während sein Gegner Bernadotte, im Widerspruche zu den Trachenberger Abmachungen, die ihn zum Vorrücken an die Elbe verpflichteten, nicht einmal seine Truppen zur Defensive vereinigt hatte. Der Plan der böhmischen Hauptarmee gegen die sächsische Hauptmacht mißglückte, und Napoleon errang nach der Abkehr von der Schlesischen Armee am 26. und 27. August über sie den Sieg bei Dresden, so daß sie in ihrem Bestande erschüttert war und über das Gebirge nach Böhmen sich zurückziehen mußte. Allein der gegen Berlin mit unzureichenden Kräften unternommene Vorstoß mißglückte:

[1]) E. M. Arndt an Schildener, Reichenbach, 10. August 1813, Preußische Jahrbücher 151 (1913) S. 467.

die Preußen unter Bülow schlugen Oudinot bei Großbeeren am 23. August zurück. Die Schlesische Armee, welche sich in der Defensive halten sollte, und von der auch niemand einen entscheidenden Sieg erwartete, rückte zum Angriff vor. Arndt selbst hatte sich mit Beginn der Feindseligkeiten am 17. in das Hauptquartier Blüchers begeben und dem verlustreichen Hin- und Herwerfen der Truppen unter dem Drucke der energischen Vorstöße Napoleons beigewohnt. „Beruhigt über alle Zweifel, gehoben durch die Stimmung der Krieger" konnte er nach der Rückkehr am 24. seine Beobachtungen in einem „Schreiben aus Schlesien" dem „Preußischen Korrespondenten" mitteilen. Als er am Abende des ersten Tages vom Kirchturme zu Jauer herab das Lager mit seinen unzähligen Wachtfeuern überschaute, da glaubte er in dem Monde und in den Sternen die Zusage zu lesen, daß das Werk diesmal gelingen werde. Es gelang. Während die Hauptarmee vor Napoleon in die böhmischen Berge zurückweichen mußte, errang Blücher seinen glänzenden Sieg an der Katzbach. Groß war der strategische Erfolg. Der Vormarsch der schlesischen Armee in die Lausitz und die Vernichtung Vandammes bei Kulm und Nollendorf durch die Tapferkeit der preußischen und russischen Truppen verhinderte den Kaiser, einen neuen Vorstoß gegen die preußische Hauptstadt in eigener Person zu unternehmen. Größer noch waren die moralischen Folgen. Zum ersten Male nach so vielen Jahren der Schmach und Schande erlebten die Truppen die vollkommene Freude eines entscheidenden Sieges. Mit dem Tage an der Katzbach hatten die Verbündeten den Kopf bekommen, auf welchen Volk und Heer zuversichtlich blickten. In dem greisen Blücher, seinem Hauptquartier und seiner Armee lebte fortan die Seele der Freiheitskriege, jenes Bewußtsein, das nicht siegen oder untergehen, sondern schlechthin siegen, den furchtbaren Gegner vernichten wollte. Immer enger schloß sich der Ring der verbündeten Heere um das Zentrum der Stellung Napoleons bei Dresden, nachdem auch der zweite Stoß gegen Berlin unter Ney am 6. September bei Dennewitz von den Preußen zurückgeschlagen war. Die Hauptarmee rückte von Süden heran, York erzwang für die schlesische Armee den Übergang über die Elbe bei Wartenburg am 3. Oktober. Ihm folgte endlich die Nordarmee. Um nicht von Frankreich abgeschnitten zu werden, sah sich Napoleon gezwungen, Dresden zu verlassen, die Elblinie, an der er sich „wie ein Polyp" angeklammert hatte, aufzugeben, seine Truppen bei Leipzig zusammenzuziehen [1]). Gewaltige Massen kämpften gegeneinander. Ein Schauspiel bot sich der Mitwelt dar, wie es seit Tausenden von Jahren, so sagt Gneisenau, nicht gegeben hat. Und als

[1]) Süvern an Scheffner, Berlin, 6. September 1817, Rühl, Aktenstücke I, S. 309 ff.

die Tage des Ringens vollendet waren, da urteilte Stein: „Die Vorsehung ist gerechtfertigt durch das große Gericht, das sie über das Ungeheuer ergehen ließ." Achim v. Arnim aber nannte im „Preußischen Correspondenten" die Völkerschlacht die „deutsche Schlacht", nicht allein darum, „weil sie die Freiheit der deutschen Völker von französischer Politik erstreitet, sondern weil in dem Feuer derselben der deutsche Volksgeist sich läuterte und zeigte, und das ewige Gesetz, das Völker einer Abkunft und Sprache verbündet, in dem Übergange der meisten deutschen Streiter zum deutschen Heere glänzend bewährt wurde". Und Arndt jauchzte: „Mein Herz schwimmt in Wonne, wir haben in diesen Tagen einen Sieg gewonnen, der das Vaterland befreien wird." Für sich selbst fügte er in diesen Tagen vaterländischer Freude die ernste Mahnung hinzu: „Ich habe es beschlossen, dem Vaterlande und teutscher Tugend ein heiliges Opfer zu sein [1])." Das ist die Gesinnung, aus der heraus die Schlacht bei Leipzig als ein leuchtendes Ehrenmal in der deutschen Geschichte fortleben wird.

Diese letzten Zeilen hatte E. M. Arndt an seine „Furina" gerichtet. Während der Monate des Reichenbacher Aufenthaltes war sie die Vertraute seines sinnenfrischen Herzens. Hin- und hergezogen zwischen den großen sittlichen Aufgaben der Gegenwart und den natürlichen Neigungen der eigenen Seele war wohl die Besorgnis in ihm wach geworden, ob er nicht endlich wie so viele über der kleinen Liebe des Herzens das große Leben in der Volksgemeinschaft verlieren würde. Nun erreichte die äußere Untätigkeit ihr Ende. Er sah sich wieder in den flutenden Strom der gewaltigen Zeit hineingestellt. Bei dem Vormarsche der Armeen erhielt Arndt in den ersten Oktobertagen von Stein die Aufforderung, dem Hauptquartiere zu folgen. Aber erst nach dem Siege von Leipzig, dessen Jubelfeier er noch mit dem „edlen, trotzigen Geßlerblute" bei feurigem Rheinweine beging, brach er von Reichenbach auf und überbrachte am 22. Befehle seines Herrn an den Generalgouverneur Grafen v. Reisach in Görlitz. Seine Absicht, auf der Weiterreise Dresden zu besuchen, ließ sich nicht verwirklichen. Die von den Franzosen besetzte Stadt war von den Russen eingeschlossen. Er ging bei Mühlberg über die Elbe, traf dort in der Nähe zu Großenhayn die von dem Tode des Sohnes so hart getroffene Familie Körner und langte endlich während der letzten Oktobertage in Leipzig an, wo sich noch Stein aufhielt [2]).

[1]) Ähnlich an Trinius, Görlitz, 22. Okt. 1813, Tägl. Rundschau, 4. März 1912, Nr. 54: „Wir haben eine Schlacht gewonnen, die Teutschland und die Welt befreit".

[2]) Geßler an Arndt, Reichenbach, 10. November 1813, N. B. II, S. 271 f. Arndt wußte bereits von dem Tode Theodor Körners, als er die Eltern aufsuchte, so an Johanna Motherby, Reichenbach, 5. Oktober 1813; a. a. O. S. 123 f., gegen Wanderungen und

Nach langen Verhandlungen mit Metternich, dessen lähmender Einfluß sich auch hier geltend machte, war der Verwaltungsrat endlich wieder organisiert. Das neu begründete Zentral-Verwaltungs-Departement erhielt gegenüber der alten Behörde einen viel beschränkteren Wirkungskreis. Auf die Rheinbundfürsten wurde die größte Rücksicht genommen. Stein sollte nur diejenigen Staaten verwalten, welche herrenlos geworden oder noch nicht der Allianz beigetreten waren. Sein Bezirk umfaßte also vor allem Sachsen, dessen König in Leipzig gefangen genommen war, die Großherzogtümer Berg und Frankfurt mit Ausnahme der ehemals kurhessischen und preußischen Gebiete. Seine Aufgabe bestand darin, die militärischen und finanziellen Kräfte dieser Staaten dem großen Werke dienstbar zu machen. Die deutschen Fürsten des Rheinbundes, welche jetzt nach und nach unter Zusicherung ihrer Souveränität sich auf die Seite der Verbündeten schlugen, wurden genötigt, das in Preußen bewährte militärische System anzunehmen, neben dem stehenden Heere Freiwillige zuzulassen, die Landwehr und den Landsturm auszurüsten. Der Zentralverwaltung gelang es, bei der Organisierung der Landsturms sich einen großen Einfluß zu sichern. Er ernannte die Führer, die Bannerherren, richtete ihn ohne Rücksicht auf die Landesgrenzen nach den Flüssen und Gebirgen ein; Maßnahmen, auf welche die Gedanken Arndts und Jahns wohl nicht ohne Einfluß gewesen sind. Auch die neuen sechs Lazarettdivisionen wurden Stein unterstellt. Bei den Beamten der Behörde fand Arndt zahlreiche Bekannte: den Kabinettssekretär des Freiherrn, Eichhorn, den „wackern Werthheimer" der lesenden und schießenden Gesellschaft, der eifrig für die Verbreitung der Arndtschen Schriften sorgte, den Oberstleutnant Rühle v. Lilienstern, den Genossen der Königsberger Tage, den Leiter der militärischen Angelegenheiten des Departements, Reil, den unermüdlichen Fürsorger der Kranken und Verwundeten, durch dessen schnellen Tod so viele Hoffnungen für die Wissenschaft, den Staat und seine Freunde hinweggerissen wurden. Wenige Wochen nach seiner Ankunft hatte Arndt die Freude, Gruner für wenige Tage hier zu begrüßen, der, aus der österreichischen Haft entlassen, an den Rhein eilte, um dort in der Steinschen Verwaltung tätig zu sein [1]). Einen der liebsten Genossen vermißte er schmerzlich: den Berliner Stadtrat Eckardt, den „vielgetreuen" Sohn des Mansfelder Berglandes.

Wandelungen, S. 143. — Das Datum der Ankunft in Leipzig ist ungewiß. Am 3. Nov. war er offenbar schon einige Tage dort, so an Johanna Motherby a. a. O., S. 128, dagegen an Wilhelmine Reimer, Leipzig, 8. Nov., er sei „gestern Abend" angekommen, M.-S. Nr. 71.

[1]) Arndt an Schildener, Leipzig, d. 9. Nov. 1813, Preußische Jahrbücher a. a. O. S. 467 ff.

Gleich nach dem Beginne des Kampfes hatte er unter dem Verzicht auf sein ganzes Gehalt seine Stellen aufgegeben und war bei dem 1. brandenburgischen Husarenregiment als Freiwilliger eingetreten. Bei Leipzig wurde er schwer verwundet und starb wenige Tage darauf in Halle. Unter den Gefallenen befand sich auch ein Bruder Motherbys, Regierungsrat in Königsberg, der als Hauptmann bei der Landwehr stand. Und als nun Arndt außer diesen persönlichen Verlusten an der Seite seines Freundes Reil die schweren Leiden und Mühsale der Verwundeten, die furchtbare Verwüstung und die Trümmer auf dem gewaltigen Schlachtfelde übersah, da mochte wohl der Gedanke in ihm wach werden, sein Lied auf die „Leipziger Schlacht" nicht in die Form eines laut frohlockenden Jubelgesanges zu kleiden, sondern ihm jenen weichen Ton des Volksliedes zu geben, bei welchem durch alle Freude über den Sieg doch eine leise Wehmut hindurchzieht. Durch einzelne Fragen an einen aus der Völkerschlacht heimkehrenden verwundeten Krieger erfährt der Dichter den Sieg. Von der Klage um die Gefallenen führen die Strophen zu der gewaltigen Ausdehnung des Kampfes, zu der Vernichtung der Feinde, um auszuklingen in den Preis der Stadt, deren Mauern so Gewaltiges, das Größte seit zweitausend Jahren, gesehen haben [1]):

„O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht" [2]).

Auf einen ganz anderen Ton sind die beiden Gedichte Arndts abgestimmt, die gleichfalls in den ersten Wochen des Aufenthaltes in Leipzig entstanden: „Der tapfere König von Preußen" und „Das Lied vom Feldmarschall". Am 28. November schrieb er Friedrich v. Schele, bald wolle er schimpfliche Spottlieder auf Napoleon und die Franzosen für das Volk machen. Das erste der genannten Lieder gehört in diese Gat=

---

[1]) So auch Arndt an Johanna Motherby, Leipzig, 8. Nov. 1813, a. a. O. S. 129 f.

[2]) Ursprünglich — so in den „Liedern für Teutsche" — folgte noch eine andere Strophe, die Arndt dann jedoch später zum Glück fortgelassen hat. Sie lautete:

„O Leipzig, gastlich versammelst du
Aus allen Enden der Völker Schar:
Auf! ruf's dem Osten und Westen zu,
Daß Gott der Helfer der Freiheit war,
Daß Gott des Tyrannen Gewalt zerstoben —
Damit sie im Osten und Westen loben
Die Leipziger Schlacht."

tung. Allein der bittere Spott und die beißende Satire lagen diesem Sänger nicht. Sein Haß und Groll gegen den niedergerungenen Feind vermochten sich nicht in dieser Form zu entladen, und so behalten sie jenes Ungestüme und Wilde, das ihm bald den Namen des deutschen Chauvinisten von allen Seiten eingetragen hat, ohne daß mit dieser Bezeichnung das Wesen seiner Kunst getroffen wird. Der Spott, den er in dem Liede den geschlagenen Marschällen Macdonald, Vandamme und Ney antun will, verfehlt seine Wirkung, und der andere Zweck des Gedichtes, ein Ruhmeslied auf Friedrich Wilhelm III. und seine Preußen zu sein, verliert sich in matten Worten. Das „Lied vom Feldmarschall" dagegen ist in seiner wundervollen Einheit ein rechtes Volks- und Soldatenlied geworden. Blüchers Gestalt war ja dem Dichter aus den Wochen, die er während des Jahres 1812 in Breslau zugebracht hatte, wohlbekannt. Seit dem Tage an der Katzbach war der „weiße Jüngling" der Lieblingsheld der Truppen. In diesem Liede kommen das Wesen und die Taten des Marschalls Vorwärts zu eindrucksvoller Geltung, welche durch die humoristischen, volkstümlichen Vergleiche noch erhöht wird. Kein anderer als er kann der Führer nach Frankreich sein, denn an seine Fahnen heftet sich der Sieg:

„Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein! übern Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!"

Kurz bevor das „Lied vom Feldmarschall" entstand, war zu Leipzig die Gedichtsammlung Arndts erschienen, die seine Bedeutung als Freiheitssänger am umfassendsten widerspiegelt: „Lieder für Teutsche. Im Jahr der Freiheit 1813" [1]). Sie bilden gleichsam eine Fortsetzung der Liederanhänge des „Kurzen Katechismus" und des „Soldatenkatechismus", sind also in erster Linie an die Soldaten, an die in das Volksheer eintretenden Männer und Jünglinge gerichtet. Die Anordnung lehnt sich nicht an den „Soldatenkatechismus", sondern an die Königsberger Ausgabe des „Kurzen Katechismus" an. So stehen in erster Reihe die Kriegs- und Schlachten-, Soldaten- und Freiheitslieder, die gleichen wie dort. Nur drei neue dieser Gattung treten hinzu: das erste, welches die Sammlung eröffnet, „Klage um Liebe und Freiheit" aus dem Sommer 1801, ein Weckruf „An die Teutschen 1806", „Der Soldat" 1812 mit ähnlichen Fragen und Antworten wie das deutsche Vaterlandslied; dazu noch ein viertes „Epistel an Elisa" Mund 1807, in welcher

---

[1]) 144 Seiten. Wäre die Sammlung vorher erschienen, würde sicher das Lied vom Feldmarschall darin enthalten sein.

der Dichter sich aus den wirren, schier unlösbaren Fragen des politischen Lebens in das stille Paradies der Freundschaft hinüberrettet. Die zweite Gruppe der geistlichen Lieder wurde gegenüber den Ausgaben des „Soldatenkatechismus“ nicht vermehrt. Die dritte, die umfangreichste Gruppe enthält wiederum weltliche Soldaten-, Vaterlands- und Freiheitslieder, darunter die schon bekannten: „Die alten und die neuen Teutschen“ (Es wurden die Väter gepriesen), „Bundeslied“ (Auf! teutsche Brüder! auf und zusammen!), „Vaterlandslied“ (Der Gott, der Eisen wachsen ließ), „Gottes Gericht“ (Es wirbeln die Trommeln: Heraus! Heraus!), „Marsch“ (Frischauf ihr Kameraden! Wir ziehen in das Feld), „Des Teutschen Vaterland“ (Was ist des Teutschen Vaterland?), „Der feste Mann“ (Wer ist ein Mann?). Dazu kommen alle jene Lieder auf die Helden und Taten der Befreiung: auf Schill und Gneisenau, auf Dörnberg und den Grafen Chasot, die beiden auf Scharnhorst, auf den Anschluß Österreichs, auf die Schlacht bei Groß-Görschen, auf die Leipziger Schlacht; schließlich eine Reihe sonstiger, während der letzten Monate entstandener Gedichte, unter ihnen die bekanntesten: „Des teutschen Knaben Robert Schwur“ für den Sohn der Johanna Motherby, „Teutscher Trost“ (Teutsches Herz, verzage nicht), „Einladung zum Tanz“ (Das Schwert ist gefeget). Den Schluß bilden das Schlachtlied des Kallinus und die Lieder des Tyrtäus, welche bereits im zweiten Teile des „Geistes der Zeit“ erschienen waren.

Als Gleim im Jahre 1758 seine „Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier“, die zunächst in Flugblättern und Einzeldrucken verbreitet waren, in einem Bande veröffentlichte, da zog Lessing in seinem „Vorberichte“ den Vergleich mit den Dichtern der Alten, mit Horaz, Pindar und Tyrtäus. Am ähnlichsten schien er ihm dem „einzigen“ Tyrtäus zu sein, von ihm allein könne er die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu sterben erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht ebenso natürlich wären wie einem Spartaner. Feuriger Heroismus und Unmittelbarkeit der Empfindung wehen dem Hörer und Leser aus diesen Liedern entgegen, wo einzelne Züge Friedrichs des Großen und seiner Helden im Siege oder seiner Gegner auf der Flucht geschildert werden. Und wenn Arndt in seinen „Erinnerungen“ erzählt, daß der sangeslustige Onkel Christian, welcher in der Familie das friderizianische Preußen vertrat, „eine Menge lustiger Volks-, Jäger- und Soldatenlieder abzusingen wußte“, so fehlten darunter sicherlich nicht die Gleimschen Grenadierlieder. Lessing bestimmt alsdann ihre Begeisterung näher, er nennt sie „sehr gehorsame Begeisterung, die sich nicht durch wilde Sprünge und Ausschweifungen zeigt, sondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen

und Bilder macht". Von diesem vernunftgemäßen Gehorsam und von dieser rationellen Ordnung zeigt sich bei den Sängern der Freiheitskriege nichts. Sie alle waren durch die bewegten Fluten der Romantik hindurchgeschritten. In allen Liedern haben sich ihre Spuren eingegraben. Hier werden nicht nur einzelne Züge der Helden, einzelne Episoden der Ereignisse, einzelne charakteristische Momente des Soldaten- und Reiterlebens in Kampf und Sieg, im Marsche und auf der Flucht in ihrer eindrucksvollen Wirklichkeit dargestellt, sondern die Seele der Sänger selbst offenbart sich in lebendiger Realität. Die Wucht des Erlebnisses, welches die Ereignisse persönlich umwertet, tut sich mit hinreißender Gewalt vor den Kämpfern auf. In den Gleimschen Liedern ziehen Pommer und Märker „mit rechtem Christenmut" in die Schlacht, der Grenadier „denkt" Gott, Vaterland und seinen König, Gott wiegt den Krieg der beiden Heere, bis Preußens Schale sinkt und Österreich zu leicht erfunden wird. Nur selten vermag der Dichter seinem religiösen Gedanken Ausdruck zu verleihen, wie viel weniger das schlichte Gottvertrauen des Soldaten oder die rationalistische Denkweise des Königs darzustellen. Die Lieder der Freiheitskrieger dringen bis zur Tiefe religiösen Lebens vor, sie sind zum Teil selbst Religion. Hier gibt's kein Wägen Gottes mehr, denn das Böse selbst wird ja in dem Gegner bekämpft. Das Wesen des religiösen Bewußtseins im eigenen Erlebnis des Sängers und in der Erfahrung des Krieges ringt nach Gestaltung. Der religiös-sittliche Gedanke rückt in seiner heroischen Größe auch im Liede vor die Seele des Kämpfenden, wenn er morgens in die Schlacht zog oder abends am Biwakfeuer nach vollbrachter Tat mit den Kameraden sein Danklied anstimmte. Dem Ewigen und Objektiv-Menschlichen gegenüber tritt das beschränkte Persönliche zurück. Die ausgeprägte Eigenart soll nicht sich selbst, sondern seinem Vaterlande und Volke leben, denn es handelt sich ja im letzten Grunde nicht um politische Machtkämpfe, wie in den friderizianischen Kriegen, sondern um den Kampf zwischen Gut und Böse. Auch die Heldenlieder werden zu Lobes- und Dankeshymnen auf die Freiheit des Volkes. Der geniale Heinrich v. Kleist feierte seine erste Auferstehung. Sein Rachelied „Germania an ihre Kinder" wurde als ein teures Vermächtnis jetzt zum ersten Male gedruckt. Der zum Opfertode bereite Jugendmut des edlen Theodor Körner riß die Lützower Jäger hinein in den Kampf für das Heiligste. Wie ein flammendes Feuer entzündeten seine Lieder trotz ihres Wortreichtums die Herzen der Nahen und Fernen. Alles Irdische vollendet sich ihm vor Beginn der Schlacht, das Himmlische kommt ihm als das allein Bleibende zum Bewußtsein:

„Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein!
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!"

Des frommen Max v. Schenkendorf Lieder waren trotz ihrer schwärmerischen Gestalt durchglüht von dem Adel tapferer Gesinnung, trotz ihrer melodischen Weichheit und ihrer oft mystischen Stimmung, welche das Wilde und Harte des Krieges zurückdrängten, jubelnd vorwärtsweisend:

„Denn nur Eisen kann uns retten,
Uns erlösen kann nur Blut
Von der Sünde schweren Ketten,
Von des Bösen Übermut"

und

„Das Land ist aufgestanden —
Ein herrlich Osterfest —
Ist frei von Sklavenbanden,
Die hielten nicht mehr fest."

Des ritterlichen Fouqué kecke Reiterlieder nahmen auch solchen, die bisher in der Stille des Bureaus und der Studierstube ihres Amtes gewaltet hatten, in dem sausenden Kugelregen die Furcht und Bangigkeit der Seele:

„Hurra, hurra, so riefen sie laut,
Und frisch in den Feind geritten,
Den Tod gegrüßt, wie die blühende Braut,
Gejauchzt in der Waffen Mitten,
Dann wieder geruhig den ganzen Tag
Geschaut in der Kugeln Hagelschlag."

Die schwer einherschreitenden „Geharnischten Sonette" des sonst so zart empfindenden Rückert waren der männliche Ausdruck unaustilgbaren Hasses gegen den fremden Eroberer und heißer Vaterlandsliebe. Wie aus ängstlichen Träumen erwachend begrüßt er das Kommen des Tages der Rache:

„Wir haben lang mit stummem Schmacherröten
Geblickt auf uns und unsers Landes Schande,
Zu dir aufhebend unsres Armes Bande;
‚Wie lang, Herr, willst du sie noch fester löten?'
Jetzt willst du dich, o Retter in den Nöten,
Erbarmen wieder über deinem Lande;
Die Rettung kommt, sie kommt im Städtebrande
Von dir, sie kommt in blut'gen Morgenröten."

Sie alle haben ihren Geist in die Herzen der Freiheitskämpfer ausgegossen, ihnen jene wehmütig-melancholischen Stimmungen des schmerzlichen Abschiedes vom Liebchen, der bangen Erwartung des frühen Todes, jene niederen Anschauungen vom Wesen des Krieges genommen, wie sie sich sonst in den Soldatenliedern aussprechen. Wir finden sie alle in den Gestalten einzelner Offiziere und Soldaten wieder. Aber wie von den Feldherren Blücher, von den Staatsmännern Stein, so repräsentiert von den Sängern E. M. Arndt den Geist der Zeit, den Geist des damaligen deutschen Volkes am vollkommensten. Lange Jahrzehnte hatte er ausgespäht, wo er etwa die Realität einer solchen Volksgemeinschaft, deren Idee ja stets in seiner Seele lebendig gewesen war, dargestellt fände. Tastend suchte er sie in der Vergangenheit, hoffnungsvoll wandte er sich nach dem schwedischen Nordland. Er lief Gefahr, sie ganz zu verlieren. Nun wurde sie ihm in einer Größe beschert, deren wunderbare Schönheit er bisher immer nur prophetisch verkündigt hatte. Nun war sie vorhanden in der lichthellen Gegenwart, da Mann für Mann der Gemeinschaft des Volkes diente. Mochten auch noch finstere Schatten vorüberhuschen, jetzt, nach den Tagen der Leipziger Schlacht, konnte die Sonne der Freiheit, die einmal ihm und seinem Vaterlande erschienen war, nicht mehr untergehen: er hatte sie ja selbst heraufführen helfen, seine „Lieder für Teutsche" sollten ihre Strahlen sein, die, selbst aus dem Lichte geboren, aus innerer Notwendigkeit heraus das ganze Land und die ganze Nation mit ihrem Glanze durchfluten mußten. Arndts Freiheitsdichtung ist, obwohl in ihren besten Liedern aus der Unmittelbarkeit des eigenen Herzens hervorströmend, doch zugleich ihrem Wesen nach auch idealistische, nationale Tendenzdichtung, welche mit ihren Weisen dem Verlangen der nationalen Gesinnung Ausdruck verleiht. Wenn Körner seinem Vater einmal schreibt: „Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu", so will unser Dichter die Schlechtigkeit der Vielen und Matten beseitigen. Für ihn darf es in diesem heiligen Kriege, diesem Kreuzzuge gegen das Böse nur Gute geben. Alle Deutschen müssen gut sein, sonst können sie ihre Aufgabe, das Böse niederzuringen, nicht zu Ende führen. Das ist der erhabene Gedanke, der seine Muse leitet. Er setzte seine ganze Hoffnung auf das Volk. Ganz abgesehen davon, daß ihm jede traditionelle Beziehung zu den deutschen Fürsten fehlte, daß die meisten von ihnen erst unter dem Drucke der Verhältnisse der allgemeinen Bewegung sich anschlossen, ergibt sich aus jenem sittlichen Bewußtsein heraus die demokratisch-volkstümliche Stimmung, welche die Arndtschen Lieder kennzeichnet, welche keinen Raum bietet für romantische Fürstenverehrung. Von der sittlich-pädagogischen Tendenz,

das ganze Volk in den Dienst jener einen Idee zu stellen, sind seine Schriften über die Landwehr und den Landsturm sowie seine Katechismen durchdrungen, darum sind sie „klassisch“ für ihre Zeit. Für jene Tendenz hat er auch seine „Lieder für Teutsche““ zusammengestellt. Am wenigsten gelungen sind die weltlichen Soldatenlieder im eigentlichen Sinne. Es fehlt ihnen die selbsterlebte Wirklichkeit. Die geistlichen Lieder stehen denen Schenkendorfs nach. Ihnen mangelt bei aller Stärke des Gefühls die Innigkeit des Ausdrucks. Aber seine zorndurchglühten Freiheitslieder, seine von sittlich-religiöser Wucht getragenen Vaterlandslieder, seine Volkslieder auf Schill, Blücher und Scharnhorst, auf die Leipziger Schlacht und das „Lied der deutschen Wehrmänner“ („Sind wir vereint zur guten Stunde“), das bald die Bezeichnung „Bundeslied“ erhielt, sind die erhabensten Schöpfungen, welche jene gewaltige Zeit in der Dichtung gefunden hat. Diese, nicht seine religiösen Lieder, geben auch am tiefsten den mutigen Geist des deutschen Protestantismus wieder, welcher die Reihen der Kämpfer zum Siege geführt hat. Gleich den Taten, Helden und Gedanken, welche sie besingen, leben sie als Ewigkeitsgut in den Herzen des deutschen Volkes. Und wenn der Dichter in seinen Charakterschilderungen gezeigt hatte, daß der große Mensch trotz der inneren Bedingtheit seines Wesens durch sein Volk und durch seine Zeit doch über sie durch das in ihm sich offenbarende allgemein Menschliche, durch das Ewige seiner Gesinnung hervorragt, so gehört er selbst, wie die Tyrtäus und Kallinus der Alten, durch diese wenigen Gedichte zu jenen Gestalten, die nicht nur ein Besitz ihrer Zeit und ihres Volkes sind, sondern, solange das Volk und die Nation sittliche Größen mit eigenen Werten und Zielen in der Geschichte bleiben, auch der Menschheit [1]).

So auch das preußische Volk und Heer der Jahre der Erhebung. Schärfer noch als über den preußischen König hatte Arndt einst über das Volk und Heer geurteilt. Beide waren ihm nur Ausdrucksformen eines politischen Despotismus und einer militärischen Subordination ohne geistigen Kulturgehalt gewesen, welche alle Keime eines freien Staatsbürgertums und eines waffenfähigen Volkstums unterdrückten. Er hatte in ihnen nur die Fehler der gesellschaftlichen Entwicklung des Absolutismus gesehen, welche auch die große Seele des Königs nicht

---

[1]) Vgl. G. Lange a. a. O. S. 98 ff. — Über die allzu vielen Gedichte Arndts Stägemann an Scheffner, Berlin, 12. Okt. 1813, Rühl, Franzosenzeit, S. 258 ff.: „Arndt ist ein wackerer Kerl, doch schüttet er seine Gedichte aus dem Ärmel“; über seine patriotische Dichtung im ganzen Heinr. v. Treitschke an Wilh. Nokk, Leipzig, 7. Juli 1853, in W. Cornicelius, Heinrich v. Treitschkes Briefe I, Leipzig 1912, S. 172 ff.

ausgleichen konnte. Das Heer wurde gleichsam ein militärischer Mönchsstand. Seine Ehre machte sich unabhängig von der nationalen, es fühlte sich als den alleinigen Herrn aller anderen Berufsstände. Diese Scheidung der Armee von der bürgerlichen Gesellschaft vollzog sich zu einer Zeit, als in dem Nachbarlande der Wehrstand ganz mit der Einheit der Nation verwuchs. So hatte das preußische Heer seine Basis verloren, und zugleich war der Regierung der Zusammenhang mit der Nation entschwunden. Die Jahre der Reform, die Arndt innerlich so stark miterlebt hatte, änderten wohl seine Stellung zu den Behörden des Landes, aber nicht zu der Masse des Volkes. Herbe Worte über die Bevölkerung der Hauptstadt fielen nach 1811; die Gesinnung der Schlesier zu Beginn des Jahres 1812 befriedigte ihn wenig [1]). Ein neuer Geist des Heroismus, der Opferfreudigkeit und des Gemeinsinnes offenbarte sich ihm zuerst während des Königsberger Aufenthaltes. Dann sah er zu Breslau den einmütigen Zorn über die Knechtschaft, die innere Bereitschaft des Volkes, das fremde Joch abzuschütteln, die treue Anhänglichkeit des Volkes und Heeres an das Herrscherhaus, an die Person ihres Königs sowie an die eigene Geschichte, den unbeugsamen Willen, die Möglichkeit ihrer Weiterführung mit Gut und Blut zu erkämpfen. Groß-Görschen war die erste köstliche Frucht der wiederhergestellten Einheit zwischen Volk und Heer. Dieser Kampf gab trotz des Rückzuges die Gewißheit, daß eine solche Nation nicht untergehen könne. Arndts Lied auf die Schlacht war sein erstes Bekenntnis zu dem neuen preußischen Heere. Und nun folgte der in seiner sittlichen Gesinnung unvergleichliche Feldzug während des Sommers und Herbstes. In den schlichten Worten des sterbenden freiwilligen Jägers am 18. Oktober: „Süß und ehrenvoll ist der Tod fürs Vaterland. Auch ich gehöre unter die Zahl der Glücklichen, deren dieser ehrenvolle Tod in wenig Stunden wartet", prägt sich der opferfreudige Gemeingeist aus, welcher Preußens Volk und Heer beseelte [2]). Bei voller Anerkennung der Notwendigkeit aller jener Kräfte, die nach dem Waffenstillstande aufgeboten wurden, um den Genius des Gewaltigen niederzuringen, muß doch immer wieder darauf hingewiesen werden, daß es in erster Linie die Kräfte dieses norddeutschen Staates waren, welcher solche Erfolge zeitigte. Niemals erstrahlten sein Ruhm und seine Ehre heller als in jenen Monaten. Das ist das Urteil, welches Arndt in einer seiner schönsten kleinen Schriften niedergelegt hat: „Das preußische Volk

---

[1]) Vgl. oben S. 303; N. B. I, S. 406.

[2]) Deutsche Blätter Nr. 54, 24. Dezember 1813, Leipzig; es ist der Königsberger Student August Dannemann.

und Heer im Jahre 1813". Geschrieben wurde sie in den letzten Oktobertagen, also gleich nach seiner Ankunft in Leipzig. Sie war der Dank des „Deutschesten der Deutschen" an die heldenmütige Größe des Gemeingeistes der preußischen Nation, zugleich ein offenes Bekenntnis zu dem Volke, dem er vorher so fern gestanden hatte. Noch einmal zogen an seiner Seele die Jahre der Not vorüber. Wie die Trauer allgemein ist, wenn ein tief angelegter, zu dem Höchsten bestimmter Mensch in Gemeinheit und Schande versinkt, so bei dem Falle und der Erniedrigung Preußens von 1806—1813. Aber nun? — „Wer vermag Germaniens Freude zu beschreiben über das gerettete Preußen, das zugleich ein rettendes ist!" Das Jahr 1813 führt es unter die erhabenen Völker ein, welche die Freiheit der Welt wiedergeschenkt haben, es gehört zu den „Wohlthätern der Menschheit". Im Gefühle des Ewigen und Unvergänglichen hat es mit der freudigsten Hingebung alle seine Zeitlichkeit und all sein physisches Leben dargebracht, als seien diese Güter im Vergleiche zu jenen nichts wert. Und nun schildert Arndt in großen Strichen die Erhebung des preußischen Volkes in allen seinen Gliedern und Ständen, die wir bereits kennen, die Umstände, unter denen sie sich vollzog: die planmäßige Ausbeutung des Landes, die Drangsale und Gefahren vor dem wiederheranrückenden erbitterten Gegner. Der Waffenstillstand erfährt jetzt eine gerechtere Beurteilung. Nur kurz wird Österreichs Waffenhilfe angedeutet, von der auch Arndt einst so viel erwartete. Immer waren es die Preußen, welche dem deutschen Volke den Weg zum Siege und zur Freiheit wiesen, zugleich „ein Muster der Tapferkeit, Zucht, Bescheidenheit und Menschlichkeit; sie sind rechte Krieger Gottes, wie der jetzige Krieg, wovon das teutsche Vaterland brennt, ein rechter Gotteskrieg genannt werden kann". Das ganze Volk arbeitete, wirkte, lebte nur für den Krieg, „es ist ein wirklicher Staat geworden, der König und die Unterthanen sind eins geworden". Aufgabe der übrigen Deutschen wird es sein, diesen ersten Kämpfern auf der Ehrenbahn mit gleichem Sinne und gleichem Mute nachzufolgen, in Einheit zu vollbringen, was ihnen der göttliche Wille auferlegt hat. Denn Gott selbst, der Unendliche und Unbegreifliche, war über das preußische Heer gekommen. In ihm lebte die Freiheit des Geistes, die wir Menschen uns durch den eigenen Willen erwerben müssen. „Daß Preußen wieder da steht, daß Teutschland erstehen wird, daß das glorreiche Geschlecht des Hauses Hohenzollern auch künftig in Glanz herrschen wird, das alles verdanken wir nächst Gott der geistigen Freiheit, die der König seinen Unterthanen unverkümmert ließ." Aber machten sich nicht bereits Bestrebungen geltend, welche diese Freiheit zu beschränken suchten? — Schon in den Breslauer Tagen hatte Ancillon

den König vor den revolutionären Gedanken Steins gewarnt, der Staatskanzler in seinem Immediatberichte Arndt als einen der heißesten Köpfe unter den Patrioten bezeichnet. Eine der einflußreichsten Personen in der Umgebung des Monarchen in den Frühlingsmonaten war der Polizeiminister Fürst Wittgenstein. Als er aus dem Hauptquartier nach Berlin zurückkehrte, da machte er nebst seinen Getreuen v. Bülow und Le Coq schwere Bedenken gegen das Landsturmedikt geltend; es sei revolutionär, stürze die Verfassung um, führe zu völliger Anarchie und zum Umsturz des Thrones [1]). Selbst Hardenberg wurde durch seine Umgebung wegen solcher Folgen beunruhigt. Am 17. Juli erfolgte die Modifikation des Ediktes. An dem gleichen Tage erging wegen eines Artikels Schleiermachers im „Preußischen Korrespondenten" über die Verlängerung des Waffenstillstandes und die Gefahren eines voreiligen Friedensschlusses eine Kabinettsorder an den Minister des Innern v. Schuckmann, durch die er aufgefordert wurde, ihm „sein Benehmen ernstlich zu verweisen und ihn zu bedeuten, daß eine Wiederholung desselben aufs nachdrücklichste und mit unfehlbarem Verlust seiner Dienststelle wird geahndet werden" [2]). Wittgenstein verlangte eine schärfere Aufsicht über die Zeitungen und besonders die Flugschriften, eine Forderung, die Hardenberg allerdings zurückwies [3]). Jetzt, im Oktober, versuchte das unter dem Einflusse der französischen Regierung stehende „Journal de l'Empire" den verbündeten Herrschern die angeblich noch bestehenden geheimen Gesellschaften als den eigentlichen Träger der jakobinischen Gedanken anzuschwärzen, als ihren eigentlichen Zweck die „Herrschaft der vollkommensten Gleichheit" hinzustellen [4]). Den österreichischen Staatsmännern, welche das Erwachen volkstümlicher Bewegungen im eigenen Lande zu vermeiden gewußt hatten, waren der preußische Nationalgeist und das Selbständigkeitsgefühl aller Kreise in diesem norddeutschen Staate greuliche Folgen einer Gesinnung, die ihren Restaurationsplänen ganz zuwider lief. So regten sich von allen Seiten die Geister der angeblich überwundenen Vergangenheit und versuchten, die alte Scheidewand zwischen Regierung und Volk wiederaufzurichten, als ihre Einheit soeben die größten militärischen und sittlichen Erfolge errungen hatte.

---

[1]) Czygan a. a. O. I S. 275, Pertz, Gneisenau III, 84, 101, 141.

[2]) Czygan a. a. O. II, 1, S. 138 ff., teilt die Aktenstücke mit; der Artikel abgedruckt in W. Dilthey, Aus Schleiermachers Leben in Briefen, Bd. IV, Berlin 1863, S. 413 ff. Der erste Entwurf der Kabinettsorder lautete viel schärfer; danach sollte Schuckmann Schleiermacher seine Dienstentlassung ankündigen und ihm andeuten, „binnen 48 Stunden Berlin zu verlassen und sich über Schwedisch-Pommern ins Ausland zu begeben".

[3]) Czygan a. a. O. I, S. 277.

[4]) Deutsche Blätter Nr. 39, 26. November 1813.

Die letzten Seiten der Arndtschen Schrift weisen deutlich auf diese Umtriebe hin. Manche Staaten haben, so sagt er, aus Furcht vor jenem Geiste der Freiheit das getötet, wodurch sie den Preis des Zeitalters hätten erfassen können. Aber es wundere ihn, daß nach der Erfahrung von 20 Jahren noch so viele bange „Zeichendeuter und Zeterschreier" sind, welche vor Aufrührern des deutschen Volkes, vor Predigern der Freiheit und Gleichheit, vor deutschen Jakobinern und Revolutionen warnen. Die so handeln, sind die „Verbrecher gegen ihr Volk, die zerbrochenen Seelen"; sie zittern vor jedem kühnen Gedanken und jeder hohen Tat. Wenn freilich alle Jakobiner heißen, welche auf die Wiedererhebung und Wiederbelebung des Vaterländischen und Deutschen als die einzige Sicherung der Freiheit für die Zukunft hinweisen, dann wäre der König von Preußen — er konnte den Monarchen an die Aufrufe „An mein Volk" und „An mein Kriegsheer" erinnern — Deutschlands erster Jakobiner, und fast alle deutschen Fürsten seien es nach ihm geworden. Darum, „o braver König von Preußen, zittre nicht vor dem Volke, es hat nie etwas anderes gewollt als deine und seine Ehre, und kann nichts anderes wollen. Immer getrost und frisch, ihr anderen Herrscher! und lasset und rufet alle mutigsten und stolzesten Geister eures Volks mit jeder Kühnheit und Tugend in die Rennbahn, schließt den großen Tugendbund des tapfern und treuen teutschen Volkes gegen die wälschen Tyrannen immer enger zusammen. Denn nur so werdet ihr mit Ehren und Herrlichkeit bestehen".

Die Wiedererhebung und Wiederbelebung des Vaterländischen und Deutschen — die einzige Sicherung der Freiheit, dieser leitende Gedanke durchzieht auch eine zweite Schrift Arndts, welche nur wenig später als die eben besprochene niedergeschrieben wurde und etwa Mitte November bei Rein in Leipzig erschien: „Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Grenze". Als er 1799 von seinen Wanderfahrten in die Heimat zurückkehrte, da hatte er es tief empfunden, daß in dem Lande, in dem Boden des Landes wichtige Imponderabilien für den Bestand und das Leben einer Nation lägen, die sie nie verlieren dürfe, ohne einen Teil ihres Selbst und ihrer eigentümlichen Einheit aufzugeben, daß der Rhein nur als deutscher Strom seine Eigenart in der Geschichte für die Zukunft wahren könne. Seine weiteren Schriften hatten dann immer wieder darauf hingewiesen, daß allein die Sprache die natürliche Grenze eines Staates bilden dürfe. Jetzt, da Napoleons Übermacht in Deutschland gebrochen war und da er die Trümmer seines Heeres nach einem letzten Siege auf deutschem Boden über die ihm bei Hanau entgegentretenden Bayern über den Strom rettete, war der Augenblick gekommen, wo diese alten Hoffnungen sich erfüllen, wo die

zweihundertjährigen Ansprüche auf den Rhein als die natürliche Grenze Frankreichs endgültig zurückgewiesen werden mußten. Der Grundsatz: „Die einzige gültigste Naturgrenze macht die Sprache" bildet den Ausgangspunkt der Schrift. Neben ihr kommen Gebirge und Meere in Betracht, weil sie zugleich die Sprachgrenze zwischen den Völkern bilden. So trennen die Ardennen, die Vogesen und der Jura die deutsche und französische Sprache voneinander. Darum müssen die beiden Ufer des Rheins und die umliegenden Lande wieder erobert werden, denn ohne sie kann Deutschland nicht bestehen. Vier Zeugen sind es, die der Verfasser für seine Meinung aufruft: das Recht, die Politik, die Ehre, die Treue des deutschen Namens. Das Recht verlangt, daß die deutsche Grenze in gerader Linie von Dünkirchen über Mons und Luxemburg nach Saarlouis läuft, dann dem Laufe der Saar und dem Zuge der Vogesen bis Mömpelgard folgt und von dort zu der Rheinbiegung bei Basel sich wendet. Das Recht findet seine Hauptstütze in der Geschichte, und die Geschichte dieses Landes zwischen dem Rhein und der eben gezogenen Linie beweist von den Tagen Cäsars an bis zum 17. Jahrhundert, daß es immer deutsch gewesen ist. Erst seit dem dreißigjährigen Kriege gelang es den Franzosen, diese Gebiete allmählich infolge der Schwäche des Reiches sich einzuverleiben. Recht und Geschichte werden unterstützt durch die Forderungen der Politik. Deutschlands Selbständigkeit und Europas Sicherheit können nicht bestehen, wenn Frankreich die Rheingrenze behält. Es bekommt dadurch ein schädliches Übergewicht über den ganzen Weltteil, wenn es das südliche und nordwestliche Deutschland flankiert, die Schweiz und Oberitalien von sich abhängig macht, infolge seiner günstigen Grenzen immer die ganze Macht auf den östlichen Nachbar werfen kann. Das Übergewicht an Bevölkerung, das Deutschland durch die Sprachgrenze erhält, wird aufgehoben durch seine ungeschützten Grenzen, durch die Aufgabe, die slawische Völkerflut abzuwehren, durch die Eigenart des Volkes, dessen Verfassung im Gegensatze zu der französischen immer „mehr oder weniger bündisch oder republikanisch" bleiben wird, und dessen Charakter nicht wie der französische darauf ausgeht, Fremdes zu erobern, sondern nur das Seine erhalten will. Die Ehre, der dritte Zeuge, verlangt, dieses Eigene ohne alle Einschränkungen wieder zu erwerben, und die deutsche Treue darf nicht die Brüder einem fremden Volke überlassen, dessen Sprache, Sitten und Gebräuche ihnen verhaßt sind. Sie darf nicht die Stätten alter deutscher Kultur, das Ehrwürdigste und Deutscheste, was sie besitzt, den Händen des Gegners preisgeben, wenn sie nicht das Eigentümliche ihres eigenen vaterländischen Wesens, damit die Sicherung ihrer Freiheit verlieren will. Die Rheinlande und die angrenzenden Gebiete Schwabens,

Frankens, Hessens, Westfalens sind „der Kern und das Herz des teutschen Volkes, woraus sein rechtes Lebensblut und seine lebendigsten Lebensgeister in alle Adern, ja in die äußersten Glieder seines Leibes ausgegossen werden". Dort lebt „die rechte Teutschheit", die bis in den äußersten Osten hinein sich auswirkt und das weite Kolonisationsgebiet immer wieder mit neuem deutschem Leben durchdringt. Der Norden und der Süden, der Osten und der Westen müssen in ständiger Wechselwirkung miteinander bleiben, wenn die übrigen Völker „die eigentümliche teutsche Art und Schöpfung" als ein Wirkliches und Tatsächliches erkennen und achten sollen. Wir aber müssen „unsere Liebe und unser Leben, das, wodurch wir Menschen sind, das, wodurch wir den ehrwürdigen Namen eines Volkes verdienen, bis in den Tod verteidigen", uns wehren gegen jenen Kosmopolitismus, welcher „alle Völker und Länder zu einem großen Schutthaufen" machen, ihnen das Eigenartige nehmen möchte.

So ist der Besitz zu beiden Ufern des Rheines eine Notwendigkeit für das zukünftige Deutschland. Er sichert zugleich die Ruhe Europas. Darum sollen die mächtigsten deutschen Fürsten dort gebieten, Österreich und Preußen, zumal das Elsaß und die Niederlande altes burgundisches und habsburgisches Erbe sind. Würden schwache Fürsten an Frankreichs Grenzen herrschen, so lief die Zukunft Gefahr, daß das alte Elend sich nur zu bald wieder erneuerte. Auch steht zu hoffen, daß die vereinigten Niederlande mit dem deutschen Staatskörper und mit Großbritannien „in eine nähere feste Verbindung" gesetzt werden, damit Frankreich die Sprachgrenze auch hier achten muß. Und die Schweizer mögen einsehen, daß es rätlicher sei, sich an germanische Gerechtigkeit anzulehnen, als sich immer wieder den französischen Machthabern hinzugeben. Den Beschluß der Schrift macht ein eigentümlicher Vorschlag. In Anlehnung an den alten deutschen Ritterorden soll ein neuer gestiftet werden, dem die Herrscher einen Teil der Lande um den Rhein, die Mosel und die Saar geben. Sein Zweck wäre „Belebung und Erhaltung der unsterblichen Ideen teutscher Herrlichkeit, Ehre und Wehrlichkeit". Mit ihm wird eine große Erziehungsanstalt verbunden sein für die Söhne der fürstlichen und ritterlichen Geschlechter vom 14.—18. Jahr; sie werden hier zu echten deutschen Männern erzogen. Der Orden und sein Land stehen unmittelbar unter dem Kaiser, mittelbar unter einem Großmeister, den die Ritter aus ihrer Mitte erwählen, und zwar abwechselnd einen katholischen und einen protestantischen. Sie erhalten ein paar Reichsfestungen zur Aufsicht, gleichsam Deutschlands Malta gegen Frankreich. Die politisch-nationale Frage um die Rheinlande ist für den Schreiber zugleich eine persönliche Frage, wenn diese auch vielleicht hyperbolisch

gedacht wird: „Behalten die Franzosen den Rhein, so habe ich mein teutsches Vaterland verloren; dann muß ich thun, wie die Störche von Aquileja, als Attila die Stadt belegt hatte und auch ihre Mauern stürmte, ich muß meine Flügel schwingen, und in ein anderes germanisches Land fliegen, weil mein Teutschland und meine Liebe dann dahin ist."

Wohl keine von allen Schriften Arndts hat so unbedingte Zustimmung gefunden wie „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813" und „Der Rhein, Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Grenze". Beide geben nicht nur seiner persönlichen Empfindung Ausdruck, sondern waren lebensvolle Charakterbilder der öffentlichen Meinung, wie sie in jenen Monaten die deutschen Stämme bis zur Weser beherrschte. „Das preußische Volk und Heer" beseitigte zunächst viele Mißverständnisse bei den Angehörigen dieses Staates. Sie sahen bisher vielfach nur den einseitigen Gegner der Monarchie Friedrichs des Großen in dem Verfasser. Und war dieses Urteil, namentlich in den Kreisen der Romantik, nicht weit verbreitet gewesen, hatten nicht die Nachfolger und Erben des Einzigen als die eigentlichen Verräter des deutschen Landes gegolten, waren ihre Neuerwerbungen im Osten und im Westen nicht von allen Seiten mißgünstigen Auges angesehen worden? — Nun war diese alte Schuld getilgt. Keine neuere Nation, so gestanden die „Deutschen Blätter", habe sich von ihrem Druck schneller ermannt als die preußische, keiner die Not einen so ehrwürdigen Charakter eingeprägt als dieser. Durch sie sei zuerst wieder „ein Bild von einem Deutschen" gegeben, welcher sein Vaterland liebe und alles für dasselbe opfern könne, ein Bild des deutschen Bürgers, „der stolz, kühn und standhaft im Kampfe, mild und menschlich gegen Unbewehrte" ist[1]). Der Historiker Luden in Jena meinte, noch nie habe ein Volk Glück oder Unglück „mit solchem erhabenen Geist und mit so großer Seele getragen" als die Preußen. Die weltrichtende Geschichte werde sie allen unglücklichen Völkern kommender Zeiten als Muster vorhalten. Nur „mit Bewunderung und Dankbarkeit", sagt ein anderer Aufsatz der Nemesis, wurden sie allenthalben als Befreier empfangen[2]). Die „Minerva" sah Preußens politische Rolle für

[1]) Deutsche Blätter Nr. 62, 8. Januar 1814, in dem Aufsatze „Blick auf das Jahr 1813".

[2]) In seiner Nemesis Bd. I, 1814, S. 47; die Schrift besprochen von Luden ebendaselbst S. 270 ff. — Der zweite Aufsatz „Über Preußens Wiederherstellung 1813", unterzeichnet Tc., ebendaselbst S. 466 ff. Heinr. Bolte schreibt aus Limburg a. d. Lahn, 8. Nov. 1813, seinem Vater, dem Fehrbelliner Pastor: „ich gehöre einer Nation an, die die Welt bewundert, deren Bürger man überall mit Äußerungen der lebhaftesten Freude aufnimmt. . . . Die Stimmung der Gemüter ist hier überall außerordentlich günstig für uns. Überall werden die Franzosen fürchterlich gehaßt, wir überall mit offenen Armen als Retter empfangen"; Unterhaltungsbeilage d. Tägl. Rundschau 29. April 1913 (33. Jahrg. Nr. 99).

die Zukunft darin begründet, daß es sich „als zum Wächter und Erhalter der Freiheit Teutschlands bestimmt" betrachte, und der „Rheinische Merkur" betonte, daß alle deutschen Völker mit freudigem Stolze zu Preußen und seinem Heere als der „Grundsäule" aufblickten [1]). Körner und Graf Geßler, Graf Ferdinand Stolberg und Schön, dem freilich die Verdienste seiner engeren Heimatprovinz nicht stark genug hervorgehoben waren, schrieben dem Verfasser warme Worte der Anerkennung und des Dankes [2]). Selbst der bureaukratische Renfner fügt seinem Schreiben an den Staatskanzler die Zeilen hinzu, daß die Schrift ihrem politischen Zweck nach „gern und willig" aufgenommen wurde, obwohl der Schwung der letzten Seiten wohl hätte gemindert werden können, und der getreue Eichhorn konnte dem Freunde berichten, daß Hardenberg ihn sehr hoch achte: „er weiß, was Du willst, daß Dir die Ehre, Freiheit und Ruhm unseres Vaterlandes, insbesondere von Preußen, über alles gilt" [3]). Achim v. Arnim aber meinte im „Preußischen Correspondenten", daß diese Schrift „unserm Volke ein schönes Zeugnis in der Geschichte" schenke, dessen Lob man um so eher Glauben beimessen könne, als sein Verfasser selbst kein Preuße sei. Die letzten Gegensätze zwischen Preußen und Arndt schienen überbrückt zu sein, als er diesem Staat zur Sicherheit Deutschlands in der zweiten Schrift neben Österreich die Vormachtstellung am Rheine zuwies. Sie hat „Eingang gefunden, sie hat sogar durchgeschlagen, und das war sehr viel", meinte Geßler, der zunächst besorgt hatte, sie möchte in gewissen, vielleicht altpreußischen Kreisen übelgenommen werden. Und hatte nicht in der Tat in eben jenen Tagen, als die Schrift erschien, Metternich in dem Schreiben, das er dem gefangenen französischen Diplomaten St. Aignan für die Friedensunterhandlungen mit Napoleon mitgegeben hatte, die Pyrenäen, die Alpen und den Rhein als die „natürlichen Grenzen" Frankreichs bezeichnet, wollten die verbündeten Mächte sie ihrem Gegner nicht zugestehen, wenn er alsdann in einen Kongreß für eine allgemeine Pazifikation einwillige, hatte nicht nach den gewaltigen Anstrengungen der letzten Monate vieler Seelen eine Frieden heischende Ermüdung sich bemächtigt, die auch in Arndts Briefen aus dieser Zeit zum Ausdruck

---

[1]) Minerva Band IV, Leipzig 1813, im Novemberheft S. 265; Rheinischer Merkur 5., 7., 17. Februar 1814, Nr. 8, 9, 14.

[2]) Körner an Arndt, Dresden, 16. Dezember 1813, N. B. II, S. 176 f.; Graf Geßler an Arndt, s. d., N. B. II, S. 130 ff.; Graf F. L. Stolberg an Arndt, Tatenhausen b. Bielefeld, 10. Februar 1814, N. B. II, S. 309 ff.; Schön an Arndt, Gumbinnen, 9. März 1814, N. B. II, S. 166 ff.

[3]) Czygan a. a. O. II, 1, S. 246; Eichhorn an Arndt, Basel, 23. Januar 1814, N. B. II, S. 250.

kommt, und predigte nun diese Schrift nicht die unbedingte Fortsetzung des Kampfes? Denn daß der Imperator nicht freiwillig vom Rheine weichen werde, stand allen fest, und in denselben Tagen, als Arndt seinen Mahnruf niederschrieb, betonte ein Aufsatz der Minerva, daß die Verbündeten den Rhein überschreiten, den Kampf im Innern des Landes fortsetzen, ja bis zum Mittelpunkt der Regierung vordringen müßten, um alle Räder des napoleonischen Staatswesens zum Stillstand zu bringen [1]). Erst unter der Berücksichtigung jener politischen Maßnahmen der verbündeten Mächte und dieser Friedenstendenzen in den Gemütern weiter Kreise zeigt sich die Wucht, mit der diese Schrift gewirkt hat. Kurz vor ihrem Erscheinen traf Stein in Frankfurt, dem Hauptquartier der Verbündeten, ein. Bald schob Napoleon das Anerbieten gleichgültig zur Seite. Es gelang dem Reichsfreiherrn, den Zaren und die Diplomaten der Alliierten so weit zu beeinflussen, daß in dem Frankfurter Manifest vom 1. Dezember trotz der starken Betonung, man wünsche Frankreich „groß, stark und mächtig", weil die Macht Frankreichs in ihrer Größe und Stärke eine der Grundsäulen des Baues der Gesellschaftsordnung sei, man verbürge ihm eine Ausdehnung, wie es sie unter den Königen nie gekannt habe, doch jede Erwähnung der angeblich natürlichen Grenzen unterblieb. Auch die Arndtsche Schrift mag auf die Abfassung jenes Dokumentes nicht ohne Einfluß geblieben sein. Stein konnte ihm am 7. Januar von Freiburg aus versichern, daß sie „vielen viele Freude" gemacht habe, auch dem Staatskanzler, der „den braven Professor" kennen zu lernen wünsche [2]). Die Fortsetzung des Kampfes war gesichert, um so mehr, als nun die Nachrichten von den Erfolgen der preußischen Nordarmee unter Bülow in Holland eintrafen und es nur geringer Anstrengungen bedurfte, daß im Norden ihre Truppen die „natürlichen" Grenzen Frankreichs überschritten. „Der Rhein, Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Grenze" wurde im Südwesten, in den Gebieten des Oberrheins unter den Augen der Souveräne und Minister, die eben noch dem Gegner den Besitz des linken Ufers hatten verbürgen wollen, weit verbreitet [3]). Eine in der Schweiz erschienene anonyme Broschüre nahm die Arndtschen Forderungen auf, daß die wahren

[1]) „Ansichten der gegenwärtigen Zeit", Novemberheft 1813, S. 318 ff. So auch Jäkel, 1813/14. Tagebuchblätter eines Feldgeistlichen, des Dr. K. A. Köhler, Berlin-Lichterfelde 1912, S. 124: 13. Nov.: „Sollte der Rhein die Grenze bleiben, dann wehe uns; denn er beherrscht ganz Deutschland".

[2]) So besteht Lehmanns Meinung, Stein III, S. 336, Anm. 2, daß Hardenberg die Friedenspropositionen durch St. Aignan trotz der gegenteiligen Bemerkung in seinem Tagebuche, die nachträglich gemacht sind, doch gebilligt habe, wohl nicht zu Recht

[3]) A. Pfister, Aus dem Lager der Verbündeten, 1814/15, Stuttgart-Leipzig 1897, S. 52: Bericht des würtembergischen Gesandten in Karlsruhe.

Grenzen zwischen den beiden Ländern die Vogesen und der Ardennerwald seien, daß diese nun auch erobert werden müßten. Die Wirkung jener Schrift war groß: sie rief die Müden zu neuer Tätigkeit, sie stärkte die Matten und richtete den Sinn der Schwankenden auf, indem sie ihnen allen die Notwendigkeit dieses Besitzes für Deutschland in die Seele schrieb. „Jetzt schämt man sich des Gedankens, daß der Rhein hat die Grenze werden können", berichtete Eichhorn von Basel aus. Der eben erwähnte Aufsatz der Minerva hatte Frankreich noch den alten Umfang von 1789 zugestehen wollen trotz der Meinung, daß Deutschland der Vasall des westlichen Nachbars bliebe, wenn er die Rheingrenze behalte. Jetzt, im Dezemberheft, nennt sie, offenbar unter Einwirkung der Arndtschen Schrift, einen „unnatürlichen Einfall", wenn man diesen Strom zur Grenze machen und so die Bestandteile einer Nation gewaltsam voneinander scheiden wolle. Eine Nation mache ein Ganzes aus, das alles Leben, alle Kraft und alles Gedeihen verliere, sobald es getrennt werde. Nur in seinem einheitlichen Zusammenwirken blühe es herrlich auf. Die Grenze zwischen zwei Nationen dürfe nur die Sprache bestimmen. Der Unterschied der Sprachen, das sei die natürliche Scheide zwischen Frankreich und Deutschland. Voß' „Zeiten" veröffentlichten im Januarheft Auszüge aus einer anonymen Flugschrift vom Jahre 1682, die schon damals für diese Grenze eingetreten war. Die „Deutschen Blätter" wiesen nachdrücklich darauf hin, daß jetzt bei dem Friedensschlusse von dem Lunéviller Traktate nicht mehr die Rede sein, und daß der Unglücksspruch, der Rhein sei künftig die Grenze, nicht mehr in Anwendung kommen könne [1]). Luden stimmte in der „Nemesis" durchaus den Forderungen Arndts zu [2]). Ablehnend verhielt sich trotz der tatsächlichen Übereinstimmung wegen der Form und Begründung der Schrift Achim v. Arnim, damals Herausgeber des „Preußischen Correspondenten", und August v. Kotzebue bot sie den Anlaß, in seinen „Politischen Flugblättern" ironisierend über den Verfasser herzufallen und sich zu der Behauptung zu versteigen: „Ob ein paar Provinzen mehr oder weniger zu Deutschland gezählt werden sollen, darauf kommt es nicht an, wenn wir nur in nachbarlicher Ruhe zusammenleben [3])." Dafür aber genehmigte Renfner ihre Anzeige und ihren Verkauf trotz der „Überspanntheit" der Abschnitte über deutsche Ehre und deutsche Treue [4]). So war die

[1]) Deutsche Blätter Nr. 70, 24. Januar 1814.

[2]) Nemesis II, S. 116 ff.

[3]) Preußischer Korrespondent 1814 Nr. 15, 28. Januar, dazu Czygan I, S. 311; A. v. Kotzebue, Politische Flugblätter Bd. I. Königsberg 1814, Nr. 2. Doch bemerkt er richtig, daß sich die Geschichte, der politische Machtwille nicht an die natürliche Grenze der Sprache kehre.

[4]) Czygan a. a. O. II, 1, S. 267 f.

Verbreitung der Broschüre in Nord- und Mitteldeutschland nicht minder groß als am Rheine selbst. Die alten Freunde Geßler und Körner sorgten dafür, daß sie in weiten Kreisen Eingang fand. W. v. Humboldt empfahl sie seiner Gattin eindringlich zur Lektüre. Schön lobte den Verfasser, daß er nicht nachlasse, den „Unchristen" zu bekämpfen und Licht da anzuzünden, wo Licht nötig sei. Der Altpreuße v. d. Marwitz legte einem für den „Preußischen Correspondenten" bestimmten Artikel, der jedoch von der Zensur zurückgehalten wurde, leitende Gedanken der Schrift zugrunde. Friedrich Leopold Graf v. Stolberg aber sang:

„Die Grenze? Nein, nicht Grenze, du alter Rhein,
Du Lebensblut, dem Herzen Teutoniens
Entströmend, beiden Ufern Segen
Spendend und hohes Gefühl und Freude.

Geschreckt, verfolgt, zerstiebet! Er windet sich,
Und fleht um Frieden! Friede, ja Friede sei
Dem eitlen Volk, in alter Grenze,
Aber dem Deutschen sei deutsche Freiheit.

So weit die Sprache tönet, die trauliche,
Die fromme, hehre: sie, der Empfindung, sie
Gespielin des Gesangs, der frei im
Tanze wie Sphärengesang einherschwebt!"

„Der Rhein, Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Grenze" zeigt einen eigentümlichen Wechsel zwischen dem naturrechtlichen und dem historischen Prinzip, zwischen den romantischen Liebhabereien und der stark ausgeprägten realistisch-politischen Tendenz des Verfassers. Wenn Arndt die Sprache als die alleinige Naturgrenze, ja als die allein wünschenswerte Grenze der Staaten hinstellt, so entsprang diese Meinung zunächst gewiß seiner Erkenntnis des Volkstümlichen als des genuin lebendigen, wirksamen und bindenden Elementes im Staate, seinem Glauben, daß volkstümlicher Kultur- und nationaler Machtstaat in ihren Forderungen sich durchaus decken müßten, ja daß erst in ihrer völligen Harmonie das Wesen des Staates zum Ausdruck komme. Aus diesem Grunde hatte er in den „Fragmenten über Menschenbildung" verlangt, daß die Erziehung sich auf die Muttersprache aufbauen solle; der „Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten" forderte von diesem das gleiche. Der Plan Arndts, eine Erziehungsanstalt zu begründen, wollte jenen Grundsatz verwirklichen, und jetzt beschäftigte ihn der Gedanke, für die jungen Fürsten- und Rittersöhne eine ähnliche Anstalt ins Leben zu rufen, der freilich allseitig abgelehnt wurde. Aber war diese ganze Anschauung zunächst nur aus dem Wunsche entstanden, das kosmopolitische Lebensideal zu vertiefen, den Menschen zum rechten

Menschen zu gestalten, indem sie ihn mit dem Leben seines Volkes verband, so erweiterte sie sich jetzt zu dem Drange, durch diese volkstümliche Bildung der einzelnen den Gedanken des nationalen Staates zu verstärken, ihn als jene Macht hinzustellen, zu dessen Erhaltung und Vermehrung der einzelne seine Kräfte ausbilden müsse. Arndts Volkshaß, wie er ihn in dem Aufsatze des „Preußischen Correspondenten" als sittlich berechtigt zu zeigen versucht hatte und wie er in der Tat die Herzen der Freiheitskrieger entflammte, war nichts anderes als Liebe des eigentümlichen Volkslebens zu sich selbst, das sich vor dem furchtbaren Abgrunde der Vernichtung sah und nun alles daran wagte, das Recht zum Leben sich wiederzuerringen. Und wenn er jetzt diese ursprüngliche Abhandlung um eine zweite „über den Gebrauch einer fremden Sprache" erweitert in Leipzig neu herausgab, so war es ihm darum zu tun, wie er selbst sagt, das Seinige dazu beizutragen, daß nach wenigen Geschlechtern wieder ein deutsches Volk, deutsche Art und deutsche Sitten in die Erscheinung träten, welche so lange infolge der überwiegenden Herrschaft französischer Sprache und französischer Kultur ein bloßes Schattendasein geführt hatten. Denn die Sprache ist der physische Ausdruck jedes Volkes, gleichsam eine in beweglichen Typen ausgedrückte Geschichte seines Lebens und Wesens, darum gehört es zu den wenigen Gesetzen der Geschichte, daß der einzelne mit der Eigentümlichkeit seines Volkes sich in Übereinstimmung fühlt. Sie offenbart sich bei den Deutschen in der überwiegenden Neigung des Menschen zum Menschen, in der individualistischen Rückkehr zu sich selbst, während die Franzosen eine überwiegende Neigung zum Volke zeigen, sich in der Masse verlieren wollen. So sollen sie in ihrem Lande Franzosen in ihrer Art sein, in Deutschland aber sollen sie es nicht sein, und darum muß, gleichsam als ein daraus folgendes Naturgesetz, stets die Sprache die Grenze des Landes bilden. Aber indem Arndt, ähnlich wie in der Abhandlung über die historische Ansicht der Sprache, aus dieser Naturgrenze ein allgemeingültiges, vernünftiges Prinzip zu formulieren unternahm, wurde er ein Beispiel dafür, daß die Romantik trotz ihres Gegensatzes zur Aufklärung sich von den Grundsätzen der absolut notwendigen Grenzen eines Staates noch durchaus nicht befreit hatte. Sie verlegte diese Scheiden nur aus der physisch-geographischen Bestimmtheit in die geistige Sphäre. Das Unbehagen, das den Preußen Achim v. Arnim beim Lesen der Schrift durchflog, wird jetzt verständlicher, wenn er sich an die Geschichte seines Staates erinnerte. Er spürte es, daß hier ein System proklamiert wurde, dessen Folgen er sich nicht zu eigen machen konnte. „Wo die Wohnsitze anderer, an Sprache und sonstiger Eigentümlichkeit verschiedener Menschen anfangen, da ist die natürliche Grenze eines Volkes

und mithin auch eines Landes", d. h. in politischer Beziehung hier eines Staates, so schrieb ein Autor in den „Deutschen Blättern"; darum, so fährt er fort, wäre es „eine widerrechtliche, wenn auch vielleicht durch die alten Ansprüche auf Lothringen gerechtfertigte Anmaßung, wenn Deutschland seine Grenzen bis zu den Ardennen vorschieben wollte". Ein anderer glaubte auf Grund der absolut gültigen Sprachgrenzen, die ein Volk nicht überschreiten dürfe, bereits das System eines europäischen Staatenbundes als Basis des allgemeinen Friedens und des rechtlichen Mittels gegen jeden Angriff wider die innere und äußere Freiheit Europas entwerfen zu können [1]). Vor solchen Übertreibungen des naturrechtlichen, romantisch gefärbten Prinzips bewahrten Arndt die harten Lehren der Geschichte. So muß er es zugeben, daß in Böhmen und Mähren einige Millionen Slawen zu Deutschland gehören, und es sei, so sagt er, notwendig, daß sie dazu gehörten, weil sie rings von deutschen Sprachgebieten umgeben seien. So bilden slawische Überreste in der Lausitz, in Schlesien, in Hinterpommern Teile des deutschen Landes. Umgekehrt gehören deutsche Kolonien in Siebenbürgen einem fremden Machtbereiche an, weil „ein kleinerer eingeklammerter Teil dem größeren Staate folgen mußte". Die Geschichte des politischen Machtstaates durchbricht rücksichtslos das Recht des einheitlichen, volkstümlichen Kulturstaates. Und stützt nicht Arndt die Beweiskraft des ersten Zeugen, des Rechtes, ganz auf die Geschichte, will nicht der zweite Zeuge, die Politik, gerade darlegen, daß der Machtgedanke die Sprachgrenze für Deutschlands, ja für Europas Sicherheit fordert? — Darin liegt das vorwärtsdrängende, das erregende Moment dieser Schriften, daß sie das Volkstümliche, die natürliche und geistige Einheit eines Volkes in allen Wechselwirkungen für den Gedanken des nationalen Machtstaates so nachdrücklich zu verwerten wissen. Solche Stellen waren trotz vieler Bedenken, die er sonst gegen Arndts Schrift über den Rhein hatte, nach W. v. Humboldts Meinung „vortrefflich, richtig und wundergut" gesagt [2]). Dem deutschen Absolutismus fehlte das Verständnis für das Problem zwischen Staat und Volk, ob beide in einer Gemeinschaft nach eigenen Gesetzen leben oder ob in diesem verschiedene Staaten sich bilden, ob ein Staat mehrere

---

[1]) Deutsche Blätter Nr. 142. 145. 147. 151. 152, 9. 16. 21. 30. Juni, 2. Juli 1814.

[2]) An Karoline v. Humboldt, Freiburg, 6. Januar 1814, a. a. O. IV, S. 211 f. — Karoline v. H. scheint sehr für die Arndtschen Schriften eingenommen gewesen zu sein; am 22. Februar 1809 schreibt sie ihrem Gatten aus Rom a. a. O. III, S. 96 f.: „Ich habe in diesen Tagen ein Buch gelesen, das mich ganz außerordentlich interessiert hat, und was ich Dich bitte, Dir in Berlin geben zu lassen. Es ist Arndts ‚Über die Bildung des Menschen'. Ich kann Dir nicht sagen, wie rein es mich gestimmt hat und wie süß mir gewesen ist, mir eigentlich bei keiner Stelle auch nur leisen Vorwurf machen zu dürfen."

Völker umfasse oder ob Völkerteile hin und her geworfen würden. Das Bewußtsein, daß Staat und Volk immer zueinander hinstreben müssen, wenn beide zu ihrem Recht und zu ihrer Anerkennung kommen sollen, war in dem Gewirr der deutschen Territorien, namentlich in dem zersplitterten Westen, verloren gegangen. Preußen drohte vor 1806, ohne daß es die Gefahren einer solchen Politik erkannte, zu einem doppelsprachigen Staate sich auszugestalten. Herder hatte jene Probleme zuerst wieder gespürt, die Romantik sie weiter verfolgt. In den eben durchlebten Jahren der Not und jetzt in der Zeit der Erhebung fühlten es immer größere Kreise, daß Volk und Staat am besten in ihrer Einheit gedeihen, daß der größte Wunsch und das höchste Streben erfüllt sei, wenn beide zusammenwachsen würden. Wie eindringlich hatte Arndts Katechismus den deutschen Wehrmännern die Bedeutung des Volkes und Vaterlandes vor die Seele gestellt, als sie in den heiligen Kampf hinauszogen! Jetzt war das Land bis zum Rheine hin befreit. Nun zeigte er ihnen, daß der Kampf noch nicht beendet sein dürfe, daß die Gebiete jenseits des Flusses für die Macht der deutschen Nation, für ihre Eigentümlichkeit und für den deutschen Staatsgedanken der Zukunft unentbehrlich seien, daß sie, die Bürger verschiedener Territorialstaaten, es wagen müßten, wieder ein Volk zu werden.

Diesem Gedanken sollte auch eine weitere Schrift Arndts aus dieser Zeit dienen: „Grundlinien einer teutschen Kriegsordnung", denn es war nicht genug, dieses eigentümliche Gepräge sich erworben zu haben, sondern es galt auch, sie sich zu bewahren. Die stehenden Heere — diese Anschauung vertrat ja Arndt von Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit an — waren nicht imstande gewesen, die Selbständigkeit der Völker gegenüber dem Ansturm einer ganzen Nation zu erhalten. Schon „Der Bauernstand politisch betrachtet" und die „Fantasien" hatten es ausgeführt, daß an die Stelle des miles perpetuus alle männlichen Glieder eines Volkes zu Kriegern herangebildet werden müßten. Die gleiche Forderung wurde jetzt wiederholt, nachdem trotz der anfänglichen Mißerfolge die so kurz ausgebildete Landwehr sich bewährt hatte. Nur weniges änderte er im einzelnen. Das stehende Heer sollte, ebenso wie früher, nicht gänzlich abgeschafft, sondern als Stamm und Muster, als ein ständiges Bild des Krieges für die anderen in mäßiger Größe, etwa zu einem Zehntel, erhalten werden. Die Kriegs- und Waffenspiele, zu denen alle verpflichtet sind, überbrücken die sozialen Unterschiede. Kein Zwang trennt die Klassen voneinander. Es wird „etwas Gemeinsames, was allen gehört, etwas Volkstümliches hervorspringen, sie werden sich ineinander hineinlieben und hineinleben, sie werden ein kleiner politischer Staat werden". Die Ordnungen gelten für alle deutschen Staaten

in gleicher Weise, ob groß oder klein. Als Beispiel führt Arndt dann Preußen an. Dieser Staat von etwa zehn Millionen Einwohnern soll in Friedenszeiten so gerüstet sein, daß er im Kriege 300 000 Mann Infanterie, 50 000 Reiter und 25 000 Mann Artillerie stellen kann. Von jenen 300 000 Mann sind etwa 20 000 stehende Soldaten, aber nicht ausgehoben, sondern geworben. Alle Einwohner vom 17.—45. Jahre üben zweimal im Jahre je drei Wochen lang. Die Vermögenden halten sich Kleider und Waffen selbst, wie später die Einjährig-Freiwilligen, den Unvermögenden reicht die Kleidung die Gemeinde, die Waffen der Staat. Die einzelnen Regimenter sind mit den staatlichen Verwaltungsbezirken auf das engste verbunden. Die Aushebung der Reserven im Kriegsfalle wird genau geregelt. Die gesparten Mittel verwendet der Staat für einen möglichst umfangreichen Generalstab, für Stipendien zu Auslandsreisen der Offiziere, für Kriegsschulen, für einen ausgedehnten Festungsbau mit allem nötigen Zubehör, für die Werbung der Reiterei und Artillerie; Truppengattungen, bei denen auch Freiwillige zugelassen werden. Solche Ausbildung aller einzelnen schafft unabhängige, an Geist und Leib vollkommene Menschen, ein vollkommenes Volk in edler Harmonie der Schönheit und der Stärke.

Als dem Berliner Zensor Renfner kurz vor Weihnachten 1813 die Schrift über den Rheinstrom eingeliefert wurde, da erhielt er zugleich die Nachricht, daß dieser unermüdliche Schriftsteller unter höherer Ermächtigung — es ist natürlich Stein gemeint — zu Leipzig sich mit der Abfassung und Herausgabe einer langen Reihe von Broschüren beschäftige, dazu bestimmt, die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Arndt hatte in der Tat „alles auf einmal auf den Stapel gesetzt", was er geschrieben hatte, und schuf noch Neues dazu [1]), selbst auf die Gefahr hin, einmal zwischen vier Wände zu kommen, „die kein Loch haben". Er war sich dessen stets bewußt, daß er die Gunst der Großen sich am wenigsten erwerben könne, weil in diesen Klassen das meiste Faule und Schlechte stecke. Wenige Wochen darauf, am 5. Januar, mußte Renfner dem Staatskanzler gestehen, daß sich seine Voraussage bewahrheitet habe, daß die Buchhändler ihm vier neue Schriften zugeschickt hätten, von denen er in einem Separatberichte zur besseren Beurteilung Auszüge in französischer Sprache beifüge. Eine von ihnen war die „Kriegsordnung" [2]).

[1]) Arndt an Friedrich Freiherrn v. Schele, Leipzig, 28. Nov. 1813, M.-G. Nr. 73, an Graf Karl August v. Reisach, Leipzig, 9. Nov. 1913, M.-G. Nr. 72, an Schildener, Leipzig, 4. Jan. 1814, Preußische Jahrbücher a. a. O. S. 469 f. Friedrich v. Schele an Reimer, Halle, 6. Januar 1814: „Arndt schickt mir viele Schriften, die ich brav verteile". G. St.-A. Rep. 77, Litt. R. Nr. 8 adh.

[2]) Der Kriegsordnung voraufgeschickt sind Kapitel 38 und 39 der „Fantasien".

Ihren Vertrieb bewilligte er ohne Zögern. Die Gedanken über eine ständige Miliz schienen ihm Beachtung zu verdienen. Trotz mancher Gleichklänge sind zu dem preußischen Wehrgesetze Boyens von 1814 doch fundamentale Unterschiede zu erkennen. Der Begriff des stehenden Heeres blieb bei Arndt, welcher durchaus den Gegensatz zu der französischen Konskription festhalten wollte, der alte des absoluten Staates. Er beruhte auf der immerwährenden Dienstzeit und der Werbung. Boyens System wurzelte in den neuen, durch die Revolution mitbestimmten Gedanken Scharnhorsts, der Unbedingtheit der Verpflichtung und der kurzen Dienstzeit im stehenden Heere. Arndts miles perpetuus blieb dem eigentlichen Volksleben ein Fremdkörper, eine Einrichtung, die er nicht aus Liebe zur Sache, sondern nur aus der Erkenntnis der Notwendigkeit getroffen hatte. Das stehende Heer Preußens blieb eng mit dem Volksleben verbunden. Nicht die Irrlichter volkstümlicher Waffen- und Kriegsspiele, sondern die strenge Schule und die sittliche Mannszucht der kurzen Dienstzeit im stehenden Heere, durch welche alle Waffenfähigen hindurchgehen sollten, die schwere Pflicht der Vaterlandsverteidigung und das heilige Recht zu dieser Tat, nicht dieses allein, wiesen dem künftigen Preußen den Weg [1]). Erst die Gegenwart versucht es unter strenger Wahrung der Verpflichtung zum stehenden Heere wenigstens einen Grundgedanken der Arndtschen Schrift zu verwirklichen: schon die Jugend mit der Bestimmung und der Leistung vertraut zu machen, die sie einst in reiferem Alter dem Vaterlande schuldig ist, und so neue Kräfte aus dem volkstümlichen Leben für die Machtstellung des nationalen Staates zu gewinnen.

Die zweite, über welche Renfner Bericht erstattete, war die Schrift „Über Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache". Er lautete ablehnend. Ebenso das Urteil über eine dritte Schrift: „Kurze und wahrhaftige Erzählung von Napoleon Bonapartens verderblichen Anschlägen, von seinen Kriegen in Spanien und Rußland, von der Zerstörung seiner Heeresmacht und von der Bedeutung des gegenwärtigen teutschen Krieges. Ein Büchlein dem teutschen Volk zum Trost und zur Belehrung gestellt". Es waren, wie bereits erwähnt, die betreffenden Abschnitte aus dem dritten Teile des „Geistes der Zeit" zusammengenommen. Der Zensor hielt beide Schriften für unvereinbar mit dem Sinne der Mäßigung, welche sich in der Frankfurter Proklamation ausgesprochen fand, mit der Politik und der Moral des Monarchen, mit den Beziehungen, welche in Zukunft zwischen den beiden zivilisiertesten

[1]) Ad. Mürmann, Die öffentliche Meinung in Deutschland über das preußische Wehrgesetz von 1814 während der Jahre 1814—1819, Abhandlungen zur neueren Geschichte, Berlin-Leipzig 1909, S. 33.

Nationen sich einstellen müßten. Er verbot die Ankündigung und den Verkauf der Schriften, und fand damit den Beifall Hardenbergs, der zwar das Genie des Verfassers anerkannte, aber auch stark betonte, daß er sich oft Schmähungen und gallige Ausfälle erlaube, welche der guten Sache mehr schädlich als nützlich und dem System der verbündeten Mächte gerade entgegengesetzt wären. Die vierte Schrift, welche zur Zensur eingeliefert wurde, „Über das Verhältnis Englands und Frankreichs zu Europa" beurteilte Renfner wieder günstiger. Er fand die Beobachtungen gründlich, interessant die Gegenüberstellung der beiden Staaten in ihrem Einflusse auf die übrigen Länder, und er bedauerte, daß die Ausfälle gegen Napoleon und Frankreich, obwohl er selbst ihre geringe Zahl zugestehen muß, ihn gehindert hätten, außer dem Verkauf auch die Ankündigung in den Zeitungen zu genehmigen [1]). Von allen Schriften aus den Leipziger Monaten zeigt sie in der Tat am meisten den geschichtlichen Sinn Arndts. Spielend, „Schein aus Scheinen und Schatten aus Bildern", sind wiederum die von ihm so geliebten Vergleiche zwischen den Völkern, sobald sie ins einzelne gehen, aber zu wirklich historischer Betrachtungsweise erhebt er sich, sobald er die Bedeutung der beiden Nationen für die Entwicklung Europas zu erfassen sucht. Mißtrauisch hatte der Kontinent lange den Kampf Britanniens gegen das napoleonische Frankreich beobachtet. Fichte sah einst nicht in der Revolution und dem Imperator, sondern in dem Verlangen Englands nach unbedingter Seeherrschaft den eigentlichen Friedensstörer. Auch Arndt hatte im ersten Teile des „Geistes der Zeit" die britische Weltmachtspolitik verurteilt, ihr aber doch vor Napoleons Plänen den Vorzug gegeben. Dann gewann er in St. Petersburg einen tieferen Einblick in die Wege der englischen Diplomatie, ihre Vorzüge und Nachteile [2]). Jetzt wies er jene Anschauung als unrichtig zurück und bedauerte es, daß Englands geistiges Leben nie einen so unmittelbaren Einfluß auf Europa habe ausüben können als die französische Kultur. Die Verfassung des Inselreiches beruhe, wie es jede gute Verfassung müsse, auf dem eigentümlichen, durch die Natur und die Geschichte bedingten Dasein des Volkes, sei die beste für das Land, dürfe aber nicht auf andere Staaten übertragen werden, wie viele meinen, alles sei vollkommen, wenn man es nur „englisiere". Wohl aber läge vorzüglich in ihrer Freiheit und in ihrer Ungebundenheit der Geister, die sich selbst immer wieder den Weg zur Ordnung weise, „eine leise, für Europa wohlthätige Wirkung". Während alle Völker in geistiger Abhängigkeit

[1]) Renfners Separatbericht über die vier Schriften, Berlin, 5. Jan. 1814, sowie Hardenbergs Antwort, Langres, d. 31. Jan. 1814, bei Czygan a. a. O. II, 1, S. 259 ff.

[2]) Vgl. oben S. 165 u. 341.

vom französischen Wesen sich befanden, war England „eine Lichtsonne der Freiheit". Ihr verdanke es Europa seit 250 Jahren, daß nicht einer oder zwei über alle herrschten. Während die Franzosen stets Zerstörer des Gleichgewichtes waren, hielten die Engländer es aufrecht, und namentlich ihrem Einflusse sei es zu verdanken, daß die Deutschen bis auf die letzten unseligen Tage als ein eigenes Volk hätten bestehen können. Immer liege es gleichsam als ein „Nebengewicht" neben der Wagschale Europas. Neige die eine Schale infolge der Machtverschiebungen sich zu sehr, so lege es sich gleich auf die andere Schale und stelle das aufgehobene Gleichgewicht wieder her. Klaren Blickes sah es Arndt, daß alle Verhältnisse dazu angetan waren, diese ausschlaggebende Rolle Englands zu begünstigen: die insuläre Lage, die Bedingungen seines Wesens als eines Handelsstaates, die gewaltige Seemacht, über die es verfügte. Ganz anders Frankreich. In dem Charakter dieses Volkes liege es begründet, daß es immer wieder versuche, sich die Oberherrschaft über Europa anzumaßen. Die Franzosen glichen den Römern des 3. und 4. Jahrhunderts. Wie die römischen Kaiser jener Zeit sei auch Napoleon allen, selbst seinem Volke, verhaßt, weil er nie für dieses und die Dauer, sondern nur für die eigene Herrschaft und den Augenblick arbeite. Darum könne auch seine Weltherrschaft keinen Bestand gewähren. England habe zuerst die Gefährlichkeit der neu verkündeten Freiheit erkannt und sei alsbald ihr unversöhnlicher Gegner geworden; es habe seine Seele für die wahre Freiheit gegeben, es sei „die Schirmerin und Retterin unseres Weltteils", seitdem es den Kampf in Spanien und Portugal aufgenommen und seitdem es dafür gesorgt habe, daß die Geister der Freiheit auch bei anderen Völkern wach blieben. Aber trotz der starken Zuneigung, welche Arndt jetzt der englischen Politik entgegenbrachte, verschweigt er es nicht, daß sie oft verkehrt und trübe gewesen sei, daß sie oft aus Eigennutz handle. Die eigentümliche Lage dieses Staates in der Gegenwart bedingt es jedoch, daß sein Interesse zugleich den Vorteil der übrigen Welt in sich schließe. So erweiterte sich der Blick des Schreibers von dem national-politischen Elemente zum kosmopolitischen, aber sein Kosmopolitismus blieb beschränkt wie der aller seiner Zeitgenossen. Für sie bedeutete Europa die Welt, die europäische Kultur die Weltkultur. Nur so konnten sie den Satz vertreten, daß Europa nie die Gefahr zu fürchten habe, von den Engländern als von Eroberern angegriffen zu werden, daß diese wohl versichern könnten, die Völker zu beeinträchtigen, aber nie sie zu unterjochen. —

Als Renfner seinen Bericht über diese Schriften Arndts verfaßte, hatte sich bereits ein Teil ihrer Forderungen verwirklicht. Der weitere

Vormarsch der Verbündeten wurde beschlossen. Die Anschauung des Hauptquartiers der schlesischen Armee und der alten Patriotenpartei der preußischen Reformzeit, mit der sich die Meinung unseres Autors deckte, hatte gesiegt. Am 1. Januar konnte Blücher von Bacharach aus seinem „lieben Malchen" die Nachricht geben: „Der frühe Neujahrsmorgen wahr vor mich erfreulig da ich den stolzen Rein passirte, die uffer ertöhnten vor Freudengeschrey, und meine braven Truppen Empfingen mich mit Jubel." Nun schlug auch für unseren Patrioten die Stunde, da er näher an seinen deutschen Strom heranrücken konnte. Den Neujahrstag verlebte er noch in Leipzig. Plaudernd mit Johanna Motherby hatte er die letzten Tage des alten Jahres verbracht, aber seine eigentliche Liebe war nicht sie, sondern das Vaterland. Ihn zog es vorwärts an neue Stätten der Wirksamkeit für die Größe Deutschlands. Endlich am 4. Januar konnte er dem getreuen Schildener schreiben: „Ich gehe morgen von hier nach Frankfurt, und bleibe entweder da, oder gehe auch nach Schwaben oder Westfalen, am liebsten nach dem letzteren, z. B. nach Düsseldorf, weil man freiere Flügel schwingen kann als in der Nähe der großen Hansen."

3. Alldeutschland nach Frankreich hinein. Der Pariser Friede und der Wiener Kongreß. Arndts Schriften für die Neubildung Deutschlands. Frankfurt a. M. Berlin. Die Heimat. 1814 Januar — 1815 Mai.

Die Haltung des Königs Friedrich August von Sachsen, sein Glaube an die Unüberwindlichkeit Napoleons und sein unerschütterliches Beharrungsvermögen an der Seite des Korsen hatten auf den Vormarsch der verbündeten Truppen einen höchst nachteiligen Einfluß ausgeübt, der Waffenstillstand und der Wiederbeginn des Kampfes an seiner Haltung nichts geändert. In der Bevölkerung war von jenem leidenschaftlichen Enthusiasmus, der durch die preußischen Lande gleich einem brausenden Orkane hindurchzog, nichts zu spüren gewesen. Die freundliche Bereitwilligkeit, mit der sie zunächst die einrückenden Truppen aufgenommen hatte, wich einer dumpfen Verzweiflung, als die Verbündeten nach den beiden ersten Schlachten sich zurückziehen und die sächsischen Kreise von neuem die schweren Lasten einer französischen Besatzung tragen mußten, einer starken Friedenssehnsucht, als die Verhandlungen mit Napoleon bekannt wurden. Die Sympathien des Volkes blieben auf seiten der Verbündeten, als das große Ringen seinen Anfang nahm. Die Leipziger Schlacht schien endgültig das Schicksal des Königs besiegelt zu

haben. Die Anhänglichkeit an ihn war in der großen Masse fast erstorben. Die Publizistik bewegte sich in stark russenfreundlichen und franzosenfeindlichen Bahnen. Von einer besonderen Vorliebe für Preußen war nicht die Rede. Die Verwaltung des Landes übernahm bis zur endgültigen Entscheidung ein Generalgouvernement, an dessen Spitze der russische Fürst Repnin trat. Dieser geschickte Mitarbeiter Steins verstand es, die Bevölkerung für die gemeinsame Sache zu gewinnen. Die Einrichtung der Landwehr fand bereitwillige Aufnahme. Mittelpunkt der deutschen Bewegung war Leipzig. Hier wirkten die „Deutschen Blätter", unter den Universitätsprofessoren Männer wie Jörg und Krugk, unter den Vertretern des Buchhandels Brockhaus und Rein. Hier fanden die Schriften Arndts begeisterte Aufnahme. Welches würde bei der Neugestaltung der deutschen Dinge das Schicksal Sachsens sein? — Bevor Arndt Leipzig verließ, unterzog er das Verhalten des Monarchen, die Schuld, die er an dem gesamten Deutschland und an den schweren Bedrängnissen des eigenen Landes nach dem einmütigen Urteil aller Patrioten auf sich geladen hatte, das Wesen seiner „frömmlichen und unmännlichen" Persönlichkeit einer scharfen Kritik in der Schrift: „Friedrich August, König von Sachsen und sein Volk im Jahre 1813". Ihm geschehe nur sein verdientes Recht, wenn er die Herrschaft verliere. Er dürfe „kein unschuldiger und verletzter Mann" genannt werden, wenn andere schlechtere Fürsten des Rheinbundes von den verbündeten Herrschern begnadigt würden. Er allein habe das harte und unverdiente Schicksal verschuldet, durch welches das Land betroffen sei. Die Schrift schon jetzt zu veröffentlichen, hielt Arndt, wie er in der später geschriebenen Vorrede sagt, für überflüssig. Durch die Haltung der Leipziger Bevölkerung, in welcher die sächsischen Patrioten wohl gar keinen Boden gefunden hatten und der Wille zu einer Einverleibung des ganzen Landes in Preußen am stärksten verbreitet war, bewogen, übertrug er die Gesinnung dieser Kreise auf das ganze Königreich. Für ihn bedeutete es zur Neugestaltung Deutschlands eine Notwendigkeit, daß Sachsen hinfort ein Bestandteil des großen norddeutschen Staatswesens bildete [1]).

Das war ja, wenn wir es nun versuchen, in kurzen Zügen einmal die Eigenart der publizistischen Tätigkeit Arndts während dieses Jahres der geistig-nationalen Erlösung Deutschlands uns zu vergegenwärtigen, stets das Ziel seiner Schriften, durch das gemeinsame deutsche

---

[1]) Vgl. G. Lange a. a. O., namentlich S. 56. 84. 96 ff. 164; über die Aufnahme der Arndtschen Schrift F. Trosla, „Die Publizistik zur sächsischen Frage auf dem Wiener Kongreß", Halle (Dissertation) 1891, S. 6 f.; Lange S. 150.

Volksbewußtsein ein großes, starkes Vaterland zu gewinnen, das Gewonnene fest in seiner eigentümlichen Kraft zu verankern, durch eine starke politische Machtentfaltung nach außen hin sicherzustellen. Die Erhabenheit dieser Aufgabe hatte seine Seele gepackt. In der Verkündigung dieses Gedankens fühlte er sich als der Interpret des Volkswillens, welcher die Schmach der vergangenen Jahrzehnte tilgen, ihre Wiederkehr für alle Zeiten unmöglich machen wollte. Die jugendliche Aktivität seiner Anschauungskraft, die, auch wo sie sich wiederholte, immer neue Gestalt zu finden wußte, überwand in der Idee alle Hemmnisse, welche die Geschichte ihr entgegenstellte. Ihm kam es nie darauf an, Gewordenes etwa um der Fürsten und seiner selbst willen zu konservieren, sondern er war stets darauf bedacht, es innerlich zu erneuern, daß es sich in den Dienst des neuen vaterländischen Gemeinschaftslebens hineinstellen konnte. Könige und Herrn schöpften das Recht ihres Daseins nicht aus sich selbst, sondern nur aus den Mitteln, welche ihr Bestand dem nationalen Macht- und Kulturgedanken gewährte. Wollten sie sich ihm nicht fügen, so wurden sie als Vergangenes, als Veraltetes kühn beiseite geschoben. So stark er von der Ehrwürdigkeit des geschichtlich Gegebenen durchdrungen war, wichtiger als die Ausdrucksformen, in denen göttliches Wesen als wirkendes Moment sich in der Vergangenheit offenbart hatte, war ihm das Suchen nach der neuen Gestalt, in der es sich im Wechsel der Dinge zukünftig offenbaren sollte. An scharfem Widerspruche fehlte es Arndt schon in diesem Jahre nicht. Man tadelte das Formlose seiner Schriften, ihre rücksichtslose Kühnheit gegen alles, was jenem Ziele sich widersetzte, die Unvollkommenheit ihrer wissenschaftlichen Begründung, die sich über Einzelheiten hinwegsetzte, das maßlose Temperament ihrer Angriffe auf Napoleon und das französische Volk. Aber aus allen strahlte das heilige Feuer sittlicher Gesinnung für sein Volk, eine unvergleichliche Hingebung an das Vaterland, eine hohe Begeisterung für die ewigen Güter und Rechte aller Völker wider. Sie waren Betätigungen nicht nur seiner Persönlichkeit, sondern auch jener sittlichen Gemeinschaft, die sich nach einer neuen Gestaltung ihres inneren Wesens und ihres politischen Daseins sehnte. Arndt war in seinen politischen Schriften Wille und Werkzeug zu gleicher Zeit. So sind beide nicht rein naiv, volkstümlich empfunden, sondern wie in seinen vaterländischen Freiheitsliedern verbanden sich auch hier die Unmittelbarkeit des persönlichen Fühlens und die bewußte Absicht politisch-nationaler Wirksamkeit, das Eingespanntsein auf die Objektivität der Dinge zu einer mehr oder minder künstlerischen Einheit. In dieser Tatsache lag die gewaltige Kraft der Schriften für ihre Zeit begründet, aber auch die Gefahr, ein der Mannigfaltigkeit geschichtlichen Lebens entfremdetes,

in einseitigen Ideen befangenes Geschlecht schweren Verwicklungen auszusetzen [1]).

Es war natürlich, daß die Arndtschen Schriften besonders in den Reihen der preußischen Truppen und im preußischen Volke nachhaltigen Widerhall fanden, soweit sie sich auf die Befreiung des Landes bezogen. Heiße, stürmisch flutende Impulse hatten ja diesen Staat und sein militärisches Werkzeug in wenigen Monaten zu ihrer ragenden Höhe emporgeführt, welcher die kluge, notgedrungen alles abwägende Berechnung der diplomatischen Kunst nur langsam zu folgen vermochte. Die vorwärts drängenden Elemente des Heeres und der öffentlichen Meinung wurden ihr oft in gleicher Weise unbequem. Diese rechneten unter dem Einsatze aller Volkskräfte nur mit der möglichst schnellen Niederwerfung des Gegners und mit der Neubegründung des nationalen Staates, welchen die Interessen der einzelnen Territorien sich unterzuordnen hatten. Jene mußte die politische Ausnutzung des Erreichten für den eigenen Staat oder das eigene Territorium unter bewußter Anlehnung an die Vergangenheit erwägen. Die großzügige Verwertung jener starken sittlichen Impulse für die nationale Sicherheit und Einheit Deutschlands stand bei ihr erst in zweiter Linie. Für die Diplomaten der Kabinette war diese Problemstellung ein Erfordernis politischer Klugheit. Sie fühlten sich instinktmäßig von jener Betonung der sittlichen Gedanken und der Rechte des Volkes zurückgestoßen, sobald sie ihren eigenen Absichten widersprachen, sich nicht in ihre eigene methodische Arbeit hineinfügen lassen wollten. Wir sahen bereits die Zusammenstöße, zu denen diese Gegensätze zwischen den Vertretern der preußischen Politik und Arndt geführt hatten. Jetzt, um die Wende des Jahres, erfuhr das von Nicolovius zu Königsberg mit einem anderen Titelblatt für 1814 versehene und neu herausgegebene „Historische Taschenbuch auf das Jahr 1813“ von den preußischen Behörden wegen seiner Angriffe auf Friedrich den Großen eine scharfe Verurteilung. Goltz, der Vorsitzende der Berliner Oberregierungskommission, brachte es in direkten Gegensatz zu dem Aufrufe „An mein Volk“, welcher gerade die Geschichte des preußischen Staates in engen Zusammenhang mit der gegenwärtigen Bewegung habe bringen wollen. Er sprach bereits in seiner Eingabe an Hardenberg von den „bösen Principien“, denen man „in ihren ersten Fäden widerstehen“ müsse [2]). Das rein politische System der alten

---

[1]) Würdigung Arndts durch Luden in der Nemesis I, S. 264 ff., Kritik Achim v. Arnims im Preußischen Korrespondenten Nr. 15, 28. Januar 1814, der Arndt einen Hutten seines Zeitalters nennt, ohne daß ihm ein Luther zur Seite stände.

[2]) Czygan a. a. O. Bd. II, 1, S. 270 ff., Goltz an die ostpreußische Regierung und an Hardenberg, Berlin, 14. Jan. 1814; Konz. von Raumer.

Schule, ohne jenen sittlichen Unterbau der Steinschen Staatskunst, das sich in Metternich verkörperte, gewann von Woche zu Woche an Einfluß. Würden diese Widerstände nicht wachsen, sobald Arndt dem Mittelpunkte napoleonischer Staatsbildungen in Deutschland sich näherte, würden nicht alle jene Gewalten sich regen, welche einer Zentralisation vaterländischen Wesens entgegengesetzt gewesen waren und von dem Kaiser in der sicheren Erkenntnis ihres Wertes für die französische Macht noch neue Stützen ihrer Sonderinteressenpolitik erhalten hatten? —

Solche Fragen und Zweifel haben sicherlich die Seele Arndts durchzogen, als er nun gen Westen zog. In Weimar besuchte er Karoline v. Wolzogen, die Schwägerin Schillers. Dann ging es von Erfurt über Schmalkalden und Meiningen auf schnee- und eisbedeckten Höhenwegen nach Würzburg und Aschaffenburg. Er durchkreuzte noch einmal jene Gebiete des Thüringer Waldes und des Spessart, die auf der Rückkehr von seinen Reisen 1799 als Hochburgen deutschen volkstümlichen Lebens gepriesen waren. Am 8. Januar langte er in Frankfurt an, also zu einer Zeit, als das Hauptquartier der verbündeten Monarchen schon weiter südwärts verlegt war, und auch ihre Trabanten, die Gebieter der westdeutschen Mittel- und Kleinstaaten, zum größten Teile die Stadt bereits verlassen hatten. Seine Wohnung fand Arndt erst bei der altburgundischen Familie Gontard, dann bei dem Buchhändler Eichenberg, einem echt deutsch gesinnten Zöglinge des Dessauer Philanthropins, mit dem ihn bald enge Freundschaft verband. Die alte freie Reichsstadt war der Sitz der Steinschen Zentralverwaltung geblieben, der er immer noch als „literarische Beigabe" angehörte. In ihren Beamten fand er wieder treue Genossen und Anhänger der eigenen Ideen. Unter ihrem Schutze hatte er Recht und Macht, „in seiner Weise mit der Feder und durch eine freie Presse zu wirken".

Seine nächste Sorge war es, nun endlich die beiden Teile des „Geistes der Zeit" herauszubringen [1]). Schon während des Dresdener Aufenthaltes hatte er den zweiten Teil in einzelnen Abschnitten umgearbeitet. Es folgten die Schlachten bei Groß-Görschen und Bautzen. Niemand wagte es, unter den veränderten Verhältnissen in Dresden oder Leipzig, die Bücher zu drucken. Auch während des Waffenstillstandes unterblieb die Herstellung. Eine abermalige Revision erwies sich als notwendig [2]). Erst als Arndt nach Leipzig übergesiedelt war, begann der Druck beider Teile unter der Zensurfreiheit des Fürsten Repnin: des zweiten bei Fritsch in Dessau, des dritten bei Herbig in Leipzig.

---

[1]) Vgl. oben S. 419.

[2]) Arndt an Reimer, Reichenbach, 17. August 1813, M.-G. Nr. 69.

Den Verlag behielt Reimer trotz der Bedenken, die er wegen der preußischen Zensur hatte. Erschienen sind beide Teile ohne einen Beitrag der Steinschen Verwaltung zu gleicher Zeit erst im Februar 1814, zum Teil unter Angabe eines falschen Ortes: London bei Th. Boosey [1]).

Der zweite Teil des „Geistes der Zeit" war in seiner Gesamtheit ein leidenschaftlicher Aufruf an die Fürsten und Völker Europas zur Erhebung. Arndt sah, als er die einzelnen Teile in den Jahren 1807—1809 niederschrieb, nur die Schlechtigkeit des Vorangegangenen, die vollkommene Sündhaftigkeit aller jener Stände, welche dazu berufen waren die geistigen und politischen Führer des deutschen Volkes zu sein. Die Geißel seines heißen Zornes und seiner bitteren Verachtung sauste unbekümmert um die Folgen auf die Vertreter des deutschen Fürstenstandes und Adels hernieder. Kein Ausdruck war zu hart, kein Vorwurf zu schwer, der nicht die um die Vermehrung ihres Besitzes und die Anerkennung ihrer Souveränität schachernden Rheinbundfürsten und den im Krieg wie im Frieden versagenden Feudalismus getroffen hätte. Er sah die Rettung allein bei dem Volke, in einer Insurrektion selbst wider den Willen der Fürsten und des Adels. So sehr ferner der zweite Teil des „Geistes der Zeit" gegenüber dem ersten in Beziehung auf Preußen einen Fortschritt der Erkenntnis und eine positive Anerkennung dieses Staates enthielt, er stand ihm damals doch „staatsrechtlich und bürgerlich noch völlig fremd" gegenüber, und so lautete das Urteil über seine Politik scharf, ja verletzend. Nun hatte die Geschichte gerade durch das Eingreifen Preußens einen anderen Weg genommen. Es erwies sich als notwendig, jetzt, im Sommer 1813, die schroffe Verurteilung dieses Staates ganz auszumerzen oder wenigstens in ihrer Schärfe abzuschwächen. Darin bestand die erste Revision, die Arndt vornahm. Aber weiter: er hatte sich nie der Bedeutung verschlossen,

[1]) Arndt an Reimer, Leipzig, 3. Jan. 1814, M.-G. Nr. 75, an Schildener, Leipzig, 4. Jan. 1814, a. a. O. S. 469 f.; daraus geht hervor, daß 1813 überhaupt noch keine Ausgabe des dritten Teiles erschienen war. Die Frage, warum die Titelblätter des zweiten Teiles mit der Jahreszahl 1813 versehen wurden, beantwortete Arndt in der Untersuchung dahin, „um den richtigen Zeitpunkt des Buches anzugeben". Außerdem sollte der zweite Teil nicht später gedruckt erscheinen als der dritte. Auch hier erwähnt er, daß beide Teile zu gleicher Zeit gedruckt wurden: G. St.-A. Rep. 77, XXV O, Litt. A. Nr. 5 vol. spec. XIV u. XV. Über den Zeitpunkt der Veröffentlichung des zweiten und dritten Teils Frau Reimer an ihren Gatten, Berlin, 12. März 1814: „Weißt Du denn nichts von Arndt? Ich habe so lange als Du fort bist, nichts von ihm gehört; man hat einmal gesagt, er wäre in Frankfurt a. M. arretiert, seiner Bücher wegen; es wird doch nicht wahr sein? Daß die beiden Teile vom ‚Geist der Zeit' nun freigegeben sind, habe ich Dir doch geschrieben? doch mit dem Beding, daß sie nicht öffentlich angezeigt würden, Wewetzer (der Geschäftsführer Reimers) wird sie also in den fremden Blättern anzeigen lassen"; G. St.-A. Rep. 77, XXII, Litt. R. Nr. 8 adh.

welche einem lebenskräftigen Adelsstande für die Existenz eines Staates zukomme. In den reichsunmittelbaren Rittern verkörperte sich ihm die Einheit des Landes zwischen den Alpen und der Ostsee. Die Vertreter des Feudaladels waren ihm die geborenen Befehlshaber und Anführer, Räte und Mitregenten der Fürsten. Sobald sie das Große und Starke wählten, konnten diese das Schändliche nicht tun. Er hatte den Adel nicht als ein prinzipieller Gegner, als ein Vertreter der Ideen von 1789 so hart gescholten, sondern wegen seines tatsächlichen Verhaltens. Während des Berliner Aufenthaltes im Winter 1810 sah er die energische Mitarbeit vieler Angehörigen dieses Standes an der geistigen und politischen Reform. So brachte der „Bauernstand politisch betrachtet" bereits eine Anerkennung seiner Notwendigkeit. In Petersburg waren, ganz abgesehen von dem Freiherrn vom Stein, die preußischen Offiziere, welche das Vaterland um des Vaterlandes und der Freiheit willen verlassen hatten, sein liebsten Genossen. Und nun 1813: wie hatten die ostelbischen Junker miteinander gewetteifert, das eigene Leben und das Blut ihrer Söhne, ihren Besitz und ihr Einkommen in den Dienst der Erhebung zu stellen, bevor der König und sein Kanzler noch an eine offene Stellungnahme zu denken wagten! Es entsprach nur der gerechten Sinnesart des Verfassers, wenn er die Anklagen gegen diesen Adel milderte, auch hier eine eingreifende Revision vornahm. Und noch eine dritte erwies sich als notwendig. Zum großen Leidwesen Arndts waren nach der Leipziger Schlacht durch die Politik Metternichs die Fürsten des Rheinbundes mit Ausnahme des Königs von Sachsen in Gnaden wieder aufgenommen. Rücksichtslos hatte er in der ersten Auflage der Verachtung Ausdruck gegeben, mit der ihr Verhalten von den Besten der Zeit empfunden wurde. Jetzt mußte er der veränderten politischen Lage Rechnung tragen. Die eigentlich Schuldigen, die nach seiner Meinung Deutschlands widriges Schicksal besiegelt hatten, wurden als die von fremder Gewalt Unterdrückten hingestellt, eine Korrektur, die Arndt sicherlich schwer angekommen ist. Aber er sträubte sich nicht gegen sie, um seinerseits der künftigen Entwicklung Deutschlands möglichst wenig Schwierigkeiten in den Weg zu legen, um jenen Fürsten die Rückkehr zur Mitarbeit an der Einheit des gemeinsamen Vaterlandes zu erleichtern. Unter der Einwirkung solcher umfassenden Änderungen verzögerte sich der Druck der beiden Teile, da der dritte nicht vor dem zweiten veröffentlicht werden sollte. Beide erschienen, soweit sie Weck- und Mahnrufe zur Befreiung Deutschlands sein sollten, zu spät. Dieser Teil ihres Inhaltes war bereits erfüllt, als die „mit fortbrennender Flammenschrift" geschriebenen Werke [1]) den Lesern bekannt wurden. Er

[1]) Deutsche Blätter Band II, S. IX.

war bereits Geschichte geworden, als der Verfasser ihn als das Ziel der Zukunft verkündete, und er steht nur da als Mal einer Gesinnung, deren Erwerb für jede Zeit und für jedes Volk ihr Recht behält.

Anders dagegen stand es mit den Abschnitten, welche sich mit der Neugestaltung des deutschen politischen Lebens nach der Befreiung beschäftigten. Sie war recht eigentlich das Problem in jenen Monaten, als die Heere der Verbündeten siegreich vordrangen und jenseits des Rheines weite Gebiete des Nachbarstaates besetzten. Wir wissen, wie von den Staatsmännern namentlich Stein und W. v. Humboldt im Dezember und Januar stark von den Sorgen um die Zukunft Deutschlands bewegt wurden. Das Urteil, als hätten die im Felde stehende Jugend und die historisch-politischen Schriftsteller während des eben verflossenen Jahres nur das eine Ziel der Befreiung vor Augen gehabt, als wäre die politische Tendenz der zukünftigen Gestaltung Deutschlands und seiner Einzelstaaten für sie nur eine cura posterior gewesen, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Gewiß: im ersten Hefte seiner „Nemesis“, das zu Beginn des Jahres 1814 erschien, hatte Luden die Besorgnis ausgesprochen, es möchten nach der Befreiung die Schriftsteller jene verschiedenen Fragen erörtern und so von neuem die innere Zerrissenheit des Landes offenbaren, bevor der Feind gänzlich niedergeworfen sei. Er hatte sich damit getröstet, daß nur eine einzige Schrift „Über Teutschlands Wiedergeburt geschrieben im November 1813“ sich damit beschäftigt habe. Eine andere Broschüre, die Luden nicht anführt, „Ein Wort zu seiner Zeit“, verfaßt im Dezember 1813, also sicherlich gleich zu Anfang 1814 erschienen, ging scharf gegen die Fürsten des Rheinbundes und ihre Souveränität vor, beschuldigte sie des Hochverrates gegen Deutschland sowie gegen die eigenen Untertanen und verlangte, daß sie diesen die Rechte und Freiheiten wiedergeben sollten, die sie ihnen genommen hätten, das Recht der Steuerbewilligung und die Vertretung durch die Stände [1]). Gewiß schwiegen deutsch-nationale Blätter wie der „Preußische Correspondent“ und der „Rheinische Merkur“ zunächst über diese Fragen, und nur die „Deutschen Blätter“ brachten gleich in der ersten und in den darauffolgenden Nummern vom 14.—20. Oktober einen scharfen Artikel gegen den rheinischen Bund mit den Schlußworten: „zer-

[1]) Im allgemeinen vgl. K. Hagen, Über die öffentliche Meinung in Deutschland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen, Historisches Taschenbuch VII u. VIII, Leipzig 1846/47; doch setzt die Betrachtung der inneren Zustände zu spät ein. — Mit der deutschen Frage beschäftigt sich Ant. v. Preußen, Zwanzig kritische Paragraphen und historische Noten über den Text der Zeit (wohl pseudonym), Leipzig 1814, welcher für einen Bundesstaat eintrat, jedoch verlangt, daß kein Glied des Reiches außerhalb des Reichskörpers Besitzungen habe, wie Brandenburg an Preußen, Sachsen an Polen.

brecht den Bund, Deutsche; Deutschland wird eine deutsche Verfassung erhalten", und einige Gedichte erinnerten daran, daß nunmehr ein unauflösliches Band das Vaterland vereinigen müsse. Aber wurde Arndts deutsches Vaterlandslied nicht bei allen Heeresabteilungen auf den Märschen und im Scheine der Wachtfeuer gesungen, hatte nicht Jahns mächtiges „Deutsches Volkstum" in die Herzen vieler Patrioten die heiße Sehnsucht nach einem großen, einigen Vaterlande eingegraben? — Die freiwilligen Jägerdetachements und die Freikorps, in denen sich Deutsche aus allen Territorien am frühesten zusammenfanden, werden in erster Linie die Träger solcher Gedanken gewesen sein. Man fragte sich, welche Früchte die heilige Saat des Enthusiasmus und der Opferwilligkeit tragen würde, und man drängte mit innerer Erbitterung die Furcht zurück, es möchte wieder ein heiliges römisches Reich mit seinen dritthalb hundert Souveränen und tausend Ministern, mit seinem „aristokratischen Firlefanz von Kummer- und Jammer- und Domherrn, mit jener adligen und bürgerlichen Bank und mit jenen mittelalterlichen Traditionen" geben, die das alte vernichtet hatten. Man wehrte sich dagegen, daß das in Strömen geflossene Blut dafür vergossen sei, damit Deutschland sich auch in Zukunft wieder seiner ohnmächtigen Potentaten erfreue, und man tröstete sich mit Reden über Deutschlands Erwartungen, seine Freiheit und Einheit, mit der Abschaffung aller „Überreste einer barbarischen und tyrannischen Zeit". Man sprach bereits unter dem Eindrucke der Abmachungen mit den Fürsten des Rheinbundes davon, daß scheinbar das Alte wieder seinen Einzug halten wolle, daß man auch in Zukunft mit einem deutsch sprechenden Lande sich werde begnügen müssen, daß man aber schwerlich „ein Deutschland" bekommen werde, und man warf wiederum solche trübseligen Reflexionen beiseite, um auf den Sieg der gerechten Sache zu vertrauen[1])! Ein anderes Bild: In den preußischen Beamtenkreisen, die sich um den Staatskanzler gruppierten, beschäftigte man sich lebhaft mit der Gestaltung Deutschlands. Der Berliner Journalist Buchholtz schrieb darüber in der Voßschen Zeitung. Sie alle setzten ihr Vertrauen darauf, daß Stein, der den anderen, namentlich den österreichischen Diplomaten, ebensosehr an Kenntnissen wie an deutschem Sinn überlegen sei, wieder an Einfluß gewinnen werde.

---

[1]) Vgl. Mebes, Briefe aus den Feldzügen 1813 und 1814, Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine Bd. 60, Berlin 1886, S. 314 f. — Aber auch Bolte, der beim 12. Reserve-Infanterieregiment in der Brigade des Generalmajors v. Hünerbein beim ersten Armeekorps Yorcks stand, schreibt aus Limburg am 8. Nov. seinem Vater, a. a. O., nachdem er den jetzigen Kampf mit dem letzten messenischen und dem letzten karthagischen Kriege verglichen hatte: „Gott gebe, daß ein glücklicheres Morgenrot auf diese Nacht folge, als es damals den politischen Himmel rötete."

Sobald die Nachricht vom Falle Napoleons sie erreicht hatte, da schien es Wißmann, jetzigem Regierungspräsidenten der Neumark, die „Tendenz jenes höchsten Moments" zu sein, daß eingeschränkte Monarchien für die Völker eingeführt würden, und Stägemann, der Verehrer Hardenbergs, meinte betrübten Herzens, an organische Gesetze, an eine Konstitution dürfe man in Preußen nicht denken, weil der König ganz dagegen sei [1]). Hoffnungsvoller sprachen sich zwei Aufsätze im Novemberhefte der jetzt in Leipzig erscheinenden „Minerva" aus. Der eine „Über die jedem Staate eigentümliche Politik" meinte, daß Preußen, wenn es seine politische Rolle richtig verstehe, sich jetzt „als zum Wächter und Erhalter der Freiheit Teutschlands bestimmt" betrachten müsse. Dazu befähige es auch seine innere Gestaltung, denn „die preußische Verfassung erhält wahrscheinlich eine Form, welche sie der Volksverfassung sehr nähert, indem man ein repräsentatives System einführt und dem Volke den Anteil an der Gesetzgebung gestattet, der ihm dem Rechte nach gebührt, und den die Preußen durch ihre gegenwärtige Aufopferung für die Existenz der preußischen Monarchie, durch ihre Tapferkeit im Kampfe für die Freiheit Europas, und durch ihr humanes Betragen auf der Laufbahn des Sieges verdienen" [2]). Der Verfasser des zweiten Aufsatzes „Ansichten der gegenwärtigen Zeit" vertrat die Anschauung, daß Deutschland nie wieder das werden könne, was es vor dem Jahre 1806 war: „Die Teutschen, wenn ihre Unabhängigkeit gesichert werden soll, bedürfen einer Bundesverfassung." Und um noch eine Stimme aus Mitteldeutschland anzuführen, die sich mit dem zukünftigen Deutschland bereits im Jahre 1813 beschäftigte, so singt der Franke J. A. v. Seuffert ganz im Anschlusse an Arndt:

„Ihr Franken, Sachsen, Hessen, Baiern, Schwaben!
Euch ruf' ich nicht — Eur Nam' muß untergehn.
Euch Deutsche! Deutsche! will ich vor mir sehn —
Erwacht! Erwacht! denn ihr war't lang begraben" [3]).

In diese Zeit, wo die Spannung des Problems schon einen hohen Grad erreicht hatte, fiel das Erscheinen der beiden Teile des „Geistes der Zeit" mit ihren Zukunftsplänen. Die Forderung eines scharf durchgeführten Dualismus, einer Trennung der Machtsphären Österreichs und

---

[1]) Stägemann an Scheffner, Berlin, 12. Oktober 1813, Wißmann an Stägemann, Königsberg N.-M., 20. April 1814 u. Stägemann an Scheffner, Berlin, 24. April 1814, Kühl, Franzosenzeit, S. 265 ff.

[2]) Minerva, 1813, Band IV, S. 240 ff. Das Urteil, welches der Verfasser über England fällt, deckt sich mit dem Arndts; nur betrachtet er die Vorherrschaft auf der See im Frieden noch optimistischer. Der zweite Aufsatz S. 318 ff.

[3]) In dem Gedichte „Aussicht", veröffentlicht in Denzingers Aurora, Heft 4, Würzburg 1813, S. 33.

Preußens und der Errichtung einer Pairskammer, wie sie der zweite Teil in seiner ersten Ausgabe vertreten hatte, blieb bestehen. Ein kurzer Abschnitt über den Adel wurde eingefügt. Sollte er seine Geltung behaupten, so müßten auf jeden Fall strengere Ordnungen und Satzungen gemacht werden. Ein ganz anderes Bild des zukünftigen Deutschlands zeigten die Pläne im dritten Teile. Der erste daselbst durchgeführte schloß sich, wie wir bereits sahen, eng an die Ideen Steins an [1]). Dieser erhielt jetzt eine weitere Ausgestaltung in einer neuen Schrift. Kaum war Arndt in Frankfurt angekommen, da schrieb er schon seinem Freunde Schildener, alle Biederleute müßten sich jetzt zu einem deutschen Bunde die Hände reichen, „damit wir menschliche Verfassungen erhalten"; er habe darüber allerlei entworfen. In wenigen Monaten war der Entwurf druckreif: „Über künftige ständische Verfassungen in Teutschland". Die Schrift erschien bei Bernhard Körner in Frankfurt ohne Angabe des Druckortes wohl schon in der ersten Märzhälfte des Jahres 1814 [2]).

Die allgemeinen Einrichtungen des zukünftigen deutschen Reiches blieben die gleichen wie im dritten Teile des „Geistes der Zeit". Ein gemeinsames Oberhaupt über alle deutschen Fürsten und Lande, ein Kaiser oder König; eine durch das ganze Land gehende kriegerische Erziehung, eine feste Kriegsordnung und Kriegsübung; ein allgemeines Reichsgesetzbuch mit möglichster Berücksichtigung der alten Satzungen und Begründung großer, mit ausreichenden Mitgliedern besetzter Reichsgerichte; einerlei Münze, Maß, Gewicht, Abschaffung der Abzugs-, Durchzugs- und Geleitsgelder sowie der inneren Land- und Stromzölle; unbeschränkteste Preßfreiheit; Verordnung eines deutschen Reichstages, zu welchem — diese und die folgenden Bestimmungen sind dem an zweiter Stelle angeführten Plane des „Geistes der Zeit" entlehnt — die Landboten von den Ständen der einzelnen Landschaften und Staaten des Reiches ausgewählt werden. Die Sitzungen finden wenigstens während der einen Hälfte des Jahres statt, Neuwahlen alle fünf bis sechs Jahre. Die Geschäfte des Reichstages beziehen sich auf die „allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes", seine Verhandlungen sind öffentlich, der Vorsitzende wird vom Kaiser oder Könige ernannt. Der Sitz des Reichstages befindet sich — der Schreiber denkt offenbar an Frankfurt — möglichst in der Mitte des Landes. Die Angelegenheiten der Fürsten besorgen jedesmalige Gesandte.

Ohne diese Einrichtungen hielt Arndt das Ganze nicht für lebensfähig. Ihm ordnen sich die einzelnen Staaten und Territorien unter.

---

[1]) Vgl. oben S. 398 ff.

[2]) Vgl. darüber Treitschke, Deutsche Geschichte I, 6, S. 67 f., dagegen mit Recht Wilh. Ad. Schmidt, Geschichte d. deutschen Verfassungsfrage 1813/15, Stuttgart 1890, S. 122 ff.

Sie stellen im kleinen eine Ähnlichkeit des großen Bildes dar. Auch in ihnen wird „eine freie und menschliche Verfassung" begründet. Sie baut sich auf den Elementen auf, die bisher noch in Deutschland vorhanden waren, zum Teil noch vorhanden sind. Sie wird also „eine dargestellte oder ständische Verfassung" sein.

Den größten Teil der Schrift nimmt dann die Betrachtung der Stände selbst ein. Zunächst die Geistlichkeit. In dem vergangenen Jahrhundert der Aufklärung gehörte es, so meint Arndt, zum geheiligten Rechte der Menschen, Geistlichkeit und Kirche zu verachten. Erst seit der allgemeinen Hilflosigkeit änderte sich die Haltung. Einzelne Schriftsteller, namentlich der „unsterbliche" Johannes Müller und Burke, — er hätte auch Adam Müller nennen können — wiesen auf die Bedeutung der Kirche während des Mittelalters als der notwendigen Erzieherin und wohltätigen Leiterin der Völker hin, aber diese alte Zeit der christlichen Kirche ist vergangen, ihr Leib veraltet. Darum erhebt Arndt die Forderung, daß die christliche Religion in Zukunft, weil sie „fast ganz geistig" in den Lüften schwebt und sich einen zarteren Kirchenleib suchen muß, nicht mehr unmittelbar mit dem Irdischen und Politischen verbunden bleibt. Weil die lebendige Kraft der katholischen Kirche vergangen ist und es protestantische Kirchen nicht mehr gibt, werden und dürfen die Geistlichen und der Klerus nicht mehr als ein leiblicher Träger des Staates, als ein politischer Stand gelten. Gerade in ihrer Befreiung vom Staate wird die Kirche auch weiterhin „die Mitregentin, ja Oberherrscherin der Welt" bleiben, denn in christlichen Staaten bezieht sich zuletzt doch alles auf die geistige Gesinnung, die gerade das Wesen jener religiösen Gemeinschaft ausmacht. Die weltlichen Organe verwalten nur „ihr irdisches Polizeiregiment". So sehr Arndt es beklagt, daß in der jetzigen Zeit der großen Masse die Bedeutung der Kirche fremd geworden ist, so hofft er doch, daß die Zukunft ihr eine neue Gestalt schaffen werde, „die für die neuen Zeiten eine wahrhaftig christliche Kirche genannt werden kann". Indem sie als politischer Bestandteil des Staates ausscheidet, ergibt sich die Notwendigkeit strengerer Ordnungen, festerer Gesetze, freierer Kämpfe der geistigen Kräfte für diesen, denn die staatlichen Gewalten werden demokratischer, je mehr die Kirche an Macht verliert. Wiederum hält es der Verfasser für nötig, vor dem Mißbrauch der Worte demokratisch und Demokratie zu warnen. In ihnen selbst liegt, wie er sagt, nichts Abscheuliches, sie beziehen sich allein auf das Große und Allgemeine des Volkes. So sehr der Pöbel unheilig ist, so heilig ist das Volk und seine Herrschaft: „Jedes Volk, das darstellende und ständische Verfassungen hat, die aus allen Klassen der Einwohner zusammengesetzt sind, hat dadurch schon demokratische Verfassungen", denn Bauern

und Bürger bilden den größten und ehrwürdigsten Teil des Volkes. Dadurch erhalten auch die übrigen Stände „eine volkähnliche Färbung, eine volkliche Gesinnung“. Das Beispiel eines solchen Lebens gewährt dem Schreiber die englische Verfassung seit länger als einem Jahrhundert, ohne daß darunter „das Recht und die Herrlichkeit der königlichen Majestät“ gelitten hätte.

Diese Demokratie, die Arndt eingeführt oder wieder begründet wissen will, ist nicht gleichbedeutend mit der französischen der revolutionären Ideen. So verlangt sie nicht im Namen der Gleichheit die Vernichtung des zweiten Standes, des Adels, sondern seine Neueinrichtung. Soll er bestehen, so müßten ihn fest ausgesprochene und gehaltene Grundsätze wieder mehr als eine besondere Kaste umschließen und alles Fremdartige, Kleinliche und Ärmliche aus ihm aussondern. Die Frage, ob mit der Würde und Hoheit der menschlichen Natur sowie mit der Idee des Staates der Gedanke des Adels verträglich sei, bejaht Arndt, sobald dieser Stand „in bestimmten Pflichten und Rechten, in bestimmten Verhältnissen geschlossen“ steht, ja er geht so weit, zu sagen, daß ohne einen solchen Adel kein Staat auskommen könne. Seine Gegnerschaft bezieht sich nur auf den schlechten Adel, der „in Gesinnung und Gebärde ein rechter kleiner Hofdiener“ wurde. Die allzu große Teilbarkeit der Güter und die dadurch herbeigeführte Verarmung der Besitzer, die Gefälligkeit der Fürsten, welche häufig verdiente, aber arme Männer nebst ihrer Familie zu Edelleuten stempelte, ohne sie auf liegendem Vermögen zu gründen, die Leichtigkeit des Adelskaufes, die schlechte Behandlung der Leibeigenen im Osten, die Äfferei mit der französischen Kultur ließen den deutschen Adel entarten. Weil er altes Geschlecht, alten Besitz, altes Recht, alte Sitte, alte Ehre darstellt, müssen seine Mitglieder Landherren sein, festen Grund und Boden unter den Füßen haben. Als Edelmann und als Bauer ist der Adel „der natürliche Gegner jener der Ruhe des Besitzes entgegenstrebenden Beweglichkeit der Kräfte, welche in Städten und durch die städtischen Gewerbe und Triebe geboren wird und welche die Dinge und die Maße und Gestalten der Dinge ewig zu verwandeln sucht“. So ergeben sich folgende Maßnahmen. Da der Adel den äußeren Glanz der weltlichen Dinge darzustellen hat, muß er zur Bewahrung seiner Unabhängigkeit über ein Einkommen von mindestens 15 000 Talern verfügen. Das Vermögen gründet sich auf Landbesitz, damit es gegen den Wechsel und Wandel der Dinge sicher ist. Dieser Landbesitz ist unteilbar und unveräußerlich, er bildet ein Majorat. Nur solche Familien werden als adlig angesehen und stellen als eigener Landstand den Adel dar, welche über solches auf Besitz gegründetes Einkommen

verfügen. Die jüngeren Söhne werden nicht als zum Adel gehörig betrachtet. Auch alle Edelleute, die nicht über solchen Besitz oder solches Einkommen verfügen, rechnen hinfort nicht zu diesem Stande. Nur so kann er seine politische Bestimmung erfüllen, eine vermittelnde Stellung zwischen den Fürsten und den Ständen der breiten Volksmassen einnehmen, dem Bauern- und dem Bürgerstande.

Zum Bauernstande gehört jeder, der eigenen Grundbesitz hat. Er ist der Natur der Dinge nach „die zahlreichste und ehrenwerteste Klasse des Volkes". Hier wohnt mehr als in anderen „die ursprüngliche und gediegene Naturkraft, die Reinheit der Sitten, die Treue und Redlichkeit der Gesinnung, der Mut und die Ausdauer". Darum hat der Staat vor allem darauf zu achten, daß dieser Stand nicht durch zu große Anhäufung des Landbesitzes in einzelnen Familien und durch Unterdrückung der kleinen Eigentümer entarte. Durch Ackergesetze wird mindestens die Hälfte aller Grundstücke für feste und unveränderliche Verhältnisse gebunden. Die Hälfte aller Ländereien in sämtlichen deutschen Territorien muß von freien Bauern bewohnt werden. Wo es nicht der Fall ist, geben die Staatsdomänen durch Parzellierung den Grund und Boden her. Die unveräußerlichen und unteilbaren Bauernhöfe, gewissermaßen die Bauernmajorate, kann nur ein Inhaber besitzen. Diese öffentliche Fürsorge für den Bauernstand entsprang, wie Arndt selbst gesteht, seiner Anschauung vom Wesen des Staates. Er wollte „den natürlichen und sicheren Grund" befestigen, auf dem der Staat allein für die Dauer bestehen könne. Die Erde und das Geschäft, das sich unmittelbar mit ihrer Kultur beschäftigt, sind „das Ruhende und Bleibende in ihm"; wer ein festes und glorreiches Vaterland will, der schafft festen Besitz und fest sitzende Bauern, in deren Händen die Erde nicht wie „eine Kolonialware" hin und her geht. Darum sollen von allem Bauernland drei Viertel festliegen, während das letzte Viertel dem Wechsel des Besitzes freigelassen werden kann.

Demgegenüber lebt und schafft der Bürgerstand das Zusammengesetzte und Künstliche. Je mehr der Mensch mit der Maschine arbeitet, um so mehr wächst der städtische Geist des Wandelbaren und des Neusüchtigen, um so mehr glaubt man, alles durch Kunst und Geist halten und regieren zu können. Wenn die Stadtbewohner das einzige Gewicht in der Wagschale eines Staates wären, so müßte er durch den ewigen Wechsel und die zu starke Reibung der Kräfte zerstört werden. Die menschlichen Triebe werden unstet und flatterhaft. Die Sitte weicht der Mode, die Beständigkeit dem Leichtsinn. Charakter und feste Gesinnung werden seltene Güter. Ein Gegengewicht bilden die Innungen, Zünfte und Gilden. Als Schranken des Wechsels und der Auflösung

in Einzelheiten müssen sie wieder eingerichtet werden, nachdem alles Nichtige und Tote aus ihnen entfernt ist. An diese Gemeinschaften sind die Erziehung der Jugend und die Sorge für die Sitten, die Heiligkeit des Lebens in der Ehe, die männlichen und kriegerischen Übungen wieder anzuknüpfen.

Die drei Stände haben in allen Geschäften und Bedürfnissen des Staates die ratschlagende und mitregierende Macht. Die ausführende Gewalt steht allein bei dem Fürsten in den Grenzen, welche durch die allgemeinen Gesetze des Reiches bestimmt sind. Er wird angesehen als „eine heilige, unverletzliche und unschuldige Person", seine Räte und Minister dagegen sind verantwortlich. Geschieht Ungesetzliches, so werden sie von den Ständen zur Rechenschaft gezogen. Die Anschauung, daß auch von anderen, besonderen Teilen des Volkes, z. B. vom Kriegerstande, von der Geistlichkeit, von den Gelehrten Vertreter gewählt werden müßten, weist Arndt aus der Idee des ursprünglichen Staates zurück. Sein Zweck war zunächst, wie er schon in „Germanien und Europa" ausgeführt hatte, Sicherheit des Lebens und des Besitzes. Alle guten Staaten waren auf diese beiden Punkte begründet, alle darstellenden und ständischen Verfassungen beziehen sich zunächst immer auf sie. Diese Grundsätze müssen auch jetzt bei dem entwickelteren Zustande das Maß und die Regel bleiben, wonach die Verfassungen bestimmt werden. Der Staat soll gegenüber der geistig-theoretischen Entartung des letzten Jahrhunderts vorzüglich auf die Zusammensetzung seiner leiblichen Bestandteile achten, die einfachen Elemente hervorheben, die geistigen in ihre Schranken zurückweisen. Er muß immer „drei Viertel Erde als Ballast" enthalten, und selbst dem einen Viertel Geist so viel als möglich „die Natur irdischer Dämonen" geben, damit ihm nirgends heimischer sei als in der irdischen Behausung, damit er nicht über sie hinweg unmittelbar in das Unermeßliche des Kosmopolitischen hinausstrebe. Nur wer den Staat am sichersten aufreiben und zerrütten will, der wird jene geistigen Beschäftigungen auch zu den unmittelbaren Elementen der Staatsverfassung machen. Demgegenüber muß die gewissermaßen naturgeschichtlich gefundene Uridee des Staates, leibliche Sicherheit und leiblicher Besitz, bis zu dem letzten und feinsten Zustande der Gesellschaft festgehalten werden. Mit der Sicherheit des Leibes werden auch die Geister wachsen. Diese lebendigen Triebkräfte findet Arndt schon durch alle Menschen dargestellt, welche den Staat bilden, und ihnen ist die größte und heilsamste Wirksamkeit auf jene Gemeinschaft durch die Preßfreiheit verliehen, „welche wir als das Palladium aller menschlichen Bildung und Freiheit gleich anfangs am unbeschränktesten vorausgestellt haben". Wo Rede und Schrift, die „großen Zeichen der gött-

lichen Majestät", frei walten dürfen, da braucht man nicht zu fürchten, daß die Geister die Flügel senken und einschlafen werden.

Arndt dachte nicht daran, mit seinen Ideen den Gedanken der platonischen Republik, des vollkommenen Staates wieder aufleben zu lassen. Er bleibt „ein idealischer Traum". Aber die Aufgabe der Vernunft besteht darin, sich dem Vollkommenen zu nähern. Die Anlagen und Neigungen eines Volkes und Landes, die Beschaffenheit und Eigenschaften der Nachbarländer, die Reinheit oder Verdorbenheit ihrer Sitten, der höhere oder niedere Grad der Bildung und Wissenschaft, die Neigungen und das Streben des Zeitalters, alle Verhältnisse und Beziehungen müssen betrachtet und erwogen werden, wenn ein Volk seine politischen Einrichtungen ordnen will. „Kampf um Recht und Besitz" heißt der Begriff des Arndtschen Staates, darum müssen die darstellenden Gewalten das Gleichgewicht der Kräfte halten, die Macht muß zum Gehorsam gegen das Gesetz zwingen.

Und wiederum wandte sich der Schreiber zum Schluß gegen alle jene Diplomaten und Politiker, welche aus Furcht vor den Erschütterungen von neuem „dem dicken und dumpfen politischen Tode" das Wort reden. Für ihn ist dieser Zustand des gegenwärtigen Menschen unwürdig, so sehr es Faulen erstrebenswert sein mag, den ganzen Staat in ein großes Tabellenwerk zu verwandeln, ein „Maschinenwerk von Puppen" daraus zu machen. Aber „alle insgesamt, Fürsten und Volk, werden durch die große Zeit lernen, daß nur das teutsche Ordnung heißt, Gesetzen gehorchen und nach Gesetzen regieren, und daß wir den Schimpf solcher Einrichtungen nicht dulden müssen, welche nicht Freien geziemen, sondern Knechten". —

Die Selbstbefreiung seines deutschen Volkes durch eigenen sittlichen Willen und die Anspannung aller geistigen und natürlichen Lebenskräfte, das war bisher das Leitmotiv der Schriften Arndts in diesem Jahre gewesen. Sie erschien vielleicht manchem als das Größte und Herrlichste, was eine Nation vollbringen könne. Gegen eine solche Anschauung wandte sich diese Schrift. Die Tat der Befreiung kann zuweilen das Werk des Augenblicks, oft das Werk weniger Jahre sein. Die größten und die herrlichsten Taten der Menschen sind die ewigen Taten des Geistes, die in einer Arbeit nach einem Ziele über alle Hindernisse fortstrebende Tugend, die politische Tugend. Sie gerade vermißte der Schreiber noch bei dem deutschen Volke. Gewiß sprachen seit der französischen Revolution alle Stände und Menschen in Stadt und Land von politischen Dingen, aber war das politische Interesse, die Verpflichtung aller einzelnen für die staatliche Gemeinschaft des Volkes, dem sie mit allen ihren Lebensbeziehungen angehörten, wirklich ein sittlicher Bestand ihres eigenen inwendigen Menschen geworden, ja war es auch

nur bei dem Adel, den Gelehrten und den Beamten in solcher Stärke erwacht, daß sie als die Gebildeten den großen Massen des Volkes von diesem Gute mitteilen konnten? — Arndt war weit entfernt davon, ihre Treue für das Vaterland und ihre Opferwilligkeit, ihren Mut und ihre Tapferkeit in Zweifel zu ziehen, aber er sah ihren politischen Unverstand in Reden, Schriften und Anordnungen, ihre idealistischen Träumereien, ihr Unvermögen zu herrschen und die Welt zu regieren. Dieser Mangel im Geistesleben seines Volkes veranlaßte ihn, seine Gedanken über die Notwendigkeit ständischer Verfassungen in deutschen Landen niederzuschreiben. Ihr Recht schöpfte er nicht nur aus der Geschichte. Es lag ihm begründet im deutschen Menschen, ja im Menschen überhaupt als einem Wesen, das kraft seines Freiheitsbewußtseins dazu bestimmt sei, als edler und freier Mensch regiert zu werden, d. h. sich selbst regieren zu helfen. Der Schwierigkeit des Planes blieb er sich bewußt. Er kannte die ungleiche Art, in der sich die ständische Verfassung in den Einzelstaaten erhalten hatte. Er kannte den tiefen Riß, welchen die Revolution und Napoleon, „die große Seele des Bösen", der deutschen Geschichte gegeben hatten, indem die Fürsten des Rheinbundes zu „alleingewaltigen und schrankenlos gebietenden Herrn ihrer Lande" erklärt wurden; aber Gerechtigkeit und Ehre sagten es ihm, daß der jetzige Zustand nicht fortdauern dürfe. Und er blieb sich weiter bewußt, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, wo im einzelnen Vorschläge zur Wiederherstellung des Vaterlandes gemacht werden könnten. So wollte er zeigen, was in der Vergangenheit zweckmäßig und möglich war und jetzt noch sei, damit nicht Liebe und Sehnsucht nach dem Vergangenen die Gegenwart irre mache, und damit nicht das stürmische Verlangen nach dem Neuen sie zu weit treibe. Seine Verfassung sollte ein Mittelweg zwischen der deutschen Vergangenheit und den Ideen sein, welche die Revolution „als ein reiches Feuermeer des Geistes" über die Völker ausgegossen hatte, und so das deutsche Vaterland einem gesunden Fortschritt, einer sicheren Entwicklung entgegenführen.

Die Schrift „Über künftige ständische Verfassungen in Teutschland" will gegenüber dem im dritten Teile des „Geistes der Zeit" entworfenen Plane für die politische Neuschöpfung nicht neue Vorschläge machen, sondern ihm eine Grundlage geben, welche sich auf den Anschauungen Arndts über das Wesen des Staates und über die Geschichte des deutschen Volkes aufbaut. Er versuchte also eine Einheit herzustellen zwischen seiner Norm von dem Begriffe und Inhalte eines Staates überhaupt und den Forderungen, welche die Zweckmäßigkeit und die Möglichkeit der Durchführung in der eigentümlichen Gegenwart an das deutsche Volk stellte. Als vor zwei Jahren in Breslau die „Fantasien" niedergeschrie-

ben wurden, da konnte der Verfasser, unbehindert durch die Gegenwart, die ja ganz aufgehoben werden sollte, das Bild des deutschen Kultur- und Machtstaates in den Farben zeichnen, die ihm die schönste Harmonie zu geben und die höchste Kraftentfaltung zu verbürgen schienen. Jetzt gesellte sich zu dem Zweckmäßigen das Mögliche. Und gerade darin, daß er, ohne sich an die dort aufgestellten Wünsche und Forderungen zu hängen, in seinem neuen Entwurfe die geschichtliche Entwicklung dieser beiden Jahre namentlich in der Betonung der territorialen Rechte der Fürsten zu Worte kommen ließ, zeigte er sich als echter politischer Schriftsteller, der die Kunst des Möglichen und die Tatsachen des Objektiven über die eigenen prinzipiellen Lieblingsgedanken stellte, sobald sie nur das Ziel des unbedingt Notwendigen nicht aus den Augen verloren. Seine realistische Anschauung vom Wesen des Staates im Gegensatze zu der einseitig rationalistischen Vertragstheorie des Absolutismus und dem sittlichen Idealismus eines Fichte ist im wesentlichen die gleiche geblieben; vielleicht, daß der nationale Machtgedanke gegenüber dem Kulturgedanken des Klassizismus jetzt noch schärfer als der ausschlaggebende Faktor betont wurde, die Tendenz, dem Bestehenden und Bleibenden gegenüber den wechselnden Elementen größere Geltung zu verschaffen mehr in den Vordergrund rückte, daß das Einfache und Ursprüngliche für ihn im Vergleich zu dem Zusammengesetzten noch an Bedeutung gewann. So vollzog sich in ihm unter dem Zwange der Umstände und unter dem Einflusse Steins eine weitere Annäherung an die Position der historischen Romantik, wenn sie das organisch Gebundene gegenüber der atomistischen Vereinzelung der Individuen vertrat. In der Verfassung der Einzelstaaten sollte die Bedeutung dieser sozialen Formen am stärksten zum Ausdruck kommen. Auch die Zusammensetzung des Reichstages baute sich auf ihnen auf, freilich ohne daß Arndt die letzte Konsequenz zog, die Abstimmung nach Ständen zu fordern. Die Abstimmung nach Köpfen blieb ihm wohl auch jetzt eine unbedingt notwendige Forderung der repräsentativen Verfassung. Die Maßnahmen, die er dem Reichstage und den Landtagen zubilligte, sind weit umfassender als etwa die, für welche Stein bald darauf in der Denkschrift von Chaumont eintrat. Trotz jener Zugeständnisse wurde die Einheit der Neugründung doch in strengen Formen gewahrt. Bestehen blieben die einheitliche Spitze des Reichs, die Einheit des Rechtes, der wirtschaftlichen Grundlagen und der militärischen Ausbildung. Bestehen blieben auch im Gegensatze zur Romantik der überwiegende Einfluß, den Arndt den breiten Massen des Volkes, dem demokratisch-volkstümlichen Gedanken und der unbedingten Geistesfreiheit gewahrt wissen wollte. Die Lösung der Probleme zwischen Kultur-, Volks- und Machtstaat vollzogen

sich ihm nicht durch das radikale Mittel einer einseitigen Proklamierung der Rechte der Macht und der Tradition, sondern immer durch den sittlichen Ausgleich aller Faktoren, die im Bewußtsein der Nation lebten. Diese Verbindung mit den Forderungen des sittlichen Gemeinschaftswillens gedachte er um so weniger aufzugeben, als ihre aufbauende Kraft gerade in den verflossenen Monaten zu so hinreißender Wirkung gekommen war [1]).

Jene Maßnahmen für die Einheit des Reiches, die er zu Beginn seiner Schrift aufgestellt hatte, schienen Arndt für die Stärke und Sicherheit des nationalen Besitzes seines Vaterlandes unbedingt notwendig zu sein. Und doch war, als er sie mit Zustimmung Steins veröffentlichte, die Geschichte über sie scheinbar bereits endgültig zur Tagesordnung übergegangen.

Der Freiherr vom Stein als die vorwärtsschreitende Kraft in den deutschen Angelegenheiten hatte in den letzten Dezembertagen 1813 noch an dem erblichen Kaisertume Österreichs festgehalten. Gänzlich abgeneigt solchen Gedanken zeigte sich jedoch das Wiener Kabinett unter Metternich. So trat an die Stelle der einheitlichen Spitze, bei welcher die Rolle Preußens stets unentschieden blieb, in den Steinschen Plänen ein Staatenverein. Die Unterredungen mit W. v. Humboldt, dem die erbliche Kaisergewalt im Hause Habsburg mit den Interessen der hohenzollernschen Monarchie immer unvereinbar erschienen war, ergaben zwischen beiden Staatsmännern völlige Übereinstimmung. Beiden Mächten sollte die Führung des deutschen Bundes zufallen, für den Kaiser der dauernde Bundesausschuß, das Direktorium, eingesetzt werden. Daneben stand der periodisch zusammentretende Reichstag. Je mehr in den Plänen Steins die einheitliche Zentralgewalt in den Hintergrund rückte, um so mehr Wert legte er auf die Sicherung der ständischen Rechte und im Gegensatze zu Arndt auf den Ausbau der Justiz in den Einzelterritorien. Eine Klausel im Vertrage von Chaumont besagte denn auch ausdrücklich, daß das aus souveränen Fürsten gebildete Deutschland durch ein föderatives Band vereinigt werden sollte, welches die Unabhängigkeit des Landes zu sichern und zu verbürgen imstande wäre. Steins Denkschrift vom 10. März wollte die Direktion an die vier großen Mächte Österreich, Preußen, Hannover und Bayern übertragen. Das Kaisertum wurde aufgegeben, die schwierige Frage des Vorsitzes nicht berührt. Der Reichstag oder vielmehr Bundestag sollte sich aus den Abgeordneten der Fürsten und der Hansestädte zusammen-

[1]) Auf die sittlich-politische Bedeutung der Schrift weist vor allen hin W. A. Schmidt, Geschichte der deutschen Verfassungsfrage 1812—1815, Stuttgart 1890, S. 122 ff., doch überschätzt er den Einfluß Steins und die innere Kongruenz mit dessen Chaumonter Denkschrift.

setzen, denen man, um eine gleichmäßigere Vertretung zu haben, Abgesandte der Landstände der einzelnen Territorien hinzufügen könne. Von einer Repräsentation des Volkes war in dieser aristokratischen Versammlung keine Rede mehr. Wenn nun die Vertreter der verbündeten Mächte auf Steins Seite traten, und eine Kommission sich namentlich mit den willkürlichen Maßnahmen einzelner Fürsten gegen ihre ehemaligen Mitstände, die mediatisierten Fürsten und Grafen, mit den persönlichen Rechten aller Deutschen und besonders der Mediatisierten, mit den Privilegien der Stände in den Einzelstaaten beschäftigen sollte, so war damit die deutsche Sache in einen Gang gekommen, welcher zu den Arndtschen Forderungen sich entgegengesetzt verhielt, mochten auch die Steinschen Ausführungen in ihren Bestimmungen über die Gewalten und Rechte der Zentralbehörden sich im wesentlichen mit den seinigen decken. Nicht der Ausbau der Reichseinheit, nicht die bewußte Einordnung aller Fürsten und Stände unter die machtvolle Erscheinung eines großen nationalen Staates waren die vornehmsten Ziele, die erledigt werden sollten, sondern die Rechte der großen Einzelstaaten, die Rechte der Individuen und ihrer vornehmsten Vertreter, der Grafen und Herren. Eine innere Harmonie zwischen den Plänen Arndts und den Festsetzungen der verbündeten Mächte bestand nur noch in dem Verlangen, das Souveränitätsgefühl der Mittel- und Kleinstaaten einzuschränken.

Gerade in diesem Bewußtsein der eigenen Machtvollkommenheit seitens der Fürsten erwuchs den deutschen Einheitsplänen ein weiterer Gegner.

Mit politischem Scharfsinne hatte bereits der im April 1813 geschriebene Aufsatz „Was ist (war) der rheinische Bund?", der im Oktober in den „Deutschen Blättern" erschien, dieses geniale Meisterwerk Napoleons gekennzeichnet. Es trug den französischen Interessen Rechnung, indem es die einheitliche Kraft des östlichen Gegners zersplitterte, und es erfüllte die jahrhundertelange Sehnsucht der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, indem es ihrem Streben nach größerer Selbständigkeit und nach Befriedigung ihrer partikularistischen Denkart entgegenkam. Die unbedingte Abhängigkeit von dem Willen des Protektors stellte ihre Streitkräfte in den Dienst des französischen Systems. Dafür wurden sie entschädigt durch die Erweiterung ihrer Rechte gegenüber den Untertanen, durch die Beseitigung einer Zentralgewalt, die sie immerhin noch zu Gliedern einer losen Einheit machte. Selbständig, ja oft feindselig standen die einzelnen Staaten des neuen Bundes widereinander, eifersüchtig darauf bedacht, die eigenen Rechte auf Kosten des Nachbars zu vergrößern. Montgelas, Bayerns allmächtiger Minister, setzte seine ganze Kraft ein, unter anerkennenswerter Verbesserung der inneren Zustände

aus dem deutschen Einzelstaate eine europäische Macht heranzubilden. Der Jurist Anselm v. Feuerbach zu München erhielt wegen seiner Flugschriften, die er bereits 1813 im Sinne der nationalen Erhebung verfaßt hatte, eine ernstliche Rüge und wurde zur Ruhe und Mäßigung ermahnt [1]). Der despotische Friedrich von Württemberg schuf einen strammen Beamten- und Polizeistaat, in dem alle Untertanen sich seinen Herrscherlaunen fügen sollten. Baden warf noch im Jahre 1813 die den mediatisierten Ständen durch die Rheinbundsakte gewährten Rechte um. Die darmstädtische Regierung war franzosenfreundlich gesinnt. Die einmütige Erhebung aller deutschen Staaten im März oder April, wie Stein und Arndt sie erwarteten, würde das militärische Schicksal Napoleons weit früher besiegelt haben. Indem Österreich zögerte, sich beide Wege offen hielt, waren die süddeutschen Staaten genötigt, dem napoleonischen Systeme treu zu bleiben, wenn sie nicht unter zwei Feuer genommen werden wollten. Aber auch nach dem Anschlusse an die Verbündeten gewannen sie es nicht über sich, mit allen Kräften für die Befreiung des Vaterlandes einzutreten. Mißgünstigen Auges betrachteten die Regierungen die Einrichtungen der Landwehr und des Landsturmes. Das waren Institutionen, die ihrem Bureaukratismus und ihrer despotischen Herrschsucht leicht unbequem werden konnten. Ein kleinlicher Souveränitätsdünkel machte sich oft selbst bei der Fürsorge für die Verwundeten geltend. Für alle diese Territorien handelte es sich darum, das Widerwärtige der jüngsten Vergangenheit möglichst schnell zu beseitigen, die unter den Fittichen des Rheinbundes erreichten Vorteile glücklich in die Zukunft hinüberzuretten, nicht aber Neues zu schaffen, Gewalten die Wege zu ebnen, die ihre eigenen Befugnisse notwendigerweise einschränken mußten. Der starr ausgeprägte Partikularismus und das einseitig dynastische Interesse wurden von allen in die neue Zeit hinübergenommen. So war das Urteil, das Eichhorn in seiner Schrift „Die Zentralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn von Stein" über sie fällte, vernichtend, und Arndt kannte seine künftigen Gegner, wenn er an Schildener schrieb: „Keinen Begriff hast Du von der Schande des Rheinbundes und von der halbfranzösischen halbteutschen Pest, die er ausgebrütet hat; man muß das in der Nähe sehen und hören, damit man es glaube. Die sogenannten Fürsten sind alle reif für die Hölle. Wenn auch nur Einer sein Volk oder Gott fühlte, nur Einer — ich wollte den übrigen vergeben [2])."

---

[1]) Historisches Taschenbuch VII, a. a. O. S. 616. Es handelt sich um die beiden Schriften: „Was sollen wir? Worte eines Baiern an das bairische Volk. 1813", u. „Über die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europens 1813", beide besprochen in der Nemesis I, S. 138 ff.

[2]) Frankfurt a. M., 5. März 1814, Preußische Jahrbücher a. a. O. S. 474 ff.

Und wie stand es mit dem Volke? — Als die Preußen unter Blücher das Land der Wettiner besetzten, da schrieb ein wackerer Oberjäger dem alten Feldmarschalle Köckritz, die Sachsen seien gute Menschen, sie gäben alles willig zum Unterhalte her, nur von dem Geiste für die gute und gerechte Sache mitzuwirken seien sie trotz der vielen Proklamationen nicht im mindesten beseelt [1]). Das Hängen an dem Hergebrachten, die Passivität der Seele beherrschte auch die Bevölkerung des südwestlichen Deutschlands. Die unzähligen kleinen Fürstenhöfe hatten eine spießbürgerliche, mit der Gegenwart zufriedene Gesinnung großgezogen. Infolge der gegenseitigen Eifersucht fehlte das Verständnis für die Sache des gemeinsamen Vaterlandes. Herrschsüchtige Beamte hatten die öffentliche Meinung niedergehalten. Die Menschen waren, wie Eichhorn schreibt, „stumm und stumpf" geworden. Die Errichtung der Landwehr und des Landsturmes, freiwillige Jägerbataillone galten als das beste Mittel, die Geister wachzurufen. Bald zogen Rühle v. Lilienstern, Karl v. Raumer und Eichhorn als Steinsche Emissäre durch das Land. Sie vermißten das rechte Vertrauen zu den notwendigen Maßregeln, den Enthusiasmus und den Volksgeist, welcher den Norden auszeichnete. Schon im Anfange des Dezembers bereiste Raumer die Maingegenden mit dem Auftrage auszumitteln, was die dortigen Eisenhütten für das Blüchersche Korps an Waffen liefern könnten. Immer begleitete ihn Arndts „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?" In allen Wirtshäusern wurde aus der Schrift vorgelesen. Namentlich durch ihre religiöse Gesinnung ernteten sie bei den frommen Bauern des Spessart und des Vogelsberges starken Beifall. Weil sie nur bis zum Rückzuge der Franzosen aus Rußland die Tatsachen verzeichnete, so erzählte Raumer dann nach eigenen Erlebnissen den weiteren Verlauf des Krieges, schrieb diese Ergänzungen in Frankfurt auf und ließ das Ganze als neue Flugschrift drucken. Eichhorn spornte Arndt in den letzten Tagen des alten Jahres von Freiburg aus an, jetzt das Wort zu nehmen, wo seine Rede am nützlichsten sei, forderte ihn auf, Rühle und ihm selbst von allen seinen Schriften Vorräte zu schicken, und Vincke, der General-Gouvernements-Kommissar am Mittelrhein, schloß dem Auftrage Gruners gemäß am 16. März mit dem Koblenzer Buchdrucker Pauli einen Vertrag dahin ab, daß er 10 000 Exemplare des neun Bogen starken Kriegskatechismus herstelle. So wurden die beiden Schriften Arndts das Mittel, auch in diesem Teile Deutschlands den Sinn für die großen Gemeinschaften des Volkes und des Vaterlandes zu wecken, jene sittlich-

---

[1]) Oberjäger Rothe an Köckritz, Penig a. d. Mulde, 6. April 1813, G. St.-A. Rep. 74 O, App. Nr. 9 vol. I.

religiöse Begeisterung zu entzünden, welche im preußischen Volke und Heere lebte. Solcher Wandel der Gesinnung verlangte Zeit, und als der Schreiber eben in Frankfurt angekommen war, da meinte er, es sei Gefahr dabei, wenn die Sachen zu gut und schnell gingen; es sei notwendig, „daß sie sich noch etwas schleppen, damit mehr Geist unter das Volk losgelassen werden und der Tand und die Faulheit mehr gerüttelt werden kann". Je mehr die Widerstände von seiten der Regierungen wuchsen, um so mehr suchte er das Volk für den Gedanken der künftigen Einheit zu werben [1]).

Aber in welchem Staate sollte diese Einheit eine politische Gestalt gewinnen? — Wir wissen, wie Arndt bisher immer an der Vorherrschaft des habsburgischen Kaisertums festgehalten, wie er den Beitritt Österreichs zur Allianz als den entscheidenden Schritt begrüßt hatte. „Der Rhein, Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Grenze" führte aus, daß an diesem Flusse die beiden mächtigsten Fürstenhäuser, Habsburg und Hohenzollern, als Grenzwächter eingesetzt werden müßten. Indem er Österreich zur Wiederbesetzung des alten Erbes zu bestimmen suchte, wollte er die Donaumonarchie aus den Banden ihrer slawischen und italienischen Politik lösen, sie wieder mehr dem deutschen Interesse dienstbar machen. Aber bitter war er bereits in jenen Monaten über das Verhalten des Wiener Kabinetts enttäuscht: „Bei den Preußen bleibt der Preis des Feldzuges; über Österreichs enge und erbärmliche Politik und klägliche Lichtscheue wären viel Klaglieder Jeremiä zu singen." Er sang lieber das Hohelied auf Preußens Volk und Heer. Zwei Monate später klagte er wiederum seinen Freunden Schildener und Trinius die schlechte Haltung der Donaumonarchie: das „kleine und obskurantische Österreich" scheine „aus der Herrschaft Teutschlands ausscheiden zu wollen"; es habe „die Herrschaft zum Unglück Teutschlands wieder versessen". Im Gegensatze dazu wurden Preußens Taten rühmend hervorgehoben; es habe den Reigen herrlich geführt und tue es noch; er könne es niemandem in der pommerschen Heimat verdenken, wenn er das vergangene Preußen nicht liebe; aber „es wird bestimmt ein anderes, oder wir stürzen alle wieder in Dreck zusammen. Hier ist doch das einzige bischen Geist, das Teutschland hält, und daß dieser Geist im Volke und nicht in der Regierung ist, das gibt mir Hoffnung, daß

---

[1]) K. v. Raumer, Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814, Stuttgart 1850, S. 66. Eichhorn an Arndt, Freiburg d. 28. Dez. 1813, Kopie im G. St.-A. Rep. 77, XXI Spec. A Nr. 1 vol. I; Abschrift des Vertrages zwischen Vincke und Pauli im G. St.-A. Rep. 92 v. Gruner Nr. 24. Bei beiden Schriften handelt es sich offenbar um die Ausgaben von 1814.

alles besser werden kann" [1]). Der zweite Teil des „Geistes der Zeit" hatte auch in der zweiten Auflage noch an Österreich als dem Vereinigungspunkte festgehalten, das Haus Habsburg sollte herrschen. Im dritten Teile wählen die Fürsten den Kaiser, das Haus, dem die Würde dann nach des Verfassers Meinung erblich gehört. Die Schrift „über künftige ständische Verfassungen" schweigt über diese Frage. Aber nach der Anschauung Arndts in jenen Monaten leidet es keinen Zweifel, daß er das deutsche Kaisertum damals bereits, zu Beginn des Jahres 1814, Preußen zugedacht hat. In den ersten Tagen seines Frankfurter Aufenthaltes beschäftigte ihn stark das Schicksal seines engeren Heimatlandes, des schwedischen Vorpommerns und Rügens. Es lief das Gerücht, daß der Kronprinz von Schweden es den Dänen für Norwegen versprochen habe. Durch den Kieler Frieden zwischen Schweden und Dänemark am 14. Januar verpflichtete sich dieses in der Tat zur Abtretung Norwegens gegen Schwedisch-Pommern. Arndt verlangte von Schildener, er möge dahin wirken, daß die angesehensten Männer des Landes Beschwerde führend an Österreich, Preußen und Rußland mit der Bitte sich wenden sollten, Schweden aus Deutschland abzufinden, die letzte Besitzung diesseits der Ostsee den Stammesgenossen wieder zuzugesellen, d. h. es preußisch werden zu lassen. In einem eingehenden Aufsatze machte er Stein und Hardenberg auf die Wichtigkeit Pommerns für Preußen aufmerksam. Die Briefe in den ersten Tagen des März kamen noch einmal auf die Zukunft der Heimat zurück. Schildener solle ein öffentliches Wort reden, man solle einen Gesandten in das Hauptquartier schicken, da Stein die Sache fördern werde. Und in demselben Briefe vertraute er dem Freunde an, er wünsche einmal, wenn es möglich wäre, im rheinischen Lande zu leben [2]). Offener noch sprach der Brief an Schön einen Monat später [3]). Er erwartete sicher, daß Preußen am Mittelrhein mächtig werde, auch die Lande bis Lüttich und Landau um die Roer und die Mosel beherrsche. Dann möchte er dort gerne im Schul- und Studienfach eine Stelle haben, über deutsche Sprache und Geschichte Vorlesungen halten; er glaube jenes versöhnliche Moment in sich zu tragen, wodurch die beiden Konfessionen zueinander hingezogen werden könnten. Mochte Arndt es auch öffentlich

---

[1]) Arndt an Schildener, Leipzig, 9. Nov. 1813, Frankfurt a. M., 13. Januar 1814, 8. März 1813, Preuß. Jahrb. a. a. O. S. 467 ff.; an Trinius, Frankfurt, 26. Jan. 1814, Tägl. Rundschau a. a. O. Nr. 55 (5. März 1912).

[2]) Arndt an Schildener, Leipzig, 4. Januar 1814, Frankfurt a. M., 26. Januar 1814, Frankfurt a. M., 5. März 1814, Preuß. Jahrb. a. a. O. S. 469 ff. Die Denkschrift, zu welcher ihm Schildener Material zusenden will, ist anscheinend nicht erhalten.

[3]) Koblenz d. 28. April 1814, M.-G. Nr. 79.

noch unentschieden lassen, im Herzen hatte er von den ersten Wochen des neuen Jahres an nicht mehr Österreich, sondern Preußen die Vormachtstellung in Deutschland zugedacht. Dem Kaiserstaate, in welchem die auf eine ständische Verfassung begründete Einheit sich verkörperte, sollten hinfort seine Kräfte gehören. Die Vergangenheit des friderizianischen Staates war für die Gegenwart vergessen. Die Hoffnung des Patrioten wandte sich ihm ganz zu, weil das altehrwürdige Österreich immer wieder versagte. Arndt sah wohl am frühesten von allen voraus, daß ein künftiges Deutschland in den Formen, wie er es sich unter den gegebenen Umständen dachte, mit einer einheitlichen monarchischen Spitze und einem demokratisch-volkstümlichen Reichstage, nur nach dem Ausscheiden der habsburgischen Macht erstehen könne. Wie weit hatte er sich innerlich damit von den Plänen Steins und den Abmachungen zu Chaumont gelöst! Von den preußischen Staatsmännern dachte niemand an die Verwirklichung solcher zwei aussehenden Gedanken. Als Arndt wie einst Christophorus nach langem Suchen seinen Herrn gefunden hatte, dem er mit starkem Herzen und hingebender Liebe dienen wollte, da war es bereits entschieden, daß in seiner größten Hoffnung dieser Herr ihn zunächst im Stiche lassen müsse.

Die eigene Arbeit wandte sich nun dem Ziele zu, die starke Sehnsucht nach diesem einheitlichen Vaterlande zum Gemeingut der Bevölkerung zu machen, in deren Mitte er seinen Aufenthalt genommen hatte. Scharfe Parteigegensätze standen in der alten Reichs- und Krönungsstadt widereinander. Frankfurt hatte ja zwei Vergangenheiten hinter sich: eine traditionell-geschichtliche, die reichsstädtische und die eben erlebte großherzogliche. Beiden waren Kreise der Bevölkerung zugetan, und beide waren der Gegenwart nicht günstig gesinnt. Konfessionelle Zwistigkeiten durchkreuzten diese Parteien, die Anhänger beider Bekenntnisse auf ihrer Seite hatten. Das französische System und das neu entstehende „Teutschtum" der Patrioten war in gleicher Weise vertreten. Stein hatte sich während seines Aufenthaltes in Frankfurt über den Geist der Bevölkerung wenig zufrieden geäußert. Er vermißte an den Maßnahmen der Verwaltung die großzügige Bereitwilligkeit der Hansestädte. Die Bewaffnung ging langsam vor sich. Auch Arndts Urteil über die Frankfurter lautete zunächst ungünstig. Er fand die Geister der Menschen hier „nicht so freudig brausend als die Wasser des Mains und des Rheins, weil man sie nicht brausen läßt" [1]). Am Rheine eröffnete in jenen Tagen Joseph Görres, der katholische, von glühendem Patriotis-

[1]) Über die Frankfurter Verhältnisse vgl. R. Schwemer, Geschichte der freien Stadt Frankfurt a. M., Band I, Frankfurt 1910, S. 44 ff.; Arndt an Karoline v. Wolzogen, Frankfurt, 11. Jan. 1814, M.-G. Nr. 76.

mus beseelte Romantiker seine aufklärende Arbeit über Wesen und Ziel der Bewegung. Am 23. Januar 1814 erschien zu Koblenz die erste Nummer des „Rheinischen Merkur", des literarischen Bahnbrechers eines neuen deutschen Lebens, der mit dem hellen, schneidenden Klange seiner Stimme bald Freund und Feind auf den Plan rief. Sein Einfluß steigerte sich so gewaltig, daß Napoleon das Blatt als die fünfte Großmacht Europas bezeichnete. In Frankfurt war Arndt der rechte Mann, die Gesinnung des Volkes rege und lebendig zu machen. Er wurde ein eifriger Mitarbeiter des „Bürgerblattes", das sich zu einem Organ für vaterländische und volkstümliche Politik ausgestaltete. Die schriftstellerische Tätigkeit des Nimmermüden gab der Arbeit in Leipzig nichts nach. Die beiden Teile des „Geistes der Zeit" und die Schrift über die ständischen Verfassungen wurden bereits erwähnt. In den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Frankfurt erschienen auch die „Teutschen Wehrlieder" und „Lob teutscher Helden", zwei Sammlungen patriotischer und Freiheitslieder, die größtenteils aus früherer Zeit stammten [1]). Neuauflagen der „Glocke der Stunde", der Schrift über Landsturm und Landwehr, des Soldatenkatechismus folgten; ein Sonderdruck des Liederanhanges des Katechismus erhielt den Titel „Kriegslieder der Teutschen". Zu diesen alten, oder aus früheren zusammengestellten Schriften gesellten sich zwei neue: „Rede des französischen Senators Grafen von Fontanes, gehalten in der Senatssitzung am 22. Dezember 1813, erläutert und durch einige historische Belege beleuchtet" und „Über Sitte, Mode und Kleidertracht. Ein Wort aus der Zeit". Schon am 2. Februar hatten die „Deutschen Blätter" die Frage gestellt, ob denn kein politischer Schriftsteller über den in allen Zeitungen abgedruckten Vortrag seine Anmerkungen und Auslegungen mitteilen wolle. Arndt erfüllte den Wunsch der ihm sinnesverwandten Zeitschrift. Die nur Friedensliebe und Beteuerung der Aufrichtigkeit atmende Rede des Grafen, die sich auf die Unterhandlungen der Verbündeten mit St. Aignan aufbaute, wurde in Beziehung gesetzt zu der Darstellung der Lage des französischen Reiches von Montalivet, dem Minister des Innern, am 1. Dezember 1809. Größere Stücke über den Gottesdienst, den Krieg und die Politik kamen

---

[1]) „Teutsche Wehrlieder von E. M. Arndt und andern Verfassern" enthalten 13 Lieder, von denen zehn den Namen Arndts tragen. Drei andere sind unterzeichnet: Paul Beck (Der tapfere König von Preußen), Ernst v. Grabitz (Wohl dem, der helle Waffen trägt) und Walter von der Boich (Trommeln und Pfeifen). Wie unter dem ersten, so verbirgt sich auch unter den beiden andern Pseudonymen Arndt selbst (Grabitz auf Rügen einst der Wohnsitz der Eltern); diese neuen Lieder sind unbekannt geblieben. „Lob teutscher Helden, gesungen von E. M. Arndt und Theodor Körner" enthält 12 Lieder von Arndt, 13 von Körner; es erschien in demselben Jahr noch eine zweite Auflage. — Die „Kriegslieder der Teutschen" beschränken sich auf die im Soldatenkatechismus 1814 gedruckten Lieder.

zum Abdruck. Eine Übersicht über die Opfer an Menschen, welche die Feldzüge Napoleons erfordert haben, machte den Beschluß. Unverhüllt trat die Absicht der Schrift zutage: Arndt will davor warnen, daß die Verbündeten den Versprechungen des Kaisers trauen; er will anspornen, den Kampf bis zur Vernichtung des Gegners durchzuführen. Die zweite Schrift steht in engen Beziehungen zu der früheren „Über Volkshaß und den Gebrauch einer fremden Sprache". Beide suchen das deutsche Volkstum von dem Einflusse der französischen Kultur zu befreien, es fest auf seine eigenen Kräfte zu stellen. Alle Völker bedürfen, nachdem das Christentum, „die große Lichtsonne aller Bildung und alles Lebens", sie bis zu dem Ende der Geistigkeit geführt hat, wieder der festen Punkte, die sie an den Boden des Landes bindet, ganz besonders aber das deutsche Volk, der Mittelpunkt Europas und des Christentums, bei seiner Eigenart, mit großer geistiger Beweglichkeit auch das Fremdeste zu verstehen und zu empfangen. Die Reinheit und Ursprünglichkeit der Sprache, eine heimatliche Mode und Kleidertracht gewähren dem Menschen das Mittel, durch welches er sich am leichtesten mit seinem Lande „recht innig und treu" zusammenleben kann. Arndt machte selbst den Vorschlag zu einer allgemeinen Volkstracht für Männer, der bekannten „teutschen Tracht", welche bald ein äußeres Kennzeichen volkstümlicher Gesinnung für die Träger der Einheitsbewegung wurde; er übersah bei dieser Verallgemeinerung, daß die deutschen Stämme einst ganz voneinander verschiedene Volkstrachten getragen hatten. Von dem Schönheitssinn der Frauen hoffte er, daß sie für sich selbst eine passende erfinden würden. Selbstverständlich wurde auch in dieser Beziehung nichts von den Regierungen, alles von den besten Männern des Volkes erwartet [1]).

Schneller als Arndt es geglaubt hatte und als es ihm wegen der Umwandlung des Volksgeistes im südwestlichen Deutschland lieb war, vollzog sich das Schicksal Napoleons, so sehr auch nach dem Vertrage von Chaumont noch politische Rücksichten den Vormarsch der verbündeten Truppen hemmen, selbst die Maßregeln des Hauptquartiers Blüchers lähmen mochten. In den beiden zweitägigen Märzschlachten bei Laon gegen die schlesische Armee und bei Arcis-sur-Aube gegen die Hauptarmee war der Kaiser einer vernichtenden Niederlage entgangen. Allein während Napoleon zunächst Paris preisgab, um sich in den Rücken

[1]) Der Abhandlung beigefügt sind zwei Kapitel aus den „Fantasien": Von dem Alten, von Kleidern und Moden; dann Auszüge aus Joh. Ellingers „Altmodischer Kleiderteufel", Frankfurt a. M. 1629, und aus Philanders von der Sittewalt „Wunderliche wahrhaftige Geschichte", II. Teil, Straßburg 1666. — Über die „Frauenzimmersitzungen" der Marianne v. Willemer zu Frankfurt vgl. Schwemer a. a. O. S. 162.

der Schwarzenbergschen Armee zu werfen, die Besatzungen der festen Plätze an sich zu ziehen und die gesamte Bevölkerung zu den Waffen zu rufen, faßte das große Hauptquartier am 24. den Entschluß, geraden Weges gegen die Hauptstadt zu ziehen. Marschall Marmont wurde am folgenden Tage bei La Fère=Champenoise geschlagen, doch gelang es ihm Paris zu erreichen. In Eilmärschen wandte sich Napoleon gleichfalls dorthin zurück, aber in dem entscheidenden Kampfe, der sich am 30. März um den Montmartre entspann, konnte er nicht mehr eingreifen. Marmont schloß eine Kapitulation ab, welche ihm freien Abzug gewährte, die Metropole dagegen ihrem Schicksale überließ. Am folgenden Tage zogen die Verbündeten in Paris ein. Der Senat erklärte den Kaiser und seine Familie des Thrones für verlustig. Er selbst verzichtete nach einem seiner glänzendsten Feldzüge für sich und die Seinigen auf Frankreich, als er sah, daß seine Truppen ihn im Stiche ließen. Die Verbündeten bewilligten ihm den Kaisertitel; der vor zwei Jahren fast unumschränkte Herr der westlichen Hälfte des europäischen Kontinents wurde Souverän der Insel Elba und Pensionär von Frankreich mit zwei Millionen Franken. Seine Garden, die ihm willenlos als ihrem Schicksal bis an die Enden der Erde Gefolgschaft geleistet hatten, waren die einzigen, die von ihrem Heerführer ergreifenden Abschied nahmen. Als Fichte im Sommer 1813 über den Krieg und Napoleon las, da hatte der deutsche Philosoph, sein größter Gegner in der Idee, ihn dahin gezeichnet, daß er der Herr der Welt sein wolle, daß er gar nicht sein könne, wenn dies unmöglich wäre. Der deutsche Idealist hatte ihn zu hoch eingeschätzt. In den Tagen des Falles zeigte sich keine Spur des Erhabenen, des menschlich Großen seines Wesens, dem einst auch Arndt seine Bewunderung nicht versagt hatte. Die Werkzeuge seiner Selbstsucht verließen ihn mit jener einzigen Ausnahme. Er stand da als der einsame Emporkömmling, der sein Volk und sein Heer nur dazu abgerichtet hatte, das Recht und die Eigenart der übrigen Nationen um der eigenen Herrschaft willen zu zertreten, als der Despot, dessen Thron im Unglück keine Herzenserhebung, keine Zuneigung, keine Liebe der Seinigen sicherte. Der Wille zum sittlich=religiösen Universalismus und der Glaube an die ethische Bestimmtheit des Menschengeschlechtes hatten sich stärker erwiesen als der Wille des Titanen mit dem dämonischen Ziele eines universellen Despotismus. —

Aber war für den politisch gerichteten, sittlich=religiösen Universalismus, der seinen Weg nicht an den einzelnen Völkern vorbeinahm, sondern durch sie hindurchging, der Sieg über den auswärtigen Feind wirklich das letzte Ziel? — Schon im Januar 1807, als er jenseits des Meeres während der entscheidungsschwangeren Wochen an den Ost=

grenzen Preußens den zweiten Abschnitt des zweiten Teiles des „Geistes der Zeit" niederschrieb, hatte Arndt es ausgesprochen, daß alle Siege nichts helfen würden, wenn nur das Alte wiedererstehen solle, wenn die Sieger „klein politisch gerecht" gegen die Fürsten, „groß politisch ungerecht" gegen das Volk sein wollten. Wäre das allein das Ziel, dann hätte man lieber das Land still den Fremden preisgeben sollen. Seine ganze Arbeit — noch zuletzt die Schrift über die ständischen Verfassungen — war darauf gerichtet, nach der Befreiung des Landes seine Zukunft auf die breite Basis der Teilnehmer des ganzen Volkes, nicht einzelner privilegierter Stände, an der Regierung und an der Verwaltung zu stellen, unter Wahrung der heimischen Sitten und Gebräuche aller Gebiete und unter energischer Fortbildung des politischen Sinnes aller Kreise starke, gemeinschaftliche Institutionen zu schaffen, in welchen die deutsche Eigentümlichkeit zum Ausdruck kam, sie durch die einheitliche Spitze des Kaisertums als des Inhabers der höchsten, ihm übertragenen Machtbefugnisse zu krönen. Diese großen Ziele sollten den deutschen Stämmen nicht von oben herab, von ihren Fürsten geschenkt werden. Sie sollten sie sich selbst durch ihre eigene politisch-nationale Arbeit erwerben. Das war der Inhalt des volkstümlich-demokratischen Ideales, wie es sich Arndt dachte, hervorgegangen aus der geschichtlichen Vergangenheit des Landes, durchdrungen von den Gedanken der französischen Revolution, geläutert trotz einzelner romantischer Formen durch die sittlichen Ideen des deutschen Idealismus. Seine Freunde und Genossen in der Steinschen Zentralverwaltung, die Raumer und Rühle, Eichhorn und Schenkendorf waren ja schon seit Monaten bemüht, diese Gesinnung in Südwestdeutschland zu verbreiten. Seine eigenen Schriften arbeiteten nach demselben Ziele hin. Jetzt im Frühjahr, als der große Völkerkampf sich seinem Ende nahte, litt es ihn nicht mehr in Frankfurt. Es zog ihn hinaus in die Lande des Rheins, die jetzt als eine starke Grenzwacht wieder mit Deutschland vereinigt werden sollten. Schon am 27. März weilte er in Darmstadt in Begleitung des nationalgesinnten österreichischen Hauptmanns Meyern [1]), fand vollauf die Gerüchte bestätigt, daß Regierung und Heer dieses Landes ganz französisch gesinnt seien. In schnellem Fluge durcheilte er die Lande des Oberrheins bis nach Breisach hin [2]). Dann wurde Koblenz sein Standquartier. Reisen bis nach Köln und Düsseldorf, Aachen und Trier und von

[1]) Das Datum ergibt sich aus „Beherzigungen vor dem Wiener Kongreß" S. 48. In Frankfurt ist A. zuletzt am 8. März nachzuweisen.

[2]) Daß er schon jetzt, vor der Niederschrift von „Noch ein Wort" den Oberrhein bereist hat, zeigt daselbst S. 10 f. Vielleicht liegt diese Reise auch schon vor dem Aufenthalte in Darmstadt.

dort über die lothringische und luxemburgische Grenze unterbrachen den Aufenthalt [1]). Die Erfahrungen waren auch hier wenig ermutigend für die Zukunft. Ihn erfreute die „himmlische Natur" und das „frische Menschengeschlecht" der schlichten Bürger und Bauern, aber die oberen und mittleren Klassen fand er „sehr verdorben und vergiftet in den größeren Städten", die deutsche Jugend „im allgemeinen matt", von den Beamten „15/16 Franzosenfreunde". Wenig hoffnungsvoll klangen auch die Nachrichten über die diplomatischen Verhandlungen zu Paris. Die „Possen und Äffereien" in der französischen Hauptstadt erschienen ihm als „ein unwürdiger Kontrast gegen die große Gesinnung und die großen Thaten der Völker" [2]). Unter diesen Eindrücken entstand zu Koblenz die von Nationalhaß durchglühte Schrift „Noch ein Wort über die Franzosen und über uns". Wiederum stellte er die notwendigen Forderungen Deutschlands an Frankreich auf: die ursprünglichen Grenzen des Reiches und der Sprache mit den alten Toren Dünkirchen, Lille, Luxemburg, Metz und Straßburg, die Okkupation aller nordfranzösischen Festungen, bis Deutschland seine Angelegenheiten selbst geordnet hat, eine Kriegsentschädigung von 1000 Millionen Talern, die Herausgabe von allen geraubten Denkmälern der Kunst und Wissenschaft. Arndts Anschauungen bewegten sich hier in den gleichen Bahnen wie der preußischen Militär- und Patriotengruppe. Leidenschaftlich brach hier am Rheine der Haß gegen welsches Wesen bei dem Gedanken in ihm hervor, daß die Fürsten und Staatsmänner von den diplomatischen Künsten der Franzosen sich würden betören lassen, bei der Erinnerung an die Leiden, welche diese Gebiete seit Jahrhunderten von den westlichen Nachbarn hatten erdulden müssen: „Ich hasse im Namen meines Volkes und im Recht dieses Volkes, und ich thue darin beide Gottes und meines Herzens Willen; denn es ist Gottes und des Herzens Gebot, daß das Vortreffliche nicht von dem Elendigen und das Heilige nicht von dem Schändlichen befleckt und entehrt werden solle [3])." Dieser Haß erstreckte sich auch auf die Angehörigen der eigenen Nation, welche das Unglück des deutschen Volkes nicht sehen oder es in die neue Zeit hinübernehmen wollten: auf die Minister und Beamten der Kleinstaaten, die kos-

---

[1]) Über die Reisen im Rheinland vgl. Arndt an Johanna Motherby, Trier, 17. April 1814, a. a. O. S. 209, Koblenz, 27. Mai 1814, a. a. O. S. 152, an Fr. Schlichtegroll, Mainz, 5. Juni 1814, M.-G. Nr. 80.

[2]) Arndt an Schön, Koblenz, 10. April 1814, M.-G. Nr. 78, an Trinius, Koblenz, 17. April 1814, Tägliche Rundschau a. a. O., an Schildener, Koblenz, 8. Mai 1814, Preuß. Jahrb. a. a. O. S. 477 f.

[3]) Arndts hartes Urteil über die Franzosen teilten durchaus Stein und Gneisenau, M. Lehmann, Stein III, S. 373 f.

mopolitischen Lehrer und Schriftsteller. Aber Arndt blieb bei dieser Negation nicht stehen. Zwei Mittel sah er, welche dem Übel begegnen könnten: eine wahre deutsche Bildung, wie er sie in seinen Erziehungsschriften immer vertreten hatte, und die Begründung deutscher Gesellschaften, wie sie zuerst von dem Staatsrate Körner mit ihm besprochen waren [1]). Ihr Zweck ist „Erhaltung und Belebung teutscher Art und teutschen Sinnes, Erweckung teutscher Kraft und Zucht, Erneuung der alten und jungen Erinnerungen, die unsere Geschichte verherrlichen". In allen größeren Städten, wo es eine genügende Anzahl gebildeter Männer gibt, werden sie begründet, damit die Menge einen neuen Geist empfange. Jeder unbescholtene Deutsche ohne Rücksicht auf seinen Stand findet in ihnen Aufnahme. Die deutsche Sprache als die unmittelbare Kraft des Lebens hat daselbst allein Bürgerrecht. Sittenrichter, Vorsteher und Schreiber wachen über Zucht und Ordnung. In jedem Monat werden Versammlungen abgehalten, belebt durch Rede und Gesang, durch ein fröhliches Mahl und durch jugendfrohen Tanz. Große vaterländische Gedenktage, wie die Hermannsschlacht und die Leipziger Schlacht, Erinnerungstage nationaler Helden vereinen die Gesellschaften zu feierlich-ernsten Festen. So beginnt jetzt erst die große Arbeit des Volkes, nachdem der Sieg über den auswärtigen Feind die Vorbedingungen geschaffen hat. Nie soll er wieder Heimatrecht im Lande erwerben. Wie eine turmhohe Mauer wird es von dem Fremdengesetz des österreichischen Hauptmanns Meyern beschützt sein, welches den Beschluß der Schrift bildet. Franzosen und Juden, die länger als drei Monate in Deutschland weilen, müssen eine Kopfsteuer von 10000 Talern in die Staatskasse bezahlen. Niemals kann ein Franzose vollkommenes Bürgerrecht erwerben. Er genießt die Wohltaten des Gesetzes, darf aber niemals in den Besitz einer Stelle gelangen.

Auf den Gang der diplomatischen Verhandlungen vermochte die Schrift in dem Sinne, daß sie etwa die deutschen Staatsmänner über die Stimmung der Nation unterrichtet hätte, keinen Einfluß mehr auszuüben, da sie, am 14. April zu Koblenz vollendet, doch wohl frühestens in der zweiten Hälfte des Mai erschien. Am 30. wurde der Pariser Friede unterzeichnet. Das bourbonische Frankreich erhielt nicht nur

---

[1]) Über die deutschen Gesellschaften vgl. Fr. Meinecke, Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund, Stuttgart 1891, S. 6 ff. — Bei Körner knüpft der Gedanke offenbar an die Logen an. — Arndts Stellung gegen die Freimaurer war immer ablehnend gewesen; so auch in dieser Broschüre S. 33; sehr scharf in dem Briefe an Schildener, Leipzig, 4. Jan. 1814, Preuß. Jahrbücher a. a. O. S. 469 f.: „Den Freimaurerorden wollte ich, holte der Teufel! er ist bei den meisten leere Spielerei geworden, und an manchen Stellen hat er den Franzosen die sichersten Freunde und Spione geliefert."

die Grenzen vom 1. Januar 1792, sondern darüber hinaus Grenzregulierungen zugebilligt. Selbst die alte deutsche Grafschaft Mömpelgard, die Festung Landau, Teile des pfälzischen Departements Donnersberg und Niederrhein blieben in seinem Besitz. Holland und die Schweiz wurden zu unabhängigen, für sich bestehenden Staaten erklärt. Die Zahlung einer Kriegskontribution war trotz der dringenden Forderung W. v. Humboldts nicht zu erreichen. Von den geraubten Kunstwerken kehrten nur die Siegesgöttin vom Brandenburger Tor, der Degen Friedrichs des Großen und einige Kasseler Pergamente in das Vaterland zurück. Und Deutschlands innere Gestaltung? — Die Verfassungsfrage blieb auf dem Standpunkte des Vertrages von Chaumont. Über die Verteilung der frei werdenden Territorien wurde nur bestimmt, daß Österreich seine italienischen Besitzungen zurückerhielt. Alle linksrheinischen Gebiete sollten zur Entschädigung Preußens und anderer deutschen Staaten sowie zur Vergrößerung Hollands verwandt werden. Die polnische und die sächsische Frage wurden unentschieden gelassen. Alles Weitere blieb einem Kongresse vorbehalten, der nach spätestens zwei Monaten in Wien zusammentreten sollte.

Fürwahr: diese unsicheren Ergebnisse konnten Arndt nicht verlocken, hier am Rheine jetzt eine dauernde Stellung zu suchen. Als er von Frankfurt aufbrach, hatte ihm Stein geschrieben, er könne in der Verwaltung des Mittelrheins unter Gruner irgendwie eine schickliche Anstellung finden. Die Sehnsucht nach einer festen Wirksamkeit war der zweite Grund, der ihn aus der alten Reichsstadt forttrieb. Er gab ihr ja bald von Koblenz aus an Theodor v. Schön Ausdruck. Aber diese Lande reizten ihn nur, wenn sie dem preußischen Staate einverleibt wurden. Sollte er etwa dort bleiben, um in wenigen Monaten der Untertan eines Mittelstaates zu werden, zu deren Tendenzen er sich in scharfem Widerspruch befand? — In dem letzten Drittel des Mai wurde noch von Koblenz aus die Verteilung und Versendung der Schriften, des Katechismus, der Erzählung, der Wehrlieder besorgt, die auf Frachtwagen und auf Boten rheinabwärts und moselaufwärts nach Köln, Düsseldorf und Trier gingen. Dann trat er selbst die Rückreise an und traf am 31. mit Gruner in Mainz zusammen. Beide sprachen miteinander über die Zukunft, und es gelang Gruner doch offenbar, den Freund an sich und seine Arbeit mit dem Hinweise zu ketten, daß die Gebiete wahrscheinlich bei Preußen bleiben würden. Bereits am 1. Juni wurde ihm die Zensur des „Rheinischen Merkur" übertragen, und zwei Tage später erfolgte seine Ernennung zum Gouvernementsrat im Departement des Kultus und des öffentlichen Unterrichtes. Wenige Tage später reiste er nach Frankfurt zurück, wohl um

seine Angelegenheiten zu ordnen. Am 10. begab er sich in Begleitung von Jahn, der in der Kanzlei des Generalkommissariats unter Rühle v. Lilienstern seit Anfang des Jahres beschäftigt war, wieder nach Mainz, jetzt dem Sitze des Generalgouvernements, traf jedoch unterwegs Stein auf der Rückreise von Paris nach Nassau, der auf seine Umkehr bestand. Von ihm erfuhr er wohl die ersten authentischen Nachrichten über die Bedingungen des eben geschlossenen Friedens. Und als nun sein alter Gönner am 14. Juni selbst nach Frankfurt kam, um von dort aus die ihm verbliebenen deutschen Generalgouvernements zu leiten, da blieb auch Arndt dort, um so mehr, als am 16. die Auflösung des mittelrheinischen Gouvernements erfolgte [1]).

Diese Mißstimmung über die Friedensbedingungen hatte sich auch der in Frankreich lagernden Truppen und der öffentlichen Meinung in der Heimat bemächtigt [2]). Man fühlte, daß nirgends eine Gewähr und Sicherheit dem Reiche geworden sei weder gegen Frankreich, wo die Grenzen offen lagen, noch gegen Rußland, dessen imperialistische Tendenzen man zu fürchten begann, noch gegen England, welches durch Hannover die deutschen Nordseeküsten sich offen hielt. Und während die vor wenigen Jahren so tief gesunkenen Spanier ihren König sich zurückerkämpften und sich eine Verfassung gaben, während in Holland das mit seiner Geschichte so eng verwachsene Geschlecht der Oranier nur unter dem Schilde der verfassungsmäßig gesicherten Volksfreiheit seinen Einzug halten konnte, hatte der Friede die zukünftige Stellung

---

[1]) Über diese Dinge, namentlich auch über das angeblich unbekannte Itinerar Arndts während der Zeit seiner Abreise von Frankfurt bis zu seiner Rückkehr handelt Gruner in dem oben S. 339 angeführten Aufsatze der „Forschungen". Doch ist seine Beweisführung ungenau und in ihren Endresultaten nicht zutreffend. Schon M.-G. Nr. 78 zeigt, daß Arndt bereits am 10. April, nicht erst seit dem 25. Mai in Koblenz weilte. Dazwischen lagen die Reisen im Rheinland. — Das Zusammentreffen mit Stein fällt offenbar auf den 10. Juni, wie das Itinerar aus den Briefen an Johanna Motherby ergibt.

[2]) Ein Bild dieser Stimmung bei den Truppen geben der Brief des schon mehrfach genannten Joh. Ad. Seuffert, der als Leutnant im würzburgschen freiwilligen Jägerbataillon den Feldzug mitgemacht hatte, St. Germain, 29. Mai 1814: „Es wäre schrecklich, wenn dieser verheerende Krieg vergebens in der Blüte deutscher Jugend gewütet, wenn der Deutsche vergebens all' die ungeheuren Opfer gebracht hätte, wenn nach allen den siegreichen Schlachten und patriotischen Anstrengungen ein Pfuschwerk deutscher Verfassung zum Vorschein käme, wenn, wie zuvor, Willkür der Grundzug deutscher Regierungen bliebe und man wieder mit Völkerstämmen wie mit Bällen spielte. Ich wage kaum das Schreckliche zu denken", mitgeteilt von Heigel in Allg. Deutsche Biographie Bd. 34, S. 58 ff.; und „Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814. Aus dem Tagebuche eines Freiwilligen, 2. Abteilung", Leipzig 1820, S. 157: Als wir an den Rhein kamen, „sahen wir uns aus Fremdlingen plötzlich in Kinder verwandelt, drum warfen wir uns frohlockend und weinend an die Mutterbrust"; S. 183 ff. der Empfang der Freiwilligen in Nordhausen geschildert.

Deutschlands und seiner einzelnen Staaten im unklaren gelassen. Aber solche trüben Ahnungen verschwanden bald im Hinblick auf die Möglichkeit, daß der Wiener Kongreß die Mängel ausgleichen würde, und sie verschwanden im Hinblick auf das gewaltige Werk der Befreiung, das jetzt hinter ihnen lag. Freudig erregt, voll Glaube und Hoffnung für die Zukunft der Nation kehrten in diesen Wochen, während Fürsten, Diplomaten und Generale in Paris und London rauschenden Festen sich hingaben, die ruhmgekrönten Regimenter der vaterländischen Truppen aus der ihnen so verhaßten Fremde in die Heimat zurück, von ihren Volksgenossen als die Gottesstreiter eines heiligen Kampfes empfangen, als die Befreier des Hauses und Herdes von schwerer Knechtschaft und von fremder Sitte, mit denen sie nun gemeinsam das hehre Werk der deutschen Einheit errichten wollten. Als am 22. September 1792 der französische Nationalkonvent die Einheit und Unteilbarkeit der Republik proklamierte und die Münzen mit der Inschrift „union et force“ prägen ließ, da war es bald wie ein leises Ahnen durch die Herzen kühner Geister gezogen, daß diese gewaltige Idee eine völkererregende und völkererschütternde Kraft in sich berge. Das war der allgemeine Grundton der öffentlichen Meinung in den Monaten vom Pariser Frieden bis zum Wiener Kongresse, daß jetzt das deutsche Nationalgefühl sich nicht mehr in die kleinlichen Formen des alten Reiches bannen lasse und ebensowenig in der Vielheit nebeneinander liegender Staaten, wie sie die napoleonische Zeit zum Vorteil für die französische Politik geschaffen hatte, sich wieder verflüchtigen könne. Der Ruf nach einer strafferen Organisation der deutschen Einheit durchdrang alle Stimmen der Flug- und Zeitschriften. Sie alle verlangten, daß Einrichtungen geschaffen würden, welche die einzelnen Staaten trotz ihrer Unabhängigkeit anerkennen müßten. In der Sicherheit nach außen und der Ruhe im Innern, in der Beständigkeit der geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung aller Landesteile sahen sie den Zweck der Einheit, also bei allem ideellen Enthusiasmus in dem gemeinsamen Interesse der Erhaltung und Förderung der deutschen Macht und Kultur. Garantien boten das wiederhergestellte Kaisertum mit größeren Machtbefugnissen namentlich im Kriegsfalle, als das alte Reich gekannt hatte, ewiger Landfriede zwischen den Einzelstaaten, Errichtung einer Konstitution. Aber nicht nur in solchen mehr normativen Forderungen zeigte sich die Übereinstimmung. Fast allgemein wurde es anerkannt, daß Preußen sich die größten Verdienste um die Befreiung des Vaterlandes erworben habe. Alle deutschen Völker blickten mit freudigem Stolze auf den mit jugendlicher Kraft emporgestiegenen Staat als die „Grundsäule Teutschlands“, so verkündigte, wie schon erwähnt, Görres' „Rheinischer Merkur“

bereits in den Februartagen. Die preußische Opferwilligkeit und die preußischen Waffentaten riefen in der alten Reichsstadt Frankfurt zum Entsetzen des Österreichers Hügel eine positive Preußenbegeisterung hervor. Nicht ihr größter Landsmann, Goethe, der im Oktober dort weilte, sondern Blücher, Stein, Arndt gaben dem dortigen Leben das Gepräge [1]). „Wo hat je die feinste, zarteste und vielgewandteste Politik mit der Rechtlichkeit, Volksstimmung, Moralität und Religion einen so reinen, erhabenen Bund gestiftet als es Preußen in den Monaten Februar, März, April 1813 that!", ruft ein Pseudonym begeistert aus! „Groß sind Preußens Verdienste um Europa und Deutschland", so betonte der Verfasser einer Flugschrift im November 1814 [2]). Preußen war es, welches den Krieg zu einem Volkskrieg umgestaltete, welches die Nation aufrief nicht für die Wohlfahrt einer Fürstenfamilie, sondern für die heiligsten Güter und Rechte, für die Freiheit und Ehre des Volkes [3]). Trotzdem war keine Stimmung dafür vorhanden, welche dem norddeutschen Staate das Kaisertum, „den Zentralpunkt der Nationalkraft" hätte übertragen wollen [4]). Die geschichtliche Tradition, deren Verständnis die historische Romantik, die gemeinsamen Leiden und die gemeinsamen Siege neu begründet hatten, wies durchaus auf das habsburgische Haus als den Träger der höchsten Reichsgewalt hin. Und neben dieser einheitlichen Spitze wurden immer wieder mit geringen Abänderungen im einzelnen allgemeingültige Einrichtungen betont: Gleiche Militärpflicht in einer Nationalbewaffnung und Einheit bei etwaigen Kriegen, die von seiten des Reiches nur auf die Defensive sich erstrecken dürfen, Reichsgerichte und Reichsjustiz, Handels- und Gewerbefreiheit durch Abschaffung der Binnenzölle, durch Verbesserung der Land- und Wasserstraßen, deren Erträge keinen fiskalischen Charakter tragen sollen, durch eine gemeinsame Münze, Freizügigkeit, Publizität des Budgets, Preß-, Denk- und Gewissensfreiheit. Neben dem Kaiser stand als der zweite Repräsentant der Einheit eine Reichsversammlung, für welche naturgemäß die verschiedensten Formen gefunden wurden. Gemeinsam blieb den meisten Vorschlägen das eine, daß sie eine Vertretung nach englischem oder französischem Muster ablehnten, daß sie alle auf der geschichtlichen Grundlage des Ständewesens sich aufbauten.

---

[1]) Schwemer a. a. O. S. 172.

[2]) „Denkmal dem Jahre 1814 gesetzt von Macchiavelli dem Jüngeren. Germanien 1814" S. 20; „Bedarf Deutschland einen Kaiser? Und gebührt dem Hause Österreich die deutsche Krone? Germanien November 1814", S. 21 f.

[3]) „Die Regenten und die Regierten 1814" S. 32.

[4]) „Ideen zu einer Magna charta für die inneren Verhältnisse der deutschen Staaten. Germanien 1814" S. 34.

Eine weit verbreitete Anschauung war es, daß Preußen in der Begründung der Volksrepräsentation für Deutschland den Anfang machen werde, ja machen müsse. Erst darin sah man die Vollendung seines Ruhmes, daß es Deutschlands Völker auf Kosten der Regierungen an sich ziehe. Der Name Preußen werde jedem ein heiliger Name sein, „wenn es selbst die Grundlage zu einer liberalen deutschen Konstitution legt, wenn es die populare und nationale Kaiserwürde ins Dasein zurückruft, wenn es selbst dem Beherrscher Österreichs die Kaiserkrone aufsetzt" [1]). Und, so sagt ein anderer, der es zugesteht, daß ihm die Begründung eines einheitlichen deutschen Volkes eine schwere Aufgabe zu sein schiene, Preußen, dieser Stern des Nordens für alle liberalen Gemüter, sei zu weit in der Reform seines Staatswesens seit 1807 vorgeschritten, um ohne Gefahr rückwärts gehen zu können; es müsse die revolutionäre Tendenz nach einer gleichmäßigen und unabhängigen Repräsentation, diesen ausgesprochenen Nationalwillen, zur Grundlage seiner politischen und moralischen Macht erheben [2]). Es bleibt bemerkenswert, daß selbst dieser Vertreter eines ausgesprochenen Liberalismus nicht eine Verfassung nach französischem Muster verlangt, sondern nur eine solche, „deren Hauptbasis eine nach vernunftgemäßen Grundsätzen eingerichtete und unabhängige Repräsentation ist". Den meisten Anhängern dieser bundesstaatlichen Ideen [3]), nach denen die einzelnen Fürsten ihre Souveränität nicht aufgeben, sondern sie nur zum Wohle des Ganzen einschränken sollten, fehlte die Erkenntnis der Schwierigkeiten, welche sich ihrer Durchführung durch den Dualismus und die Rivalität zwischen Österreich und Preußen entgegenstellten; und wo sie ihnen klar wurde, suchten sie sie durch rationalistische oder dialektische Scheingründe aus dem Felde zu schlagen [4]), oder aber sie glaubten, daß, wenn auch Preußen und Österreich als südliches und nördliches deutsches Kaisertum getrennt bleiben würden, die gemeinsamen Einrichtungen, namentlich die Verfassung, die Reichsgerichte und die Handelsgemeinschaft, doch hinreichend wären, um die Einheit trotzdem zu sichern. Den Gedanken eines reinen Einheitsstaates wagte in diesen Monaten öffentlich niemand zu vertreten, wenn er auch gewiß, wie bei Friedrich Perthes in seinem ungemessenen

[1]) „Bedarf Deutschland einen Kaiser?" S. 21 f. Ähnliche Gedanken wie diese Flugschriften verraten auch „Blicke eines teutschen Publicisten auf die künftige Abfassung des germanischen Staatenbundes", geschrieben im März 1814, Frankfurt a. M. 1814. Bemerkenswert in dieser Schrift das Verlangen nach Aufhebung der Steuerfreiheit der Geistlichkeit und des Adels.

[2]) Deutsche Blätter V, Nr. 205, ähnlich Die Regenten und die Regierten, S. 32.

[3]) Nicht Staatenbund, weil alle neben den internationalen Zwecken der Selbständigkeit auch die gemeinsame Volksentwicklung hervorheben, weil sie den nationalen Zweck nicht nur in der Richtung der Macht, sondern auch in der der Kultur in weitestem Umfange suchen.

[4]) Hierfür das Musterbeispiel: „Bedarf Deutschland einen Kaiser?"

Idealismus und in seinen unsicheren Träumen einer deutschen Republik, bei vielen als die größte und letzte Hoffnung gelebt haben mag. Dagegen fehlte es nicht an Stimmen, welchen jene einheitlichen Formen schon das Maß des Möglichen und des Notwendigen zu überschreiten schienen. Die Triasidee trat bereits in die Öffentlichkeit. Ein Aufsatz der „Deutschen Blätter" hielt es nicht für durchführbar, das deutsche Volk unter ein Reichsoberhaupt mit souveräner Gewalt zu vereinigen, wohl aber stände der Gründung dreier deutscher Teilreiche, eines östlichen unter Österreichs Kaiser, eines nördlichen unter Preußens Könige und eines südlichen unter den übrigen deutschen Fürsten nichts mehr entgegen, die sich dann zu einem freien deutschen Staatenbunde vereinigen könnten [1]). Ähnliche Gedanken sprachen der anhaltsche Staatsrat Dabelow und trotz seiner Polemik gegen ihn auch Voß, der Herausgeber der „Zeiten", aus. Der Glaube, daß solche lockeren Verbindungen genügen würden für die Sicherheit des Reiches, entsprang nicht nur dem Wunsche, den Klein- und Mittelstaaten die errungene Souveränität in möglichst großem Umfange zu sichern, sondern auch der in jenen Monaten weitverbreiteten Hoffnung, daß die Stunde für den Abschluß eines großen europäischen Staatenbundes geschlagen habe. Hatte nicht der Kampf gegen den universellen Despotismus eines Mannes und eines Volkes die Nationen ganz Europas vom äußersten Südwesten bis zum äußersten Osten zusammengeführt, waren nicht Engländer und Spanier, Preußen und Österreicher, Schweden und Russen für dieselbe große Idee eingetreten? — Und jetzt nahmen die Völker des fernen Ostens wieder ihren Weg durch die deutschen Gaue. Von neuem erwachte das Bewußtsein einer großen europäischen Kulturwelt. Der Deutsche wurde bei aller Stärke seines Nationalgefühls wiederergriffen von dem Traume jenes Staatenbundes als „einer für immer erklärten Allianz freier selbständiger Staaten für das gesamte Völkerrecht", und nach den verwüstenden Kriegen zweier Jahrzehnte regte sich der Gedanke nach einem endgültigen, ewigen Frieden, dem einst die Aufklärung und der Idealismus in gleicher Weise gehuldigt hatten. Auf der Meinung, daß Napoleon diesen Völkerfrieden unter seinem gewaltigen Zepter als sein letztes Ziel erstrebe, beruhten zum guten Teil die Sympathien, welche ihm die Deutschen in der ersten Zeit entgegenbrachten. Nun sollte der machtvolle Kulturstaat des eigenen Volkes der Mittelpunkt sein, von dem aus der Friede über den Weltteil sich verbreitete. Das politische Nationalitätsbewußtsein erweiterte sich auf der sittlich-religiösen Basis zu einem Kosmopolitismus, dem auch Männer wie Stein und W. v. Humboldt nicht ferne standen.

---

[1]) Deutsche Blätter IV, Nr. 142 ff.

Aber jene auf die Einheit und das Kaisertum gerichteten Pläne, die wir zunächst berührten, waren nicht die einzigen, welche in der öffentlichen Meinung Deutschlands während jener Monate weitverbreitete Geltung besaßen. Fast einstimmig forderten Presse und Flugschriften für Deutschland die alten Grenzen mit Einschluß von Elsaß-Lothringen wieder. Das Verlangen der großen Heerführer des vergangenen Jahres und der siegreichen Truppen, so verschieden gearteter Politiker wie Stein und v. d. Marwitz bewegte sich nach der gleichen Richtung. In weiten Kreisen hatte sich auch der Wunsch verbreitet, daß die Schweiz, „ein natürliches Bollwerk Germaniens gegen Frankreich und Italien", wenigstens in ein freies Bündnis mit dem neugegründeten, machtvollen Reiche trete [1]). Nationalität, Sitte und Sprache sollten den ersten Grund zur Grenzscheide abgeben, die Einheit und Stärke durch eine volkstümliche Kultur zusammengehalten werden. Die Gedanken Arndts, welche die letzten Schriften aussprachen, von ihm und Jahn schon seit 1806 vertreten wurden, hatten sich in dem öffentlichen Leben Deutschlands eine breite Bahn gebrochen, die gleiche Übereinstimmung zwischen ihnen herrschte in dem Verlangen nach der Neubegründung der landständischen Verfassung in den Einzelstaaten. Ohne sie schien dem politischen Dasein die rechte Grundlage, die Mitarbeit des Volkes zu fehlen. Aber selbst solche Schriften, welche am meisten zur Restauration des Vergangenen neigten, jeden Einfluß der Ideen der französischen Revolution vernichtet zu sehen wünschten, blieben nicht bei einer einfachen Wiederherstellung der alten landständischen Verfassung stehen. Gemeinsam war der Wunsch nach einer Regeneration des Adels, gemeinsam die Forderung nach einer Repräsentation des Bauernstandes, ein Gedanke, den Arndt schon seit 1810 verfochten hatte. Und wenn dem Verfasser der „Ideen zu einer magna charta" die Vertretung des Bauernstandes durch den Adel „ursprünglicher" zu sein schien, so muß er es doch gestehen, daß es in den Forderungen der Zeit liege, dem Bauer nicht nur seine Freiheit, die er vormals hatte, wiederzugeben, sondern ihn auch als eine dem Adel gegenüberstehende Gewalt im Staate anzusehen [2]). Wie eine einfache Wiederholung des Alten, so fehlte aber auch eine Überspannung des Gedankens, um alles von Grund auf neu zu gestalten, bei den Vertretern der öffentlichen Meinung. Zwischen dem Pariser Frieden und dem Wiener Kongresse war sie jedem Radikalismus abhold. Selbst ein Karl Follen wandelte noch in den Bahnen eines ruhigen Fortschritts.

---

[1]) Deutsche Blätter III, Nr. 102 und VI, Nr. 216 f., „Der rheinische Bund oder des Löwen Gesellschaft. Deutschland 1814" S. 58.

[2]) Von allen mir vorliegenden Flugschriften ist dies diejenige, welche am meisten eine direkte Restauration des Vergangenen fordert, vgl. S. 55. 57.

In weiteren Kreisen wagte sich damals der Wunsch nach einer Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen zu einer großen christlich-deutschen Volkskirche hervor, aber niemand dachte daran, in der unmittelbaren Gegenwart dieses Ideal der Zukunft durchzuführen, über die Gegensätze zwischen den Konfessionen sich hinwegtäuschen zu wollen. Richtig war sicherlich der Eindruck, daß unter dem Einflusse der künstlerischen ästhetischen Romantik und des Ringens nach der politisch-nationalen Einheit Protestanten und Katholiken einander näher gekommen seien. Arndts Mahnungen in seinem Soldatenkatechismus hatten gute Früchte getragen. Zwei Forderungen fanden weite Anerkennung: in politischen Dingen sollte jede Glaubenstrennung aufhören, die verschiedenen Glaubensbekenntnisse sollten miteinander in unmittelbarer Berührung bleiben, denn ihre Vereinigung sei zur Erhaltung der deutschen Freiheit notwendig. Daß sie trotz der entgegenstehenden Schwierigkeiten kommen, daß sie bald kommen werde, galt vielen als gewiß.

Das waren doch große Gedanken, welche sich als gemeinsames Gut aus dem schier unübersehbaren Wirrwarr der Stimmen mit allen ihren persönlichen und landschaftlichen Unterschieden herausheben lassen und sich in der öffentlichen Meinung kundgaben. Sie bildeten nicht nur den schwer erkämpften Besitzstand der Gelehrten und Journalisten, die ihn publizistisch vertraten, sondern ruhten auf der breiten Basis des nationalen Lebens, getragen von dem sittlichen Idealismus des Volkes, der auch im Südwesten Deutschlands, in den Gebieten des ehemaligen Rheinbundes, immer weitere Kreise ergriffen hatte. Die altbayerischen Gebietsteile bildeten vielleicht allein eine Ausnahme, aber selbst hier fanden sich in der Akademie der Wissenschaften zu München und in der Universität Landshut Brennpunkte nationaler Gesinnung [1]). Wohl niemals sah unser Vaterland in den Dezennien bis 1870 eine solche Einheit des Volkslebens in seiner Grundstimmung wieder als in jenen Monaten. Fürwahr, ein Fundament für die deutschen Fürsten und Staatsmänner gleicher Sinnesrichtung, auf dem sich ein stolzer Bau errichten ließ. Diesen gleichen Willen setzte das Volk bei seinen Fürsten voraus. Ihm schien es undenkbar, daß jetzt, wo die Nation ihrer Wiedergeburt entgegensah, wo man von einem Erwachen zur Kraft und zur Einheit des Sinnes reden konnte, die Fürsten die Verschiedenheit des politischen Interesses der Einzelstaaten hervorkehren, daß sie ihr eigenes Dasein von dem des Volkes trennen, daß sie vergessen würden, was sie den Anstrengungen und der Opferwilligkeit aller Klassen verdankten. Der Wille

---

[1]) Bitterauf, Zur Geschichte der öffentlichen Meinung im Königreiche Bayern, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 1913 Mai, Nr. 5.

des Volkes, so meinte man zukunftsfreudig, sei auch der Wille seiner Fürsten [1]).

An diesem Punkte trennte sich Arndt von der öffentlichen Meinung. Nur einmal in dem großen Jahre hatte er die stille Hoffnung gehegt, daß die deutschen Fürsten sich frohen Herzens der Volkserhebung anschließen würden: in jenen Tagen, als Österreich endlich nach langem Zögern den Kampf aufnahm. Seitdem wich nie wieder die bange Ahnung aus seiner Seele, daß noch harte Kämpfe zwischen dem Volke und seinen Fürsten bevorständen, bis jene Übereinstimmung hergestellt, die mittlere Linie zwischen beiden gefunden sei, welche beiden gerecht würde. Die ersten Wochen seines Aufenthaltes in Frankfurt und die Reisen durch Süddeutschland konnten ihn nur in seiner Anschauung bestärken. So kam er immer wieder darauf zurück, den Willen des Volkes zur politischen Einheit zu kräftigen, Institutionen zu schaffen, in welchen dieser Wille sich kundgeben konnte. Die Schrift „Noch ein Wort über die Franzosen und über uns" hatte bereits den Gedanken der „Teutschen Gesellschaften" vertreten. Sobald er nach Frankfurt zurückgekehrt war, erschien der „Entwurf einer teutschen Gesellschaft" mit einer Einleitung versehen wohl noch im Juni als Sonderdruck. Angefügt wurde ihm der Vorschlag zu einem Denkmal bei Leipzig. Nicht in der Enge der Stadt, sondern auf den weiten Feldern, wo um Deutschlands Freiheit gestritten wurde, sollte es sich als ein gewaltiges Zeichen der Erinnerung erheben. Ein riesiger Erdhügel bildet den Unterbau, auf ihn werden Feldsteine gewälzt, und darauf ein aus Eisen gegossenes Kreuz von großen Dimensionen errichtet, das eine vergoldete Kugel trägt. Das Land rings umher bildet heiliges Land. Wall und Gräben säumen es ein. Deutsche Eichen bilden den einzigen Schmuck des Platzes, auf dem die Helden des Geistes und des Schwertes ihre letzte Ruhestätte finden. Nur wenig später griff er noch einmal zur Feder, um den Völkerkampf für alle Zeiten der deutschen Nation als ein einzigartiges Erlebnis einzuprägen. Die Schrift „Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht" wollte aus der Erinnerungsfeier ein Nationalfest großen Stiles schaffen. Alle Sorgen und Arbeiten des gewöhnlichen Lebens werden am 18. Oktober mit dem Schlage 12 Uhr beiseite gelegt. Das ganze Volk schickt sich zur Freude. Es feiert diesen Nachmittag und Abend, wie es will, ohne daß die Re-

---

[1]) Gegenüber den Darstellungen bei Treitschke, Deutsche Geschichte I^{6}, S. 676 ff. und bei H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches I, Stuttgart 1897, S. 501 ff., die nur das entgegengesetzte Moment in den Äußerungen der öffentlichen Meinung hervorheben, mußte doch auch nachdrücklich das einigende zum Ausdruck gebracht werden, welches damals in der Tat vorhanden war.

gierungen und Obrigkeiten als solche teilnehmen. Von den Flammen und rauchenden Trümmern Saragossas und Moskaus, von den eingeäscherten Dörfern Schlesiens und Sachsens ist der Ruf zur Freiheit ausgegangen, darum soll das Feuer das größte Freudenzeichen sein. Von der Dunkelheit an bis Mitternacht werden auf allen Hügeln, Anhöhen und Türmen von Stralsund bis Triest, von Memel bis Luxemburg Flammenzeichen verkündigen, daß jetzt bei allen deutschen Menschen nur ein Gefühl und ein Gedanke herrscht. Die Volksgenossen in den Vogesen und Ardennen sollen sie mahnen, der Gemeinschaft nicht zu vergessen, die sie miteinander verbindet, des Tages zu warten, da auch sie in die große Einheit aufgenommen werden. Um die Feuer versammeln sich die Menschen zu festlichen Reigen und Gastmählern. In den Städten und Dörfern läuten die Glocken den kommenden Festtag ein. Der 19. Oktober ist der große, feierliche Tag, den auch die Obrigkeiten allerorten begehen. Die Stunden des Vormittags gehören dem Gottesdienste, den Aufzügen der Behörden. Der Nachmittag wird durch Freude und Feste ausgefüllt. Allenthalben aber soll man den Gedenktag so einrichten, daß das Gemeinsame und Vaterländische hervorgehoben wird, und es wäre zu wünschen, daß alle in der gleichen deutschen Volkstracht erschienen. Den Kindern wird in schlichter Sprache die hohe Bedeutung dieser Tage für ihr eigenes Leben erzählt. Von Volk, Vaterland und Freiheit klingen an solchen Festen die ersten Töne an ihr Ohr. Selbst alles Lebendige, was den Menschen in seinem Hauswesen umgibt, soll es merken, wie fröhliche Tage den Deutschen aufgegangen sind. Sie aber sollen — und nun wiederholt er noch einmal den Plan — ihren Dank durch ein würdiges Denkmal zur Erinnerung an die Völkerschlacht abstatten.

Mit der Rückkehr Steins nach Frankfurt hatte neben der schriftstellerischen Arbeit auch die unmittelbare Tätigkeit Arndts in dem Bureau der Zentralverwaltung wieder begonnen. „Mein Herr ist sehr streng, und das ist recht von einem Meister", „gestern und heut waren durch zu viele Arbeit matte und müde Tage", „mein alter Herr macht mir heiße Arbeit, so lange er hier ist, und ich kann nicht aus der Stelle", solche Äußerungen an Johanna Motherby verraten deutlich, weshalb Stein ihn wieder nach seinem Wohnsitze mitnahm: er wollte seinen getreuen Gefährten aus der Petersburger Zeit für seine Arbeiten selbst zur Verfügung haben. Endlich nach einem Monat angestrengter Tätigkeit, von der jedoch scheinbar gar keine Spuren in den Akten erhalten sind, am 19. Juli konnte Arndt ihr melden, daß der Minister nächstens auf seine Güter gehe, daß er selbst wie ein Bär arbeite, um zum Schlusse des Monats bei ihr in Baden zu sein. Seine Beziehungen zu der Ge=

liebten hatten während der letzten Zeit des Leipziger Aufenthaltes eine merkliche Abkühlung erfahren. Das eigene Pflichtgefühl, die Warnungen seines Freundes Motherby, die Einsicht, daß er nicht der richtige Mann für eine so leidenschaftliche Frau sei und wohl Eifersucht von beiden Seiten waren geeignet, dem Liebestraum ein Ende zu machen. Erst nach zwei Monaten erhielt Johanna von Frankfurt aus die ersten Zeilen. Dann kam ein Brief von ihr aus Leipzig, der ihre Ankunft meldete. Häusliche Mißverständnisse, die Verödung der Salons seit der Teilnahme des Gatten am Kriege und vielleicht die leise Hoffnung, daß sie den Geliebten doch noch für immer gewinnen werde, waren die inneren Gründe zur Reise. Als Vorwand diente ein Besuch bei der Familie Schenkendorfs, dessen jetzige Gattin als die Witwe David Barcleys zu Königsberg in regem Verkehr mit Johanna gestanden hatte. Sie lebten in Karlsruhe ganz im Kreise der mystischen Anschauungen der Frau v. Krüdener. Als die Geliebte in Frankfurt eingetroffen war, brachte Arndt sie zu der ihm befreundeten Familie des Solmsschen Regierungsrates Hoffmann zu Rödelheim, dessen Tochter mit dem Grafen Vollrat v. Solms-Rödelheim vermählt war. Um ihn versammelten sich vaterländisch gesinnte Männer, zu denen bald auch Arndt von Frankfurt aus in nahe Beziehungen trat. Es ist der Kreis, der dann den deutschen Gesellschaften und dem Hoffmannschen Bunde sich zuwandte und zur Zeit der Demagogenverfolgung in den Verdacht geheimer politischer Umtriebe kam. Während des Aufenthaltes daselbst sahen sich die beiden öfter. Dann reiste Johanna zu Schenkendorfs weiter, sie trafen sich noch einmal in Frankfurt, und Arndt versprach ihr, sie im Badenschen zu besuchen. Die alte Liebe brach wieder hervor, aber daneben hielten das Pflichtgefühl, das Bewußtsein anderen Sinnes zu sein als sie, in seiner Seele starke Wacht. Wohl nannte er Johanna den „großen Puls seines Innern" seit den Februartagen 1813, wohl sagte er ihr, daß trotz aller schweren Erkenntnis sie ihm jeden Tag, jede Stunde, ja jede Minute und Sekunde lieber würde, aber daneben gestand er ihr, daß er der Mensch nicht sei, der ihr Leben heiter und glücklich machen könne, daß nur etwas „Fantastisches" in ihm sie angezogen habe, daß er sein Herr — d. h. Diener seiner Begierden und Leidenschaften — nicht mehr sei, seitdem er besser geworden wäre als die Menge, daß ihn eiserne Gesetze hielten, die er sich selbst gesetzt habe. Diese Unausgeglichenheit in seiner Seele verlangte nach einer Lösung, und es war doch nicht nur Sehnsucht, die ihn an ihre Seite zog, sondern auch die sichere Erkenntnis, daß er um seines größten Besitzes, um seiner vaterländischen Arbeit willen diese Spannung beseitigen müsse. Sie sahen sich in Heidelberg. Auch Frau v. Krüdener weilte dort, allein ihre tatenlose Überspanntheit

stieß Arndt ab. Für die einander so nahe Stehenden brachte das Zusammensein die Entscheidung. Die gegenseitige Aussprache gab dem Manne die Gewißheit, daß ihre Naturen zu verschieden seien, als daß sie zu einer harmonischen Einheit zusammenwachsen könnten. Zu gleicher Zeit erreichte ihn ein Warnungsruf Motherbys. Er versprach ihm, sie nur in seinem Hause zu sehen. Durch all die Sorgen und Mühen um das Schicksal des Vaterlandes hatte ihn die Liebe Johannas begleitet, nicht gleich einem leuchtenden Sterne, der in in einen ruhigen, allen Stürmen des öffentlichen Lebens trotzenden Hafen führte, sondern als die bald verhaltene, bald wilde Sehnsucht nach dem rein menschlichen Glücke, die ebenso wie die vom Vater ererbte Heiterkeit seines Wesens auf die von heißem Zorn durchglühte Freiheitsdichtung Arndts einen versöhnenden Schimmer legt. Als Johanna im August wieder in die Heimat zurückreiste, da hatte sich die Liebe trotz einzelner leidenschaftlicher Ausbrüche, die auch in den späteren Briefen nicht fehlen, in ein Freundschaftsverhältnis umgewandelt.

Fast während des ganzen Augustmonats blieb Arndt noch in der südwestlichen Ecke Deutschlands. Kreuz und quer durchzog er das badensche Land, wagte sich selbst über Straßburg in das elsässische hinein, um, einem Auftrage seines Meisters gemäß, nicht nur die Stimmung an den Höfen und in den Regierungskreisen, sondern auch in Stadt und Land kennen zu lernen. Überall im Volke traf er jetzt das Verlangen nach einem einheitlichen, starken Deutschland. Nur wenn es erfüllt war, zog es die Elsässer wieder zu dem Mutterlande zurück. Sie haben, wie Arndt einmal schreibt, „deutsche Art und deutschen Sinn, aber keine deutsche Gesinnung". Bei den Katholiken des Oberlandes fand er mehr Hinneigung zu dem alten Herrscherhause Habsburg, bei den Protestanten mehr zu Preußen als der Vormacht. Die große deutsche Kultur an den herrlichen Bauten in Worms und Speier, in Freiburg und Straßburg packte seine Seele mächtig. Von besonderer Bedeutung für ihn wurde der Aufenthalt in Heidelberg. Hier traf er die Freunde Johannes Bertram und die Gebrüder Boisserée. Sie führten ihn, wie schon die eigenen Erlebnisse, mit ihren Sammlungen in die Kunst und das Volksleben des vorreformatorischen Deutschlands zurück, und er gestand es ihnen offen, daß er früher „durch einen zu grünen und herben Protestantismus" viele Dinge verkehrt angesehen und beurteilt habe. Als er nach Frankfurt zurückkehrte, da war die Zeit gekommen, wo der Wiener Kongreß zusammentreten sollte, um endgültig das Schicksal Deutschlands zu entscheiden.

E. M. Arndt sah im Gegensatze zu der Mehrzahl der Vertreter der öffentlichen Meinung dem Wiener Kongresse und seinen Verhandlungen

mit wenig Vertrauen entgegen. „In Paris hätte", so schreibt er am 3. September an Karoline v. Wolzogen, „Europa und Teutschland geordnet und befriedet werden können für lange Zeiten; in Wien ist es nicht mehr möglich, auch wenn alle Minister und Räte Steine wären." Ein Anerbieten Cottas, für die „Allgemeine Zeitung" als Korrespondent in die Hauptstadt der Donaumonarchie zu gehen, lehnte er ab, „weil ein solcher politischer Ketzer dort unangenehm sein würde". Ebensowenig konnte es ihn reizen, für eine Zeitung tätig zu sein, die bisher ganz in napoleonischem Sinne geschrieben hatte und sich jetzt als ein Gegner der deutschen Bewegung zeigte [1]). Ketzerisch im Sinne des Kongresses und des Cottaschen Verlages war allerdings die Schrift, die jetzt zu Ende August oder Anfang September aus seiner Feder erschien: „Beherzigungen vor dem Wiener Kongreß von X. Y. Z.".

Nach dem Abschlusse des Pariser Friedens hatten Stein und Hardenberg zu Frankfurt während des Juli 1814 unter Zuziehung des Grafen v. Solms-Laubach Beratungen miteinander über die deutsche Verfassungsfrage gepflogen, deren Ergebnis die 41 verbesserten Hardenbergschen Artikel darstellten. In drei wichtigen Punkten unterschieden sie sich von den Forderungen der öffentlichen Meinung: in dem Umfang und in der einheitlichen Form des Bundes sowie in der Zusammensetzung der Reichsversammlung. Von den beiden Großmächten sollten nur die preußischen Provinzen links der Elbe und das sogenannte Vorderösterreich, d. h. Salzburg, Tirol, Berchtesgaden, Vorarlberg und die neuen Besitzungen Habsburgs am Oberrhein in den deutschen Bund aufgenommen, beide Staaten in ihrer Gesamtheit aber durch ein unauflösliches Bündnis mit Deutschland vereinigt werden. Die Spitze bildete nicht ein einheitliches Kaisertum, sondern ein Direktorium, das aus Österreich und Preußen bestand. Den Vorsitz bei allen Bundesversammlungen führte Österreich. Für eine Ergänzung der Reichsversammlung, die sich aus den Stimmen der Fürsten und der vier freien Städte zusammensetzte — auch die Mediatisierten sollten vertreten sein — durch Deputierte der Einzellandtage war Hardenberg nicht zu gewinnen. In zahlreichen anderen Punkten trafen dagegen die 41 Artikel mit der öffentlichen Meinung zusammen: die Souveränität oder vielmehr die Landeshoheit der Fürsten erfuhr eine Einschränkung auf dem Gebiete des Kriegswesens und der Justiz. Wurde auch kein einheitliches Bundesheer geschaffen, so waren doch alle Glieder zu der Verteidigung eines Bundes=

---

[1]) An Joh. Fr. v. Cotta, Frankfurt, 12. Sept. 1814, M.=G Nr. 85. Ähnlich dachten Gneisenau, Gruner und Görres, N. B. II, S. 156, Görres an Gruner, Koblenz, 27. Sept. 1814, W. Schellberg, Josef v. Görres' Ausgewählte Werke und Briefe, Kempten=München, 1911, II, S. 233 f.

staates verpflichtet, wenn er angegriffen wurde, und Bundesstaaten, die nicht zugleich auswärtige Länder besaßen, durften allein und ohne den ganzen Bund weder Kriege führen noch daran teilnehmen. Für die Streitigkeiten der Bundesstaaten untereinander sollte ein Bundesgericht geschaffen werden. Die Kompetenzen des Bundes erstreckten sich auf den Handel, das Zoll- und Postwesen, das Münzwesen, Gebiete, die auch nach dem Willen der öffentlichen Meinung einheitlich geregelt werden sollten. Lehr- und Lernfreiheit, Preßfreiheit und Auswanderungen ohne Abschoß von einem Territorium in das andere wurden hier ebenfalls vorgesehen. Die einzelnen Staaten sollten eine ständische Verfassung erhalten, in welche neben den erblichen gewählte Stände einbezogen wurden. Das waren doch zwischen dem Heros des deutschen Gedankens, dem leitenden Minister des Staates, der für die Befreiung sein ganzes Dasein eingesetzt hatte, und der öffentlichen Meinung Gleichklänge, von welchen eine Förderung des deutschen Problems erhofft werden konnte. Arndt hatte von diesen Ergebnissen sichere Kunde. Wir wissen, daß er am 15. Juli bei Stein mit Hardenberg zusammentraf. Schwere Hindernisse waren allerdings zu überwinden, ehe selbst nur diese Gedanken in die Wirklichkeit sich umsetzen ließen. Zu überwinden hatte man den Anspruch der süddeutschen Fürsten des ehemaligen Rheinbundes auf uneingeschränkte Souveränität und das Bestreben Bayerns, sich für die Zukunft eine Stellung als dritte deutsche Großmacht zu sichern. Dem Kampfe gegen diese beiden Gefahren, deren Größe er ja bald nach jenen Konferenzen persönlich kennen lernte, galt Arndts anonyme Schrift „Beherzigungen vor dem Wiener Kongreß". Sie wurde unter dem doppelten Eindruck jener 41 Artikel und der Stellung Süddeutschlands offenbar mit Genehmigung, vielleicht auf Veranlassung Steins niedergeschrieben [1]).

---

[1]) Daß er der Verfasser der Schrift sei, hat er selbst 1821 zugestanden. So berichtet der Untersuchungsrichter Pape am 5. Juli 1821 nach Berlin, Arndt habe sich als Verfasser eines Teils der „Beherzigungen" bekannt; es bleibe noch dunkel, wer an der Bearbeitung des übrigen Teils Anteil genommen habe und woher die Materialien dazu, die schwerlich aus bloßen gelegentlichen Erzählungen geflossen seien, mitgeteilt wurden. Daß auch der Freiherr vom Stein Anteil an dieser Schrift genommen habe und wenigstens von der Ausarbeitung derselben unterrichtet gewesen sei, lasse Arndts Angabe, daß Schenkendorf diesem Notizen über die süddeutschen Regierungen mitgeteilt habe, bisher nur vermuten. — Dagegen ist Arndt nicht der Verfasser der ihm bisher zugeschriebenen ausgezeichneten Flugschrift „Die Regenten und die Regierten. Dem Kongresse zu Wien gewidmet. 1814". Die anerkennenden Sätze über die Entstehung neuen Lebens um die Mitte des 18. Jahrhunderts S. 8 f. und über den Illuminatenorden S. 10 würde er nie geschrieben haben. Auch die Anwendung des Wortes „aufgeklärt" in lobendem Sinne, z. B. S. 40, entspricht nicht seinem Sprachgebrauche. — Wohl aber steht die Schrift stark unter dem Einflusse Arndtscher Gedanken.

Den Mittelpunkt des Buches bilden die beiden Kapitel: „Die Fürsten des Rheinbundes und ihre Minister", „Ein Staat, der etwas werden will oder Baierns Politik". Erst durch den längeren Aufenthalt in den Gebieten dieser Territorien war Arndt der große Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland im Hinblick auf den französischen Einfluß klar zum Bewußtsein gekommen. Was dort nur aus Zwang geschehen zu sein schien, die Ausbildung des Despotismus nach dem napoleonischen Vorbilde, die Verwelschung des Regierungssystems und des Lebens der oberen Klassen, offenbarte sich ihm hier als Zuneigung, als willkommene Gelegenheit. Mit rücksichtsloser Schärfe stellte er das Verhalten der süddeutschen Fürsten und ihrer Minister an den Pranger: Dalbergs und seiner Helfer Grafen Benzel-Sternau, Freiherrn v. d. Tann und Eberstein, des Großherzogs von Hessen und seines Geheimen Rates Wedekind, des Großherzogs von Baden und seines Polizeiministers v. Hainau, des Königs von Württemberg, der sein Land zu einem „Tyrannenstaate" herangebildet habe, der Fürstin Pauline von Lippe. Er schilderte, wie sie die Jahre des Rheinbundes dazu benutzt hatten, um die Bürger-, ja die Menschenrechte ihrer Untertanen zu schmälern, wie sie größtenteils in persönlicher Genußsucht und sittlicher Frivolität ihre Tage vergeudeten, wie sie zum Teil nur notgedrungen ihren ehemaligen Protektor verließen, wie gering ihr Verdienst um die gemeinsame Sache des Befreiungswerkes selbst nach ihrem Übertritte war. Neben den eigenen Erfahrungen konnte ihm Eichhorn aus seinen Vorarbeiten zur „Zentralverwaltung" reiche Materialien liefern. Und er geißelte, einen Rückblick auf Bayerns Geschichte werfend, das Bemühen seines Ministers, der jetzt trotz der bisherigen Haltung seines Staates noch das fulda'sche Land, einen Teil der Rheinlande, Mainz und Frankfurt in Anspruch nahm; für ein Land, das „in seiner Lage keine Selbstverteidigung und keine Selbstmacht" hat, sondern immer auf fremde Hilfe angewiesen ist. Es wäre das größte Unglück, jetzt, wo zwei mächtige Schirmstaaten vorhanden sind, einen Mittelstaat noch mächtiger zu machen, dessen Politik seit Jahrhunderten die Neigung hat, sich mit Frankreich zu verbünden. Demgegenüber ist es die Aufgabe Österreichs, über Bayern und Schwaben hinaus sich wieder den Weg zum Rheine zu bahnen, um diese Staaten fest bei Deutschland zu halten, und um sich selbst den deutschen Geist und die deutsche Seele zu bewahren, „womit es seinen runden Leib durchströmen muß, damit er wacker und lebendig werde und sich in Herrlichkeit bewege". Die habsburgische Monarchie kann die rheinischen Vorlande nicht entbehren, „wenn es in der Reihe der Staaten nicht zurückbleiben, entweder an dumpfer Erstarrung oder an aus der Dumpfheit brütenden Verwirrung

und Meuterei des so sehr verschiedenartigen seiner Bestandteile sterben will".

Wichtiger noch als diese Nötigung der ehemaligen Rheinbundfürsten zur deutschen Einheit durch die Schranken, die wider ihre Expansionslust aufgerichtet werden, als die Verminderung ihrer souveränen Rechte gegenüber dem Auslande erschien Arndt die Reform des ganzen Regierungssystems, der politischen Gesinnung. So behandelten die ersten zehn Abschnitte wiederum jene Postulate, welche die gegenwärtige Zeit im Verhältnis zu dem Mechanismus der Aufklärung und den Ideen der Revolution an die deutschen Staaten und ihre Regenten stellt. Die Idee des Staates ist Leben. Der beste Staat ist derjenige, der das meiste freie Leben erweckt und entwickelt, ohne daß er von ihm aus den Fugen getrieben wird. Dieses politisch-freie Leben, diese politische Begeisterung kommt aus dem Volke. Nur in ihm und mit ihm gewinnen die Ideen auch des größten Menschen erst Wirklichkeit. Darum muß auch die Menge des Volkes „eine laute politische Stimme" haben, und sie muß in politischen Dingen gehört werden. Nicht die Stimme jenes verdorrten oder verfaulten Pöbels — der eigentlichen Jakobiner — an den beiden Spitzen der Gesellschaft, der keinem gemeinschaftlichen Gesetze gehorchen, nur eine Oligarchie oder eine Ochlokratie errichten will, sondern jenes heiligen, alle schaffenden Kräfte umfassenden Volkes, die Gottes Stimme ist. Wenn alle diese arbeitenden Klassen wieder an den großen Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes teilnehmen, wenn sie alle ohne Unterschied ihren Willen und ihre Not offen auszusprechen wagen, können die Deutschen wieder ein einiges, mächtiges und herrliches Volk werden. Die öffentliche Meinung allein, die mit edlem Stolz und freier Sicherheit auf den Willen eines großen und wackeren Volkes gestützt ist, kann das Fremde vertilgen, das Vaterländische wiedererwecken. So ergeben sich als notwendige Folgen die Preßfreiheit, welche den Menschen zu großen und kühnen Dingen Mut macht, für die Regierung „das rechte Obergericht und den ersten Geheimen Rat" bildet, Lern- und Lehrfreiheit im ganzen Reiche ohne Einengung der Verkehrsverhältnisse, Abschaffung der geheimen Polizei, die nur während der Kriegszeiten in beschränkter Weise bestehen darf, Einrichtung einer ständischen Verfassung unter Bewahrung des Eigentümlichen jeder Landschaft, Stellung des Fürsten unter das Gesetz, das ihn zügelt und das Volk schirmt, die Ministerverantwortlichkeit, das Verbot des Soldatenhandels mit den auswärtigen Mächten, Ersetzung des größten Teils des stehenden Heeres durch die deutsche Wehrmannschaft, wie sie sich in der Landwehr und im Landsturm bewährt hat. Alles Fremde werde ferngehalten von dem Vaterlande: fremde Fürsten und

fremde Kultur; alles Deutsche aber in einer besseren Zukunft eingefügt, bis es seine Sprachgrenze gegen Frankreich erreicht hat. Auch Holland und die Schweiz sollen wieder mit dem großen germanischen Bunde in Zusammenhang gebracht werden.

Als Niebuhr die „geistreiche und sehr anziehende, an Tatsachen über die süddeutschen Rheinbundstaaten reiche" Schrift gelesen hatte, meinte er, es atme in ihr „ein edles Gefühl, aber auch eine gefährliche benebelnde Schwärmerei"; er fühle sich sehr versucht, über diese öffentlich von Herzen zu reden, wenn er nur Zeit dazu fände [1]). Worin fand der größte Ethiker unter den deutschen Geschichtschreibern des 19. Jahrhunderts diese gefährliche benebelnde Schwärmerei? — Offenbar in der engen Verbindung des demokratischen Gedankens mit dem stark ausgeprägten monarchischen Einheitsgedanken. Aber hatte nicht er selbst in den Einleitungsworten des „Preußischen Correspondenten" jene sittliche Freiheit und Gleichheit als die elementarsten Kräfte des nationalen Lebens gepriesen, hatte er nicht selbst ihre Postulate bei den Übungen des Berliner Landsturmes erfüllt und hatte er nicht vor weniger als einem Jahre sich zu dem fröhlichen Glauben an das Volk und die vaterländische Zukunft bekannt: „Alles, was aus der Nation ungehindert hervorgehen kann, ist erhebend"? — Die unentwickelten und unbenutzten Kräfte des Volkes für seine Lebensentfaltung nicht mechanisch durch Erlasse und Verfügungen, sondern selbsttätig wirksam zu machen, war der sittliche Grundgedanke der preußischen Reform. Durch sie vorbereitet offenbarte er seine Größe während des Jahres 1813. Sollte sein Werk jetzt vollendet sein? — Solche Annahme hieße doch die ununterbrochene Fortwirkung der Idee in der Geschichte verkennen, und für Arndt war es keine romantische Schwärmerei, sondern die unmittelbare Folge seines tatenfrohen Idealismus, wenn er den Versuch wagte, jene Gedanken trotz aller Widerstände immer mehr zum Gemeingut des deutschen Volkes zu machen, die Freiheit der politischen Betätigung für eine Nation zu fordern, die ihre äußere Unabhängigkeit sich soeben errungen hatte. Nur so konnte er hoffen, den Widerwillen der Rheinbundstaaten gegen die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse durch das Volk selbst zu brechen. —

Sah er nicht in wenigen Wochen eine herrliche Verheißung für die Zukunft, als dieses sein deutsches Volk sich anschickte, die erste Gedenkfeier für die Leipziger Schlacht zu begehen? — In dem ganzen Lande hatten seine Vorschläge starken Widerhall gefunden, besonders aber in den Gebieten des Mittelrheins und des unteren Mains, deren

---

[1]) Lebensnachrichten II, S. 124, Berlin, 1. November 1814.

Zentrum Frankfurt bildete. Alle Gemeinden rüsteten sich in diesen Gauen zum Feste. Karl Hoffmann zu Rödelheim war hier besonders dafür tätig. Die Bevölkerung jener Staaten, deren Regierungen Arndt ebenso heftig angegriffen hatte, die Großherzogtümer Baden und Hessen, begingen nach seinem Vorschlage die Feier der Leipziger Schlacht. Ihre Universitäten Heidelberg und Gießen wurden Stützpunkte der nationalen Bewegung unter den akademischen Bürgern. Kein bureaukratisches Verbot störte die Festlichkeiten. Nur die Landwehrauszüge waren in Hessen nicht gestattet. Selbst Angehörige der Fürstenhäuser beteiligten sich. An vielen Orten wurde Arndts als des deutschen Mannes gedacht, der so tief und hell im Sinne seines Volkes geschrieben habe. Die neufränkischen Kreise Bayerns, Ansbach und Baireuth, Bamberg und Würzburg standen nicht zurück. Sogar Augsburg, Kempten und Regensburg fehlten nicht in der Reihe der Gemeinden, welche jubelnd sich zum Feste schickten. Und wenn, wie in Lich, die Alten sich zögernd zurückhielten, dann waren es die begeisterungsfrohen Gymnasiasten, welche die übrigen mit sich fortrissen. Oft wurde Arndts Schrift der lauschenden Menge vorgelesen. Eine warme Begeisterung ging durch das Land. Ganz Deutschland von den Gestaden der Ostsee bis an den Rhein, in dessen Fluten die Feuersäulen auf den Bergen des Siebengebirges, des Taunus, des Kaiserstuhles und des Schwarzwaldes sich widerspiegelten, schien von der Bedeutung jenes gewaltigen Tages durchdrungen zu sein. Arndt selbst, der in der Nacht der Feier auf dem Feldberge beigewohnt hatte, wanderte frohgemut nach Rödelheim hinab, wo er bereits am Morgengottesdienste des 19. Oktobers teilnahm. Nach der kirchlichen Feier ergriffen Karl Hoffmann und er selbst das Wort. Der ernste Gedanke der Pflicht, weiterzuarbeiten an des Vaterlandes Einheit, damit das Glück nicht ebenso schnell wieder entfliehe, wie es gekommen sei, durchzog seine Rede. Oben auf dem höchsten Gipfel des Taunus wie unten in der Wetterau, im preußischen Lande jenseits der Elbe wie in der oberrheinischen Tiefebene Badens traten Jung und Alt, Mann und Weib betend an die Feuer der stillen Nacht,

„daß Gott mit Gnaden walte
Und Volk und Land gestalte;
Daß es an Freiheit halte,
An Freiheit, Licht und Recht;
Daß stark in Deutschlands Grenzen
Des Sieges Feuer glänzen,
Nie deutsche Eichen kränzen
Den Wüthrich und den Knecht“ [1]).

---

[1]) Schlußstrophe des Liedes für „Die Feier des 18. des Weinmonds 1814 bei den Freudenfeuern auf dem Taunus“, Meisner, Gedichte Nr. 165. Ein zweites dichtete Arndt

Diese enge Verbindung der religiösen und nationalen Idee kennzeichnete, wie es Arndt vorgeschlagen hatte, die erste Gedenkfeier der Leipziger Schlacht, entsprechend dem religiös-nationalen Charakter des voraufgegangenen Kampfes. War sie nicht in hervorragendem Maße geeignet, auch dem umfassenderen Gedanken des Patrioten weiteren Eingang zu verschaffen, der Gründung deutscher Gesellschaften? — Vergegenwärtigen wir uns, bevor wir sie selbst ins Auge fassen, kritisch noch einmal ihr Wesen [1]). Der „Entwurf" setzte sich das Ziel, die eigentümliche national-deutsche Volksart in Sitten und im Denken von dem überwiegenden Einfluß der französischen Kultur zu befreien und die ganze Nation körperlich und geistig widerstandsfähig gegen das Ausland zu machen. Die deutschen Gesellschaften wollten das innerliche und äußerliche, das himmlische und irdische, das menschliche und politische Leben in rechte Übereinstimmung miteinander bringen, weil wir „erst dann wirklich als ein starkes und herrliches Volk dastehen werden". Die Harmonie aller Kräfte in jenem klassischen Lebensideal, das Arndt bereits zu Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit sich persönlich gesetzt hatte, sollte nun in der großen Gemeinschaft des nationalen Daseins verwirklicht werden. So kam trotz des national-politischen Zieles in dem „Entwurf" auch ein religiöser Ton zur Geltung. Der Verfasser redete von gottesdienstlichen Feiern, die bei den Festlichkeiten nicht fehlen dürften, vom Gebet, das sie eröffnen soll. Aber der ganzen Ausführung haftet etwas gesetzmäßig Doktrinäres, sittlich Formelles, fast Enges an. Religion und Sittlichkeit sind gleichsam nur Schutzwehren, mit welchen das nationale Element umgeben wird, die es vor Ausartungen behüten sollten. Ihnen fehlt der Charakter der Selbständigkeit. Solche Formen hielt er wohl für nötig, weil die Gesellschaften durchaus demokratische, über alle Klassen sich erstreckende Bildungen sein, über die Rangunterschiede und über die Berufsstände hinweg eine Einheit schaffen wollten, in welcher die öffentliche, national-politische Meinung einen volkstümlichen Ausdruck fand; ja sie sollten ein wirksames Erziehungsmittel zu der ganz bestimmten öffentlichen Meinung werden: Deutschland muß dem Auslande, Frankreich gegenüber als geschlossene, kulturell geeinte, in sich selbst gegründete Macht dastehen. Sie sollten Propaganda für diese Anschauung machen, sie nötigenfalls — daran ist

für die „Pflanzung einer deutschen Freiheitseiche" durch die Freiin v. Löw, Nr. 166. — Eine Beschreibung der Feier der Leipziger Schlacht gibt Karl Hoffmann, Des teutschen Volkes feuriger Dank- und Ehrentempel, Offenbach 1815, 1146 Seiten; die Vorrede von Arndt, Berlin, 17. Nov. 1814. Aus dem Osten sind weniger Berichte über die Feier eingegangen als aus dem Westen.

[1]) Außer Meinecke a. a. O. S. 11 ff. meine Schrift „E. M. Arndts Stellung zu den Reformen des studentischen Lebens", München 1909, S. 14.

kein Zweifel — auch gegen die Fürsten ins Werk setzen, wo sie sich ihr versagten [1]). Jeder gewaltsame Weg war dabei vermieden. Ein bestimmtes praktisch-politisches Ziel, etwa die Begründung einer Verfassung in den Einzelstaaten oder die Propaganda für die Vorherrschaft eines Staates, etwa Österreichs oder Preußens, in dem künftigen deutschen Reiche setzte sich der Entwurf nicht. Arndt dachte auch nicht daran, nun von sich aus den Gedanken zu verwirklichen, obwohl Frankfurt in jenen Monaten den geeigneten Boden abgegeben hätte. Eine solche Initiative auf dem Gebiete der praktischen Politik lag seinem Charakter ferne. Die ersten, welche von der Idee zur Tat schritten, waren die beiden Brüder Wilhelm und Ludwig Snell aus Idstein am Taunus, zwei hochbegabte, kühn über den ihnen gesetzten amtlichen Wirkungskreis — der eine war Jurist, der andere Prorektor am Gymnasium seiner Vaterstadt — in das öffentliche Leben sich hinaussehnende Männer, die seit 1812 von Haß gegen den fremden Unterdrücker und gegen das bureaukratische Element der Rheinbundstaaten erfüllt waren und nun in Arndt den Vertreter der Regeneration des vaterländischen Bewußtseins verehrten. Im Sommer 1814, noch im Juli, suchte Wilhelm ihn in Frankfurt auf. Ein wenig später berief er eine Versammlung von 7—9 Personen nach Usingen, unter ihnen außer seinem Bruder noch Karl Theodor Welcker, damals Professor in Gießen, und den Konrektor Weidig in Butzbach, ohne daß es jedoch zu einem Zusammenschlusse gekommen wäre. Die Pläne Wilhelm Snells gingen bereits über das von Arndt gesteckte Ziel hinaus. Der Bund, so schrieb er am 30. Juli an Welcker, solle drei Klassen in sich schließen. Zunächst die enger Befreundeten, einen geheimen Bund, zu dem nur die Geprüftesten gehören; sie „können alles für die reinere Menschheit aufopfern"; dann rechtschaffene Männer aus allen Ständen, also die Arndtschen Gesellschaften, schließlich das ganze Volk, auf welches die Gesellschaften einwirken. Sie bilden die vorbereitende Organisation gegen die Gefahren, „wodurch die Verfassung und das damit bestehende Volksglück von außen untergeht", gegen den Weg der gewaltsamen Umstürzung sowohl durch die Regenten wie durch das Volk selbst und durch die Gewalttat fremder Völker. Wurden diese Gedanken auch zunächst noch keine Wirklichkeit, so legen sie doch die Ideen bloß, welche von diesen bewegten Monaten zu der nächsten Entwicklungsphase der Einheitsbewegung hinüberführen. Bereits im Juli errichteten die Gebrüder Snell in Idstein die erste deutsche Gesellschaft als offenen Verein für patriotische Zwecke. Die Statuten datieren vom

[1]) So fragt Renfner in seinem Berichte mit Recht: „Welche Behörde, welche Regierung erteilt nur Herrn Arndt die Befugnis . . . Mißvergnügen zu predigen und das Volk aufzurufen?", Czygan a. a. O. II, S. 15 f.

24. August 1814. Pfarrer, Lehrer, Juristen, auch einige wenige Handwerker und Gewerbetreibende traten ihr bei. Weitere Gründungen brachte dann die Feier der Leipziger Schlacht. Am meisten den Wünschen Arndts entsprach wohl die Kreuznacher Gesellschaft, die sich zunächst nur „deutschen Sinn und Einigkeit im Geiste" als Ziel setzte und alle unbescholtenen Deutschen umfassen sollte. Ihre Mitglieder setzten sich namentlich aus den Pfarrern des lutherischen und reformierten Konsistoriums zusammen. Eine weitere Konstitution erfolgte zu Butzbach durch Weidig. Die bestehende „teutsche Lesegesellschaft" wurde umgewandelt und erweitert [1]). Über ihre Stellung ist nichts Sicheres bekannt. Doch scheint in ihr sehr bald ein starker Oppositionsgeist lebendig gewesen zu sein, der sich selbst republikanischen Ideen zuwandte. In Gießen wurde am 17. November dem Rektor der Universität die Errichtung einer aus 70 Teilnehmern bestehenden „teutschen Lesegesellschaft zur Erreichung vaterländisch-wissenschaftlicher Zwecke" gemeldet [2]). Friedrich Gottlieb Welcker, der Philologe und Archäologe, der als Lehrer des Gymnasiums auf seine Schüler einen starken Einfluß in nationalem Sinne ausübte und auch als Privatdozent an der Universität wirkte, begünstigte sicherlich das Unternehmen, an dessen Spitze August Adolf Follen trat. Auch sein Bruder Karl gehörte von Anfang an zu diesem studentischen Kreise, in dessen Versammlungen Körners und Arndts Schriften, aber auch die Nibelungen gelesen wurden. Eine weitere Gründung erfolgte am 8. November zu Wiesbaden. Es war kein anderer als Wilhelm Snell, der am 19. November bei den Festfeuern zur Konstitution der Gesellschaft durch eine schwärmerische Rede drängte. Seine Ausführungen forderten die Hörer zur Tat auf für die Sicherung der unsichtbaren höchsten Ziele eines Volkes, des Biedersinnes, des Freiheits- und Selbstgefühles, des Edelmutes, des Tyrannenhasses, während Deutschlands Fürsten auf dem Kongresse für die Gründung des äußeren Glückes, die Sicherung des Mein und Dein der Nation „mit erhabenem Eifer und Eintracht" arbeiteten. Sorgen weise Regenten für die Verfassung des Vaterlandes, für die Form des äußeren Lebens, dann sei es Aufgabe der Bürger, daß diese Verfassung nicht eine schwache, zerbrechliche Hülle sei, daß diese Form Bedeutung und Leben erhalte. Deshalb müsse das Volk sich den Geist der Freiheit und Eintracht schaffen

---

[1]) So Hoffmanns Ehrentempel S. 384. Diese Umwandlung scheint direkt bei der Feier vor sich gegangen zu sein; so wird berichtet: es fand sich auch ein „die teutsche Lesegesellschaft, die sich nunmehr zu einer teutscheu Gesellschaft nach dem Arndtschen Entwurf umgebildet und erweitert hat". Als der Bericht geschrieben wurde, war sie es also bereits; Meinecke a. a. O. S. 37.

[2]) H. Haupt, Karl Follen und die Gießener Schwarzen, S. 6 ff.

und bewahren. Aber wo sollen sie es tun? — Der Kreis, den der Staat dem Bürger zum Wirken anweise, „ist für einen thatenvollen Mann oft zu öde und immer zu eng", der Kreis der Familie und der Freunde nicht immer befriedigend. Es bleibe eine heiße Sehnsucht im Herzen, auf ein Ganzes mit ganzer Seele zu wirken, mit den Guten und Edlen der Nation sich zu vereinen, nach dem zu ringen, was sich im Innern des Menschen mit unendlichem Verlangen rege. So sollen sie die Mußestunden dem Vaterlande, der Erhaltung jener heiligen Volksgüter weihen, eine deutsche Gesellschaft gründen, denn es fehle „eine größere Liebe und Gemeinschaft". Wo aber ist dieses Vaterland? — „Jeder Einzelne soll als ein Heiligtum das Vaterland in der Brust tragen; wo s e i n e Idee, s e i n e heilige Liebe lebt und wirkt, da ist das Vaterland." Bereits am 14. November wurde die Gesellschaft auf einen Wink der nassau'schen Regierung wieder aufgelöst.

Wie eng und fest hatte Arndt in dem fünften Kapitel seines Soldatenkatechismus „Von Freiheit und Vaterland" den Menschen, den deutschen Menschen mit allen jenen irrationalen Größen des geschichtlichen Lebens, dem heimatlichen Boden und der Geburtsstätte, den gewaltigen Eindrücken des ersten Wachstums der Kindesseele zu verbinden gewußt! In diesen letzten Ausführungen Snells wehte bereits ein anderer Geist. Es war der leidenschaftliche, über alle Geschichte und Tradition sich kühn hinwegsetzende Individualismus mit jener rein geistigen und sittlichen Absolutheit, wie ihn einst Fichtes Reden an die deutsche Nation verkündigt hatten, der hier durchklang, ja das letzte Ziel beherrschte. Das politisch Gebundene als ein notwendiges Durchgangsstadium für den Menschen wurde übersprungen, der Mensch wagte sich wieder direkt in die Weite des Universums hinein. In den Gedanken der Snellschen Rede reichten sich bereits das absolute Autoritätsbewußtsein des eigenen Ich und der Kosmopolitismus die Hände, eine Verbindung, die Arndt gerade bekämpfen wollte. Auch seine deutschen Gesellschaften hatten nicht klar und bestimmt jenen Irrweg vermieden, den einst in den Zeiten der Not der Tugendbund gegangen war. Aber sie blieben im Lichte der Öffentlichkeit, allgemein und gleich zugänglich für alle Volksgenossen. Snell stellte ihnen zur Seite wenigstens in Gedanken engere, geheime Verbände der Wissenden, die zu unerträglichen Organen gesetzlos wirkender Nebenregierungen im Staatswesen auswachsen konnten. Und noch ein dritter Unterschied machte sich bemerkbar. Durch Snells Ideen leuchtete bereits der Gegensatz hervor, in dem sich Fürsten und Völker prinzipiell zueinander befinden sollten. Arndt gab in diesen Tagen das „Schattenbild eines für sein Vaterland als Opfer" ritterlich gefallenen deutschen Prinzen heraus, Briefe des Prinzen Heinrich Viktor

v. Wied, der am 27. Januar 1812 in dem spanischen Freiheitskampfe tödlich verwundet und am folgenden Tage gestorben war. Das Buch wurde gewidmet „dem großen deutschen Volke und den väterlichen Häuptern seiner Stämme", und die Vorrede sprach es aus, daß das Buch veröffentlicht würde, damit das Volk „seinen väterlichen und brüderlichen Häuptern wieder Liebe und Vertrauen schenke". Der Gegensatz des Herausgebers zu den Fürsten war nicht doktrinärer Natur, sondern lag nur in den tatsächlichen Verhältnissen begründet; er wich, sobald diese sich geändert hatten. So war aus dem eigenen Lager heraus Arndt ein Gegner entstanden. In dieser Voraussicht lag vielleicht der Wunsch Niebuhrs begründet, gegen die Gefahr der „Beherzigungen" öffentlich zu warnen.

Als jene Gesellschaften um Frankfurt herum im November 1814 begründet wurden, hatte Arndt die alte Krönungsstadt bereits verlassen. In den ersten Tagen des Monats brach er auf. Den Säbel an der Seite und den Stock in der Hand wanderte er durch die Wetterau, durch Hessen und Westfalen hindurch nach Hannover, Braunschweig, Magdeburg, allenthalben neue Bekanntschaften anknüpfend. Sein Ziel war Berlin, das er im letzten Drittel des Novembers erreichte. Wir sahen schon, wie er von Koblenz aus im April Theodor v. Schön gegenüber den Wunsch ausgesprochen hatte, in den preußischen Besitzungen am Rhein einmal angestellt zu werden, wie seine Schrift über ständische Verfassungen den einheitlichen Machtgedanken des deutschen Reiches in Preußen verkörpert sah, wenn es auch noch unausgesprochen blieb. Das Verdienst, den Eintritt Arndts in preußische Dienste vorbereitet zu haben, gebührt Stein. Schon am Schlusse des Jahres 1813 hatte er sowohl Hardenberg wie ihm selbst gegenüber diesen Plan zur Sprache gebracht und im Januar erneuert [1]). Des leitenden Staatsmannes Anschauungen über ihn hatten sich zu seinen Gunsten verändert. Selbst v. d. Goltz, der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, und sein Sektionschef Karl Georg v. Raumer, die sonst mit dem recht abweisenden Urteil Renfners übereinstimmten, meinten doch Ende März, seine Talente würden es wünschenswert machen, „daß er sich ganz so dem Preußischen Interesse widme, wie Preußen sich der Sache des Rechts und der Wahrheit widmet" [2]). Am 15. Juli erfüllte sich dann Hardenbergs Wunsch, den „braven Professor" kennen zu lernen. An demselben Tage richtete dieser das Anerbieten an ihn, sich dem Dienste des preußischen Staates dauernd widmen zu wollen. Der Staatskanzler ver-

[1]) Stein an Arndt, Freiburg, 7. Januar 1814, N. B. II, S. 252.

[2]) v. d. Goltz an Hardenberg, Konz. v. Raumer, Berlin, 31. März 1814, Czygan a. a. O. II, 1, S. 293.

sprach es ihm sofort mündlich und wiederholte zwei Tage darauf schriftlich das Versprechen, den Wunsch zu berücksichtigen, „um auf irgendeine von Ihnen vorgeschlagene Art Ihre Talente und Ihre Tätigkeit zu benutzen"; die jetzt bevorstehende Organisation würde unzweifelhaft „die baldigste Veranlassung" geben, und er sicherte ihm zu, von Berlin aus „mit weiterer Nachricht" ihn zu versehen [1]). Damit fanden die Unterhandlungen zunächst ein Ende, und Arndt blieb im ungewissen über sein zukünftiges Schicksal. Aber so sehr er es auch im August beklagte, daß Friedrich Wilhelm III. „nicht mehr Lust und Kraft zu herrschen hat und daß das Kabinett nicht fester und planmäßiger auf Ein Ziel hinarbeitet", so sehr blieb er doch davon überzeugt, daß nur von Preußen die Rettung kommen könne, daß es den „principatus", den „ersten Rang" unter Deutschlands Mächten haben müsse [2]). Ihm könne die Herrschaft gar nicht fehlen, wenn es bis Mainz die rheinischen Lande festhalte, wenn es die Preßfreiheit, durch Gymnasien und Universitäten die Wissenschaft und die Bildung auch in den neuen Landen fördere, wenn es allenthalben verständige Verfassungen stifte, die einem freigesinnten Volke gefallen müßten, wenn es in seinen verschiedenen Landschaften das Verschiedene in Religion und Sitte mehr ehre als früher geschehen sei, auch am Rhein und in Westfalen den katholischen Klerus „wieder zu einigem Glanze" erhebe. Nur kurze Zeit verging, da bot sich Arndt eine neue Gelegenheit, sein Gesuch zur Sprache zu bringen. Ende September erschien bei Rein in Leipzig der 1812 ausgearbeitete erste Teil seiner „Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte" [3]). Er übersandte sie sogleich dem Freiherrn v. Stein, dankte ihm für die Wirksamkeit, welche dieser ihm in den letzten beiden Jahren verschafft habe, in der größten, für ihn ewig unvergeßlichen Zeit des Vaterlandes. Der ihr „durch einen unerschütterlichen Stolz und Mut mit Gottes Hilfe zur Geburt geholfen" habe, sollte nun entscheiden, „ob der Verfasser verdient, daß man ihn in eine einigermaßen unabhängige Lage setze, damit er sich mit Ernst und Fleiß der höheren Geschichtsschreibung für das Vaterland weihen könne". Bis zum Ende des Jahres hoffte er alle seine Angelegenheiten zu ordnen; „will der preußische Staat mich dann haben, so bin ich zu Befehl, und werde bis zum letzten Lebenshauch dem Vaterlande treu dienen". So fest glaubte der Autor an die große Zukunft dieses Staates, dessen Vergangenheit er in dem eben erschienenen Buche so scharf angriff. Sein Urteil über die friderizianische Zeit hatte

---

[1]) Hardenberg an Arndt, Frankfurt a. M., 17. Juli 1814, N. B. II, S. 240.

[2]) Arndt an Gneisenau, Karlsruhe, 14. August, Frankfurt a. M., 4. September 1814, Pick a. a. O. S. 313 ff.

[3]) Rein an Stägemann, Leipzig, 28. Sept. 1814, Rühl, Aktenstücke III, S. 275.

sich in keiner Weise gegenüber dem in „Germanien und Europa" ausgesprochenen geändert, und er scheute sich nicht, dieses auch jetzt nach den gewaltigen Errungenschaften des letzten Jahres offen zu bekennen. So fest glaubte er an die Wandlung des preußischen Volkes und Staates. Stein machte von der Sendung den Gebrauch, den Arndt wünschte. Von Wien aus empfahl er ihn am 14. Oktober von neuem dem Fürsten Hardenberg. Er meinte, daß der Verfasser als Professor an der Universität Berlin oder an der neuen, im preußischen Anteil des linken Rheinufers zu errichtenden Hochschule ganz besonders nützlich sein würde. Sein neuestes Werk über deutsche Geschichte legitimiere ihn in dieser Hinsicht vollständig. Er bat ihn überdies, dem Autor das monatliche Gehalt von 150 Talern, das er bisher aus dem gemeinschaftlichen Verwaltungsfonds bezogen habe, aus preußischen Kassen so lange anzuweisen, bis er eine feste Anstellung habe. Arndt könne sonst, da er ohne Vermögen sei, gezwungen werden, in irgendeinem anderen Staate ein Unterkommen zu suchen, „welches für Preußen ein wahrer Verlust sein würde" [1]).

Das war auch die Anschauung und die Befürchtung Hardenbergs. Gewiß: die zorndurchglühten Flugschriften Arndts, die selbst scheinbar unversöhnlichen, leidenschaftlichen Haß durch die heroische Liebe zur Freiheit und Selbständigkeit der Nation zu verklären und zu rechtfertigen wußten, blieben ihm in ihrer sittlichen Größe und in ihrer herben Einseitigkeit unbehaglich. Sie störten ihm gar zu oft die feinen Zirkel des Diplomaten, nahmen ihren Ausgang immer von den Interessen der Gesamtheit des Volkes, von dem gegenwärtigen Volksempfinden, nicht von dem Rechte geschichtlich gewordener Regierungsformen und staatlicher Gebilde, ordneten ohne prinzipielle Rücksichten diese dem Volkswohle unter. Aber hatte nicht Hardenberg schon in seiner Denkschrift vom 3. März 1807 für die Besserung der inneren Verhältnisse „mehr Aufregung von patriotischem Enthusiasmus" empfohlen, mochte es auch bei ihm nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck sein? — Und trotz seiner bureaukratischen Neigungen ruhten seine politische Doktrin und seine praktische Arbeit doch zu sehr auf der Mitwirkung der nationalen Gesamtheit, hatten zu intensiv den Umschwung miterlebt und mitverwertet, der sich in Deutschland und besonders in Preußen vollzog, als daß es ihm gleichgültig gewesen wäre, wohin Arndt jetzt seine Schritte lenken würde, dessen Lieder und Schriften einen so tiefen Einfluß auf das Volksleben ausübten. War es keine innere Zuneigung, so war es doch kluge politische Berechnung, durch die er sich bewogen fühlte, dem Patrioten,

---

[1]) Arndt an Stein, Frankfurt a. M., d. 3. Oktober, Stein an Hardenberg (Konz.), Wien, 14. Oktober 1814, G. St.-A. Rep. 114, IX, Nr. 4.

der so kräftig für Preußen eingetreten war, das Versprechen auf eine Anstellung zu geben, und dieser durfte hoffen, bei einem Aufenthalte in Berlin die eigene Sache endgültig sicherzustellen.

Freilich: schon bevor er den Boden der preußischen Hauptstadt betreten hatte, waren Stimmen gegen ihn laut geworden, welche sich ihm hindernd in den Weg stellen konnten. Renfner, welcher, wie Jahn sich ausdrückte, in der Zensur nichts durchließ, was Preußen zum Ruhme gereicht, sobald es wider die Gegner sich wendet, war nichts weniger als bereit, für Arndt einzutreten [1]). Der Hofrat Janke, bald einer der gewissenlosesten Angeber der Patrioten wegen ihrer vermeintlichen demagogischen Bestrebungen, verdächtigte ihn wegen des „wilden Freiheitsgeschreies" [2]). Der ihm so unsympathische Kotzebue hatte schon vor dem Abschlusse des Pariser Friedens in der vierten Nummer seiner „politischen Flugblätter" gegen den dritten Teil des „Geistes der Zeit" sich abfällig geäußert. Arndts Schriften, so meinte er, mögen viel Gutes gewirkt haben, solange der Kampf unentschieden war, aber nach der Wiederherstellung des Friedens könnten sie nur Unheil stiften. Kaum war die Schrift „Noch ein paar Worte über die Franzosen und über uns" erschienen, da setzte auch die hämische Kritik Kotzebues wieder ein. Unbequem wie der Haß gegen die Franzosen war ihm auch das bewußte Ziel nationaler Größe und Wohlfahrt gegenüber der bequemen, häuslichen Glückseligkeit der Aufklärung, die er selbst predigte, einer Regeneration und Selbsttätigkeit des Volkslebens sowie der Gedanke der deutschen Gesellschaften, welche trotz aller Bedenken doch einen Weg zu diesem Ziele wiesen. Das Alles war für ihn etwas durchaus Überflüssiges, denn nach seiner Anschauung „kommt es unter allen Völkern bloß auf die Regierenden an, was sie aus der Nation machen wollen". Eine rein persönliche Invektive gegen Arndt enthielt das 20. Blatt unter der Überschrift „Merkwürdige Sinnesänderung". Der Aufsatz beschuldigte ihn offen der Zweizüngigkeit, weil er 1802 und 1814 verschiedene Ansichten über die Franzosen und Deutschen sowie über die Art der Erziehung geäußert habe. Ihm war es etwas Unfaßbares, daß diese gewaltigen Jahre die Welt- und Lebensanschauung eines Mannes ganz verändert haben konnten, der sie selbst innerlich durchgekostet hatte. Diese Angriffe hatte Arndt anscheinend vor Augen, als er Schildener, der ihn öffentlich verteidigen wollte, am 23. November schrieb, daß vor dem Volke seine Feder sich von selbst wohl verteidige, daß er vor den Fürsten, wie sie seien, keine Gnade finden wolle oder könne. Er hatte

---

[1]) Jahn an Stägemann, Berlin, 1. Nov. 1814, Rühl, Aktenstücke I, S. 327 f.

[2]) Treitschke, Deutsche Geschichte II, S. 115.

seine leidenschaftlichen Schriften nicht „durch Wahn oder in Flammen fortgetrieben“, sondern mit dem Bewußtsein verfaßt, daß die harte Zeit sie fordere. Es war allerdings ein Irrtum, wenn er glaubte, daß jetzt die „revolutionär-politischen Büchlein“ natürlich von selbst ein Ende finden würden. Bald nach seiner Ankunft in Berlin nahm die schriftstellerische Tätigkeit von neuem ihren Anfang.

Die Redaktion des „Preußischen Correspondenten“, der von der Zensur mit Recht als der bedeutendste Vertreter der sittlich-politischen Reformideen in der Tagespresse betrachtet wurde, besorgte seit dem 1. Oktober „nach einem neuen Plan“ ein „Verein mehrerer Gelehrten“. In der Nummer vom 24. September wurden Arndt und Jahn, Niebuhr und Rühs besonders genannt. Die Geschäfte leitete wohl der Oberlehrer Friedrich Lange, der Verfasser des Liedes „Deutsche Männer am Strande des Meeres“, der in Wittgensteins und Hardenbergs Bureau gearbeitet hatte. So hoffte Renfner, daß er jetzt weniger Not mit dieser Zeitung haben werde, und auch Arndt versuchte, mit dem Zensor in ein verträgliches Verhältnis zu kommen [1]). Lange Monate fehlten Beiträge aus seiner Feder. Mit dem „Vorschlage zur Feier der Schlacht bei Leipzig“, einem Auszuge aus der erwähnten Schrift, setzte seine Mitarbeit von neuem ein. Noch von Frankfurt aus sandte er eine Selbstanzeige von der Ausgabe der Briefe des Prinzen von Wied. Die Nummern vom 26. und 30. November brachten zwei umfangreiche Aufsätze „Über deutsche Volksstämme und über die klimatische Einteilung Deutschlands“, die bald darauf in dem Buche „Blick aus der Zeit auf die Zeit“ wieder abgedruckt wurden.

Der Blick der Zeit war auf den Wiener Kongreß gerichtet. Europa erwartete von ihm eine endgültige Schlichtung aller jener Streitigkeiten und Umwälzungen, die es seit zwanzig Jahren bewegt hatten, Deutschland seine auf der Freiheit des Volkes beruhende, durch das Kaisertum gekrönte Einheit, Preußen die Sicherung seiner Großmachtstellung, auf die es den gerechtesten Anspruch hatte. Eine gewaltige politische Arbeit harrte der Teilnehmer dieser Versammlung, nachdem die sittlichen Kräfte der Vergangenheit und der Gegenwart freie Bahn geschaffen hatten. Der erste Monat des Kongresses verlief unter glänzenden und intimen Festen. Als am 1. November die Verhandlungen förmlich eröffnet werden sollten, da waren noch nicht die Maßregeln in Vorschlag gebracht, welche von den Ministern für zweckmäßig gehalten wurden, um den Geschäftsgang zu bestimmen. Als zweckmäßige Maßregeln galten dann nicht der Wille,

---

[1]) Über den Besuch Arndts bei Renfner vgl. Czygan a. a. O. I, S. 325 f. — Arndt gegen Kotzebue verteidigt von dem Dresdener Arzte Dr. Weinhold (W. A. C.), „Arndt und Kotzebue als politische Schriftsteller“ 1814.

dem Interesse der Völker Rechnung zu tragen und die Absicht, ihre Forderungen mit den staatsrechtlichen Ideen der Vergangenheit und Gegenwart in Einklang zu bringen, sondern ausschlaggebend für die Behandlung der schwebenden Fragen waren die Behauptung der neu erworbenen Fürstenrechte, die Wiederherstellung des unterbrochenen Legitimitätsprinzipes, die Beiseiteschiebung der nationalen Lebendigkeit namentlich des italienischen und deutschen Volkes, jener Nationen der mittleren Linie des Kontinents, deren einheitliche Gestaltung Arndt in seinem dritten Teile des „Geistes der Zeit“ so energisch im Interesse des europäischen Friedens betont hatte. Es bleibt das Verdienst Metternichs und Talleyrands, die Staatsform des Absolutismus und damit das dynastische Prinzip zu einem vollen Siege geführt zu haben.

In den deutschen Angelegenheiten mußte diese Entwicklung der Dinge das Werk der einheitlichen Gestaltung der Nation und der Befriedigung der preußischen Ansprüche von Anfang an erschweren. Zunächst schien es, als sollte der Staatsmann, welcher in erster Linie die Forderungen der deutschen Nation vertrat, der Freiherr vom Stein, einen Erfolg erringen, als sollten jene Hardenbergschen, von ihm selbst verbesserten Artikel, die in wichtigen Punkten mit der öffentlichen Meinung übereinstimmten, eine sichere Grundlage für die Verhandlungen über die deutsche Verfassung bilden. Stein gedachte diese Geschäfte Österreich und Preußen sowie dem durch Hannover stark interessierten England zu übertragen, die übrigen fremden Mächte, namentlich Frankreich, sowie die süddeutschen Staaten auszuschließen. Die Einwürfe und Meinungen der deutschen Fürsten sollten wohl gehört werden, aber sie hatten sich zuletzt doch dem Willen der großen Mächte zu fügen. Trotz der starken Reduzierung jener Artikel, welche hauptsächlich die Schwächung der Zentralgewalt, den Aufschub der den Einzellandtagen zu gewährenden Rechte und der Formulierung der Grundrechte sowie die Nichtberücksichtigung der Mediatisierten in sich schloß, blieben unter Mitwirkung Metternichs doch zwei wesentliche Punkte bestehen: die Beschränkung der Souveränitätsrechte namentlich der Fürsten, welche außerhalb Deutschlands kein Gebiet besaßen, die Konstituierung des Bundes nicht als eines Staatenbundes, dem nur die äußere Sicherheit oblag, sondern eines Bundesstaates, der außerdem jeder Klasse der Nation die verfassungsmäßigen Rechte garantierte. Der österreichische Staatsmann glaubte wohl, als er diesem deutschen Programm zustimmte, daß andere seine Geschäfte betreiben würden. Er täuschte sich nicht. In das Komitee für die deutsche Verfassung wurden außer jenen drei Mächten, die in gutem Einvernehmen vorgearbeitet hatten, auch Bayern und Württemberg aufgenommen. Die Vertreter beider Staaten, Fürst v. Wrede und

Baron v. Linden, erklärten bereits in dem Protokoll vom 20. Oktober, daß ihre Regierungen nicht gesonnen seien, sich der Ausübung irgendeines Souveränitätsrechtes zu begeben. Sie verlangten, daß jedem der Kreisobersten, also Österreich, Preußen, Hannover, Bayern und Württemberg, nur eine Stimme zuteil würde. Ein ausschließliches Direktorium bei dem Bundesrat hielten sie nicht „dem Zweck eines freien und gleichen Verhältnisses entsprechend", forderten daher ein alle Jahre abwechselndes Direktorium. Die verheißene Sicherung der verfassungsmäßigen Rechte jeder Klasse der Nation gab beiden zu Bedenken Anlaß. Sie verwarfen die Errichtung oberster Reichsgerichtshöfe, weil in einer solchen Institution eine Beschränkung der Souveränitätsrechte lag [1]). Damit waren die Verhandlungen auf einem toten Geleise angekommen, und die Mehrheit des Komitees, Österreich, Preußen und Hannover, vereinigten sich bereits am 21. Oktober zu einer Punktation, die es offen aussprach, man wolle es lieber auf den Austritt der beiden süddeutschen Staaten aus dem Komitee ankommen lassen, als zu solcher Forderung die Zustimmung geben, welche die Erwartungen der deutschen Nation nur täuschen würde. Steins neuer Versuch, durch eine Intervention der Kleinstaaten die deutsche Frage wieder auf den rechten Weg zu bringen, zeitigte infolge des diplomatischen Geschickes des nassau'schen Gesandten Hans v. Gagern nur einen halben Erfolg, und als das deutsche Komitee am 16. November seine letzte Sitzung abhielt, da hatte sich die bisherige Majorität bereits gespalten. In der polnisch-sächsischen Frage war der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen offen zutage getreten [2]).

Die Wiederherstellung Preußens in dem Umfange vor der Niederlage 1806 war die schwierigste territoriale Frage. Die polnischen Besitzungen hatte der Vertrag von Kalisch arg gekürzt. Die niedersächsisch-westfälischen waren durch das Bündnis mit England-Hannover in Frage gestellt. Auf die fränkischen Fürstentümer hatte Preußen durch die Anerkennung des Vertrages zu Ried zwischen Österreich und Bayern verzichtet. Als Entgelt dafür faßte es außer den Neuerwerbungen am Rheine die Annexion von Sachsen ins Auge, für die sich auch Kaiser Alexander und Stein nachdrücklich einsetzten, seitdem König Friedrich August den Anschluß an die Verbündeten verweigert hatte und sein Land kriegsrechtlich erobert war. Auf dem Kongresse zu Châtillon hatte auch Österreich seine Zustimmung gegeben, so daß Preußen nach der Aufhebung der Zentralverwaltung am 8. November eine Administration einrichtete, ohne im Königreiche auf nennenswerten Widerstand zu stoßen.

[1]) Beide Erklärungen bei J. L. Klüber, Akten des Wiener Kongresses, Erlangen 1815, Bd. II, S. 90 ff.

[2]) M. Lehmann a. a. O. III, S. 405 ff.

Ein Wandel ergab sich aus der Frage nach der Zukunft des Herzogtums Warschau, das mit Ausnahme eines einzigen Landstriches um Wieliczka als österreichischen Besitzes und eines Verbindungsstückes zwischen den preußischen Provinzen Schlesien und Preußen Rußland für sich beanspruchte. Entschlossene Gegner fand der Zar sofort in Österreich und England. Auch Hardenberg stimmte dem Widerspruche zu, bis Friedrich Wilhelm III. ihm verbot, die polnische Sache weiterhin gemeinsam mit diesen beiden Mächten zu betreiben. Es handelte sich darum, Rußland für eine Preisgabe eines Teils der polnischen Besitzungen Preußens zu gewinnen und dieses dazu zu bewegen, daß es nur einen Teil des sächsischen Gebietes beanspruche, den Rest aber dem Könige zurückgab. Dazu kam weiter die Eifersucht Metternichs auf die Bedeutung und das Ansehen des norddeutschen Rivalen. Bereits am 10. November stellte er Preußen eine Note zu, in der ihm jede Aussicht auf die Erwerbung von ganz Sachsen abgesprochen wurde. Er fand einen Bundesgenossen in Talleyrand und in der französischen öffentlichen Meinung, die sich ganz im Sinne der Politik Richelieus und Napoleons zu Hütern des Schutzes der deutschen Mittelstaaten ansahen. Das Legitimitätsprinzip bot den Vertretern Österreichs und Frankreichs die Handhabe, um die Ansprüche Preußens zurückzuweisen, und Metternich versäumte nicht, die bayerische Regierung durch das Versprechen, daß Mainz ihr zufallen solle, an sich zu ziehen. Auch England trat infolge des Einflusses des preußenfeindlichen Grafen Münster auf die österreichische Seite. Die veränderte Lage, die beabsichtigte Teilung des Landes erregte in dem eroberten Sachsen lebhaften Unwillen. Bereits am 8. Dezember richtete das preußische Generalgouvernement eine Eingabe an Hardenberg, die vor einer Zerstückelung warnte. Selbst die Kreise, welche einer Vereinigung mit Preußen am meisten abgeneigt wären, würden diese doch weit lieber sehen als ein Verhältnis, durch welches nur ein Teil dem ehemaligen Fürsten wieder anheimfiele, der andere Teil aber Eigentum eines anderen Regenten würde [1]). Von den Einheitsplänen, die Arndt für Deutschland und von der prädominierenden Stellung, die er für Preußen bis zum Main ersehnte, schien sich nichts verwirklichen zu sollen.

Zu beiden Fragen nahm er in jenen ersten Dezembertagen das Wort. Die Schrift „König Friedrich August von Sachsen und sein Volk“ lag ja bereits seit Weihnachten 1813, als er sich anschickte, das Land zu verlassen, druckfertig da. Es schien überflüssig, sie zu veröffentlichen [2]). Jetzt wurde sie mit einer Einleitung versehen und in die Presse gegeben.

---

[1]) Rühl, Aktenstücke I, S. 535.

[2]) Vgl. oben S. 486.

Der Autor warnte davor, wiederum einen Staat zu schaffen, der, in der Mitte zwischen zwei mächtigen Reichen gelegen, immer dahin fliegen würde, wohin sie die Kugel zu stoßen beliebten, und er mahnte die Sachsen, über dem Kleinen nicht das Schicksal des Ganzen zu vergessen. Ihm schien es nach den herrlichen Taten eine Unmöglichkeit zu sein, daß man nach den Gerüchten von Wien her den Deutschen statt der zwei großen Herrscher vier oder fünf geben wolle, „die ihrer Natur nach über jedem Reiche sein wollen". Und er erhob noch einmal die „Forderung der Zeit", daß Österreich und Preußen allein Deutschland beherrschen und beschirmen müßten, daß auch England durch Hannover auf dem festen Lande nicht gebieten dürfe. Es stand außer Zweifel, daß diese Schrift, die bedingungslos für eine Annexion ganz Sachsens eintrat, in den Kreisen des Partikularismus und der einseitigen Dynastenpolitik Arndt neue Gegner erwerben würde.

Mit der Streitschrift wider den verkleinerten Fortbestand Sachsens und mit den in der Einleitung erhobenen Forderungen stand er auf dem Programm des Freiherrn vom Stein. Mit der zweiten Schrift „Blick aus der Zeit auf die Zeit" wurde es überschritten. Das Buch besteht aus neun Aufsätzen, welche durch ihre unmittelbare Beziehung auf die Gegenwart zusammengehalten werden. Einzelne von ihnen vertreten allbekannte Forderungen Arndts: der zweite über die Schweizer, Holländer und Elsässer verlangt den direkten Anschluß des Elsasses an Deutschland, wenigstens die indirekte Verbindung der Schweiz und Hollands mit dem Reiche [1]). Gegen die Schweizer wäre im Notfalle selbst mit handelspolitischen Zwangsmaßregeln vorzugehen. Der sechste „Noch etwas über die Juden" redet gegen die Aufnahme der fremden, für den Schutz der einheimischen Juden, will jedoch ihre völlige Gleichstellung vermieden sehen [2]). Der siebente „über Eroberung und Eroberer" begründet gegenüber dem Gedanken des ewigen Friedens, wie er namentlich von Benjamin Constant vertreten wurde, das Recht des Krieges wider die Tyrannei und Ungerechtigkeit; er spricht, so scharf er wie seit Beginn seiner politischen Tätigkeit die Eroberungskriege zurückweist, die klare Erkenntnis aus, daß das Christentum den Krieg versittlichen soll; daß es ihn nicht beseitigen kann, solange Erde und Menschen unvollkommen sind. Der achte endlich „von einer Volkstracht, von Orden und

---

[1]) S. 82 ff. handelt noch einmal über die natürlichen Grenzen, doch hier unter starker Betonung der geschichtlichen Entwicklung.

[2]) Dem Aufsatze über die Juden liegen Angriffe „von Juden und Judengenossen, auch von solchen Christen, die ein sogenanntes humanes Herz für die ganze Welt haben", zugrunde, wie A. selbst am Eingange der Abhandlung betont. Im einzelnen ließen sie sich nicht feststellen. Die bekannte Schrift von Ascher erschien erst später.

von anderen Gegenständen der Meinung" will neben den inneren Mitteln zur deutschen Einheit auch auf das äußere der gemeinsamen Tracht bei den Bürgern und bei den einzelnen Truppengattungen der verschiedenen Kontingente hinweisen, dagegen die Ordenssucht — „Orden sollen sein ein Zeichen des Außerordentlichen, nicht des Ordentlichen" — als „eine Nahrung der Eitelkeit" und den Mißbrauch mit den Titeln bekämpfen.

Ein fünfter Aufsatz — in der Reihenfolge der fünfte — „Ist der Mensch ein schweigendes oder ein sprechendes Tier" wendet sich namentlich gegen das Buch der Frau v. Staël über Deutschland, das in einzelnen Abschnitten auf Stein während des Pariser Aufenthaltes starken Einfluß ausgeübt hatte. Indem Arndt den sprechenden und den redenden Menschen gegenüberstellt, meint er, daß Frau v. Staël in ihrem Buche dem ersten gleiche; sie habe vieles erfaßt, aber zu weniges durchdrungen [1]).

Eng zusammen gehören der erste, dritte, vierte und neunte Aufsatz: „Bemerkungen über Teutschlands Lage im November 1814", „Über alte und neue Zeit", „Ein Wort über teutsche Volksstämme" und „Noch eine Vermahnung an die politischen teutschen Philister". Sie beschäftigen sich alle mit der zukünftigen Gestaltung Deutschlands. Die religiös-kirchliche Frage behandelt, wie zu gleicher Zeit die Artikel in dem „Preußischen Correspondenten", „Über alte und neue Zeit". Noch immer wirkten in Arndt die Eindrücke, die er in Südwestdeutschland von der Größe der mittelalterlichen Kunst empfangen hatte, als ein starkes Erlebnis fort. Ihm wurde es mehr und mehr verständlich, warum so viele „fromme und feurige Seelen" hofften, daß jetzt der traurige Streit der Konfessionen ein Ende nehmen und die alte Kirche in ihrer großen Herrlichkeit wieder auferstehen werde. Formell deckte sich diese Erwartung mit seiner eigenen Zuversicht. Aus dem deutschen Volke sollte einst die „erhabene Einigung" für Europa hervorgehen. Mit ihm warteten „Millionen Teutsche einer künftigen teutschen Kirche im Licht und in der Wahrheit". Aber er sprach es offen aus, daß der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus jetzt noch nicht hinweggenommen werden dürfe. Der Kampf müsse ritterlich ausgefochten werden. Er wies den Vorwurf zurück, als hätten Luther und Kalvin von ihrer persönlichen Freiheit aus allein die mittelalterliche Kunst vernichtet. In ihnen lebte vielmehr ein mächtigerer Geist, „der allmächtige Geist einer

---

[1]) Elisabeth v. Stägemann an ihren Gatten, Berlin, 8. März 1815: „Es freut die Kinder unaussprechlich, ihren Haß gegen alles Französische hier (Blick aus der Zeit auf die Zeit) so kräftig ausgesprochen zu finden; sie sind über die Rezension der Frau v. Staël und ihr Werk ‚Sur l'Allemagne' ganz außer sich vor Freuden." Hedwig v. Olfers I, S. 298f.

neu werdenden Zeit, welcher unsichtbar alles Alte untergrub", der Wille des lebendigen Gottes selbst, daß etwas Neues entstehen solle, weil die religiöse Einfalt der alten Zeit sich überlebt habe. Darum gab es auch jetzt für Arndt trotz aller Zugeständnisse keine Rückkehr, ja die katholische Kirche schien ihm Mittel anzuwenden, welche nur geeignet waren, die Spaltung wieder zu vergrößern. Die Krönung Napoleons durch den Papst, die Wiederaufrichtung des Jesuitenordens, das Verhalten der katholischen Kirche in Spanien, die Nichtberücksichtigung der nationalen Eigentümlichkeiten und die Vorzugstellung der Italiener im Kardinalkollegium wurden scharf zurückgewiesen, und er bekannte, daß nicht etwa Süddeutschland das Land des Katholizismus, Norddeutschland das des Protestantismus, sondern daß ganz Deutschland das Land des Protestantismus sei, weil in ihm die lebendige Schöpferkraft und die demokratische Sinnesart der Gegenwart zum Ausdruck komme. Nur den Jesuiten, den beiden Fürstengeschlechtern der Habsburger und der Wittelsbacher, den großen geistlichen Stiftern und dem auf ihren Pfründen sitzenden Reichsadel, also rein geschichtlichen Zufälligkeiten, nicht in dem Wesen des Volkstums selbst begründeten Tatsachen verdankte es der Katholizismus, daß Süddeutschland ihm erhalten blieb.

So führten bereits die Ausführungen dieses Aufsatzes zu dem nächsten: „Ein Wort über teutsche Volksstämme". Immer wieder war Arndt für die Bewahrung der Eigentümlichkeiten der einzelnen Volksstämme eingetreten. So oft er über die zukünftige Verfassung des Reiches redete, wurde es stets betont, daß die mechanische Uniformierung des kulturellen und politischen Lebens, wie sie die Revolution und Napoleon für Frankreich begründet hatten, für Deutschland kein erstrebenswertes Ziel sei. Die treue Pflege des Besonderen, des geschichtlich Gewordenen war ihm ein Heiligtum, dessen Schatz er als Erbe der kommenden Generation erhalten wissen wollte, aber er verwahrte sich entschieden gegen jede Übertreibung des Partikularismus, der in seinen engen Grenzen stecken blieb, die Unterschiede vergrößerte und über ihnen das Gemeinsame vergaß. Die Hauptschuld trugen die Regierungen, welche im Südwesten Deutschlands so oft die Schrittmacher fremder Kultur gewesen waren. Solchen Bestrebungen gegenüber mußten sich jetzt nach dem großen Kampfe Ober- und Niederdeutsche verpflichtet fühlen, das Gemeinsame, das Einigende zu betonen, sich zu rüsten wider den partikularistischen und dynastischen Kleingeist, welcher alle Erfolge des deutschen Volkes bei den diplomatischen Verhandlungen des Wiener Kongresses zu vernichten drohte [1]).

---

[1]) Auch dieser Aufsatz war im „Preußischen Correspondenten", Nr. 188, erschienen.

Denn wie war Deutschlands Lage im November 1814? — Der Wiener Kongreß schien, so meint Arndt, „ein allgemeiner europäischer Hochzeitsball zu sein, wo die dauernde Familieneintracht und Glückseligkeit der Völker eingetanzt wird". So der Schein. Aber die brutale Wirklichkeit brachte für Deutschland nur Unheil und Verwirrung. Von neuem stellte der Fürsprecher des Volkes die Forderungen auf, die wir bereits aus der Flugschrift über ständische Verfassungen kennen, die der Hauptsache nach auch von der öffentlichen Meinung vertreten wurden. Sollten der Annahme der Kaiserwürde durch Österreich „in den politischen Ansichten und in den Verhältnissen der Gegenwart unbekannte Hindernisse" im Wege stehen, so müßte ein Verhältnis ausgemittelt werden, durch welches Österreich und Preußen über alle anderen deutschen Fürsten erhöht würden, durch welches aber auch zugleich die Zerspaltung des Landes in eine nördliche und südliche Hälfte verhindert werde. Arndt ermahnte Österreich, an seiner deutschen Aufgabe festzuhalten, die feindliche Stellungnahme gegenüber Preußen in der sächsischen Frage aufzugeben, die süddeutschen Staaten nicht noch mehr zu vergrößern, im Innern von dem Prinzipe der Ruhe und Erstarrung abzulassen. Wie bemerkenswert machte sich diesem in eine Mahnung versteckten Tadel der habsburgischen Monarchie gegenüber das Lob geltend, das nun der Verfasser Preußen spendete, „dem größten und teuersten teutschen Namen", der jetzt nach der großen inneren Reform auch äußerlich größer gemacht werden müsse, weil Deutschlands Sicherheit, Glück und Ruhm am meisten auf diesen Staat wiesen. Sachsen, der Mittel- und Oberrhein sollen ihm gehören, die umliegenden Fürsten unter seinem Oberbefehl stehen. Preußen, „seit 75 Jahren Teutschlands Lichtträger und Lichtführer", hat die erhabene Bestimmung, „den Reigen des teutschen Geisterreiches anzuführen", indem es unter der Wahrung der Eigentümlichkeiten jedes Landes und jeder Stammesart allen seinen Gebieten ständische Verfassungen gibt und alle geistigen Reformen durchführt, die Arndt schon im August in dem Briefe an Gneisenau betont hatte [1]). Über Bayern hatte sich naturgemäß sein Urteil infolge der Bestrebungen dieser Macht auf dem Kongresse nicht geändert [2]). Hannover wurde gewarnt, aus

---

[1]) Vgl. oben S. 539. — Der Wortlaut der Stelle S. 36 „Preußen stiftet in allen Landen seines Gebiets freie ständische Verfassung, wobei die alten Gebräuche und Gesetze, die Eigentümlichkeiten eines jeden Landes und Stammes nach Möglichkeit geschont werden" weist nur auf landständische Verfassungen der einzelnen Gebiete, nicht auf eine Nationalrepräsentation hin, obwohl A. auch diese sicherlich nicht aufgegeben hat.

[2]) Wie Czygan a. a. O. I, S. 326 zeigt, ist die Schrift erst im Dezember gedruckt; u. z. wahrscheinlich in Frankfurt. In Renfners Zensurverzeichnis kommt sie nicht vor. Zu gleicher Zeit erschien eine anonyme Gegenschrift gegen Arndts „Beherzigungen": „Noch etwas zur Beherzigung für die Deutschen", 1814, die sich gegen Preußen wandte.

Vorliebe für England nicht einem fremden Staate, der einmal der Gegner werden könne, in Deutschland eine Nebenmacht zu schaffen, und Englands Politik, die er einst wegen ihres Freiheitsbewußtseins gepriesen hatte, wurde „kleinlich und eigennützig" genannt, weil sie sich bemühte, deutsche Küsten und Ströme in ihre Gewalt zu bringen. Er hielt es wiederum für notwendig, gegen die Nachahmung der englischen Verfassung die Stimme zu erheben.

Von den übrigen fremden Mächten sah er ganz wie Stein Frankreich stets auf seiten der Gegner Deutschlands, Rußland dagegen auf seiten der Förderer der Einheit des Reiches. Die Besorgnisse wegen der imperialistischen Gelüste des Zarenreiches schienen ihm wegen des Charakters Alexanders, wegen der Bildung des Volkes und wegen der Ausdehnung des Landes, das eine Erweiterung der Grenzen nicht vertrage, eines Grundes zu entbehren. Das Problem eines nationalen Polenstaates wurde nur als solches berührt, für Italien die Einheit gefordert. Arndt stand hier auf seiten der Gegner der Metternichschen Hauspolitik Österreichs. Die englischen Bemühungen um Holland und Belgien fanden seine Unterstützung, falls Habsburg auf seine dortigen Besitzungen endgültig verzichten sollte, und der Brite dem Lande seine Selbständigkeit lasse, es nicht als einen neuen Stützpunkt seiner Politik auf dem Kontinente benutze. Jeden Anspruch der Niederlande auf rheinische Besitzungen wies er bestimmt zurück. Er hoffte, daß das vereinigte Königreich eine starke Schutzmauer Deutschlands gegen Frankreich bilden werde. Dänemarks König erhielt die Mahnung — der künftige scharfe Gegensatz bricht schon hier durch —, seine deutschen Gebiete nach Gesetzen zu regieren und ihre Bewohner nicht als unterworfene Sklaven zu behandeln.

So wandte sich Arndts Interesse der Neugestaltung des ganzen europäischen Staatensystems zu. Seine Anschauung deckte sich restlos mit denen seiner preußischen Freunde, namentlich Gneisenaus. Der Weltteil stellte für ihn eine Kultureinheit dar. Sie sollte zu neuer Kraftentfaltung gelangen, nachdem als Grundprinzip die Selbständigkeit der großen Nationen durchgeführt war. Den Mittelpunkt bildete Deutschland. In geistig-religiöser Beziehung wartete seiner als des Hortes des schaffensfreudigen Protestantismus die sittlich-universelle Aufgabe, eine allmähliche Neuschöpfung zu begründen. Sie konnte nur bewältigt werden, wenn das Land in selbständiger politischer Macht achtunggebietend dastand. Darum blieb diesem Probleme die vornehmste Sorge Arndts zugewandt. Schon als jene Betrachtung über die politische Lage im November 1811 vielleicht nicht ohne den Einfluß Steins niedergeschrieben wurde, mochten dem Verfasser Bedenken gekommen sein, ob die dort

aufgestellten Forderungen auch wirklich als lebenschaffend für die Nation sich erweisen würden. Der letzte Aufsatz des Buches griff infolgedessen noch einmal auf diese Frage zurück, und nun entrollte der Schreiber ein Bild von den deutschen Zukunftsmöglichkeiten, das in seinen Einzelheiten den Rahmen der Wiener Verhandlungen sprengte, auch die Hardenberg-Steinschen Artikel weit überholte.

Mit rücksichtsloser Offenheit bekannte sich Arndt am Eingange dieses Aufsatzes „Noch eine Vermahnung an die politischen teutschen Philister" als ein eingeschworener Gegner der souveränen Kleinstaaten. Weil in ihnen allem Großen und Stolzen der Zugang versperrt sei, könnten sie nur Diener und Knechte, im besten Falle „gutmütige und bequeme Philister" schaffen. Aber wie ist es — schon diese Frage zeigt, wie stark Arndt sich von den Meinungen und Diskussionen des Kongresses entfernt hatte — für Deutschland möglich, daß es zu einer „Einherrschaft" gelangt? — Er sieht zwei Wege: entweder tritt im Gedränge großer äußerer Not, welche das Dasein des Landes bedroht, aus einem der mächtigsten Herrscherhäuser eine Gestalt so großartig und kühn hervor, daß sie die Herzen des ganzen Volkes an sich reißt und nach dem Frieden die Gewalt behält — dann müssen die Fürsten ihr dienen, oder diese kommen von sich aus zu der Einsicht, daß, wenn das Ganze bestehen soll, sie notwendigerweise keine souveränen Herren mit absoluter Machtvollkommenheit sein dürfen — dann übertragen sie dem Mächtigsten die Fülle der Macht und Majestät, dann wollen sie dem Kaiser dienen. Als der wahrscheinlichste Weg galt ihm der erste, und er säumte nicht, für diesen Fall die Grundzüge der verfassungsmäßigen Rechte festzulegen. Jede Landschaft behält ihre eigenen Stände, ihre eigene Verfassung, Verwaltung und Polizei. Sie schlägt die Beamten vor, der König ernennt sie, nur die ganze Militärgewalt, die Befugnisse des Oberrichters und des Statthalters ruhen in den Händen des Kaisers. Diese Behörden werden von ihm ganz selbständig bestimmt. Für die allgemeinen Angelegenheiten des ganzen Reiches wählt jede Landschaft einen besonderen engeren Ausschuß, der in der Reichshauptstadt mit den Ausschüssen der übrigen Landschaften sich versammelt und nach den Anträgen und Beschlüssen des Herrschers ratschlägt. Die Versammlung aller städtischen Ausschüsse bildet das Parlament, den großen Rat, „den Reichstag des Volkes". Die Form des von Arndt in den „Fantasien" vorgeschlagenen, an einen bestimmten Besitzstand gebundenen und indirekten Wahlrechtes mit gleichem Stimmrechte fand in der deutschen Geschichte keine Verwirklichung, denn bei der Zusammensetzung der preußischen Nationalversammlung zu Berlin und der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt 1848 entschied zwar das vermittelnde in-

direkte, aber allgemeine gleiche Wahlrecht. Unter den Formen, die er jetzt aufstellte, berief Friedrich Wilhelm IV. den ersten vereinigten Landtag zusammen, ohne freilich den Ausschüssen das Recht einer Volksrepräsentation zuzugestehen. Durch die polizeiliche und politische Sonderverfassung sollten die mannigfaltigen Eigenarten der Landschaften erhalten werden. Die Person des Herrschers und die Gesamtheit des Parlamentes stellen die Deutschen als ein einiges Volk dar. Ein einheitliches Bürgergesetzbuch schafft die allgemeingültigen Rechtsgrundlagen. Den Gedanken eines deutschen Bundes, einer deutschen Bundesverfassung im Sinne eines Staatenbundes wies Arndt ganz von der Hand, weil ein solches Gebilde nur die Schwäche der vergangenen Jahrhunderte seit dem westfälischen Frieden von neuem zu einem jämmerlichen Dasein rufen würde. Der schweizerische Bundesstaat, den so viele gerne als Zeugen laden, spricht gerade gegen eine solche Verfassung, denn er brach zusammen, als vor 18 Jahren die große Prüfung kam. Aber auch die andere Anschauung, die er selbst wiederholt öffentlich vertreten hatte [1]), daß das ganze Deutschland den beiden mächtigen Staaten Österreich und Preußen untergeordnet werden müsse, billigte er nicht mehr: „Dies war eben, weil man unter den bestehenden Verhältnissen nichts besseres wußte, mehr eine Meinung und ein Vorschlag der Not als der Einsicht und Überzeugung. Auf die Länge könnte auch das nicht gelten; denn zwischen den beiden mächtigsten müßte bald Neid und Argwohn, dann verborgener Hader, endlich offene Zwietracht entstehen, und diese Zwietracht müßte mit ihren Plagen und Kämpfen auch durch das übrige Reich hinfahren." Für den Vertreter solcher starken zentralen Einheitsgedanken gehörten die Bemühungen der deutschen Mittelstaaten, wie sie in Wien Geltung erlangten, neben Österreich und Preußen auch noch Bayern, Württemberg und Hannover so stark zu machen, daß sich um sie wieder kleinere Territorien sammeln könnten, und dann ohne Oberhaupt und Kaiser einen freien germanischen Staatenbund zu schaffen, der allein durch die unsichtbare Majestät des allgemeinen, über ganz Deutschland schwebenden und leuchtenden Bundesgesetzes zusammengehalten wird, in das Reich der politischen Zwecklosigkeiten, und er antwortete solchen Bestrebungen mit dem Rufe nach einem machtvollen Kaisertum: „Der Stuhl unserer Herrschaft ist ledig, wir warten dessen, der da kommen und wieder auf ihm sitzen soll."

Dieser letzte, bisher unbeachtete Aufsatz in dem „Blick aus der Zeit auf die Zeit" ist für die Stellung Arndts zur deutschen Frage von

---

[1]) Zuletzt noch in „Aufruf des kaiserlich russischen Generals Feldmarschalls Fürsten Kutusow-Smolenskoi an die Deutschen", vom 25. März 1813. Wiederabgedruckt im Juli 1814 nebst einem kurzen Vorwort (von Arndt), 1814.

besonderer Bedeutung [1]). Er knüpft unmittelbar an die Auffassungen an, die einst in den „Fantasien für ein zukünftiges Teutschland" niedergelegt waren. Die einzige starke Abweisung in der Form der parlamentarischen Vertretung, in der Zusammensetzung des Reichstages, ergab sich einmal aus dem Einflusse, den Steins Vorliebe für die Wiederherstellung des Ständewesens auf den Verfasser ausgeübt hatte sowie aus der stärkeren Abhängigkeit von der historischen Romantik, dann aus der allgemein herrschenden Zeitanschauung und schließlich aus der Verschiedenartigkeit des Weges, auf dem das Reich zu seiner Einheit gelangen sollte. Damals galt ihm eine Revolution von unten her als der einzige, jetzt eine Revolution von oben her als der wahrscheinliche Weg. Und wer konnte ihn anders bahnen, nachdem Österreich zu versagen schien, als Preußen, jenes in seinen Grundformen zwar umgewandelte, aber doch durch sein Beamtentum, sein stehendes Heer und seine Dynastie noch eng mit der friderizianischen Vergangenheit verbundene Preußen, das Arndt jetzt als den „Lichtträger und Lichtführer" Deutschlands nicht etwa seit 7, sondern seit 75 Jahren feierte? — Aus dieser Revolution von oben her ergab sich eine stärkere Rücksichtnahme auf die Geschichte der Einzelstaaten, welche auf die ständische Verfassung hinwies, nachdem er das Oberhaus der Fürsten wegen der Betonung ihrer partikularen, zentrifugalen Interessen durch sie jetzt ganz beiseite gelassen hatte. Der Wille des Volkes wurde jetzt nicht mehr wie in den „Fantasien" in erster Linie durch das Parlament des Reiches, sondern durch die ständischen Verfassungen der Landschaften dargestellt. Auch Arndt hatte einst im zweiten Teile des „Geistes der Zeit" von dem Dualismus zwischen Preußen und Österreich seinen Ausgang genommen. Aber es war nur ein Notbehelf, ein Zugeständnis an die geschichtlichen Tatsachen. Der Gefahren dieser Staatsform für die Entwicklung des Reiches blieb er sich bewußt, und schneller, als er ahnen konnte, sollten sich die Befürchtungen seiner prophetischen Worte erfüllen. In diesem letzten Aufsatze kommt die persönliche Anschauung Arndts über die politische Gestalt des zukünftigen Deutschland wieder zum Durchbruch, und es war bewußte Absicht, wenn jetzt zu gleicher Zeit auch die „Fantasien" veröffentlicht wurden, deren Vorwort er bereits zu Frankfurt am 8. Februar niedergeschrieben hatte. Es nennt infolge des anderen Rettungsweges einiges, „was fast zu heiß scheinen könnte", manches andere „das Gebild eines zu feurigen und glühenden Herzens", aber vieles auch „wahrhaftig teutsch, ächt und fromm und keineswegs hirngespinstisch". So

[1]) Auch W. Steffens läßt diesen Aufsatz in seinem vortrefflichen Lebensbild, Arndtausgabe des Deutschen Verlagshauses Bong u. Co. S. LXI f., außer acht und kommt dadurch zu falschen Schlußfolgerungen.

verstehen wir es, wie viel ihm daran gelegen war, daß das Buch „in Art und Gesinnung" den Beifall seines getreuen Schildener finden würde [1]). Am Schlusse des Jahres 1814 bog Arndt in die Bahn zurück, die er in Breslau 1812 betreten hatte. Aber damals sah er in romantischer Erinnerung an die Herrlichkeit des alten Reiches in Österreich den Träger seines kühnen Traumes. Die große Wirklichkeit dieser beiden Jahre lehrte ihn immer deutlicher, daß Preußen die einzige Hoffnung Deutschlands sei. In seiner geistigen Kraft und politischen Machtfülle gewahrte er die Zukunft deutscher Größe verankert.

Die Erwartung, daß Arndt dem preußischen Staate sofort die eigene Lebenskraft werde widmen können, sollte sich zunächst nicht erfüllen. Von einer sicheren Aussicht, bald zu einer festen Anstellung zu gelangen, war noch keine Rede, um so mehr, als der in Wien weilende Staatskanzler sich offenbar selbst die Entscheidung vorbehalten hatte. Er sah sich deshalb genötigt, zu Ende des Jahres eine Stelle zu übernehmen, gegen die er sich bisher immer gesträubt hatte, die ständige Mitarbeit an einer Zeitung.

Bereits am 2. Dezember kündigte der „Preußische Correspondent" die neue Einrichtung des Blattes an [2]). Am 14. folgte die Notiz, daß von Neujahr als Fortsetzung das „Tagesblatt der Geschichte" erscheinen werde, herausgegeben von E. M. Arndt und Friedrich Lange. Während dieser wie bisher die eigentlichen Redaktionsgeschäfte weiter besorgte, übernahm es sein Genosse, laufende Artikel für die jetzt fünfmal in der Woche erscheinende Zeitung zu liefern. Die Bemühungen Langes bei dem Staatskanzler, die bis in den November zurückreichten, das Blatt von der überstrengen Zensur, die selbst die Beiträge Varnhagens strich, zu befreien, indem es für nicht offiziell erklärt wurde, und ihm für die weitere Ausgestaltung die Einsicht in die Immediatberichte der Provinzen zu gestatten, scheiterten trotz der warmen Anerkennung Hardenbergs im Grunde doch. Erst am 20. Februar erfolgte eine energische Mahnung an Renfner zur milderen Handhabung der Zensur unter dem Hinweis, daß, „wenn man Gemeingeist in Deutschland erhalten wolle, man eine freie Rüge aller Maßregeln zulassen müsse, welche hiermit in Widerspruch zu sein schienen". Die Aufsätze Arndts verraten, soweit sie neu sind, deutlich ihre zufällige Entstehung. Seine weit ausholende, wenig prägnante Schreibweise machte ihn zum Journalisten ungeeignet. Eröffnet wurde das Blatt mit einem Artikel „Leichte Gedanken über Politik", der sich durch die fünf ersten Nummern hindurchzog. Sie

---

[1]) Arndt an Schildener, Berlin, 11. Dezember 1814, M.-G. Nr. 86.

[2]) Czygan a. a. O. I, S. 326 ff., II, 2, S. 156 f.

stellten die uns bereits bekannten Ideen über das Wesen des Staates zusammen: seine feste Grundlage in den realen Verhältnissen, die Hervorkehrung des irdischen und natürlichen Elementes gerade in geistig stark bewegten Zeiten, die machtvolle Sicherheit vor fremder Gewalt und nicht der Begriff der geistigen und ideellen Freiheit als die Wurzel der staatlichen Gemeinschaft, die für alle Perioden der Geschichte bleibe. Ein voreiliges Lob erhielt am 10. Januar die Verordnung des Kurfürsten von Hessen vom 27. Dezember über die Einberufung des Landtages, für den auch der Bauernstand Deputierte wählen sollte. Mit der achten Nummer setzte dann ein Abdruck des Aufsatzes „über alte und über neue Zeit“ ein, den schon der „Blick aus der Zeit auf die Zeit“ gebracht hatte. Er wurde hier noch einmal veröffentlicht wohl mit Rücksicht auf den einen ganz romantisch-katholischen Standpunkt vertretenden Görresschen Artikel im „Rheinischen Merkur“ während jener Tage, da zum ersten Male das deutsche Volk die Gedenkfeier der Leipziger Schlacht beging. Die Entgegnung eines Protestanten fand von dem Herausgeber des Blattes die Antwort, daß er dem Protestantismus zwar eine noch fortdauernde historische Notwendigkeit, eine verjüngende und erfrischende Wirkung zugestehe, daß er aber zugleich die Anerkennung verlange, daß die Rückbewegung zum Katholizismus, die mit jedem Tage sichtbarer werde, gleichfalls eine welthistorische Erscheinung sei. Und während Arndt ganz Deutschland für das Land des Protestantismus hielt, hoffte Görres, daß dieser „lebenserfahren, reich und vor allem bescheiden“ in das Vaterhaus zurückkehre, in dem der Katholizismus geblieben sei. Die beiden hervorragendsten Vertreter des deutschen Einheitsgedankens unter der Vormacht Preußen, welche die Tagespresse jener Jahre aufzuweisen hatte, gingen in der religiös-kirchlichen Frage bereits ganz verschiedene Wege. Am 22. Februar begann dann ein anderer Aufsatz Arndts unter dem Titel „Wahrheiten und Zweifel“, der bis zum 25. März fortgesetzt wurde, ohne einen Abschluß zu finden. Es sind Auszüge und Notizen aus früheren Jahren, oft ohne inneren Zusammenhang. Bemerkungen griechischer Schriftsteller über den Staat wechseln mit eigenen Aphorismen über seine geschichtlichen Formen, sein Entstehen und seinen Untergang, über die griechische Erziehung, über die Lüge und den Feminismus. Auszüge aus Ehrensvärds Reise durch Italien fließen ein. Nur an zwei Stellen werden diese allgemeinen Betrachtungen durch konkrete Hinweise auf die Gegenwart unterbrochen: er preist Jahns Lob als des deutschen Mannes, der zuerst wieder den Wert des gesunden und kräftigen Leibes für das Seelenleben gezeigt und ihn in die Wirklichkeit umgesetzt habe, und er weist es als ein bedenkliches Zeichen der Gegenwart zurück, daß, während die Deutschen

noch immer für die Tiroler des Jahres 1809, für Spaniens Freiheitskampf und für Rußlands Aufopferung sich begeistern, von den Preußen „wenig mehr geklungen und gesungen" wird, ja daß der Neid und die Arglist ihnen den Preis rauben möchte, daß sie am meisten für die Ehre und Freiheit des großen Vaterlandes geleistet haben. An Gedichten veröffentlichte Arndt in dem ersten Vierteljahre der Zeitung nur das „Gebet bei dem Pflanzen einer Gedächtniseiche am 18. Oktober", das er für Frau v. Löw in der Wetterau geschrieben hatte.

So sehr er sich bemüht hatte, mit Renfner in ein verträgliches Verhältnis zu kommen, beanstandete der Zensor doch drei seiner Aufsätze, die ursprünglich für das „Tagesblatt" bestimmt waren. Bereits im Januar wurde eine längere Abhandlung „Über den Bauernstand und seine Stellvertretung" eingereicht. Sie ist ein Auszug aus dem „Bauernstand politisch betrachtet", vertritt wie dieser die Darstellung des Bauernstandes auf dem Landtage durch sich selbst und nicht durch den Adel, die Beschränkung des Großgrundbesitzes auf ein Viertel, höchstens ein Drittel der ländlichen Grundstücke, die Gründung des Staates auf einen starken, freien Bauernstand und auf die Harmonie aller Stände, die ihm fast etwas Selbstverständliches zu sein schien. Es ist bemerkenswert, daß in diesem Aufsatze die preußische Agrarpolitik als der gerechte Vertreter des Adels und der Bauern bezeichnet wird, daß sich über Friedrich den Großen nur Worte der Anerkennung finden. Trotzdem glaubte Renfner die Veröffentlichung der Arbeit in einem Tagesblatte wegen ihrer Länge und wegen ihrer offenbaren Vorliebe für den Bauernstand nicht gestatten zu dürfen, weil sie „ohnfehlbar zu Mißverständnissen und Mißdeutungen Anlaß geben werde", empfahl dagegen dem Verfasser, sie in der Rühs-Spikerschen statistisch-politischen Zeitschrift erscheinen zu lassen. Arndt zog jedoch, nachdem er einen scharfen Tadel gegen die neue hannoversche Verfassung, welche Bauernstand vom Adel vertreten sein ließ, und historische Erläuterungen eingefügt hatte, einen Sonderdruck vor. Auch dieser erfuhr als Ganzes von dem Zensor eine zurückhaltende Beurteilung [1]). Nicht besser erging es wenig später einem anderen Aufsatze „Politische Rügen", der im März der Zensur vorgelegt wurde. In ihm ergriff der Autor noch einmal das Wort zur sächsischen Frage. Ausgehend von seiner Theorie über die Ausdehnung eines Landes nach der Lage zum Meere und nach den Stromläufen verlangte er, durchaus maßvoll in der Form, als eine gerechte Forderung Preußens die Einverleibung von ganz Sachsen, das dadurch nur mit dem größeren Bestande des alten Herzogtums wiedervereinigt werde. Wiederum wurde die Zer-

[1]) Czygan a. a. O. II. 2, S. 145 u. 136.

splitterung des Landes als ein politischer Mißgriff hingestellt. Da der Staatskanzler bereits am 20. Februar Renfner die Weisung erteilt hatte, daß die sächsische Frage entschieden sei und daß es hierüber keiner weiteren Erörterungen bedürfe, verweigerte dieser die Aufnahme in das „Tagesblatt", vermochte es jedoch nicht zu verhindern, daß der Aufsatz gleich darauf in den von Friedrich v. Cölln herausgegebenen „Freimütigen Blättern für Deutsche" erschien, deren Manuskript Hardenberg selbst genehmigt hatte. Herausgeber und Blatt sollte der Verfasser bald auf der Seite seiner Gegner wiederfinden. Eine dritte Betrachtung, die im Januar niedergeschrieben wurde, „Wird der Herrscher der Insel Elba noch einmal Europa beherrschen?", war sicherlich ebenfalls für das „Tagesblatt" bestimmt. Auch Arndt hielt gleich den Anhängern Napoleons seine Rückkehr für möglich. Aber unmöglich schien es ihm zu sein, daß ein Emporkömmling, der seinen Niedergang so wenig als ein Held ertragen hatte, noch einmal das Glück auf seiner Seite finden würde. Die Fragestellung schloß bereits einen Tadel des Vorgehens der verbündeten Mächte in sich. So erhielt der Autor die Erlaubnis zum Drucke nicht. Bald sollte der Aufsatz an anderer Stelle erscheinen.

Alle diese im „Tagesblatt" veröffentlichten oder dafür bestimmten Aufsätze geben ein Bild von der regsamen, nimmer ermüdenden Tätigkeit Arndts während dieser Monate, ohne jedoch die eigentümliche Entwicklung seiner Persönlichkeit für sich selbst oder für ihre Stellung in dem öffentlichen Leben Deutschlands weiter zu führen. Anders steht es mit einer neuen Schrift, die gleichfalls im ersten Monate des neuen Jahres — ihr Vorwort datiert vom 10. Februar — niedergeschrieben wurde: „Über Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen".

Auf dem Wiener Kongresse ließ die Spannung zwischen den Mächten nach, seitdem im Februar der Zar sich bereit erklärt hatte, für Leipzig, das bei dem zukünftigen Königreiche Sachsen blieb, Thorn an Preußen abzutreten. Dazu kam als Entschädigung für die sächsischen Verluste der neue Besitz am Niederrhein. Der polnisch-sächsische Zwist, welcher die Allianz zu sprengen drohte, wurde beigelegt, Preußens künftige Gestalt damit reguliert. „Wir haben", so schreibt selbst Stägemann, der Begleiter Hardenbergs, „im ganzen ein schlechtes Geschäft gemacht, doch liegt der Keim zu einem sehr guten für ein kommendes Jahrhundert darin [1])." Ungelöst blieb von den territorialen Fragen die bayerische. Metternich und im Einverständnisse mit ihm Wellington wollten dem Wittelsbachschen Hause ein solches Übergewicht verschaffen, daß es Württemberg und Baden im Norden umklammerte und beide Staaten da-

[1]) Stägemann an seine Frau, Wien, 14. Februar 1815, Hedwig v. Olfers I, S. 290f.

durch von dem übrigen Deutschland trennte. Die Festung Mainz hätte es außerdem in den Besitz des Einfallstores für Frankreich nach Norddeutschland gesetzt; ein Zustand, der für das in den Rheinlanden entschädigte Preußen von verhängnisvoller Wirkung gewesen wäre. Ungelöst blieb aber auch weiter die deutsche Frage. Ihre Behandlung war zwar seit der bereits erwähnten Novembersitzung gegenüber den territorialen Entschädigungen in den Hintergrund getreten, aber doch niemals ganz abgebrochen. Sie beruhte im wesentlichen in der Stellungnahme zu dem Humboldtschen Dezemberentwurfe [1]). Charakteristisch an ihm im Verhältnisse zu den Forderungen Arndts und der Publizistik war zunächst die weitere Schwächung der Zentralgewalt. Für den ersten vollziehenden Rat, der außer Österreich und Preußen mit je zwei Stimmen aus Bayern, Württemberg und Hannover mit je einer Stimme bestand, sollten eventuell noch vier bis fünf andere Stimmen von den übrigen deutschen Fürsten repräsentiert werden. Humboldt hielt es für ungemein wichtig, „daß Preußen den kleinern Fürsten nicht als eine Gefahr, sondern als ein Schutz erscheine", und glaubte daher nicht gar zu ängstlich danach trachten zu müssen, verfassungsmäßig zu erlangen, was ihm durch seinen Einfluß als dem mächtigeren Staate doch nicht entgehen könne, denn „die Stärke Preußens an sich und in Deutschland wird immer zum Teil eine moralische sein müssen" [2]). Der deutsche Bund als solcher sollte keine Gesandtschaften bei den auswärtigen Staaten unterhalten, sondern nur befugt sein, zu einzelnen Verhandlungen Bevollmächtigte an sie abzusenden. Andere Forderungen der öffentlichen Meinung blieben ganz unberücksichtigt. Das Kriegswesen wurde der Bearbeitung des militärischen Komitees überlassen. Von der Einführung eines allgemeinen Reichszivilgesetzbuches war nicht die Rede, ebensowenig von der Begründung eines einheitlichen Zoll-, Handels- und Verkehrssystemes. Als allgemeine Rechte wurden nur festgesetzt die Auswanderungs-, die Lern- und in beschränktem Umfange die Preßfreiheit sowie die Befugnis für die Bürger eines Staates, in die Zivil- oder Kriegsdienste eines anderen Bundesstaates zu treten [3]).

---

[1]) Vgl. W. A. Schmidt, Deutsche Verfassungsfrage, S. 294 ff.; M. Lehmann, Stein III, S. 435 ff.

[2]) Humboldt an Hardenberg, Wien, 11. Dezember 1814, Schmidt a. a. O. S. 318.

[3]) Daß Humboldt keine positive Stellungnahme zu dem Verlangen nach einem einheitlichen deutschen Zivilgesetzbuche aussprach, war wohl begründet in der eben erschienenen Entgegnung Savignys „Vom Berufe unserer Zeit für die Gesetzgebung und die Rechtswissenschaft", Heidelberg 1814, auf Thibauts Flugschrift und Aufsatz „Über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechtes für Deutschland". S.s Schrift wurde vielfach als ein Beginn der Reaktion in Preußen von der öffentlichen Meinung aufgefaßt, mit Unrecht. — Die Stein-

Die Lösung beider Probleme wollte die Schrift Arndts beeinflussen. Es schien ja nunmehr nicht mehr zweifelhaft zu sein, daß Preußen den größten Teil der Rheinlande besitzen werde. Aber wie ist, so fragt der Autor, augenblicklich die Stellung dieses Staates unter den deutschen Fürsten und den auswärtigen Mächten? — Bis in den Sommer 1814 gehörte ihm „die Bewunderung und Liebe" der ganzen Welt und des ganzen Deutschlands. Dann aber machte sich ein Umschwung bemerkbar. Die „wälsche Partei" war eifrig bemüht, die Ehrfurcht vor Preußen und die Liebe zu ihm niederzureißen. Das Verfahren gelang nur zu gut, weil die Regierung es verabsäumte, die öffentliche Meinung über sich aufzuklären. Zu gleicher Zeit setzten die Bemühungen in Süddeutschland ein, im Gegensatze zu der deutschen Freiheit und Selbständigkeit die eigenen territorial-dynastischen Interessen in den Vordergrund zu schieben. Am Rheine selbst fand Preußen mehr Bewunderung als Liebe. Man wollte hier lieber von dem katholischen Österreich beherrscht sein. Erst als dieses versagte, und als sich Gerüchte verbreiteten, daß Bayern Mainz und einen großen Teil der Rheinlande bekommen werde, wandten sie sich Preußen zu. Wiederum nicht aus Liebe, sondern aus der Überzeugung, daß dieser Staat allein ihnen Schutz gegen Frankreich gewähren könne [1]). Aber in Preußen selbst bestanden über die rheinische Frage geteilte Meinungen. Die einen, die Altpreußen, wollten das Schicksal des Staates auch künftighin neben dem allgemeinen deutschen sich vollziehen sehen, etwa wie es der Vertrag von Basel festgelegt hatte. Sie bezeichneten es als sein größtes Unglück, wenn es jenseits des Rheines Besitzungen erhalten würde. Die andern wollten Preußens Geschichte immer enger mit der deutschen verbinden, darum müsse „Preußen allenthalben und Preußens Deutschland ebenfalls allenthalben" sein. Solche Führerrolle gedenkt Arndt diesem Staate zu, darum soll es die Vormacht am Rheine übernehmen als ein „gefahrvolles Ehrengeschenk", wie es einst die Grenzmarken im alten deutschen Reiche für ihre Besitzer gewesen waren. Zur größeren Sicherheit erhält es einmal den unmittelbaren Oberbefehl über die Truppenkontingente aller deutschen Staaten von Thüringen bis an den Rhein, dann eine Festungslinie von Mainz über Luxemburg und die Maas nach Jülich, die auf gemeinsame Kosten

---

schen Bemerkungen über die Paragraphen des Humboldtschen Entwurfes, soweit sie sich mit den Landständen befassen, am richtigsten von Schmidt a. a. O. S. 327 ff. beurteilt.

[1]) So auch über die Stimmung in den Rheinlanden Görres an Gruner, Koblenz, 1. Sept. 1814, 27. Sept. 1814, Görres' Werke und Briefe a. a. O. S. 230 ff., Gruners Bericht an Hardenberg, 19. März 1815, in meinem Aufsatze „Siegmund Peter Martin u. Hans Rudolph v. Plehwe, zwei Vertreter des deutschen Einheitsgedankens 1806/20", Quellen u. Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft u. d. deutschen Einheitsbewegung II (1911), S. 127 f.

ausgebaut wird. Die Bevölkerung des Landes selbst muß durch Einführung der Landwehr und des Landsturmes militärisch erzogen werden. Zu vermeiden ist vor allem, daß Mainz und Luxemburg in die Hände eines Neiders oder gar Feindes gelangen, weil alsdann die rheinischen Gebiete von den östlichen Provinzen abgeschnitten sind. Darum darf Bayern nie an den Rhein gelassen werden, und Österreich würde den Besitz der Festung nach der Meinung des Schreibers nur begehren, um sie an Bayern gegen andere Gebiete umzutauschen. So sehr Arndt es anerkennt, daß bei den Bundesfürsten, die für Preußen in Betracht kämen, jetzt Liebe und Treue, der Geist der Hingebung und Aufopferung vorhanden sein mögen, will er doch nicht die Zukunft auf diese ideellen Güter allein stützen, denn „in politischen Dingen und Verhältnissen hat die Gewalt allein die rechte bindende und erhaltende Kraft, der Degen, das ist der einzige zuverlässige Bürge der Verträge und Bündnisse".

Aber waren denn solche Bemühungen Preußens nach neuem Besitz gerechtfertigt, unterstützte nicht Arndt durch solche Zuwendungen den „Landhunger", den er bei den süddeutschen Staaten mit so schwerem Tadel bedachte [1])? — Hören wir seine Antwort auf solche Einwürfe. Preußen, so sagt er, hat immer „eine größere Seele als Leib" gehabt. Es hat sich in diesen Tagen mit edelmütiger Kühnheit für ganz Deutschland geopfert, ist jetzt nach dem Verzicht Österreichs auf die Kaiserwürde und nach der einseitigen Wendung der habsburgischen Politik der größte Staat Deutschlands, muß als solcher für die Sicherheit und Selbständigkeit seines politischen Daseins sorgen. Es hieße die Bedeutung geschichtlichen Lebens verkennen, wenn er mit den ephemeren, dem Spiele des Zufalls preisgegebenen Gebilden Bayerns oder Hessens, Württembergs oder Mecklenburgs auf eine Stufe gestellt würde. Diese ahnen, so meint er, scheinbar Preußens großes Schicksal, dessen mächtige Keime sie in der Geburt ersticken möchten. Und nicht anders handeln die Großmächte. Österreich, das 1809 kaum die halbe Kraft wagte, um sich die stolze Herrschaft neu zu gründen, und im Sommer 1813 nur „in politischer Beklommenheit und Bangigkeit" mit fortgerissen wurde, hat „die höchste Gunst der Zeiten versäumt und lädt jetzt noch die Schuld auf sich, eine Menge mittelmäßiger Staaten zu stiften". Frankreich, der alte Gegner, will Deutschland zerstückeln. Englands deutsche Politik ist „engherzig und erbärmlich", seine preußische „undankbar", weil nur dem Vorgehen Preußens es verdankt, daß es wieder in Hannover sitzt und daß es sich in Spanien nicht verbluten mußte. So

---

[1]) Diesen Vorwurf gegen Arndt erhob die Gegenschrift gegen die „Beherzigungen": „Noch Etwas zur Beherzigung für die Deutschen" 1814.

ergibt sich bei allen Staaten mit Ausnahme von Rußland „einstimmige Wirksamkeit", Preußen in allen seinen Schritten zu hemmen; darum werden wir „die deutsche Macht als Retterin und Erlöserin preisen, welche Franzosen und Engländer und Dänen einmal aus unsern Grenzen wegfegt". Ein künftiges Bündnis Preußens mit England hält auch Arndt, wie viele in jener Zeit, für natürlich. Aber es muß so stehen, „daß es noch nach seinen Vorteilen handeln kann und nicht mit Englands Vorteilen handeln muß". Der Schreiber spricht es offen aus: „Preußen ist eine herrliche Rolle in der Weltgeschichte zugeteilt, in einem großen und ehrwürdigen Volke das Fürstentum zu führen." Nur dieser Staat kann Deutschland schirmen und halten. Wie dieses als das Land der Mitte die große Bestimmung hat, in den Wissenschaften allen Völkern des Weltteils Führerin zu sein, so soll Preußen künftig in der politischen Gesetzgebung als ein glänzendes Beispiel voranleuchten. In ihm muß eine Macht entstehen mit solcher Tatenfülle und Geistesstärke, daß sie das ganze Volk um sich sammelt und die Guten durch Liebe, die Schlechten durch Schrecken beherrschen kann. Es muß von einer solchen sittlichen Gewalt getragen sein, daß die öffentliche Meinung unter ihren Flügeln Schutz suchen kann. Niemand anders als das Haus Hohenzollern ist jetzt der „Herkules Musagetes" Deutschlands. Für Arndt ist es die größte Gewißheit, daß dieses Geschlecht „von allen Fürsten Deutschlands im Reiche gebieten und das zerfallene Reich wieder aufbauen, den deutschen Geist zu dem Gipfel seiner Glorie hinaufführen, die deutsche Liebe und Treue um sich versammeln und Ehre und Macht und Eintracht mit starken Händen stiften und erhalten wird". Alle Einwände gegen eine solche Neugestaltung, welche von den Verteidigern des sogenannten europäischen Gleichgewichtes erhoben werden, sind hinfällig. Deutschland war bisher „das große Puppentheater des Gleichgewichts, worauf die übrigen Völker Europas spielen und sich ergötzen, das Theater für politische Experimente". Erst wenn die Deutschen und Italiener, zwei so große und ehrwürdige Völker, einheitliche Nationen geworden sind, ist das Gleichgewicht Europas recht begründet. Wie kleinlich nehmen sich bei solchen Werten die Bemühungen der deutschen Mittelstaaten aus! Gegen sie richtet sich das scharfe Bekenntnis, „daß das Volk nicht da ist, damit Fürsten seien, sondern daß Fürsten nur da sind als Diener und Beamte des Volkes und daß sie aufhören müssen, sobald das Volk ihrer nicht mehr bedarf oder sobald sie sogar das Verderben des Volkes sind"; daß Deutschland wider die „kümmerlichen Dynastien" eines Herrn bedarf. Der deutsche Geist der Gegenwart drängt nach einer solchen Entscheidung. Weder das Geschrei über Jakobiner und Tugendbündler noch diplomatische Klügeleien

fesseln ihn. Siegel und Urkunden binden ihn nicht. Der Kampf zwischen dem Alten und dem Neuen wird kommen. Während das Reich dem habsburgischen Staate 170 Jahre hindurch die Ostgrenze hat helfen decken müssen, schützte Preußen die seinigen durch eigene Kraft, durch die Weisheit und Tapferkeit seiner Herrscher, eines Friedrich Wilhelm des Großen Kurfürsten, eines Friedrich des Großen, durch den unbezwinglichen und kriegerischen Sinn seiner Bewohner. Preußen, jetzt über ganz Deutschland sich erstreckend, bewacht im Westen und Osten die Tore des Reiches, getreu seiner großen Geschichte. Der Wächter wird auch einst das Reich selbst in neuem Glanze aufrichten. —

Mit dem letzten Aufsatze des „Blickes aus der Zeit auf die Zeit" hatte Arndt bereits das Programm des Freiherrn vom Stein überschritten. Am 1. Februar empfahl dieser das ungeänderte Humboldtsche Projekt über die deutsche Frage dem Zaren zur Annahme, verleugnete es jedoch bereits am 17., indem er den Vorschlag machte, das erbliche Kaisertum zu erneuern und es dem Hause Habsburg zu übertragen. Beide, Stein und Arndt, stimmten darin überein, daß alle ihre Vorschläge der letzten Zeit nur Notbehelfe waren. Jetzt, wo das Minimum nicht erreicht wurde, was die öffentliche Meinung hätte befriedigen können, warfen beide entschlossen diese Rücksicht beiseite. Aber während Stein in weltgeschichtlicher Fernsicht, daß Deutschland die Vereinigung mit Österreich in irgendeiner Form schlechterdings nicht entbehren könne, daß sie für Europa wenigstens nützlich sei, auf seinen ursprünglichen Plan zurückkam und dadurch bei der gänzlich ablehnenden Haltung des Kaisers und Metternichs von vornherein auf jeden praktischen Erfolg bei den gegenwärtigen Verhandlungen verzichtete, brach Arndt unter dem Eindruck der österreichischen Politik, der er von seinem Wesen aus verständnislos gegenüberstand, mit seinem früheren System und wandte sich dem norddeutschen Staate zu, ganz gewiß in der Hoffnung, daß die Zeit nicht ferne sei, wo sich auf diesem Wege die Einheit vollziehen werde. Die Schrift „Über Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen" ist die Endstation auf der langen Bahn, die aus dem schwedisch gesinnten pommerschen Partikularisten einen Vertreter der deutschen Einheitsidee unter der prädominierenden Vormacht Österreichs, aus diesem einen deutschen Preußen bildete. „Diese Worte sind für Preußen geschrieben", so hieß es gleich zu Beginn der Schrift, und am Schlusse betonte er es noch einmal: „Alles dieses ist für Preußen gesprochen. Ja; aber es ist mehr für das preußische Volk gesprochen." Als er im Winter 1809/10 zu Berlin weilte, da fühlte er die große innere Übereinstimmung zwischen den eigenen Anschauungen und den Reformen der preußischen Regierung heraus. Aber es fehlte der Glaube

an die Tüchtigkeit des Volkes, und es fehlte die unbefangene Würdigung der preußischen Vergangenheit. Das Jahr 1813 fand ihn ganz auf der Seite des preußischen Volkes, dessen Wesen seine Schriften mit bestimmt hatten. In ihm wurde große, volkstümliche Wirklichkeit von hinreißender Gewalt, was seit 1806 als Idee durch ihn verkündigt worden war. Aber wie hart gingen noch seine „Ansichten und Aussichten zur teutschen Geschichte" mit der Vergangenheit des preußischen Staates ins Gericht. Er fand nur eine einseitige Negation für sie. Erst der letzte Aufsatz des „Blickes aus der Zeit auf die Zeit" brach mit ihr. Die Schrift über „Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen" vollendete diese Entwicklung auch in dieser Hinsicht. Fragen wir, wodurch sie veranlaßt wurde, so gibt die Tatsache die Antwort, daß Arndt während seines jetzigen Aufenthaltes in Berlin mit dem Reimer-Schleiermacherschen Kreise wieder in die engsten Beziehungen trat. Er wohnte bei Reimer, dem klassischen Zeugen des neuen, auf eigener Kraft ruhenden, für das Vaterland opferbereiten preußischen Bürgertums, und er verkehrte bei Schleiermacher, der einst schon vor dem Zusammenbruche das sittliche Recht des eigentümlichen Staates vertreten und dann, als die Romantiker nicht weniger als die Schmäher verständnis- und erbarmungslos über die preußische Vergangenheit zu Gericht saßen, sich mannhaft als Preuße bekannt und die unvergängliche Größe Friedrichs des Einzigen gewürdigt hatte. In ihre Bahnen lenkte Arndt jetzt weiter ein; nicht als ob er sein früheres Urteil verleugnet hätte, sondern als einer, der das Verlangen trägt, in der Geschichte seines Volkes, wo es auch sei, die positiven Werte für die Zukunft des Vaterlandes herauszufinden. Er erkannte die Bedeutung des von Preußen geschaffenen Machtstaates, und er sah, daß dieser gerade für das eigene Interesse im Osten doch deutsche Arbeit geleistet habe. So schloß sich jetzt für ihn Preußens Politik und Aufgabe harmonisch mit der Einheitsbewegung zusammen, und er fühlte sich als ein Glied dieses Staates gleich jenen Soldaten und Staatsmännern, welche einst die Gestalt Friedrichs des Großen hierher geführt hatte. Die Helden des Krieges und der Politik zog der leitende Geist des Einzigen, ihn in erster Linie das Volk in diese Bahn. Arndt wurde ein Preuße „von Meinung und Liebe, weil er jetzt in Preußen allein die Rettung und Haltung des Vaterlandes sah". Nicht weil es Preußen hieß, lobte er das Land, sondern weil sich in ihm der deutsche Einheitsgedanke der Zukunft offenbarte, die politische, auf der starken monarchischen Gewalt und der verfassungsmäßig festgesetzten Mitarbeit der ganzen Nation beruhende Machtgröße, der Felsen, auf den sich einst die volkstümliche Kultur aufbauen konnte, und ebenso die religiös-sittliche Wiedergeburt des neuen Deutschlands. Sobald es

gewiß war, daß die Rheinlande einen Teil des vielarmigen Körpers Preußens bilden würden, vereinigte es die Anhänger der drei christlichen Konfessionen als große Gemeinschaften in sich. Hier reichten sich liebevoller Sinn für die Vergangenheit des Volkes und freie Auffassung neuen Wesens, festgewurzelte Tradition und modernes Werden die Hand. Hier konnte die stille und friedliche Arbeit und die ernste Auseinandersetzung der Bekenntnisse auf demselben heimatlichen Boden vor sich gehen, die Arndt für das religiöse Neuland herbeisehnte. Preußen wurde so auch die Heimat der christlich-deutschen Zukunft, wie sie der Soldatenkatechismus den Wehrmännern verkündigt hatte. Der Probleme und Kämpfe, die sowohl Preußens, des führenden Staates der Zukunft, Österreichs und der deutschen Territorien in gegenseitiger Auseinandersetzung harrten, blieb er sich bewußt. Davon zeugen seine Ausführungen in dem Aufsatze „Noch eine Vermahnung an die politischen teutschen Philister". Aber sie schreckten ihn nicht, weil er der frohen Überzeugung lebte, daß die gewaltige Kraft des Volkes, die sich so herrlich bewährt hatte, unmöglich wieder in „ein schläfriges oder knechtisches Nichts" versinken könnte. Solche Hoffnungen täuschten ihn freilich über die Niederlage nicht hinweg, die seine Pläne auf dem Wiener Kongresse erlitten hatten. Die eben vollendete Schrift blieb vorläufig liegen „aus Überdruß und Ekel an der Zeit", die weder die alten Grenzen des Reiches zurückgewonnen noch seine Einheit neu begründet hatte. Nicht die Schrift über die ständischen Verfassungen, sondern die „Fantasien", der letzte Aufsatz des „Blickes aus der Zeit auf die Zeit" und „über Preußens rheinische Mark und Bundesfestungen" zeigen in ihrer Gesamtheit den Weg, auf dem er eine einheitliche Gestaltung des politischen Schicksals Deutschlands für möglich hielt. Freilich: soweit bei der politischen Lösung des deutschen Einheitsproblems das dynastisch-territoriale Prinzip in Frage kam, sah er unrichtig. Seine Ausschaltung beruhte bei ihm wie auch bei Stein nicht auf einem absoluten Gegensatze, auf einer staatsrechtlichen Theorie. In dem zweiten Teile des „Geistes der Zeit" war solcher Gedanke der empirischen Erfahrung entsprungen, daß die Rheinbundfürsten wegen der Rettung ihres eigenen Selbst dem großen Vaterlande entsagt hatten. Warum sollte also nicht die Mediatisierung des Jahres 1803 zu Ende geführt werden? — Die „Fantasien" arbeiteten auf eine allgemeine Erhebung des deutschen Volkes ohne die Fürsten hin, auf eine rein demokratisch-volkstümliche Bewegung, welche das Befreiungswerk vollbringen sollte. Der letzte Aufsatz des „Blickes aus der Zeit auf die Zeit" hielt eine so gewaltige Entwicklung Preußens zur äußeren Sicherheit ganz Deutschlands wider den Willen der Fürsten für wahrscheinlich, daß diese ihre territoriale

Selbständigkeit dadurch einbüßen mußten; die Haltung der Mittelstaaten auf dem Wiener Kongresse konnte ihn nur in dieser Anschauung bestärken. Aber vergessen wir nicht, daß Arndt eine Lösung des deutschen Einheitsproblemes nicht für ausgeschlossen hielt, welche die in der dynastisch-territorialen Idee liegende Kraft zur positiven Entfaltung steigerte, daß die Geschichte schließlich eine Harmonie zwischen beiden von ihm angegebenen Wegen vollzog, nachdem die Begründung eines neuen Reiches durch eine demokratisch-volkstümliche Bewegung gescheitert war. Ihr blieb es nur beschieden, den Boden für jene Entwicklung zu ebnen, die Nation bereit zu halten, sobald die alten, eingewurzelten Mächte ihrerseits die Initiative ergriffen hatten [1]). Innerlich für die Kämpfe der Zukunft gerüstet, mochten sie früher oder später einsetzen, in der frohen Erwartung, nach der Rückkehr Hardenbergs von Wien seinem Wunsche gemäß am Rhein dem Staate seiner Wahl dienen zu können, suchte Arndt im letzten Drittel des März die alte Heimat auf, um auch seine äußeren Verhältnisse zu ordnen [2]). Dann wollte der Mann des Volkes, dem die Berliner Arbeit sowie der Aufenthalt in der Hauptstadt wenig zusagten, sich gleich der neuen Tätigkeit mit ungebrochener Kraft widmen.

4. Die Hundert Tage. Der zweite Pariser Friede. „Der Wächter". Rheinischer Aufenthalt. 1815 Mai — November.

„Als die Wächter geschlafen haben und die Herren um den Mantel stritten und würfelten, hat der böse Geist, den man sorglos sich selber zur Bewachung übergeben, den Stein von seiner Höhle weggerückt", so verkündete Görres im „Rheinischen Merkur" seinen Lesern die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba nach Frankreich. Am 7. März gelangte die erste Nachricht von dem unerwarteten Ereignisse nach Wien. Alle Gemüter wurden zugleich in die höchste Spannung und die höchste Verwirrung gesetzt. Auf diesen einen Mann, den sie vor weniger als Jahresfrist seiner gewaltigen Macht entkleidet hatten, richteten sich alsbald die Blicke aller Teilnehmer des Kongresses. Das Achtdekret

---

[1]) Em. Mätzold, „E. M. Arndts politische Anschauungen und Bethätigungen", Leipz. Dissertation 1910, gibt eine monographische Zusammenstellung, doch werden die Anschauungen Arndts aus verschiedener Zeit zu stark durcheinander geworfen. Die inneren Beweggründe bleiben ganz unberücksichtigt. Die „Fantasien" werden übergangen. Unrichtig ist die Meinung, daß sich nur Wandlungen der Form, nicht der Sache aufweisen lassen.

[2]) Arndt an Gneisenau, Berlin, 17. März 1815, Pick a. a. O. S. 326: wünscht seine Empfehlung bei Hardenberg.

vom 13. März verkündete noch selbstsicher, „daß Frankreich, um seinen rechtmäßigen Herrscher versammelt, dieses letzte Wagestück eines strafbaren und ohnmächtigen Wahnsinnes in kurzer Zeit in sein Nichts zurückweisen wird". Zwei Tage später war bereits jeder Hoffnungsschimmer gewichen, daß Napoleon vor Paris irgendwelchen Widerstand finden würde [1]). Mochte das Volk sich schweigend zurückhalten, den Geist des Heeres führte der dämonische Genius seines großen Schöpfers und Führers wieder in seine Bahn. Ruhmlos wie die Bourbonen gekommen waren, verließen sie das Land. Am 20. hielt Napoleon seinen Einzug in die Hauptstadt.

Die Kunde von der Rückkehr des Korsen war in Berlin bereits verbreitet, als Arndt seine Reise in die Heimat antrat, die jetzt seinem Wunsche gemäß dem preußischen Staate einverleibt und so mit dem Mutterlande auch politisch wieder verbunden wurde. Der pommersche Aufenthalt konnte wider seinen ursprünglichen Willen nur von kurzer Dauer sein. Einige Tage weilte er in Greifswald, wo am 5. April die Studentenschaft dem ehemaligen Lehrer einen Fackelzug brachte [2]). Dann ging er nach Rügen hinüber. Seine Briefe von dem geliebten Eiland an Johanna Motherby atmen die Seligkeit des Wiedersehens mit den trauten Genossen, der Erinnerung an die Jugendzeit, aber auch an den „Lebenstraum", den er von der Reichenbacher Stadtmauer aus ihr hingezeichnet hatte. Die politischen Ereignisse im Westen nahmen ihm die Ruhe. So schnell als möglich eilte er nach Berlin zurück, begleitet von seinem Sohne Karl Treu, um bald an den Rhein zu ziehen, „wo man auf alle Weise in das Volk und an das Volk blasen muß". Ihn bewegte die Hoffnung, daß die Rückkehr des „Gräuels" Preußen nur „zu Glück und Ehre" ausschlagen könne, wenn es nur zugreifen und festhalten wolle. Was die „Dummheit und Schlechtigkeit" verabsäumt hatten, die notwendige Sicherheit der westlichen Grenzen, sollte jetzt „die Not" schaffen.

In gleicher Weise wirkte die Erscheinung Napoleons auf die von ähnlichen Zukunftshoffnungen beseelte Jugend des preußischen Volkes. Doch fehlte zunächst in vielen Kreisen der selbst die Widerstrebenden mit sich fortreißende Enthusiasmus. Der Wille, den Kampf von neuem auf

---

[1]) Stägemann an seine Gattin, Wien, 14. März 1815, Hedwig v. Olfers I, S. 302 f., W. v. Humboldt an seine Gattin, Wien, 14. März 1815, a. a. O. IV, S. 494 f., Graf Wilhelm Schwerin an seine Gattin, aus Wien, März 1815 u. 15. März 1815, a. a. O. S. 634 ff., Elisabeth v. Stägemann an ihren Gatten, Berlin, 21. März 1815, a. a. O. S. 306.

[2]) Schildener an Reimer, Greifswald, 7. April 1815, G. St.-A. Rep. 77, XXII, Litt. R. Nr. 8 adh.

sich zu nehmen, verleugnete sich auch bei den Erfahrenen, den Bedächtigen nicht, aber es war mehr ein Wille der aufgezwungenen Notwendigkeit, als jener freudige Wille, der aus eigenem Entschlusse heraus alles für Volk und Vaterland einzusetzen bereit ist. Der Krieg hatte für viele den großen heiligen Zweck nicht mehr, der 1813 Jung und Alt zu den Waffen gerufen hatte. Die Handelskreise blickten besorgt auf den kommenden Stillstand der Geschäfte. Vielen Offizieren fehlte es zur Neuausrüstung an Geld. Dem Volke und dem Heere war die Aussicht genommen, die Errungenschaften der letzten Jahre in Frieden zu genießen, sobald mit dem langersehnten Abschlusse des Kongresses, der für Preußen doch keine weiteren Vorteile mehr bringen konnte, die letzten Zwistigkeiten zwischen den Völkern beseitigt waren. Statt dessen sahen sie sich vor die Notwendigkeit gestellt, einen letzten Verzweiflungskampf durchzufechten [1]. Erst der Aufruf des Königs, welcher von neuem die allgemeine Bewaffnung ankündigte und glücklich die populäre Form wiederfand, brachte eine allgemeine Bewegung in der Nation und in dem Heere hervor. Das preußische Volk nahm mit der gleichen Bereitwilligkeit wie vor zwei Jahren die schweren Lasten auf sich, um dem eigenen Lande und ganz Deutschland endgültig Ruhe und Sicherheit vor dem gewaltigen Gegner zu erkämpfen. Im „Tagesblatt der Geschichte" erschien am 8. April Arndts „Lied der deutschen Wehrmänner": „Sind wir vereint zur guten Stunde". Zum letzten Male kamen sie in froher Feierstunde zusammen und gelobten ihrem Gott, dem Vaterlande und der Freiheit, für die sie von neuem zu Kampf und Sieg hinauszogen, die deutsche Treue:

„Rückt dichter in der heil'gen Runde,
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt."

Aber wie stand es mit den neuen rheinischen Gebieten und jenen deutschen Territorien, die in der Nähe der westlichen Grenze lagen? — Wir sahen bereits, daß die Arndtsche Schrift „Was bedeutet Landsturm und Landwehr" und der Soldatenkatechismus in diesen Gegenden weit verbreitet wurden. Was Arndt publizistisch verkündete, hatte Gruner, einer der bedeutendsten Beamten erst der verbündeten Mächte, dann

[1]) Niebuhr, Lebensnachrichten II, S. 136 f., Berlin im März 1815, S. 137 f., Berlin, 1. April 1815, S. 139, Berlin, 14. April 1815. Elisabeth v. Stägemann an ihren Gatten, Berlin, 8. März, 17. April, 1. Mai 1815, a. a. O. I, S. 308, 327 ff., Graf Wilh. v. Schwerin an seine Gattin, Wien, 15. März 1815, a. a. O. S. 364 ff.

Preußens, die im Westen sich betätigten, ebenso kühn und ebenso begeistert politisch zu verwirklichen gesucht. Nach dem Pariser Frieden war er zum Generalgouverneur des Herzogtums Berg ernannt. Sein tüchtigster Helfer war der aus Hessen gebürtige Martin, dessen Lebensschicksal sich ganz mit dem preußischen Patriotenkreise verflochten hatte. Gruner ernannte ihn zum Polizeiinspektor des Kreises Düsseldorf. Beide suchten namentlich das kommende Geschlecht für den deutschen Gedanken unter Preußens Führung zu gewinnen, es für die freiwillige Verteidigung des Vaterlandes im Falle der Not zu erziehen. In der gleichen Richtung arbeitete Görres im „Rheinischen Merkur". Immer von neuem wies er auf die Bedeutung Preußens, auf die Wehrhaftmachung des ganzen Volkes, auf die einheitliche Gestaltung Deutschlands und deren wirtschaftliche Vorteile hin. Die ursprüngliche Abneigung gegen Preußen, die Zurückhaltung schwand allmählich, die Stimmung besserte sich. Die Ideen, welche den gebildeten Klassen der Rhein- und Maingebiete von jenen drei Seiten her nahegebracht wurden, gewannen starken Einfluß. So wird es verständlich, daß die Bestrebungen der „teutschen Gesellschaften" hier einen wohl vorbereiteten Boden fanden. Der Erfolg lag nicht so sehr in der Tatsache begründet, daß in jenen kleinstaatlichen Territorien, welche die Abhängigkeit von Frankreich in ihrer energischen Zusammenfassung aller Kräfte für ein fremdes Ziel besonders stark empfunden hatten, nun etwa die Sehnsucht nach einer einheitlichen Gestaltung Deutschlands an und für sich stark hervorgetreten wäre, als vielmehr in der planmäßigen Bearbeitung der Volksstimmung durch die patriotischen Kreise. Gruner und Martin versuchten nun in den letzten Monaten des Jahres 1814 und in den beiden ersten Monaten des Jahres 1815 durch den Justizrat Hoffmann als Mittelsperson die „teutschen Gesellschaften" ihrem Zwecke, einer Neugestaltung des Reiches durch Preußen, dienstbar zu machen, in der sicheren Erwartung, daß, obwohl der „große Haufen aller Stände" in ganz Deutschland gegen den Staat der Hohenzollern sich aussprach, die öffentlichen Blätter, welche dafür einträten, doch sich durchsetzen würden [1]).

Die Rückkehr Napoleons machte in den rheinischen Gebieten auf die Bevölkerung und auf die Träger der provisorischen Verwaltung einen tiefen Eindruck. Die Berichte Sacks, des Generalgouverneurs des Mittel- und Niederrheins, an den Staatskanzler suchten die Bedeutung des Ereignisses für die Rheinlande zunächst abzuschwächen. Offizielle Artikel in dem amtlichen Organe, dem Journale des Mittel- und Niederrheins, mahnten zur Ruhe. Napoleons Wiedererscheinung werde „keine anderen

[1]) Vgl. meinen Aufsatz über Martin a. a. O. S. 122 ff.

unglücklichen Folgen haben als eine vorübergehende Handelsstockung und eine gleiche Spannung". Dann aber verlangten Eingeborene, die einst seinen Fahnen gefolgt waren, Reisepässe nach Frankreich. Unter den dort kantonnierenden sächsischen Truppen zeigten sich Äußerungen des Beifalls. Von dem belgischen Volke, so meinte Sack, sei alles Böse zu erwarten. Die Bayern fuhren fort, unfreundliche Maßregeln zu ergreifen und Broschüren gegen Preußen zu veröffentlichen. Montgelas träfe mit dem Prinzen Eugen Beauharnais zusammen [1]. Weit energischer als Sack ging sein Amtsgenosse Gruner vor. Gleich sein erster Bericht an Hardenberg vom 19. März bezeugt die Umwälzung, die Napoleons Tat in den Rheinlanden hervorgerufen habe. Die Rückkehr wirkte zunächst wie der betäubende Schlag eines Blitzes aus heiterem Himmel, verbreitete Schrecken und Furcht, Mut und Kraft zu gleicher Zeit. Erst nach einigen Wochen wurde der bessere Teil der Empfindungen Herr der schlechteren. Die Bevölkerung kam, so schrieb Gruner, zu der Überzeugung, daß der Weltfriede so lange bedroht sei, als Napoleon lebe und ihm die Bedingungen gelassen seien, alles Erdenglück zu zertrümmern: „diese Möglichkeit zu vertilgen, ihn selbst zu vernichten, dazu ist noch einmal eine neue große und allgemeine Erhebung ausführbar". Die Rheinprovinzen würden dazu bereit sein. Und wo es sich um die höchsten Interessen der Menschheit handelt, „darf nur strenge Wahrheit gelten, um die rechten und würdigen Mittel aufzufinden, jenen erhabenen Zweck zu sichern". Gewiß sei die Stimmung in diesen Ländern, also am Niederrhein, nicht mehr dieselbe wie vor einem Jahre, zu lange habe die Unsicherheit des Provisoriums gedauert, die Begeisterung und die lebendige Anstrengung getötet, zu schwer habe der Druck der kriegerischen Leistungen — Ähnliches schreibt auch Görres von Koblenz aus — auf diesen Provinzen während der Friedenszeit gelastet, „aber die Furcht vor Napoleon ist ein mächtiger Hebel, die Hoffnung einer gerechten deutschen Regierung ist eine große Stütze, die Gewißheit einer liberalen Verfassung und milden Verwaltung wird jene Gründe vollenden. Ich verbürge mich für einen herrlichen Erfolg".

Freilich: durchgreifende Maßregeln sind notwendig. Man darf jetzt nicht an den Grenzen haltmachen, sondern die Truppen müssen in Frankreich einrücken. Man darf nicht in matter Halbheit warten, was Napoleon tut, sondern die Mächte müssen ihm in bewußter Kraft zuvor-

[1]) Vgl. meinen Aufsatz über Martin a. a. O. S. 126 ff., betr. die Verhältnisse in den Rheinlanden nach der Rückkehr Napoleons; über Bayern dazu Stimmungsberichte aus Bayern, Augsburg, 19. Mai 1815, Rühl, Franzosenzeit, S. 285 f., die „Allemannia" erscheine gleichsam unter der Direktion von Montgelas; sie strebe, die Ausgleichung wegen Sachsen zu hindern.

kommen, nicht sich den sicheren Gewinn entgehen lassen, sondern kühnen Mutes den letzten Liebesdienst ergreifen, den er den europäischen Staaten leiste: das Werk gut und rasch vollenden. Der im Großherzogtum Berg noch aktive Landsturm wurde durch Frühjahrsübungen in Tätigkeit gesetzt, die polizeiliche Aufsicht über die Fremden verschärft, jede Spionage gegenüber Einheimischen streng verboten und der öffentlichen Meinung freier Lauf gelassen. Gruner forderte die ehemaligen bergischen Offiziere, die noch nicht eingestellt waren, auf, bei dem Landsturm Dienst zu nehmen und an seinen Übungen sich zu beteiligen. Mitglieder des alteingesessenen Adels folgten bereitwillig dem Rufe. Der vaterländische Sinn regte sich in den höheren Kreisen. Lebendiger wurde die Stimmung des Landes, in den Gebirgen mehr als in der Ebene; dort gut preußisch, hier wenigstens nicht französisch. Vertrauen und Teilnahme für die gute Sache wurden erhalten und befördert. Martin regte dazu an, in den deutschen Städten und Landschaften zu festen Bünden zusammenzutreten, durch sie die Unternehmungen und Beschlüsse der Regierungen zu stärken und zu fördern. Gruner seinerseits nahm solche Pläne auf und verfehlte nicht, Hardenberg auf die Maßnahmen hinzuweisen, die er in dem gegenwärtigen Augenblicke von der preußischen Regierung aus für notwendig erachtete, um die vaterländische Gesinnung für die Zukunft zu erhalten: die unverzügliche definitive Besitznahme oder öffentliche Erklärung der Einverleibung dieser Länder in Preußen, eine gleichmäßige Entscheidung über die benachbarten nassau-oranischen Gebiete, allgemeine Andeutungen über die künftige Verfassungs- und Verwaltungsart, offensive Maßregeln gegen Frankreich, Besoldung und Verpflegung der Armee am Rhein aus allgemeinen königlichen Staatsfonds, Bildung einer rheinischen Landwehr und eines rheinischen Landsturmes. In zwei flammenden Proklamationen wandte er sich, ohne den Bescheid des Staatskanzlers abzuwarten, an die Bewohner des bergischen Landes und an den bergischen Landsturm, um den zweifelnden Gemütern Glauben, den zagenden Vertrauen zu geben, Glauben an den Tag des Gerichtes, der über Napoleon und sein Land hereinbrechen, Sicherheit für die Zukunft, die ihnen die Vereinigung mit den Nachbargebieten zu einem Staate schenken werde. Dafür sollen die Freiwilligen des Landsturmes tätig sein. Bald wurde eine Forderung erfüllt. Der 5. April brachte die königlichen Patente wegen Besitznahme der Länder am Rhein. Sie verhießen den Einwohnern den Schutz ihrer Person, ihres Eigentums und ihres Glaubens sowohl gegen äußeren feindlichen Angriff als im Innern durch eine schnelle und gerechte Justizpflege, durch eine regelmäßige Verwaltung der Landes-, Polizei- und Finanzbehörden. Die „Bildung einer Repräsentation" wurde versprochen. Die Verordnungen

erregten nach den Berichten des Generalgouverneurs im Lande viel Zufriedenheit und Freude. Sie stillten den sehnlichen Wunsch aller Bewohner: die gutgesinnten waren durch die darin ausgesprochenen liberalen Ideen einer Repräsentation und Nationalverteidigung beruhigt, die Egoisten freuten sich der Zusicherung bleibender Vorteile, der einflußreiche katholische Klerus segnete den verheißenen Schutz der Kirche. Aber so viel diese Umwandlung auch bedeutete, wir dürfen doch nicht außer acht lassen, daß die Stimmung der Rheinländer niemals jenem aus dem Schoße des Volkes selbst heraus geborenen Enthusiasmus der preußischen Lande rechts der Elbe gleichkommen konnte; sie war etwas Anerzogenes, das leicht in sein Gegenteil umschlagen würde, sobald die Vorbedingungen sich nicht erfüllen ließen. Gruner begnügte sich damit nicht. Am 25. März hatte er Hardenberg drei offizielle Berichte über den Zustand der Gegenden am Niederrhein eingesandt. An dem gleichen Tage richtete er ein vertrauliches Privatschreiben an ihn, dem zwei geheime Anträge beigegeben waren: der Plan einer geheimen Verbindung für die Einigung der deutschen Nation durch die Dynastie Hohenzollern und durch den preußischen Staat, der Plan zur Errichtung einer Freischar. So wurden diese Gedanken von verschiedenen Seiten an die „teutschen Gesellschaften" herangebracht. Nach dem Willen Arndts sollten sie geistig-kulturelle Verbände mit allgemeinen nationalen Zielen sein, vor allem auf die Wandlung der öffentlichen Meinung in deutschem Geiste dringen. Wesensfremde Anschauungen wurden schon durch Snell hineingetragen. Die jetzigen Forderungen waren unmittelbar politischer Natur. Während dieser Monate begann in der Entwicklung des Einheitsgedankens, soweit er durch die „teutschen Gesellschaften" und dem jetzt aus ihnen hervorgehenden Hoffmannschen Bunde vertreten wurde, eine neue Periode. In Gruner trafen der bureaukratische und der volkstümliche Liberalismus zusammen, und er hatte den Ehrgeiz, durch seine Initiative auch in dem leitenden Staatsmanne Preußens diese Vereinigung sich vollziehen zu sehen, in dem Volke selbst, namentlich in den nicht preußischen Ländern, der Regierung einen Mitarbeiter für die Machtfragen der Politik heranzuziehen. Darum sollte alles vermieden werden, was die Mittel- und Kleinstaaten irgendwie von diesem Ziele der Einheit unter Preußens Führung zurückstoßen konnte. So hielten Gruner und Martin Mitte April die Veröffentlichung von Arndts Schrift „Über Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen", obgleich sie die gleiche Tendenz verfocht, doch nicht für opportun: „sie enthält nicht eine bloße Bekämpfung des Bösen, sondern sie ist oder erscheint wenigstens als Parteisache, und die Gegensätze treten gar zu grell hervor". Um weitere Hindernisse aus dem Wege zu räumen, vermittelte

Martin in den Monaten April und Mai die Verbindung der Düsseldorfer Behörden mit den „teutschen Gesellschaften" und dem Hoffmannschen Bunde. In der zweiten Hälfte des Juni weilte er im Auftrage Gruners in Frankfurt, das zum Mittelpunkte der ganzen Bewegung außerhalb Preußens ausersehen war, traf hier mit Hoffmann und mehreren Gründern des Bundes zusammen und verhandelte mit ihnen über die rheinische Freischar sowie über die zu gründende Armeepolizei, die Gruner leiten sollte. Täglich, so berichtete er am 20. Juni an Reimer, wachse die Hinneigung zu Preußen; man müsse nun versuchen, Otterstädt, der die Berliner Regierung dort vertrat, zu entfernen und an seine Stelle Eichhorn zu setzen, der „in einem höheren Sinne" wirken könne [1]).

Unterdessen war E. M. Arndt in den Rheinlanden eingetroffen. Sein Standquartier bildete zunächst Aachen. Bei einem Ausfluge in das Feldlager der preußischen Armee war er zu Lüttich Augenzeuge des Abschlusses der Revolte der sächsischen Bataillone, der durch die Aussonderung der Mannschaften aus den an Preußen abgetretenen Gebieten veranlaßt wurde. Er hörte die Rede Blüchers an die Grenadiere, welche an jenem verhängnisvollen Abend Wache gehalten und mit Sicherheit ihres Amtes gewaltet hatten: „Der Alte redete wie ein Gott und sah so aus. Er hielt die Rede vor allem Volk [2])." Den Tag der Huldigung der rheinischen Lande am 15. Mai verlebte Arndt noch in Aachen. Sein Aufsatz über diese Feierlichkeit, welcher die Verdienste der preußischen Könige den Bewohnern der neu erworbenen Landschaften darstellte, wurde sofort in dem amtlichen Organe veröffentlicht und in dem „Tagesblatt der Geschichte" auszugsweise noch einmal abgedruckt. Am 16. siedelte er nach Köln über, daß nun für längere Zeit sein Wohnsitz bleiben sollte, um zuerst „für die hiesige Bewaffnung" zu arbeiten, dann „für alle, so weit ich kann".

Die Arbeit „für die hiesige Bewaffnung" bezog sich auf eine Neuausgabe der Schrift „Was bedeutet Landsturm und Landwehr", des Soldatenkatechismus und des ersten Teiles des „Geistes der Zeit" [3]). Die

[1]) In diesem Sinne war es auch gemeint, wenn der frühere Kammergerichtsreferendar W. Lehmann an L. v. Henning, Koblenz, den 3. Juni 1815, schreibt: „Meine Regimentskameraden sind, soweit ich sie kenne, recht wackere Leute und auch keineswegs unempfänglich für die Ideen, welche, so Gott will, bald die herrschenden sein werden. Dasselbe gilt von dem Regimentskommandeur Major v. Selle." Er hat ihm die Erlaubnis „extorsiert", 12 Exemplare von Arndts Landwehrkatechismus zur Verteilung an die Kompagnien sich aus Frankfurt kommen zu lassen; G. St.-A. Rep. 77, XXI, Litt. H. Nr. 1.

[2]) Arndt an Reimer, Aachen, 8. Mai 1815, M.-G. Nr. 88.

[3]) Trotz der „Träume, Irrtümer und Mängel", deren sich der Verfasser bewußt war, blieb das Buch unverändert wegen der weiten Verbreitung. Arndt schließt das Vorwort: „Mein ungerechtes Urteil über die Engländer, manche aus einem herben und grünen Pro-

Zusätze zu den beiden ersten Schriften, ein Nachwort zu der ersten, ein zweites Vorwort zu der zweiten, waren bereits am 20. Mai vollendet. Das Nachwort enthielt eine Mahnung an die Bewohner der jetzt preußischen Rheinlande. „Ihr werdet", so rief Arndt ihnen zu, „hinter den Preußen nicht zurückbleiben, die jetzt eure nächsten Brüder heißen, ihr werdet freudig und unerschütterlich wie sie in den Streit und, wenn Gott so will, in den Tod gehen." Und indem er auf die Geschichte dieser Schrift während des Kampfes zurückblickte, konnte er mit freudigem Stolze bekennen: „Diese Worte hat Gott im Himmel gesegnet, weil sie aus dem Herzen des ganzen teutschen Volkes geschrieben waren, welches in Zorn und Rache brannte, die unbeschreiblichen Drangsale zu strafen, welche es von dem welschen Volke der Franzosen litt, und das schändliche Joch dieser ihrer arglistigen Unterdrücker und Peiniger zu zerbrechen. Darum wurden diese kurzen und leichten Worte allenthalben, wo man wieder teutsch empfinden und denken durfte, mit unbeschreiblicher Freude empfangen und viele tausend Male durch den Druck vervielfältigt und von vielen tausend teutschen Menschen mit Erbauung gelesen und wieder gelesen." Jetzt sollten 5000 Exemplare „unter das Volk und die Soldaten" ausgeteilt werden. Auch der Soldatenkatechismus wurde bald darauf fertig. Die zweite Vorrede berichtete kurz über die Rückkehr Napoleons; sie forderte zum allgemeinen Kampf auf, „denn das Unheilige muß vertilgt und das Ungerechte mit der Wurzel ausgerottet werden". Den Katechismus ließ Arndt ebenfalls in einer Auflage von 5000 Exemplaren drucken [1]).

Aber dieses „Unheilige und Ungerechte" zielte nicht auf den Korsen allein. Als Arndt in der Schrift „Das Wort von 1814 über die Franzosen und über uns" und damit zu gleicher Zeit den Entwurf zur Begründung der deutschen Gesellschaften niederschrieb, hatte er es auf das schärfste betont, daß der Geist des französischen Volkes für Deutschland das „Unheilige und Ungerechte" bedeute. Die Verhandlungen des Wiener Kongresses, der Einfluß Talleyrands und die Anmaßungen des französischen Volkes hatten es ihm bestätigt. Der Aufenthalt am Rhein bekräftigte diese Anschauung noch weit stärker. Mit Widerwillen sah er das Treiben der Emigranten, die den Geist der Rheinländer zu vergiften drohten, das Verhalten des royalistischen Adels, der, statt den König zu verteidigen, schnell das Ausland aufgesucht hatte [2]). „Das Wort von 1814" wurde um einen zweiten Teil vermehrt, und so entstand

---

testantismus ausgesprochene Äußerungen über Kirche und Priestertum, und anderes Unreife, bitte ich meinen lieben Landsleuten demütig ab." Also wohl erst nach der Entscheidung erschienen.

[1]) Ebenso, den letzten Junii 1815, M.-G. Nr. 92.

[2]) Arndt an Gneisenau, Köln, 20. Mai 1815, Pick S. 328 f.

die neue Schrift „Das Wort von 1814 und das Wort von 1815 über die Franzosen", die bereits vor dem Beginne des Kampfes verfaßt und wohl gleich veröffentlicht wurde. Noch einmal entlädt sich der heiße, wilde Zorn des Verfassers auf das französische Volk, das die deutsche Geschichte seit zweihundert Jahren so unheilvoll beeinflußt und jetzt auch im letzten Grunde das Werk der deutschen Einheit vernichtet habe. Aber ebenso scharf sagt das Buch den englischen Politikern die Fehde an, vor welchen Arndt jetzt schon wiederholt als den „kleinlichsten Krämern" die deutschen Staatsmänner gewarnt hatte. Er ermahnte sie, die Wehr nicht eher niederzulegen, als bis die alten Grenzen wiedergewonnen, Elsaß und Lothringen mit allen ihren Stromgebieten wieder deutsch, die nordfranzösischen Festungen dem unversöhnlichen Gegner abgenommen, die Schweizer zu einem staatsrechtlichen Verhältnisse mit dem angestammten Mutterlande gezwungen seien.

Die Absicht der preußischen Helden Blücher und Gneisenau, der Wunsch Gruners und Arndts, daß die Verbündeten die Offensive aufnehmen sollten, ging nicht in Erfüllung. Ihr Beginn wurde vom 1. Juni auf den 16., endlich auf den 27. verschoben. Unterdessen war Napoleon seinen Gegnern zuvorgekommen. Zwölf Tage nach dem großartig in Szene gesetzten Verfassungsfeste des 1. Juni hatte er die Hauptstadt verlassen und war zur Armee geeilt, in der Berechnung, durch einen großen Erfolg das französische Volk an sich zu ketten. Sein Plan ging dahin, die in Belgien weit zerstreut stehenden Teile der Nordarmee, das englisch-niederländische Heer unter Wellington und das preußische unter Blücher-Gneisenau, die ihm vereint fast um das Doppelte überlegen waren, getrennt zu schlagen. Er glaubte, daß es ihm gelingen werde, die Preußen über den Rhein zurückzuwerfen und dann auch Wellington zu besiegen. Blücher erlitt bei Ligny am 16. Juni in der Tat eine schwere taktische Niederlage, aber der Angriff von Süden hatte seinem Generalstabschef Gneisenau die Wahl gelassen, entweder nach Osten oder nach Norden auszuweichen. Er befahl den Rückzug nach Norden, bewahrte den Preußen dadurch die Möglichkeit, sich mit der Armee Wellingtons näher zu vereinigen und eine neue Schlacht zu suchen. Dadurch besiegelte Gneisenau das Schicksal des Feldzuges und Napoleons. Bereits am 18. fiel die Entscheidungsschlacht bei Belle-Alliance. Sie endete schließlich mit der völligen Flucht des Feindes. Wiederum standen weder in der Zähigkeit der Verteidigungspositionen noch in dem Ungestüm des Angriffes die Regimenter der Landwehr den Truppen des stehenden Heeres nach. Bereits am 22. teilte der Sieger dem Kriegsminister Boyen die Bedingungen mit, unter denen allein der Friede abzuschließen sei. Sie deckten sich mit den Arndtschen Forderungen:

Rückgabe der Belgien gegenüberliegenden Festungen, ebenso der festen Plätze an der Mosel und in Elsaß-Lothringen; Mainz und der deutsche Teil von Luxemburg sollten an Preußen fallen, das außerdem für Ansbach-Baireuth im Elsaß entschädigt wird. Dann werden, so schrieb Grolman seinem Könige, „Ew. Majestät als Gründer von Deutschlands Sicherheit dastehen, und auch wir würden die Früchte unserer Anstrengungen genießen, wenn wir nicht mehr nötig haben, mit immer gezücktem Schwert dazustehen". Unaufhaltsam drangen die preußischen Truppen vor. Es fehlte Napoleon und seinem Heere der Rückhalt an dem französischen Volke. Während die österreichische Armee und die mit ihr vereinigten süddeutschen Kontingente noch am Oberrhein standen, besetzten Blücher und Gneisenau die Tore der feindlichen Hauptstadt.

Napoleon dankte von neuem ab. Die von den beiden Kammern gewählte interimistische Regierung stand ganz unter dem Einflusse ihres Präsidenten, des Polizeiministers Fouché, den Arndt so oft in seinen Schriften gegeißelt hatte. Er bereitete die Wiederkehr Ludwigs XVIII. vor. Am 8. Juli, einem Tage nach der Besetzung durch die preußischen Truppen, hielt der König, von niemandem gerufen, aber von allen Behörden tatsächlich anerkannt, seinen Einzug in Paris. Napoleon flüchtete südwestwärts an den Ozean in der Hoffnung, nach Amerika zu entkommen. Allein eine englische Kreuzerflotte sperrte vor Rochefort den Weg. Er begab sich an Bord des Bellerophon, der ihn nach England hinüberführte. Das Inselreich übernahm seine Bewachung. Unter Zustimmung der Monarchen wurde ihm die einsame Insel St. Helena zwischen Afrika und Brasilien als Aufenthaltsort angewiesen. Zum Weihnachtsfeste konnten die Berliner Zeitungen melden, daß der Korse auf dem Northumberland am 16. Oktober daselbst angekommen und zwei Tage später an Land gegangen sei. —

Als im Frühjahre 1815 Deutschland der Notwendigkeit sich ausgesetzt sah, seine äußere Freiheit, die es eben so teuer verkauft hatte, von neuem zu sichern, da mahnte Luden in seiner „Nemesis" die Fürsten an ihre Pflicht, vor dem Rufe zu Kampf und Sieg dem Volke die Güter anzuvertrauen, „wegen deren der Sieg allein der Anstrengung wert ist und der Freude: die Vereinigung aller Teutschen in ein festes, für Verteidigung, Rechtspflege und freien innern Verkehr gleich wohlgeordnetes Reich; in den einzelnen Staaten Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze, gleiche Verteilung der Staatslasten und gleiche Rechte aller Bürger auf die Staatsämter jeglicher Art nach Geist, Tugend und Verdienst, alles gesichert durch ständische Verfassungen, unter einem starken Kaiser". Die Institutionen, welche die Einheit der verschiedenen deut-

schen Staaten unbeschadet ihrer Selbständigkeit nach außen und im Innern garantierten, standen unter dem Eindrucke der Wiederkehr Napoleons naturgemäß im Mittelpunkte der öffentlichen Meinung. So verlangte ein Aufsatz der „Deutschen Blätter" vom 18. März neben dem erblichen Kaisertum ein aus den Fürsten zusammengesetztes Oberhaus und ein Unterhaus aus Wortführern, die durch freie Wahl des deutschen Volkes ernannt wurden; Forderungen, die an Arndts „Fantasien" anklingen. Aber schon die Überschrift des Aufsatzes „Das sicherste Mittel, Deutschland zu helfen, und doch dasjenige, zu welchem man am allerletzten schreiten wird", läßt auf die geringe Hoffnung schließen, die der Autor an seine Vorschläge knüpfte. Die Anschauung, daß für die zukünftige Gestaltung des Vaterlandes etwas geschehen müsse, bevor der neue Kampf aufgenommen würde, machte sich auch am Kongresse geltend. Das Verlangen nach einem Kaisertum wurde von maßgebenden Kreisen in Wien nicht mehr vertreten, seitdem es sich herausgestellt hatte, daß es wegen des Antagonismus zwischen Österreich und Preußen unerfüllbar war. Metternich erklärte die Annahme der Würde durch Habsburg für unmöglich, weil namentlich Preußen und Bayern dagegen seien; Hardenberg und Humboldt betonten es nachdrücklich, daß ein „gehörig starkes Kaisertum" für Preußens Unabhängigkeit nachteilig, ein „schwaches hingegen unnütz" sei. Abgesehen von diesem Punkte bleibt es das Verdienst der preußischen Staatsmänner, namentlich Wilhelm v. Humboldts, noch einmal den Versuch gewagt zu haben, Formen zu finden, welche sich den allgemeinen Wünschen und Erwartungen der Nation für die deutsche Einheit so weit als möglich näherten, nicht nur im Interesse der Regierungen, sondern bewußt auch im Interesse des Volkes niedergeschrieben wurden. Am 1. Mai überreichten die preußischen Bevollmächtigten dem Fürsten Metternich nach wiederholten Versuchen einen neuen „Entwurf der Verfassung eines zu errichtenden teutschen Bundesstaates". Die Leitung sollte in den Händen des ständigen Bundesrates liegen, der sich aus einigen von der Gesamtheit der deutschen Stände für immer damit beauftragten Fürsten sowie einzelnen wechselnden Mitgliedern aus der Zahl aller Bundesglieder zusammensetzte. Damit blieb die Parität zwischen Österreich und Preußen gewahrt, ohne daß sie bei der Leitung immer direkt aufeinander stießen. Dem Bundesrate gebührte die Vertretung des Bundes bei auswärtigen Mächten sowie die ausübende Gewalt, während er die gesetzgebende mit der außerordentlich zusammentretenden Bundesversammlung teilte, deren Zusammensetzung der Beratung vorbehalten blieb. Ihre Befugnisse erstreckten sich weiter auf die gesetzlichen Verfügungen, die allgemeinen Einrichtungen und die Bewilligung von Beiträgen zur Bestreitung der

Bundeslasten. Beide Organe sollten sich „wie zwei Kammern derselben repräsentativen Versammlung“ zueinander verhalten. Der Entwurf nahm Bedacht auf die Vereinigung der Streitkräfte des Bundes durch die Stellung angemessener Kontingente, auf die Errichtung eines Bundesgerichtes. In allen deutschen Staaten sollte die bestehende landständische Verfassung erhalten bleiben oder eine neue dergestalt geschaffen werden, „daß alle Klassen der Staatsbürger — eine wesentliche Forderung der öffentlichen Meinung — daran Teil nehmen“. Den Landständen stehen das Recht der Bewilligung neuer Steuern, der Beratung über Landesgesetze, welche Eigentum oder persönliche Freiheit betreffen, der Beschwerde über Verwaltungsmißbräuche sowie der Vertretung der Verfassung und der aus ihr herfließenden Rechte einzelner zu. Die einmal verfassungsmäßig bestimmten Kompetenzen der Landstände werden unter den Schutz und die Garantie des Bundes gestellt. Die Mediatisierten sollten die ersten Landstände bilden. In der Bundesversammlung und in den etwa zu errichtenden Kreisversammlungen erhielten sie Kuriatstimmen. Das Recht der Auswanderung, des Übertrittes in fremde deutsche Zivil- und Militärdienste, der Bildung auf fremden deutschen Lehranstalten sowie „angemessene Preßfreiheit“ sollten allen Einwohnern zugesichert sein. Große Abstände gegen die Forderungen der öffentlichen Meinung lassen sich an diesem Humboldtschen Entwurfe nicht verkennen. Doch können der Bundesrat und die Bundesversammlung in ihrer allgemeinen Form immerhin noch mit den beiden Kammern, die Arndt nach dem Plane der „Fantasien“ eingerichtet wissen wollte, in Verbindung gebracht werden, und die Rechte der Volksvertretung in den einzelnen Bundesstaaten wurden bereits eingehend bestimmt. Entscheidend blieb, daß dieser Entwurf nicht das Ziel der Entwicklung darstellen, sondern nur das Minimum, die Grundsätze festlegen wollte, auf welchen der Bund beruhen sollte. Es war vorausgesehen, daß die weitere Ausführung dieser Grundsätze, die Abfassung der organischen Gesetze späterer Beratung überlassen blieben. Demgegenüber unterließ der Metternichsche Gegenentwurf jeden Hinweis auf die wohlberechtigten Wünsche der Nation. Der Bundesrat und die Vertretung des Bundes bei auswärtigen Mächten fielen weg. Die Mitglieder des Bundes erhielten gleiche Rechte. In der Bundesversammlung, die jährlich zusammentrat, führte Österreich den Vorsitz. Die Errichtung eines Bundesgerichtes wurde preisgegeben. Über die Verfassung sagte der Entwurf nur, daß in allen Staaten die bestehende landständische Verfassung und persönliche Freiheit aufrecht erhalten oder, wo sie nicht vorhanden seien, neu eingeführt und unter Schutz und Garantie des Bundes gestellt werden sollten. Gegenüber allen diesen

Rückschritten bedeutete allein die Bestimmung einen Fortschritt, daß die auf die Freiheit des Handels und der Schiffahrt sowie die andern auf gemeinsame Wohlfahrt sich beziehenden Angelegenheiten der Beratung vorbehalten blieben. Vergleichen wir mit diesen beiden Entwürfen die nach unerquicklichen diplomatischen Kämpfen endlich erreichte Bundesakte vom 8. Juni, so bedeutete sie einen völligen Sieg der zentrifugalen Mächte, des Partikularismus und der österreichischen Staatskunst. Das einzige Bindeglied zwischen den deutschen Staaten bildete hinfort die ständige Bundesversammlung, in welcher alle Glieder durch ihre Bevollmächtigten teils einzelne, teils Gesamtstimmen führten. Den Vorsitz erhielt Österreich. Alle Bundesglieder als solche hatten gleiche Rechte. Das Bundesgericht wurde durch eine „wohlgeordnete Austrägal-Instanz" ersetzt. Der Artikel über die Landstände erhielt die nichtssagende Form: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Den Untertanen — Humboldt nannte sie stets Einwohner oder Staatsbürger — wurden als Rechte zugesichert: Erwerb und Besitz von Grundeigentum außerhalb des Heimatstaates, freies Abzugsrecht, Freiheit von der Nachsteuer, Freiheit des Eintritts in andere Zivil- und Militärdienste, völlige Gleichstellung der christlichen Religionsparteien. Die Beratung über die „bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens" wurde der Bundesversammlung überlassen. Über die Preßfreiheit sollte sie ebenfalls bei ihrer ersten Zusammenkunft gleichförmige Verfügungen treffen. Ihr blieb es auch vorbehalten, wegen des Handels, des Verkehrs zwischen den einzelnen Staaten sowie der Schiffahrt in Beratung zu treten. Aber was bedeuteten solche Versprechungen, wenn der siebente Artikel festsetzte: „Wo es auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundeseinrichtungen, auf iura singulorum oder Religionsangelegenheiten ankommt, kann weder in der engeren Versammlung noch im Pleno ein Beschluß durch Stimmenmehrheit gefaßt werden"? Dadurch war die Möglichkeit einer ruhigen Fortentwicklung im Prinzipe abgeschnitten. Der Wiener Kongreß hatte in der deutschen Einheitsfrage mit der öffentlichen Meinung jeden inneren Zusammenhang verloren, einseitig nach den Interessen des territorial-dynastischen Prinzips entschieden, dem politischen Machtgedanken und dem sittlichen Kulturgedanken der ganzen Nation, deren Gegensätze nach der Anschauung der meisten Patrioten in dem deutschen Einheitsstaate zur Harmonie gelangen mußten, keinen Einfluß auf seine endgültigen Entschließungen eingeräumt. Sobald Arndt überzeugt war, daß die Idee des einheitlichen Kaisertums sich nicht durchführen ließ, hatte er sie aufgegeben und für die Gegenwart realeren Zielen sich zugewandt. Jetzt zeigte sich, daß auch der paritätische, auf der Vormachtstellung der beiden

Großstaaten in Süd- und Norddeutschland beruhende Dualismus auf scharfen Widerstand stieß. Der Reichsdeputationshauptschluß hatte 1803 die geistlichen Territorien bis auf wenige Überreste beseitigt; zahlreiche Zwergstaaten waren von der buntscheckigen politischen Karte Deutschlands nach der Willkür der Mächtigen geschwunden. In seinem tatsächlichen Bestande hatte das dynastische Territorialsystem starke Einbuße erlitten, prinzipiell jedoch siegreich dem Ansturm der Einheitsgedanken widerstanden, wie sie Arndts Schriften seit dem zweiten Teile des „Geistes der Zeit" verkündeten. Die Bundesakte trug nicht nur die Signatur des langen, siegreichen Kampfes der Einzelstaaten wider das einheitliche Volk und das einheitliche Vaterland, sondern auch trotz seiner Einschränkungen die Zeichen jenes modernen Souveränitätsbewußtseins unverkennbar an sich, welches von Napoleons Willen den Fürsten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten gegeben war. Arndt hatte nicht so ganz unrecht, wenn er in dem „Worte von 1815" den französischen Geist für das Mißlingen der Bundesverfassung verantwortlich machte. Der Kampf um die äußere Freiheit war von dem Volke siegreich beendet. Deutschland gehörte wieder den Deutschen. Der Kampf um die Einheit der Nation endete mit einer Niederlage ihrer Vertreter. Nicht ohne eigene Schuld. Ihnen fehlte vielfach die Einsicht in den Wert des politischen Machtstaates, in die Grenzen, die er um seiner selbst und der Staatsbürger willen dem Kulturgedanken oft setzen muß; ihnen fehlte auch zum Teil das Verständnis für die Machtfragen, die zwischen Preußen und Österreich zur Verhandlung standen. Sie übersahen sehnsuchtsvollen Blickes auf die Zukunft vielfach die sittlichen Rechte der Geschichte und sie glaubten als Träumende an die Notwendigkeit der Erfüllung ihres Traumes in der Gegenwart. Wie schwer hatte auch Arndt mit allen diesen Gegensätzen gerungen, bis sie von seiner gesunden Seele bewältigt waren. Aber schwerer wog die Schuld der Regierungen und Staatsmänner Österreichs und der deutschen Mittelstaaten, welche die stärkere, dem Wunsche der öffentlichen Meinung mehr entsprechende Zusammenfassung des Humboldtschen Entwurfes von sich wiesen. In weit höherem Maße als die öffentliche Meinung zur Besonnenheit mußten die deutschen Fürsten zu dem Gedanken erzogen werden, daß ihre politische Macht stets den Weg zur Harmonie mit der geistigen Kultur des Volkes suchen soll. Hardenberg und Humboldt erklärten deshalb auch unumwunden Metternich, „daß sie einzig und allein, um nicht jede allgemeine Vereinigung der Fürsten Deutschlands zu hindern oder aufzuschieben, aber übrigens mit sehr schmerzlichen Gefühlen, einen Entwurf mit vorgelegt haben, von dem sie nur zu sehr empfinden, wie wenig er dem wichtigen Zwecke entspricht, den man sich unmittelbar nach der Befreiung Deutschlands

von der fremden Oberherrschaft und noch bei dem Anfange des Kongresses vorgesetzt hatte und wie ungünstig dies auch auf die allgemeine Stimmung einwirken wird"[1]). Das deutsche Volk erlangte erst Kunde von der Bundesakte seines künftigen Staates, als die blutigen Schlachten auf den Feldern Brabants bereits geschlagen waren.

Mitten in die Siegesfreude des preußischen Volkes und Heeres über die neuen, gemeinsam vollbrachten Ruhmestaten hinein erklang wie ein Dank des Königs der Beschluß über die zu bildende Stellvertretung des Volkes. In Berlin tagte noch die zu Beginne des Jahres 1814 in ihrem Bestand veränderte Versammlung der interimistischen National- oder Landesrepräsentation. Ursprünglich durch das Edikt vom 7. September 1811 nur als Generalkommission zur Regierung der Provinzial- und Kommunal-Kriegsschulden berufen, war sie stets bemüht gewesen, über diese ihre Aufgabe hinauszuwachsen. Die Frage der Konstitution, ein Postulat der Reformzeit, hatte sie und einzelne ihrer Mitglieder wiederholt beschäftigt. In der Kabinettsorder vom 3. Juni 1814 hatte der König von Paris aus erklärt, er behalte sich vor, über die Anordnung der ständischen Verfassung und Repräsentation nach seiner Rückkehr einen Beschluß zu fassen. Von allen Seiten mahnten die Stimmen. Gneisenau riet im August schriftlich und mündlich dazu, dem Lande eine Verfassung zu verleihen; es gäbe kein festeres Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Gebiete an die älteren zu knüpfen als eine gute Konstitution. Preußen hatte sich den Primat der Waffen errungen; es sollte sich auch den Primat über die Geister sichern[2]). Karoline v. Humboldt erinnerte ihren Gatten daran, daß Preußen nach beendigtem Kongresse in dieser Frage mit gutem Beispiele vorangehen müsse. Justus v. Gruner stellte Hardenberg, wie bereits erwähnt, die Notwendigkeit einer Verfassung vor, damit die Rheinländer für den Anschluß an die neue Heimat gewonnen würden. Die Besitzergreifungspatente enthielten daraufhin Versprechungen dieser Art. Die interimistische Nationalrepräsentation beschloß am 7. April mit großer Majorität, an den Staatskanzler das Gesuch zu richten, „die Ausarbeitung und Ausführung der allergnädigst versprochenen Landesverfassung durch die neuen Ereignisse nicht unterbrechen zu lassen, vielmehr die Einführung einer definitiven Landesrepräsentation nach Möglichkeit zu beschleunigen"[3]). Am 22. Mai 1815 wurde die Verordnung über die zu bildende Stellvertretung des Volkes von Wien aus erlassen, mitberaten während der gemeinsamen Arbeiten

---

[1]) Hardenberg und Humboldt an Metternich, Wien, 27. Mai 1815, Schmidt a. a. O. S. 472 ff.

[2]) Gneisenau an Arndt, 28. August 1814, Pertz-Delbrück, Gneisenau IV, 280 f.

[3]) Stern a. a. O. S. 209 ff.

mit dem Staatskanzler in Frankfurt im Sommer 1814 sicherlich von Stein, in ihrer letzten Fassung wohl das Werk Hardenbergs [1]). Die Berliner Zeitungen veröffentlichten sie erst am 4. Juli. Grundlage der Verfassung bilden die Provinzialstände. Dort, wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch bestehen, sind sie ganz wiederherzustellen und dem Bedürfnisse der Zeit gemäß einzurichten; wo keine Provinzialstände vorhanden sind, sollen sie angeordnet werden. Aus ihrer Mitte wird die Versammlung der Landesrepräsentation mit dem Sitze in Berlin gewählt. Ihre Wirksamkeit sollte sich auf die Beratung über alle Gegenstände der Gesetzgebung erstrecken, welche die persönlichen und Eigentumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen. Eine Kommission, die mit dem 1. September zusammenberufen wurde, erhielt die Aufgabe, sich mit der Organisation der Provinzialstände und der Landesrepräsentanten sowie mit der Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde nach den aufgestellten Grundsätzen zu beschäftigen. Erinnern wir uns der Arndtschen Schrift über künftige ständische Verfassungen in Deutschland, so ist der Gleichklang unverkennbar [2]). Dort wie hier sollte die Repräsentation der Staatseinheit herauswachsen aus den Ständen der einzelnen Landschaften, das Allgemeine mit dem Besonderen eng verbunden werden. Dort wie hier galt es bei den Ständen der Landschaften nicht eine bloße Wiederherstellung des Geschichtlichen zu schaffen oder das Vorhandene zu konservieren, sondern „dem Bedürfnisse der Zeit gemäß einzurichten“. In dem Arndtschen Sinne bedeutete das eine Verminderung durch die Nichtberücksichtigung der Geistlichen, die aber nicht eine absolute Forderung war, sondern jedesmal den Verhältnissen angepaßt werden sollte, vor allem aber eine Ergänzung der bisherigen Stände durch den Bauernstand. Und wenn die preußischen Bevollmächtigten in ihrem Maientwurfe für die Verfassung der deutschen Bundesstaaten verlangten, daß „alle Klassen der Staatsbürger“ an der landständischen Verfassung teilnehmen sollten, so beabsichtigten sie für den eigenen Staat diesem Postulate sicher Rechnung zu tragen. Die Betätigung des Bauernstandes im politischen Leben, auf welche Arndt stets so starkes Gewicht legte, und die er jetzt in seiner letzten Schrift über diesen Gegenstand vielleicht mit Rücksicht auf die preußische Verfassungsfrage wieder besonders betont hatte [3]), war also voraussichtlich eine Folge der Verordnung vom 22. Mai, um so mehr, als die Gedanken der Reformzeit und die Zusammensetzung der interimistischen Nationalrepräsentation den gleichen Weg wiesen [4]). So wurde das Band immer

[1]) M. Lehmann, Stein III, S. 475 f., Stern a. a. O. S. 211 f.

[2]) Vgl. oben S. 495 ff. [3]) Vgl. oben S. 556. [4]) Stern a. a. O. S. 172.

fester, das Arndt mit der Zukunft des preußischen Staates verknüpfte. Mit ihm sahen auch die Patrioten des südwestlichen Deutschlands auf Preußen als die politisch und geistig vorwärtsdrängende Macht, welche nach jenen trostlosen Ergebnissen des Wiener Kongresses das Werk der Einheit des Vaterlandes vollbringen könne, jenes Preußen, das soeben den glorreichen Kampf für Deutschlands Freiheit durchgefochten hatte.

Arndt tat in den folgenden Monaten am deutschen Strome das Seine, um hinfort das neu gewonnene Vaterland in den Mittelpunkt der Geschichte seines Volkes zu stellen. Bereits in den ersten Julitagen erschien eine Neuauflage des „Lobes teutscher Helden". Wer aber waren die „teutschen Helden", denen sein Lob erklang? — Außer Stein und Dörnberg die Preußen Schill und Chasot, Scharnhorst, Gneisenau und Blücher. Das neu entstandene Gedicht „Meine Helden" pries wiederum Scharnhorst, Blücher und Gneisenau, dazu den „stillen" Boyen und den „Löwen" Grolman, dann zum Schlusse noch einmal Stein, den „Fels in Wettern, die stärkste von des Vaterlandes Säulen" [1]). Bald wirkten auch die kühnen Gedanken und die leidenschaftlichen Forderungen der Schrift „Über Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen" auf die Leser. Trotz der Bedenken Gruners und Martins beschloß er doch, sie jetzt zu veröffentlichen. Am 17. Juli hatte Eichenberg in Frankfurt sie fertiggestellt [2]). Noch war kein Monat vergangen, da konnte das „Tagesblatt der Geschichte" die Nachricht bringen, daß sie bei ihrem Erscheinen in den neupreußischen Landen fast gleich vergriffen sei; ein Anzeichen, daß der Gedanke der preußischen Vormachtstellung dort lebhaftem Interesse begegnete. Aber Arndt blieb sich bewußt, daß in so kurzer Zeit wohl ein Wechsel in der öffentlichen Stimmung eines Landes, aber nicht in der politischen Anschauung, in der Gesinnung über Volk und Vaterland sich vollziehen könne. Diesem Ziele, dem ja seine Lebensarbeit seit einem Jahrzehnt gewidmet war, sollte hier am Rheine eine neue Zeitschrift „Der Wächter" dienen, deren Erscheinen bei Rommerskirchen in Köln er Anfang Juli durch ein Zirkular ankündigte. Bereits um die Mitte des Monats befand sich das erste Heft im Druck [3]), zu Anfang August wird es erschienen sein. Den größten Raum nahmen die Berichte über die Schlacht bei Belle-Alliance von französischer, englischer und preußischer Seite ein. Es folgten der seinerzeit für das „Tagesblatt" bestimmte Artikel „Wird der Herrscher der Insel Elba noch

---

[1]) Dazu kommen noch zwei neue Gedichte gegenüber der ersten Auflage: „Die Schlacht bei'm schönen Bunde", das bereits im „Tagesblatt" erschienen war, und die Ballade „Das Lied von Harald Schönhaar", aus der nordischen Sage.

[2]) An Reimer, Köln, 17. Juli 1815, M.-G. Nr. 94.

[3]) Ebendaselbst.

einmal Europa beherrschen?" sowie ein Aufsatz „Über den heftigen Widerstand oder den bösen Geist, den die verbündeten Heere allenthalben im Elsaß finden. Ein Wort des Trostes für das teutsche Volk", weil in jenem Widerstande, der in den nationalen Kreisen großes Aufsehen erregte, gerade der ursprünglich deutsche Charakter des Entschlossenen und Zähen erscheinen sollte, den es nach der Wiedergewinnung nur in eine andere Richtung zu bringen gelte. Kurze Mitteilungen über die Vorgänge in Italien in anekdotenhafter Form beschlossen das erste Heft.

Mitten in die Verhandlungen des Tages führte das zweite Heft, das wohl gleich nach dem ersten erschien [1]). In dem Aufsatze „Noch etwas über uns und zu unserm großen Prozeß mit den Franzosen" wandte sich Arndt gegen die infolge des Achtdekretes weitverbreitete Meinung, als hätte es der Friedensschluß gar nicht mit Frankreich, sondern nur mit Napoleon und seinem Anhange zu tun. Er führte aus, daß durch die Schlacht bei Belle-Alliance die Franzosen „an das Schwert gewettet", sich „des stillen Völkerrechts" begeben hätten, daß nunmehr die große Entscheidung über Frankreichs und Europas Schicksal wiederum bei den Verbündeten stehe. In eindringlicher Form stellte er den Lesern noch einmal jene natürliche Differenzierung der Völker dar, welche die Geschichte beherrsche; sie verwischen heißt ihm ein Grundgesetz der geschichtlichen Entwicklung vernichten wollen. So stark die Liebe des einzelnen zu einem Fremden sein kann, ja infolge der Anziehungskraft des Andersgestalteten oft sein wird, politisch, wo es sich um die Interessen des ganzen Landes handelt, „soll es keine Liebe der Völker geben zueinander, und es kann keine geben, wie die hohe und himmlische ist, welche in Christi Evangelium gelehrt und geboten wird". Gewiß: es ist die Aufgabe des menschlichen Lebens, das Geistige und Sittliche über das Leibliche und Sinnliche siegend zu machen, daß die Leidenschaft und Begierde der Vernunft dienstbar werde. Auch das Streben eines Volkes soll darauf gerichtet sein. Aber „zwischen den Einzelnen und dem ganzen Volke ist eine ungeheure Kluft". Der einzelne kann und soll ihm widerfahrenes Unrecht vergessen. Würde eine nationale Gemeinschaft so handeln, dann wäre ihre Auflösung da, sie wäre bereits untergegangen; denn „das ganze trägt zu viel Abgeschlossenes und Schweres in sich, als daß es sich aus sich selbst hinausschnellen könnte. Daher muß ein Volk einem Volke, so lange es als solches bestehen will, durchaus gegenüberstehen, und fast feindselig gegenüberstehen, wo der Einzelne des einen Volkes den Einzelnen des andern Volkes oft mit recht warmer und menschlicher

[1]) Außer dem folgenden Aufsatze S. 109—166 enthält das Heft noch folgende Aufsätze: „Worte eines Franzosen aus der Ghenter Zeitung", „Worte eines Niederländers" sowie eine Selbstanzeige von „über Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen".

Liebe umarmen kann". Nicht allein die Sprachen bilden zwischen den Völkern Unterschiede, sondern auch die Eigentümlichkeiten in Sitte und Charakter. Alle zusammengenommen sind „die natürliche Wehr des Volkes gegen andere Völker". Wiederum machten sich Bestrebungen geltend, welche über diese Gegensätze hinwegzutäuschen, die Einheit des Menschengeschlechtes unter einen Hirten und eine Sprache, das tausendjährige Reich zu proklamieren suchten. Franz Baaders politisches Ideal, das Aufgehen der besonderen Staaten in einem allgemeinen kirchlich-staatlichen Gemeinwesen übte bereits auf das für mystische Gedanken so empfängliche Gemüt des Zaren seinen Einfluß aus. Für Arndt wäre ein solches Dasein „unstatthaft". „Der unvollkommene Zustand der Menschen auf Erden ist recht eigentlich ein unaufhörlicher und nie ablösender Kampf und Sieg der Geister und der Leiber. — — Damit also ein stolzeres und geistigeres Leben sei, kann hier der ewige Friede und die unzerstörbare Gerechtigkeit nicht herrschen." Für ihn lag der Zweck der Geschichte nicht in der endlichen Vollendung begründet, welche eine weitere Entwicklung ausschloß, sondern in dem unendlichen Streben der Menschen und der Völker nach der sittlichen Vollendung. „Das menschliche Leben und die Regierung und Erhaltung der Völker ist kein Liebeslied von der Rose noch ein zärtlicher Athem von dem Blümlein Vergißmeinnicht, es ist ein hartes und steiniges und unbarmherziges Ding, wobei gewaltige und fürchterliche Kräfte gebraucht werden müssen, daß es würdig erhalten und verwaltet werde." Darum sollen die verantwortlichen Fürsten und Staatsmänner Gottes Werk nicht meistern noch verrücken „in thörichtem Kinderwahn", sich nicht leiten lassen von der sogenannten allgemeinen Menschenliebe, die oft nur in Gleichgültigkeit gegen das Einzelne und Nächste besteht, sondern von jener Liebe zu Volk und Vaterland, die in den drei letzten Jahren so Großes vollbracht habe. Spräche jetzt wieder unzeitige Großmut das letzte Wort wie bei dem ersten Pariser Frieden, dann bleibe der Keim zu einem künftigen Kriege vorhanden. Der Haß der Völker schwelle bis zur allgemeinen Zerstörung an und das Geschlecht verwildere; Besorgnisse, die in jenen Monaten auch Niebuhr das Herz schwer machten. In die inneren Verhältnisse Frankreichs sollen sich die Verbündeten nicht mischen: „physisch und leiblich müssen die Gegner fühlen, daß sie gegen Gott und Menschen gesündigt haben, aber nicht geistig und sittlich". So stellte Arndt folgende Friedensbedingungen hin: die fremden Heere halten das Land bis zur völligen Ruhe besetzt. Frankreich zahlt an die Verbündeten 300 Millionen Reichstaler Kriegsentschädigung, die hauptsächlich von den Anhängern Napoleons bestritten wird. Alle geraubten Kunstwerke und Denkmäler fallen an die Eigentümer zurück. Die Nachbarländer er-

halten alle Gebiete wieder, die sie seit Ludwig XIV. verloren haben: Spanien die Pässe der Pyrenäen mit Bellegarde, Perpignan, Collioure; Savoyen die Alpenpässe mit Pignerol, Fenestrelles, Briançon; die Schweiz die Höhen des Jura; Deutschland Elsaß-Lothringen und die drei Bistümer; die Niederlande die alte Grenze mit den Außenlinien von Cambray, Arras, St. Omer und Dünkirchen.

Soweit diese Abtretungen sich auf Deutschland und die Niederlande bezogen, gaben sie die Forderungen der politischen Meinung im ganzen Vaterlande wieder. Die Publizistik verlangte die gleichen Grenzen. Das preußische Hauptquartier und die preußischen Diplomaten setzten sich in Paris für sie ein. Die Anschauungen der Kronprinzen von Bayern und von Württemberg bewegten sich in diesen Bahnen. Selbst Metternich forderte die Rückgabe der französischen Festungen der ersten Reihe oder deren Schleifung. Wir sahen schon, wie das Achtdekret formell einem solchen Verfahren widersprach. Die Politik der auswärtigen Mächte lief den preußisch-deutschen Plänen stracks entgegen. Für die englischen Interessen war Frankreich, dessen Legitimitätstendenzen überdies bei den Torys eifrige Gönner fanden, durch die Errichtung des Königreiches der Niederlande und durch die Vereinigung der Rheinlande mit Preußen bereits so geschwächt, daß es ihnen nicht mehr gefährlich werden konnte. Zar Alexander, der während des Wiener Kongresses fest zu Preußen gehalten hatte, fühlte sich durch die nationalistischen Tendenzen des Hauptquartiers und der Armee in seinen mystisch-kosmopolitischen Kreisen zu sehr gestört, als daß er jetzt ihre Forderungen unterstützt hätte. Ende Juli rief Hardenberg Stein nach Paris, damit er seinen Einfluß auf den Zaren geltend mache. Schon in diesen Tagen urteilten die Genossen des Reimerschen Kreises, die sich zahlreich in der französischen Hauptstadt zusammengefunden hatten, über den Verlauf der Verhandlungen ungünstig. Sie gewahrten bereits im Geiste „die konvulsivischen Stürme einer gewaltsamen Umwälzung, die dann eine Generation nach der andern unerbittlich in ihren nimmersatten Schlund reiße". Sie glaubten „das ewige Recht der Nation" von den Staatsmännern vernachlässigt, eine gewaltige Reaktion dagegen kommen zu sehen, die zu einer revolutionären Entwicklung führen müsse. In diesen Kreisen, zu denen auch zahlreiche Offiziere gehörten, fand der tollkühne Gedanke seine Anhänger, daß Preußen allein den Kampf gegen ganz Europa auf sich nehmen müsse; ein Gedanke, der nicht mehr auf einer Abwägung der realen Kräfte, sondern auf einem überspannten Idealismus, auf einer doktrinären Überschätzung der öffentlichen Meinung beruhte. Ja sie standen bereits so sehr im Banne ihrer eigenen Anschauung, daß die Opposition der empirischen Welt, in der sie lebten,

sie nicht davon abbrachte, sondern nur die unglückliche Wirkung ausübte, sie in ihrer Befangenheit zu bestärken. Auch Arndts Seele bewegten solche Pläne, aber sie gewannen trotz des unrichtigen Urteils über die Machtverhältnisse nicht jene unheimliche Herrschaft über ihn, daß er das sittliche Recht des Wirklichen über der Idee der Zukunft vergaß. Noch einmal versuchten die patriotischen Kreise die öffentliche Meinung Deutschlands in ihrem Sinne zu beeinflussen, sie in dem Widerstande zu bestärken. Der „Rheinische Merkur" und das „Tagesblatt der Geschichte" brachten Aufsätze über die Notwendigkeit der Abtretung Elsaß-Lothringens, welche in der feindlichen Hauptstadt verfaßt waren und von Martin nach Deutschland gebracht wurden [1]). Aber schon am 23. August schrieb Gneisenau an Arndt: „Legen Sie Trauer an. Alles läßt sich dazu an, einen neuen Frieden von Utrecht zu schließen. Deutschlands Unglück soll demnach verewigt werden." Auch Stein vermochte bei dem Zaren die Hauptforderungen nicht durchzusetzen. England und Rußland blieben Gegner der Politik Preußens und der deutschen Mittelstaaten. Metternich wich zurück, indem Österreich auf seine ehemaligen Besitzungen am Rhein endgültig verzichtete. Die Bemühungen der preußischen Diplomaten und Feldherren sahen sich der geschlossenen Einheit der übrigen Staaten gegenüber isoliert. Sie hatten der deutschen Politik die Bahn gewiesen, die sie gehen müsse, um mit der öffentlichen Meinung in Einklang zu kommen. Die preußischen Staatsmänner und die deutschen Patrioten befanden sich in der praktischen Forderung der auswärtigen Politik während jener Wochen ebenso in Übereinstimmung wie bei ihrem Vorgehen in der Verfassungsfrage. Der zweite Pariser Frieden vom 20. November gab weder Deutschland Elsaß-Lothringen noch den Niederlanden die alten Grenzen wieder. Frankreich trat nur in seinen Besitzstand von 1790 zurück, mußte die geraubten Kunstschätze den ehemaligen Eigentümern wieder zustellen und eine Kriegsentschädigung von 700 Millionen Franken zahlen. Die Nord- und Ostgrenze blieben zunächst von 150 000 Mann verbündeter Truppen besetzt. Arndt nannte den Frieden einen Waffenstillstand. So wenig wie die deutsche Einheit auf dem Wiener Kongreß hatte die deutsche Machtstellung im Westen nach dem Wunsche der Patrioten entschieden werden können. Beide Nöte wurden in eine neue Zeit als neue Arbeit hinübergenommen. Es handelte sich darum, Wege zu finden, welche eine ruhige Entwicklung gewährleisteten, den Versuch zu machen, jene starken Mächte, die in Paris und durch die Verordnung vom 22. Mai so nahe miteinander

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz über Martin a. a. O. S. 137 ff.; Arndt an Reimer, Köln, 19. August, an Schildener, 4. September, an Reimer, 19. September 1815, M.-S. Nr. 96—98.

verbunden waren, zusammenzuhalten, die auswärtige und die innere Politik des preußischen Staates und die öffentliche Meinung Deutschlands, die alte Kraft des zu neuem Leben erwachten friderizianischen Staates und die soeben in schweren und glorreichen Zeiten erstandene Kraft Jungdeutschlands fest aneinander zu ketten. Nur so ließ sich jenes hohe Ideal verwirklichen, das Arndt in seiner Schrift über den „Bauernstand politisch betrachtet“ sich zu eigen gemacht und immer wieder vertreten hatte, alle menschlichen Energien, die gewordenen und die neu werdenden in den Dienst des nationalen Kultur- und Machtstaates zu stellen, ihn dadurch als die organische Ausdrucksform des eigentümlichen Volkes zu versittlichen und ihn als eine besondere Ausprägung des menschlichen Gemeinschaftsbewußtseins in die Harmonie des Weltganzen hineinzustellen. —

Mit diesen allgemein deutschen Problemen blieb das persönliche Schicksal Arndts eng verschlungen. In dem letzten Drittel des Juli hatten Stein und Goethe einander im Lahntale getroffen. Gemeinsam waren sie den Rhein talabwärts gefahren, den Strom, der zugleich von der Schönheit der vaterländischen Vergangenheit und von der Größe des deutschen Erlebnisses der Gegenwart zu ihren Herzen sprach. In Köln verließen sie das Schiff und betrachteten miteinander den Dom. Arndt weilte in ihrer Umgebung jene Tage, welche die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ und die „Wanderungen und Wandelungen“ festgehalten und der Nachwelt überliefert haben. Für ihn waren sie mehr als der packende Moment einer geistigen Spannung, welche das Zusammensein, das Aufeinanderangewiesensein heroischer, scheinbar völlig disharmonischer Geister in dem Schauenden erregt. Im fernen Osten hatte er Stein als den Mann erkannt, der „gewaltig, gebietend und schnell“ gegen den Korsen in die Schranken treten und zu seiner Vernichtung „fürchterlich kühn die Kräfte der Welt anstrengen“ werde. Ohne jemals das Bewußtsein der Selbständigkeit zu verlieren, ordnete er sich bereitwillig dem gewaltigen Ethiker der Staatskunst unter, welcher in stetem Blicke auf das Seinsollende alle Machtfaktoren des politischen Lebens trotz des in ihrem Wesen begründeten Egoismus und Eigenwertes in den Dienst einer größeren sittlichen Idee, in den Dienst der Menschheit zu ziehen wußte. Die gemeinsame Arbeit mit Stein läuft bei Arndt von dem ersten und zweiten Teile des „Geistes der Zeit“ über den Kriegs- und Soldatenkatechismus, über die Schriften „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“, „Der Rhein, Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Grenze“ sowie zur deutschen Verfassungsfrage bis zu dem „Entwurfe einer teutschen Gesellschaft“. Durch ihn, den geborenen Volksmann, sind die hohen Ziele, für welche der aristo-

kratische Reichsfreiherr bei Königen und Fürsten, bei Staatsmännern und Regierungen sich einsetzte, dem Verständnisse aller gebildeten Stände, ja des einfachen Mannes, des Soldaten, Bürgers und Bauern erschlossen worden. So ergänzen beide einander. — Was Stein auf dem Felde des sozialen, des politisch gebundenen und verpflichteten Menschen unternahm, suchte Goethe auf dem Gebiete des individuellen, für sich seienden Menschen mit eigenen, nur ihm zukommenden Werten zu lösen, in ihm die sittliche Idee des Universums darzustellen. Den Altmeister zu Weimar hatte Arndt einst den „Göttlichen" genannt, ihn gegenüber Muhrbeck als den Menschen gesehen, der mit lebendiger Jugendfülle die Vereinigung zwischen Persönlichkeit und Allgemeinheit vollzog. Das war für ihn das Problem jedes einzelnen. Die gemeinsame Arbeit mit Goethe läuft von den „Fragmenten über Menschenbildung" zu den „Briefen an Freunde" und den „Fragmenten über Leben und Kunst"; sie läßt sich nachweisen in dem „Entwurfe zur Erziehung und Unterweisung eines Fürsten". In Stein und in Goethe verehrte Arndt den höchsten Ausdruck, welchen das politische und menschliche Ideal in dem Deutschtum erringen konnten. In ihrer Vereinigung sah er den guten „Geist der Zeit", nach dem seine Schriften Ausschau hielten, den deutschen Menschen der Zukunft. Nachdem er in seiner eigenen politischen Tätigkeit einen Ruhepunkt erreicht hatte, war es ihm beschieden, in Köln diese beiden Lebensmeister im Bewußtsein ihres Gegensatzes beieinander zu sehen, selbst aus ihrer Größe zu schöpfen, die trotz ihrer Verschiedenheit doch in der gleichen Gesinnung wurzelte. Der sittliche Idealismus war auch seines Lebens Zweck. In den „Fragmenten über Menschenbildung" hatte er die Harmonie des einzelnen in seinem leiblich-natürlichen und in seinem geistig-sittlichen Wesen als das Ziel der Erziehung aufgestellt. Sie sollte in dem „Leben selbst, dem vollen freien Daseinsgefühl als des Lebens höchstem Zwecke" zur Erscheinung kommen, aber nicht als Realismus, wo der Mensch das Ganze auf sich bezieht, Gott und Welt für seine eigenen Wünsche erniedrigt, sondern als Idealismus, als dienende Weltfreudigkeit, wo der Mensch zu einem innig mitfühlenden Teile der Welt und der Gottheit wird. So zog er die innere Einheit zwischen dem klassischen Hellenismus und dem protestantischen Christentum, wie sie auch Goethe gezogen hatte. Durch diesen Idealismus verwandelte sich aber auch die natürliche Empfindung des Zusammenhanges zwischen Mensch und Volk, wie sie der Romantik eigen ist, in das sittliche Bewußtsein des Menschen für sein Volk und für sein Vaterland. Das Volkstum Arndts ist kein natürlicher, auch kein staatsrechtlich gebundener Begriff, sondern eine sittliche Idee, welche jedem aus der Geschichte erwachsen muß. Unauf-

hörlich beschäftigte ihn die Not der Allgemeinheit. In immer neuen Formen wußte er sie darzustellen. Die ungeheure Verantwortung, die er auf sich und allen einzelnen lasten fühlte, gab ihm den Ernst der Rede in Wort und Lied; sie leuchtet selbst da hervor, wo ihn die Keuschheit des Ausdrucks im Sinne der Alten und des deutschen Klassizismus verließ. Immer stand vor seiner Seele die Einheit des deutschen Volkes als etwas Lebendiges und als etwas Leidendes. Vor ihr traten die einzelnen, die wenigen zurück. Ihre persönliche Not wog leichter als die allgemeine Not. Für sein Volk suchte Arndt den sittlichen Idealismus der beiden Heroen durch das eigene Selbst, durch seine bei aller Schlichtheit doch große Wesensart in die Wirklichkeit zu übersetzen, in der Nation der Idee einen Boden zu schaffen, in dem sie tiefe und breite Wurzeln schlagen könne, das freie Menschentum mit dem Volkstum, die individuelle Eigenart mit der politischen Gesinnung zu versöhnen. Ihn leitete bei allen seinen Schriften die sichere Erfahrung, daß nur dann der äußeren Befreiung und Selbständigkeit ein Zweck für den Sinn des Lebens zukomme, wenn sie mit der inneren Freiheit des einzelnen und des Volkes verbunden sei. Diese Gesinnung und die Erkenntnis der daraus entstehenden Probleme geben aber zugleich der Zeit der Erhebung ihren Charakter als einzigartige Erscheinung in dem geschichtlichen Leben der Nationen. In Rußland empörte sich die instinktive Leidenschaft des naiv empfindenden Naturvolkes gegen den fremden Eindringling. Der deutsche Freiheitskrieg sollte der sittliche Kampf eines ganzen Kulturvolkes gegen das Böse sein. Arndt blieb sich des inneren Zusammenhanges mit dem Lebensideale Goethes bewußt, auch als seine äußere Tätigkeit eine ganz andere Richtung nahm. Und als er in jener Zeit, da die beiden Heroen deutschen Geisteslebens in seiner Nähe weilten, die Schrift „über den teutschen Studentenstaat" niederschrieb, die den Hauptinhalt des letzten Heftes des ersten Bandes des „Wächters" bildet [1]), da gaben die Zeilen des Altmeisters das Geleitwort her:

„Frei will ich sein im Denken und im Dichten,
Im Handeln schränkt genug die Welt uns ein."

[1]) Das dritte Heft enthält: 1. Klage über drei junge Helden (Friedrich Eckardt, den Genossen der Berliner Tage, Karl Friedrich Friesen, Graf Christian zu Stolberg, Sohn des Friedrich Leopold), 2. Die Aristokratie (gegen die hannoversche Verfassung und die absolute Souveränität der Fürsten), 3. Welche Franzosen ich denn eigentlich meine? (vor allem gegen Nordfrankreich), 4. Jedem das Seine, und noch ein Wink über die möglichen diplomatischen Ansichten der Wiederherstellung unserer alten Grenzen gegen Frankreich, 5. Ansichten und Zweifel (gegen den Mechanismus und das Denken als die einzige Möglichkeit des Erkennens); im vierten Hefte außer dem Studentenstaate noch der „Bericht an den König über die Lage Frankreichs und die Verhältnisse mit den fremden Mächten", eingereicht d. 20. Juli 1815 von

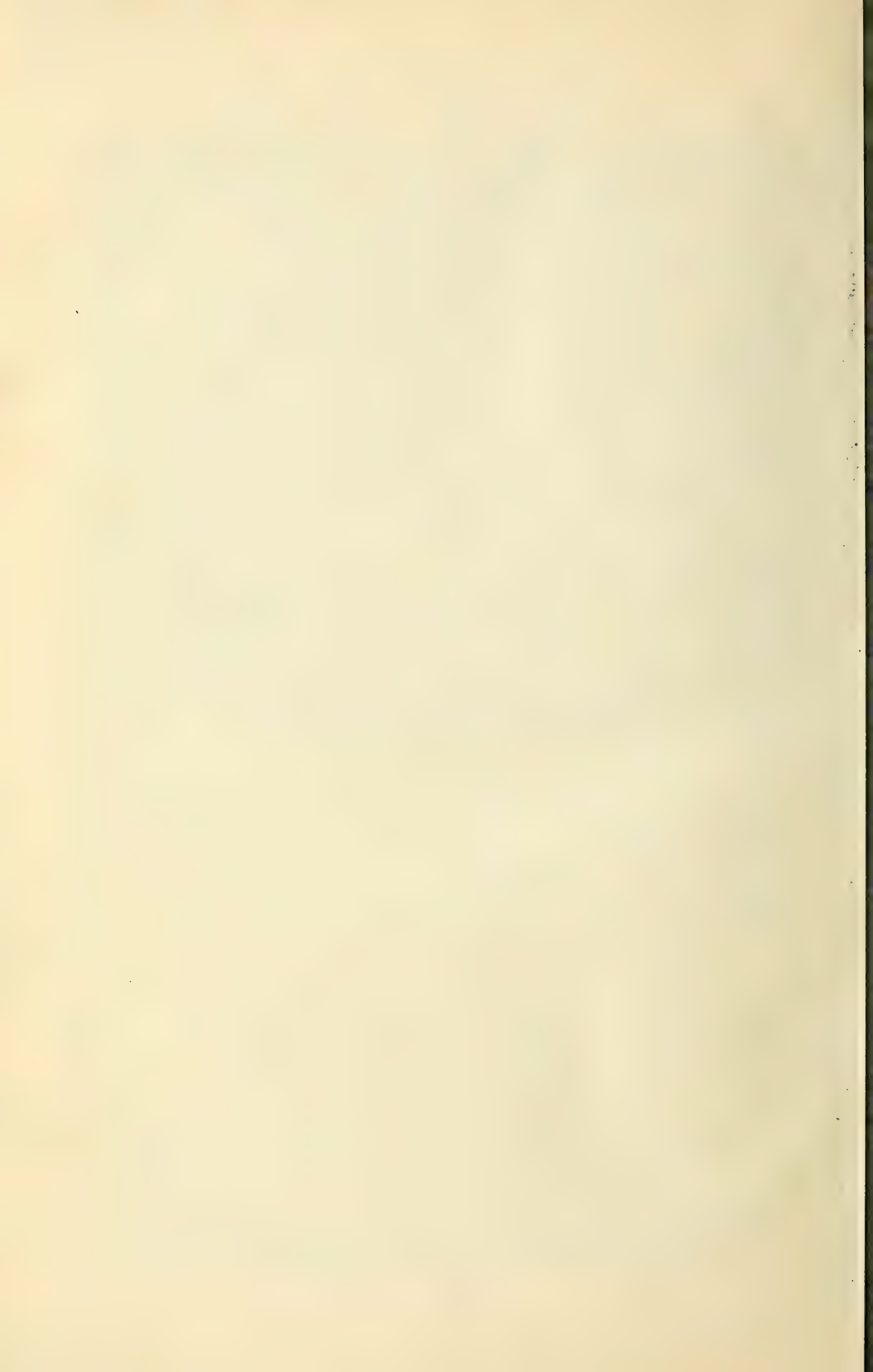
Arndts „Studentenstaat" will wie sein „Entwurf einer teutschen Gesellschaft" politisch wirken. Seine „Fragmente über Menschenbildung" hatten eine Ergänzung zu Pestalozzis Arbeiten zu geben beabsichtigt. Diese Schrift vertieft die eigenen Pläne, warnt vielleicht schon vor ihren Auswüchsen, die geschildert wurden. Der „Studentenstaat" ist nicht wie der „Entwurf" für die Masse berechnet, sondern für die Gebildeten des Volkes, die einst die Verantwortung für den Edelgehalt der nationalen Kultur in ihrem Gesamtumfange tragen. Die volkstümliche, demokratische Form wandelt sich zu einer sozial-ethischen, aristokratischen. Die normativen Bestimmungen über die Sitte und Gewohnheiten der Gesellschaften verschwinden. An ihre Stelle tritt das Erlebnis der sittlichen Persönlichkeit, herauswachsend aus dem Boden der universitas literarum. Der Schutz der akademischen Freiheit soll den Korporationen nicht allein ihrer Mitglieder, sondern auch der nationalen Allgemeinheit wegen gesichert sein. Es gilt nicht, für das studentische Gemeinschaftsleben vollkommen Neues zu schaffen, sondern es ist notwendig, die vorhandenen Verbindungen innerlich zu wandeln, sie zu Gemeinschaften von Persönlichkeiten umzugestalten, die sich selbst einen individuell und einen sozial bestimmten sittlichen Endzweck setzen, denen nichts Geheimes wie den Orden und nichts territorial Gebundenes wie den Landsmannschaften anhaftet. Trotz der Anlehnung an bereits vorhandene Formen des akademischen Lebens besagten solche Forderungen eine Vorwärtsbewegung, gegen welche die „Gesellschaften" weit zurücktreten. Diese Schrift stellt Arndt in die Reihe jener Männer, welche das Wesen der akademischen Gemeinschaft auf eine neue Basis gründen wollten, der Villers und Steffens, Fichte und Schleiermacher. Opferfreudig hatte die akademische Jugend für die Befreiung Deutschlands ihr Leben eingesetzt. Nun kehrte sie in die Hörsäle zu ihrer stilleren Arbeit zurück, ihre persönliche Freiheit, ihre sittliche Gesinnung sich zu erringen, sie in den Dienst der Entwicklung des Volkes und des Vaterlandes, dadurch der Menschheit zu setzen. Es war die Frage, ob die neuen Bewegungen in ihrer Mitte solchen Impulsen folgen oder ob sie sich selbst schon als den allein richtigen Ausdruck des nationalen Gemeinschaftsgeistes, infolgedessen auch ihr Handeln als absolut freie Willensform empfinden, damit ihre Abkehr von dem sittlichen Idealismus des menschlichen und des politischen Lebens der Freiheitskriege vollziehen würden.

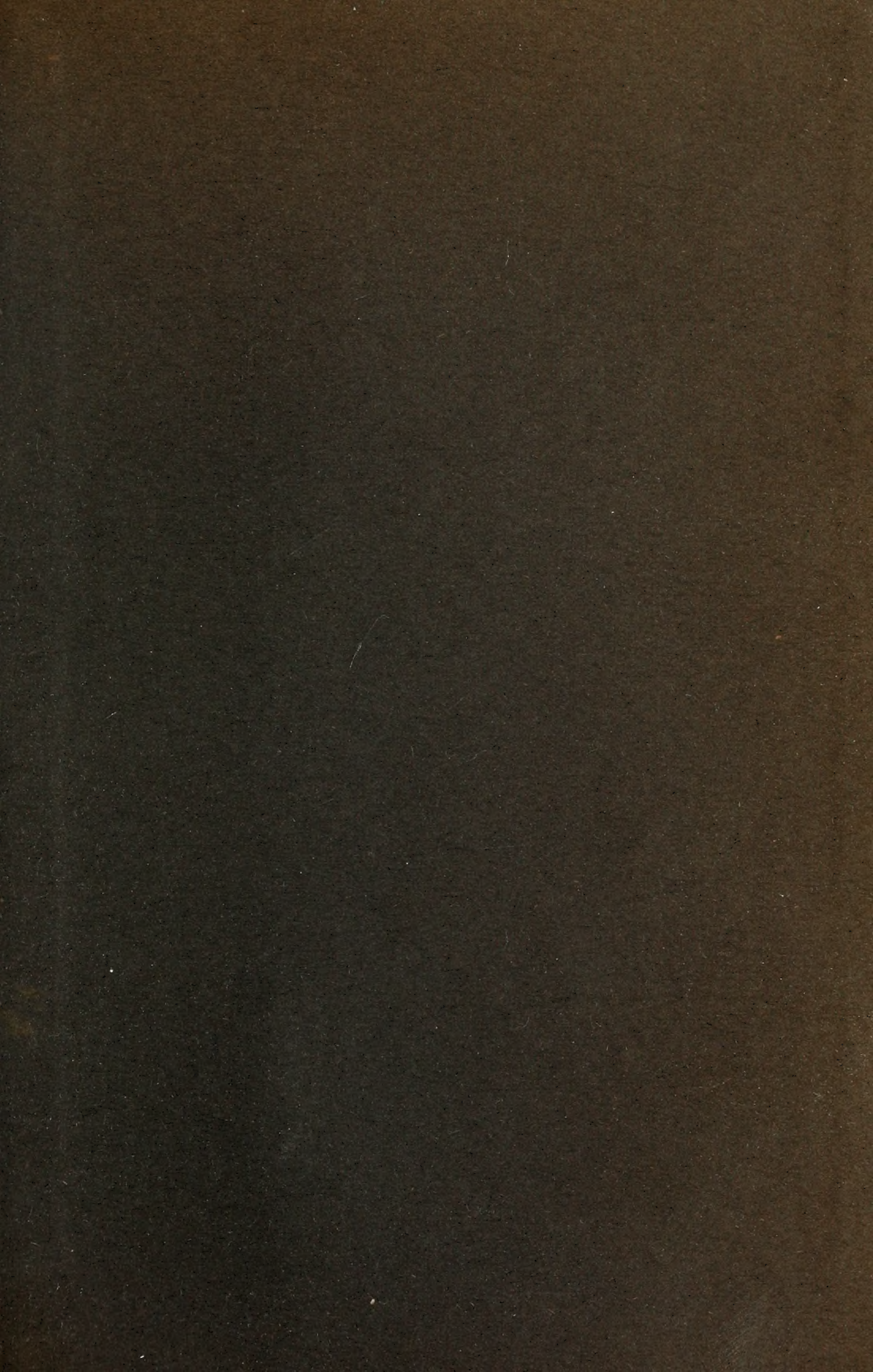
Schwere Stürme sah Arndt schon in diesen Wochen von allen Seiten heraufziehen. Wie sollte der Mann, der in dem vergangenen Jahr-

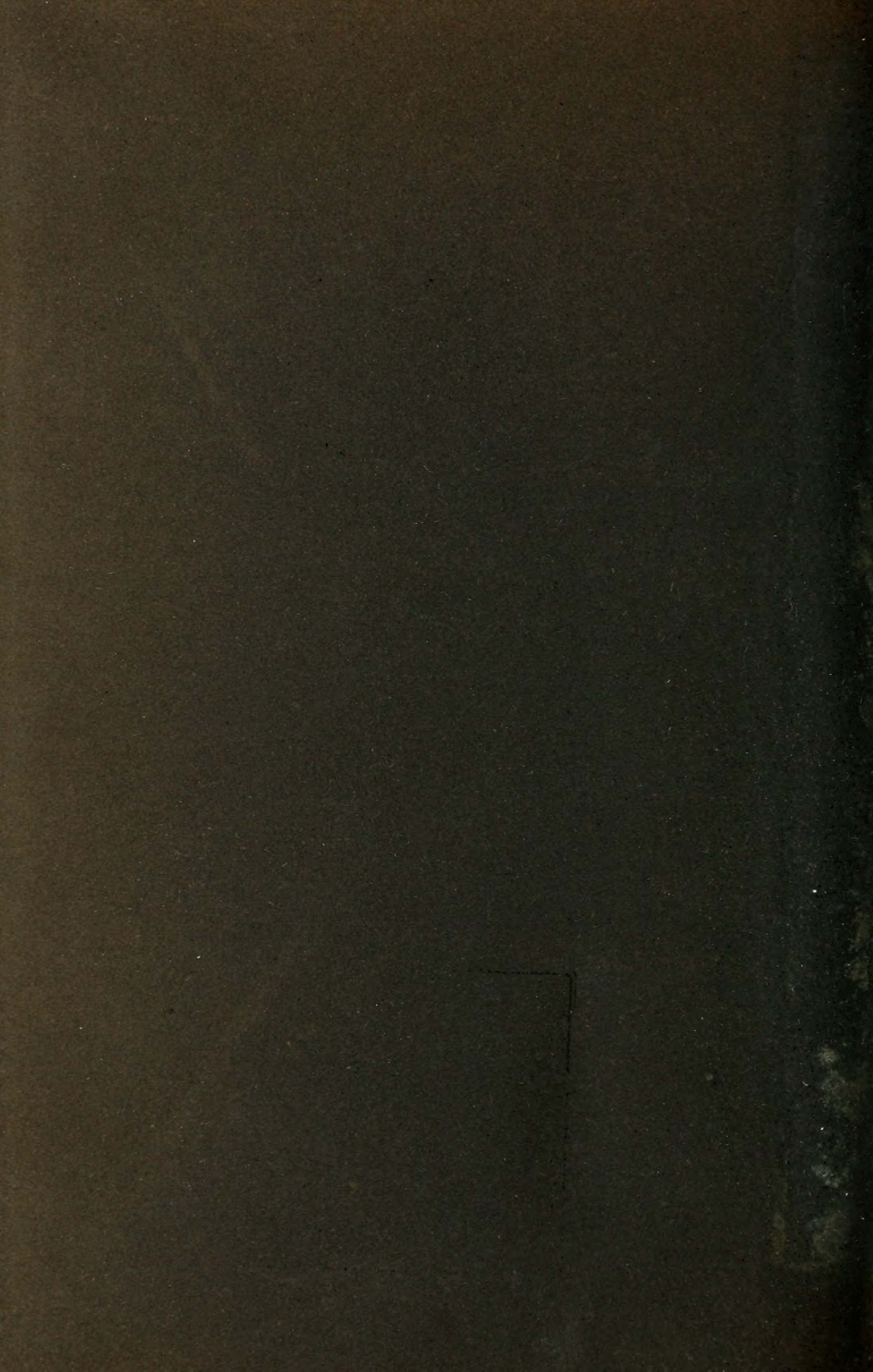
dem Herzog von Otranto. — Der Aufsatz über den Studentenstaat auch als Sonderschrift erschienen, vgl. über die Entstehung und Bedeutung meine Schrift „E. M. Arndts Stellung zu den Reformen d. studentischen Lebens", München 1909.

zehnt das gewaltige Ringen der Kräfte des Gewordenen und des Werdenden, des *δαιμόνιον* und des *δαίμων*, an der eigenen Seele gespürt hatte, nicht die Größe der Probleme ahnen, die jetzt das ganze Volk in dem politischen und in dem persönlichen Leben lösen sollte! Aber gerade diese ernste Erkenntnis forderte seine sittliche Kraft heraus. Er fühlte deutlich den Mangel der harmonischen Ausbildung seines geistigen Menschen. Darum sollten nach dem Frieden die Versäumnisse, die er sich während der Jahre der politischen Tätigkeit zugezogen hatte, erst in Ruhe ausgeglichen werden. Dann wollte er seine Arbeit auf der neuen preußischen Rheinuniversität, der er ja sicher anzugehören hoffte, der kommenden Generation widmen. Ihr hatte er ja eben das Ziel der Bildung gewiesen. Trotz mancher trüben Ahnungen schrieb er doch frohlockend gleich Hutten: „Unsere Geschichte wird so groß werden in funfzig Jahren und so wimmelnd von großen Menschen und Thaten, daß es doch überschwängliches Glück ist, jetzt gelebt zu haben.“ Aus diesen Worten sprach das Bewußtsein, daß die im Dienste des Volkes und des Vaterlandes geleistete Arbeit nicht untergehen kann, auch wenn Unverständnis und Haß sie zu entstellen suchen, daß sie ewigen Wert besitzt, weil Volk und Vaterland selbst unvergängliche Gaben und Aufgaben der Menschheit bedeuten. Sie können von Regenten und Regierten, von harter Eigenliebe und von weltbürgerlichen Utopien nur verschüttet werden, um in desto reinerem und tieferem Glanze wieder aufzuerstehen.

Druck von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.







PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DD
86
.7
A8M8
Buch.1

Musebeck, Ernst
Ernst Moritz Arndt

